JENA
ODER
SEDAN?

Roman von
Franz Adam Beyerlein

Jena oder Sedan?

Roman

von

Franz Adam Beyerlein

226.—230. Tausend



Ungekürzte Volksausgabe

VITA
Deutsches Verlagshaus, Berlin-Charlottenburg.

Vorwort

zur zweihundertsten Auflage.

In der kurzen Zeit von dreizehn Monaten ist das zweihundertste Tausend meines Buches nötig geworden. Es scheint, daß diese große Verbreitung gewissen reaktionären Kreisen arge Beklemmungen verursacht hat. Meine Arbeit ist von dieser Seite mit einer Flut von Verdächtigungen und Schmähungen überschüttet worden. Kahler Hochmut und blindes Übelwollen haben sich verbündet, das als wahr zu erweisen, was ich im Romane schrieb, — daß weitaus der größte Teil des Heeres in Überschätzung des herrschenden Systems jeglichen Tadel als übelwollende Nörgelei zurückzuweisen pflegt. Diese stolze Verneinung hat freilich nicht verhindern können, daß die Wirklichkeit als eine grausame Bestätigerin bitterer Wahrheiten auftrat.

Mich gegen die Zusammenstellung meiner Arbeit mit jüngeren Erzeugnissen, die den gleichen Stoff behandeln, zu verwahren, tut nicht not. Berufenere, denen ich dafür zu großem Danke verpflichtet bin, haben es bereits getan, und im übrigen überlaß ich das Urteil darüber getrost den Einsichtigen. Etwas anderes oder mehr könnte ich ja in dieser kurzen Vorrede nicht sagen als in dem Buche, das sie begleiten soll. Mag das Buch für sich selber sprechen!

Leipzig, Ostern 1904. **Franz Adam Beyerlein.**

I.

„Muß i denn, muß i denn
zum Städtele 'naus —“
(Schwäbische Volksweise.)

Franz Vogt war auf dem Heimwege. Die Wäschestücke und die Stiefel, die er in der Stadt eingekauft hatte, trug er in einem verschnürten Paket. Er war diese Straße schon unzählige Male gegangen, aber jetzt, da ein Abschiednehmen bevorstand, wollte ihm die alte, vertraute Umgebung doch einer erneuten Betrachtung wert erscheinen.

Es war freilich kein Abschied, wie wenn einer nach Amerika auswanderte; im höchsten Falle waren es die zwei Jahre Militärdienstzeit, die er fern sein würde, und dazwischen gab es sogar wahrscheinlich ein paarmal Urlaub, es war auch nicht das erste Mal, daß er aus dem Dorfe herauskam, — aber ein eigen Ding blieb es gleichwohl um dieses Fortgehen.

Einmal, — daß er mußte.

Franz Vogt zerbrach sich nicht sonderlich den Kopf darüber, warum und zu welchem Zwecke dieser Zwang bestand. Er rechnete so: Deutschland hatte Feinde — namentlich waren das die Franzosen und die Russen —, die aus irgend einem Grunde irgendwann einmal Krieg anfangen konnten, und da hieß es natürlich für Deutschland auf der Hut sein; dazu brauchte man die Soldaten. Außerdem hatte es etwas ungemein Tröstliches, daß dieses gebieterische Muß vor keinem

genau der Freude, die er empfunden hatte, als er von der Lehrzeit bei dem Vatersbruder im Gebirge oben heimkehrend, die Burg wieder hinter dem verdeckenden Berge sich vorschieben sah.

Dabei haftete dem dicken, plumpen, runden Bischofsturm an der linken Ecke des Schlosses eine ganz besondere Anziehungskraft an, eine viel größere als der eigentlichen, in einer klaren Frühgotik erbauten Burg mit den bunten Wandgemälden, die er als Junge unter der Führung des Lehrers sich hatte anschauen dürfen. Es waren prächtige Bilder; Turniere waren darauf dargestellt, die von Rittern in glänzenden Rüstungen ausgefochten wurden und Kampfszenen, wie die Sorben sich die Köpfe an den Burgmauern einrannten und beim Sturm von blonden, schönen Frauen mit siedendem Pech begossen wurden, — aber der Bischofsturm hatte anderthalb Meter dicke Mauern, und dann war das Gericht darin mitsamt dem Amtsgefängnis, in das einmal ein Schulkamerad eingesperrt worden war, weil er einen Strohfeimen aus Dummheit in Brand gesteckt hatte.

Jetzt ging es Vogt natürlich angesichts der Burg wieder genau so wie bei allem, an dem er heute vorüberkam: er mußte denken, das siehst du nun morgen auf eine gehörige Zeit zum letzten Male; wann wirst du das wohl wiedersehen, und wie wird dir's dann zu Mute sein?

Diesmal fiel es ihm schwerer, den Kopf in die Höhe zu recken, und er ging sinnend weiter, bis er da, wo die Landstraße sich teilte, bei dem väterlichen Hause anlangte. Von den vier muldenartig abgetretenen Sandsteinstufen, die zum Eingange hinaufführten, blieb er stehen, und auch dieses Haus, das ihm vom hintersten Kellerwinkel bis zum obersten Ziegel des Firstes ver-

traut war, an dessen Mauern er jeden Riß kannte und jeden Fleck, von dem er als Knabe den Bewurf abgehämmert hatte, und den er als junger Bursche hatte frisch mit Kalk verstreichen müssen, — auch dieses Haus erschien ihm jetzt als etwas Besonderes.

Zum ersten Male fiel es ihm auf, wie alles daran unverändert geblieben war, während ringsum alles sich verwandelt hatte. Vor Jahren, als noch Wegegelder erhoben wurden, war es als Königliche Chausseegeldereinnahme Staatseigentum gewesen, und der Vater, der letzte Einnehmer, hatte es dem Fiskus abgekauft. Fast zwei Jahrzehnte waren verflossen, seit der gelb=weiße Schlagbaum zum letzten Male abends heruntergelassen worden war, aber das Einnehmerhaus war dasselbe geblieben. Die kleine Klappe im Fenster des ehemaligen Dienstzimmers ließ sich noch immer zurückschlagen, und der Glaser hatte mit seiner großen Scheibe wieder abziehen müssen, die er an die Stelle der Klappe hatte einsetzen wollen. Und die lange Stange mit dem auf einen runden Draht gereihten Beutel, der den Fuhrleuten durch das Fenster hingereicht wurde, damit sie die fälligen Pfennige hineinwerfen konnten, ohne aus ihrer Schoßkelle zu klettern, stand noch immer in der Ecke derselben Stube, nur der rot=weiß gestreifte Zitz des Beutels war dünn wie Zunder geworden. Sogar den alten Schlagbaum hatte der Vater hinten im Garten in dem vorgeschriebenen schiefen Winkel neu aufgerichtet; ein Starkasten war auf das obere Ende genagelt, der jeden Frühling von einem Starenpaar bezogen wurde.

Und der Vater — war er nicht im Grunde auch derselbe geblieben? Nur daß der Bart, den er wie der alte Kaiser Wilhelm mit ausrasiertem Kinn zu tragen pflegte, und das Haupthaar ergraut war, —

das Hauptthaar, das sich in einem immer spärlicheren Kranze nach dem Hinterkopfe zurückzog.

Im übrigen hielt sich der Greis, wie er nun in die Tür trat, genau noch so straff und aufrecht wie ehemals, die Augen blickten unter den struppigen Brauen noch genau so finster und doch so gut hervor, und die tiefe Stimme klang noch genau so militärisch kurz und barsch.

„Na, Junge, du stehst ja ganz verdattert da!" rief er. „Hm? Wohl Angst in den Hosen von wegen morgen? Siehst du, das kommt davon, daß deine Mutter 'n Frauenzimmer war. Na komm man rein!"

Er ging dem Sohne voran in die Stube und ließ sich die Einkäufe vorweisen.

„Teuer, teuer, das bißchen Gelumpe!" brummte er. Aber am Ende gab er sich zufrieden, da Franz von dem ausgesetzten Gelde sogar noch ein gut Teil erübrigt hatte.

„Das behalt dir man!" sagte der Vater. „Denn weißt du, für's erste gibt's keinen Zuschuß von mir. Später, ab und zu ein paar Groschen, ja. Aber erst lern' du dich mal gründlich nach der Decke strecken! Das tut immer gut. Ich hab' auch auskommen müssen mit meinem Sold, immer, vom ersten bis zum fünfzehnten Jahre, — also! Und nun geh' hinauf und pack' deine Sachen, daß hernach alles parat ist!"

Franz stieg die Treppe hinauf in seine Dachstube und nahm den Zettel vor, auf dem ihm der Vater aufgeschrieben hatte, was er zum Militär mitnehmen sollte: Wäsche vor allem, die neuen Stiefel, Flick- und Putzzeug und einiges Handwerkszeug. Als alles in dem kleinen Kistchen untergebracht war, ließ sich der Deckel gerade noch darüber schieben. Dann saß

der junge Bursche nachdenkend auf seinem Bett und sah in den hereinbrechenden Abend hinaus.

Was würde ihm die Zukunft bringen? — — —

Beim Abendbrot ging es um kein Haar reichlicher zu, als es die Gewohnheit des Haushaltes war. Nur sah Franz mit Staunen, daß der Vater gleich zwei Rauchwürste auf einmal anschnitt.

„Morgen, Junge," sagte er, als er dem Sohne die letzte Scheibe Brot herunterschnitt, „morgen gibt's Kommißbrot. Ein gutes, nahrhaftes Brot! Wird dir schon schmecken!"

Und auf die beiden langen, dicken Würste weisend, fuhr er fort: „Und der Wurstrest da — geht er noch in die Kiste? — Ja? — Kannst ihn einpacken." —

Die Männer hatten von flachen Holztellern gegessen und Brot und Wurst mit den Taschenmessern zerteilt. So brauchte man bloß die Brosamen vom Tisch zu fegen und die Teller in die Küche zu tragen.

An jedem Morgen kam dann eine alte Frau, besorgte die Weiberarbeit im Haus und bereitete das Mittagbrot. Und jeden Nachmittag wartete der Chausseegeldereinnehmer mit immer neuer Ungeduld auf den Augenblick, in dem die Alte die Tür hinter sich zumachte. Dann war ihm wohler.

Als Franz die Rauchwürste in die Kiste gestopft hatte und die Treppe wieder herunterkam, fand er den Vater mit der Mütze in der Hand zum Ausgehen fertig.

„Komm, Junge!" sprach er. „Wir wollen uns noch etwas die Beine vertreten."

Sie gingen am Dorfe vorüber und wanderten eine Zeitlang schweigend unter dem sternfunkelnden Himmel.

Dann begann der Vater schwerfälliger und

weniger entschieden, als es sonst seine Art war, zu reden: „Siehst du, Junge, mit morgen wirst du gewissermaßen auf eigene Füße gestellt, wirst verantwortlich für dich selbst. Denn das ist so: vor dem Dienen ist man ein dummer Junge, darnach ein Mann. Soll man ein Mann geworden sein! Dazu brauchst du etwas, nach dem du dich richten kannst. Und da sage ich dir: du mußt dir in dir selber eine Richtschnur, ein Gesetz schaffen, nach dem du lebst! Das andere, das in Paragraphen geschrieben ist, das ist nur ein Notbehelf. Frag' du dich nur stets selbst: ist das anständig, ist das honett, was du da tust? Wenn ja, dann immer los! Und wenn du mal gar nicht weißt, wie oder was? — dann denke getrost: kannst du das deinem Vater erzählen und kannst du ihm dabei ruhig in die Augen sehen?“

Er trug eine wahrhafte Bergeslast sorgender Wünsche auf dem Herzen für diesen Sohn, das einzige Liebe, das ihm geblieben war, aber er brach ab. Er fühlte es selbst, daß er nicht imstande war, der Erfahrungsweisheit, die er in den sechzig Jahren seines Lebens gesammelt hatte, einen klaren Ausdruck zu geben. Er lebte nach diesen Grundsätzen, und das System, das er sich zurecht gelegt hatte, war ihm in Fleisch und Blut übergegangen, aber die rechten Worte wollten sich nicht fügen, daß er es seinem Sohn hätte mit auf den Weg geben können. —

Friedrich August Vogt war 1840 zugleich mit einer Zwillingsschwester als uneheliches Kind einer Magd geboren worden. Die Mutter verschwand eines Tages spurlos und blieb verschollen. Wahrscheinlich war sie in irgend einem Straßengraben gestorben. Der Kinder nahm sich das Waisenhaus an. Vergleiche anzustellen waren die Kleinen nicht in der Lage; so

wuchsen sie auch in der mageren, strengen Zucht der Hauseltern kräftig heran, ein wenig gedrückt und schweigsam infolge des immerwährenden Vorhaltens der erwiesenen Wohltaten, und beide nach dem Verlassen des Waisenhauses von dem lebhaften Bestreben erfüllt, durch eigene Bravheit den Makel ihrer Geburt wettzumachen, den ihnen das pharisäische Vorurteil jener Zeit beständig vorwarf. Das Mädchen ging in Dienst, der Knabe wurde Soldat und erreichte, allmählich auf der Stufenleiter der Grade vorrückend, den Rang eines Feldwebels. Bei der Fasanerie von Prim erkämpfte er sich die silberne Tapferkeitsmedaille, bei St. Privat das Eiserne Kreuz. Streng und gerecht als Vorgesetzter erzog er sich selbst am allerstrengsten und sorgte, nach außen ein bärbeißiges Wesen zur Schau tragend, unablässig und fast väterlich für seine Untergebenen; das ganze Streben langer fünfzehn Jahre richtete er auf den einzigen Stolz, untadelig dazustehen, nicht nur vor den Übergeordneten — das war unter Umständen gar nicht so viel wert —, sondern auch vor sich selbst.

Die Kameraden mochten den stillen, ernsten Mann nicht leiden, und ebenso fühlte sich Vogt nicht zu ihrer leichtlebigen Art hingezogen, wie er denn auch an den Frauenzimmern nicht das geringste Begehrenswerte finden konnte. Er blieb für sich, freundlos und unbeweibt; aber selber ohne Liebe aufgewachsen, empfand er doch ein überquellendes Bedürfnis, in den so starren Schranken des Dienstes ein wenn auch winziges Maß von dankbarer Anhänglichkeit sich zu erwerben, und er fühlte sich reichlich entschädigt, wenn ein Reservist ihm bei der Entlassung besonders kräftig die Hand drückte und ihm mit ungeschickten Worten einen herzlichen Dank sagte. Mancher Taugenichts

war darunter, den er einstmals vor gefährlichen Torheiten und den notwendig folgenden harten Strafen bewahrt hatte, nicht mit großen Worten, sondern gütlich zuredend durch die klare Weisheit, daß man sich in einmal bestehende Verhältnisse nach Möglichkeit schicken müsse. Als er dann den Soldatenrock auszog, hatte er sich nichts vorzuwerfen, keine Versäumnis und keine Überschreitung, keine Ungerechtigkeit und nicht die geringste Bestechlichkeit; er durfte mit sich zufrieden sein.

Auf Grund seines Zivilversorgungsscheines erhielt er die Chausseegeldereinnehmerstelle und konnte nun endlich einen sehnlichen Wunsch verwirklichen, dessen Erfüllung die Verhältnisse bisher unmöglich gemacht hatten: er nahm seine Schwester ins Haus.

Das hatte ihm immer als etwas ganz Wunderherrliches vorgeschwebt, diese heiß geliebte Schwester bei sich zu haben, sie brüderlich zu stützen und auch selber — ein wenig — von ihr geliebt und gehegt zu werden. Aber er hatte sich nicht lange ihrer geschwisterlichen Fürsorge zu erfreuen. Sie ließ ihn nach wenigen Jahren allein, nachdem es ihr mit Mühe gelungen war, in das Leben des ernsten Bruders eine Spur von Helligkeit hineinzutragen. Sie sah voraus, wie er immer trüber und trüber werden würde, und deshalb fügte sie noch auf dem Krankenlager seine Hände in die eines Mädchens, das, nur um einige Jahre jünger als sie selber, sich ihr freundschaftlich angeschlossen hatte. Sie verlobte damit ein Paar, das nie an eine Verbindung gedacht hatte, aber die beiden ehrten den Willen der Toten. Sie heirateten und hatten gut daran getan und wurden die allerglücklichsten Menschen, als ihnen ein Sohn geboren wurde.

Aber August Vogt war zur Einsamkeit vorbestimmt; auch die Frau starb ihm, als der Knabe eben schulpflichtig geworden war.

Bald darauf fiel ihm einiges Feld als Vatererbe seines Weibes zu, und wie fast gleichzeitig die Chausseegeldereinnahmen in Wegfall kamen, quittierte er den Dienst, kaufte dem Fiskus um ein Billiges das überflüssige Häuschen ab und wurde Bauer.

Das wurde ein neuer Stolz, daß dieser Acker, den er mit seinem Schweiße düngte, die vielfältigste Frucht trug, daß dieses Vieh, das er von keiner fremden Hand anrühren ließ, am blanksten und rundesten glänzte.

Einsam, ohne jegliche Beihilfe, schaltete er in Haus und Feld; es schien, als wollte er mit dem Schicksal trotzen, durch das ihm die zwei Menschen, die er so sehr geliebt hatte, entrissen worden waren. Da er sie nicht mehr lieb hatte, blieb er lieber ganz allein, — den kleinen Burschen natürlich ausgenommen, der ihm auf Schritt und Tritt nachlief und, fast so ernsthaft dreinschauend wie der Vater, mit seinen kleinen Geräten die Verrichtungen des Großen nachahmte. Mit den Jahren wurde ihm das Kind zu einem immer tüchtigeren Helfer, und am Ende wandten sie als gleichwerte Kameraden ihren ganzen Fleiß der Erde zu, von deren Früchten sie sich fast ausschließlich nährten, gleichwie ihnen das Vieh im eigenen Stalle die notwendige Ergänzung der Nahrung bot.

Der Sohn artete dem Vater nach. Sie spannen sich zu zweit in ihrem Hause ein und wetteiferten miteinander im rüstigen Zufassen, ohne daß dabei der Sechzigjährige dem Jungen mit seinen frischen zwanzig Jahren unterlegen wäre. Wenn der Sohn schon müde

die Arme sinken ließ, waren die Sehnen des Alten noch unermüdet, und dann konnte er sogar lachen, ein behagliches, breites Lachen voller Glück und Zufriedenheit.

An den Abenden saßen sie ausruhend einander gegenüber. Zuweilen fragte der Junge den Alten in der abenteuersüchtigen Neugier der Jugend nach den Kriegserlebnissen, an die die Ordenszeichen zu unterst im Geldkasten gemahnten; aber der Vater gab ungern und karg Auskunft.

Er besann sich, an diesen Tagen von St. Privat war er von Roncourt her gegen das brennende Dorf durch ein Haferfeld vorgestürmt, ein Feld prachtvollen reifen Hafers; neben ihm war einer gefallen, ein kleiner, frischer Tambour, er hatte eine Kugel durch den Hals und raufte im Sterben die gelben Ähren aus und hielt ein Büschel in der toten Hand, die Rispen in rotes Blut getaucht, wie ein Feldzeichen, eine Fahne. — —

O ja, er war immer noch stolz auf seine Medaille und sein Kreuz, indessen eine Art Zwiespalt ließ sich nicht wegbringen; eine immer mehr sich verbreiternde Kluft trennte ihn von dieser ruhmvollen Vergangenheit, und es bereitete ihm unwillkürlich Unbehagen, in seinem Leben der schaffenden Arbeit einer Zeit zu gedenken, die im letzten Grunde dem Kampf und der Vernichtung geweiht gewesen war.

Aus diesem Gefühl heraus hatte er auch den anfänglichen Plan, den Knaben des Vaters Laufbahn einschlagen zu lassen, verworfen. Trotz der Vergünstigungen, die ihm gewährt waren, gab er ihn nicht auf die Unteroffizierschule. Es hatte ja keine Not: der Junge konnte sich als Soldat immer noch entschließen weiter zu dienen.

Für den Augenblick — das war nun einmal ganz sicher — war das eine recht dumme Geschichte, daß der Sohn nun einberufen wurde. Man durfte es ihn natürlich nicht merken lassen, jedoch — hart kam es einem an.

Da hatte der Ortsvorsteher darauf hingedeutet, daß der Junge zu reklamieren sei, wenn man ihn als unentbehrlich für den Hausstand bezeichnete. Aber nein, dazu war August Vogt zu ehrlich; gewiß, sechzig Jahre war er alt, aber noch mit neunzig würde er das Anwesen in Schick und Schuß erhalten können. Außerdem wäre das der erste Betrug in seinem Leben gewesen, und mit grauen Haaren fängt man sowas nicht mehr an. Lieber sollte es die zwei Jahre ohne den Franz gehen.

Trotzdem, trotzdem — schwer blieb es. —

Vielleicht war sogar dem Vater kummervoller zu Mute als dem Sohne, wie sie schweigend nebeneinander in der Nacht wanderten, aber als sie nach einem langen Rundgange wieder vor der Haustür anlangten, sagte er nur: „Ja, ja, Junge, wirst wohl oft herdenken. — Na, schlaf gut, diese letzte Nacht!"

Und als der Sohn schon die Treppe hinauf war, setzte er etwas leiser hinzu: „Mein guter, guter Junge!"

Er horchte aufmerksam, wie über ihm die Schritte seines Kindes hin- und widergingen und wie endlich die Bettstelle ein wenig stöhnte, als der Franz sich niederlegte. Sinnend saß er noch eine Weile in den Kleidern da, und mit einem Male war er zweifelhaft geworden, ob es nicht doch ganz recht und gut gewesen wäre, den Jungen zu reklamieren.

Da löschte er rasch das Licht, zog sich aus und warf sich auf sein Lager. — - - — —

In der Frühe des nächsten Tages nahm Franz Vogt Abschied. Er stand auf den Vorstufen der Tür, sein Kistchen in der Linken; die Rechte blieb lange von der Hand des Vaters umschlossen.

Dem alten Manne fehlten die Worte. „Mach mir Ehre, Junge!“ brachte er nur heraus. Dann hieß er den Sohn mit einer Gebärde gehen.

Der junge Bursche schritt in den Morgen hinein; an einer Biegung der Straße kehrte er sich noch einmal um und schaute nach dem Hause zurück: der Vater stand noch immer in der Tür.

Allmählich versank die bekannte Landschaft hinter ihm, die fruchtbare Niederung zur Linken, die Burg zur Rechten. Er ging wieder ein paar Schritte zurück und freute sich zum letzten Male an ihrem stolzen, stattlichen Anblick, — dann schritt er auf dem abfallenden Wege flinker aus und näherte sich bald dem Bahnhofe. Wohl oder übel mußte er sich in das laute Treiben finden, das unter den zahlreichen Einberufenen herrschte. Es waren zwar rechtschaffene Mißtöne, in denen sie das „Muß i denn, muß i denn zum Städtele hinaus“ sangen, als der Zug sich in Bewegung setzte, aber so kam man mindestens über dieses kopfhängerische Wesen hinaus, das einen unwillkürlich überfiel, wie die Heimat immer weiter dahinten blieb.

In der Hauptstadt stieg der weitaus größte Teil der Rekruten aus; es war nur eine geringe Anzahl, die stromaufwärts nach der kleinen Garnison weiter fuhr.

In den Wagenabteilungen war es still geworden, die Kehlen waren heiser gesungen, und ein Gespräch wollte nicht mehr aufkommen. Einmal fing einer, der

stark betrunken war, an zu gröhlen: „Proletarier aller Länder —"

Da stieß ihn der Nachbar in die Seite und schnauzte ihn an: „Halt's Maul, Esel! Das gibt's jetzt nicht mehr." —

Ein paar Unteroffiziere nahmen auf der Ankunftsstation den Transport in Empfang. Die Rekruten wurden notdürftig in Reih und Glied geordnet und nach einem großen Exerzierplatz geführt. Der Haupttrupp war bereits in einem Sonderzuge angelangt, aus dem Gebirge oben mit seinen Kohlenwerken und Fabriken. So waren zuletzt wohl ziemlich vierhundert Mann beisammen. Zahlreiche Unteroffiziere mit Helm und Bandelier und auch ein paar Offiziere standen um sie herum.

Darauf begann ein endloses Aufrufen von Namen. Die Leute, die der ersten Batterie zugeteilt waren, wurden zuerst verlesen und sogleich weggeführt, als sie vollzählig waren. Dann kamen die der zweiten Batterie daran, der dritten und so fort.

Die Rekruten blickten stumpfsinnig vor sich hin; diejenigen, die aufgerufen wurden, drängten sich mit einer übermäßigen Eile durch die Reihen, überall mit ihren Kisten und Kasten anstoßend.

Franz Vogt lauschte im Anfang erwartungsvoll auf die verlesenen Namen. Jedes Mal meinte er, nun müßte der seinige drankommen; aber als die dritte Batterie aufmarschiert war, ohne daß er sich aufrufen gehört hatte, ließ sein Interesse nach, und er schaute sich lieber ein wenig um.

Sehr einladend mutete das freilich nicht an, was er da sah. Der große, viereckige Platz war mit einem feinen, schwarzen Sand bestreut, klarem Koksabfall offenbar; an drei Seiten begrenzte ihn ein Holzgatter;

durch das kahle Äcker oder, in der Richtung nach der Stadt zu, herbstlich verwahrloste Gemüsegärten trübselig genug durchblinzten. Die letzte Seite schloß eine bunte Gebäudereihe ab, zuerst ein fast fensterloser, langer Schuppen, vor dem ein Wachtposten mit blankem Seitengewehr stand und neugierig nach den Rekruten herüberschaute, dann eine Schmiede; der rußige Schmied sah mit seinem Gehilfen von der Tür aus zu, wie ein Soldat in einer grauen Stalljacke einen frischbeschlagenen Rappen im Trabe vorführte. Zuletzt kam wieder ein Schuppen mit großen Toren; eines davon war offen, und eine Menge Leute hantierte darin mit Putzlappen und Bürsten an einer Kanone herum.

Franz mußte unwillkürlich ein wenig lachen. Er erinnerte sich plötzlich an ein kleines Erlebnis aus seiner Schulbubenzeit. Im Dorfe war Artillerie verquartiert gewesen, und er war lange, lange vor den Kanonen gekauert, die auf dem Gemeindeanger aufgefahren waren, und hatte sie mit scheuem Staunen betrachtet, vor allem die schwarzen Mündungen, aus denen die Kugeln und Granaten geflogen kamen. Damals war es sein sehnlichster Wunsch gewesen, so eine Kanone einmal nach Herzenslust sich ganz nahe besehen zu dürfen, — nun, dachte er lächelnd, würde seine kindliche Sehnsucht bald gestillt werden. Eines merkte er jetzt schon an den Verrichtungen im Schuppen: so eine Kanone war ein Ding, mit dem viele Umstände gemacht wurden. Denn da rieben und putzten die Soldaten immer wieder an den Eisenteilen, die doch schon ganz klar und blank blitzten.

Eben begann das Verlesen der Mannschaften der letzten Batterie, der sechsten. Franz Vogt zählte aus Langeweile, — als neunzehnter wurde er aufgerufen.

Er antwortete mit einem lauten „Hier!“ und eilte vor. Der Unteroffizier, der seine Leute in Glieder zu je sechs Mann einteilte, war ein kleiner Mensch mit einem roten Gesicht, blitzenden Augen und einem starken, dunklen Schnurrbart über einem Mund, der beständig schalt und schimpfte. Als Vogt schnell begreifend an der Ecke einer neuen Reihe sich aufstellte, nickte er zufrieden, und der junge Rekrut empfand einen leisen Stolz, daß die Geschichte derart wenigstens einen guten Anfang nahm. Neben ihn trat noch einer, ebenso flink wie er, ein munterer Bursche mit einem flotten, schwarzen Bärtchen, aber darauf entstand ein Aufenthalt.

„Inoslawski!“ wurde zwei, — dreimal gerufen.

Niemand meldete sich.

Der Offizier trat nun hinzu und schaute in die Liste hinein; er las und winkte einen Unteroffizier heran, der darauf in einer fremden Sprache in den zusammengeschmolzenen Menschenhaufen hineinrief.

Da trat endlich, die Mütze in der Hand, ein Mann vor. Er trug schwere Stulpenstiefeln an den Füßen und hatte ein grellbuntes Halstuch umgeschlungen. Zufrieden grinsend nickte er, als der Unteroffizier auf ihn einsprach und ihn an seinen Platz schob.

„Aha! Eddlärr Pole!“ brummte der kleine schnurrbärtige Mann. Er stellte ihn in das Glied und fragte ihn: „Dreckfinski Waschlappski Inoslawski?“

Aber Inoslawski schüttelte den Kopf und erwiderte freundlich lächelnd und mit Betonung: „Waczek Thaddäus Inoslawski.“

Nach diesem Zwischenfall ging das Verlesen wieder flott von statten. —

Die Rekruten der 6. Batterie waren fast schon zum Abmarsch geordnet, da sah Vogt von der rück-

wärtigen Ecke des Platzes her einen Soldaten kommen, der ihm bekannt schien. Und auch der andere, der in lederbesetzten Reithosen und schweren Stiefeln, einen Rechen auf der Schulter tragend, heranstapfte, blieb stehen.

„Guck!“ sagte er. „Der Vogt Franz!“

Vogt freute sich. Das war doch nett, hier ganz unerwartet einen alten Bekannten aus der Heimat als Kameraden zu treffen, den Junghans, der aus einer der Fischerhütten daheim am Flußufer stammte, mit dem er im Sommer geschwommen war und manchmal auch verbotenerweise Gründlinge geangelt hatte.

Junghans gab ihm die Hand und fragte: „Zu welcher kommst du denn?“

Der Rekrut antwortete: „Zur sechsten.“

Der andere pfiff leise und sagte: „Sechste? Wegstetten? O je!“

Dann schlich er geschwind weg, als er den kleinen Unteroffizier herankommen sah, und nickte Vogt nur von fern noch einmal zu.

Die Rekruten marschierten ab, vorweg zwei Unteroffiziere, auf jeder Seite einer und hinterdrein abermals einer. Es sah fast aus, als ob Sträflinge eskortiert würden, von denen der eine oder der andere möglicherweise entspringen wollte.

Der Weg führte durch einen Teil der Stadt und bog dann um eine Ecke in eine Straße ein, die aus den Häusern heraus ins Freie führte. Zuletzt breiteten sich auf beiden Seiten Äcker aus, rechts der Straße von einem kleinen Bachlauf durchschnitten, an dem eine Sekundärbahn entlang lief. Hinter diesen Feldern stiegen ziemlich steile Höhen an, die, spärlich bewaldet, an einigen Stellen den nackten Fels zeigten.

Eine gute Strecke talaufwärts glänzten die hellen Mauern eines stattlichen Gebäudekomplexes im Sonnenschein.

Der kleine Unteroffizier an der Spitze wandte sich um und rief: „Das ist euer zukünftiges Logis, Kerls!“ Alle reckten die Hälse, um nach dem bevorstehenden Aufenthaltsort Ausschau zu halten, nur Inoslawski tappte in seinen Stulpenstiefeln schwerfällig weiter, ohne den Kopf zu heben.

Vogt empfand es als eine gewisse Beruhigung, daß sein Quartier nicht in der Stadt mit ihren winkligen Gassen lag, sondern im Freien, wo man der mütterlichen, fruchtbringenden Erde sich näher fühlen konnte, wo man einen ungehinderten Ausblick hatte und in der schönen Jahreszeit das Sprießen und Gedeihen vor Augen haben würde. Dafür hatte ihm aber der Junghans einen Floh ins Ohr gesetzt. Was hatte er damit gemeint, als er so zwischen den Zähnen durch pfiff? Damit und mit seinem „O je!“? Und wer war dieser Wegstetten? — Wahrscheinlich der Hauptmann der 6. Batterie, und nicht gerade der beste Bruder.

Jetzt wirbelte draußen an dem Kasernentor eine Staubwolke auf und kam rasch näher. Ein Offizier und hinter ihm ein Soldat, beide zu Pferd, trabten heran. Als die Reiter den Trupp beinahe erreicht hatten, parierte der Offizier seinen Braunen und ließ die Rekruten an sich vorbei, indem er jeden einzelnen mit einem prüfenden Blicke streifte. Die Ehrenerweisung der Unteroffiziere, die stramm vorübermarschierten, erwiderte er mit einem kurzen Nicken. Wenn er auch nicht groß war, saß er doch stattlich auf seinem Pferde, und ein mächtiger roter Schnurrbart und die scharfen Augen, die durch die Gläser eines

Kneifers blitzten, verliehen ihm ein bärbeißiges Aussehen.

Vogt meinte für sich: streng sieht der aus, aber böse gerade nicht, er dachte, wenn das dieser Wegstetten wäre, da würde das noch lange nicht das Schlimmste sein, — da drehte sich der kleine Unteroffizier abermals um und sagte: „Kerls, das war euer Hauptmann, — von Wegstetten.“ —

Schon die Eskorte des Trupps durch gespornte und gewappnete Unteroffiziere auf allen Seiten hatte in Vogt den Eindruck hervorgerufen, als liefe er in einem Gefangenentransport mit, nun machte ihm der Einmarsch in die Kaserne vollends klar, daß er in eine straffe Zucht kam und eines guten Teils seiner Freiheit sich von nun an begeben mußte. Die zurückgeschlagenen Torflügel aus starkem Eisenblech waren oben mit scharfen Spitzen besteckt, so daß ein Überklettern unmöglich gemacht wurde, und außerdem stand am Einlaß ein Wachtposten.

Das Tor bildete den Eingang zu einem geräumigen Hof, der rings von Gebäuden umgeben war. Von freiem Felde und Grün war da allerdings nichts zu spüren, das kiesbestreute Rechteck war ebenso nackt und öde wie die Häuser, deren kahle Fenster aus verlassenen Stuben zu blicken schienen. Nur wenige verrieten, mit weißen Vorhängen geschmückt, bewohnte Räume. Selbst die jungen Kastanien, die an den Außenseiten des Platzes gepflanzt waren, gediehen hier innen nur kümmerlich; sie ließen ab und zu ein gelbes Blatt zu Boden fallen, während draußen in der Freiheit der Wald noch überall sein grünes Laub festhielt.

Die Gebäude der 6. Batterie lagen dem Eingang quer gegenüber, aber der innere viereckige Platz schien respektiert werden zu müssen, denn die Rekruten wurden

auf der gepflasterten Straße an den Häusern hingeführt. Der kleine Unteroffizier ordnete sie mit Mühe in zwei Reihen und meldete dann einem älteren Manne, der, in eine grüne Joppe mit rotem Vorstoß gekleidet, von der Tür aus zugesehen hatte: „Rekruten zur Stelle."

„Sind alle da?" fragte der andere, die Vortreppe herabsteigend.

„Zu Befehl, Herr Wachtmeister," gab der Kleine zur Antwort.

Der Wachtmeister ging langsam an der Reihe der Rekruten entlang und musterte jeden Mann mit einem forschenden Blick. Vogt sah ihm frei ins Gesicht; er mußte dabei an den Vater denken: der konnte einen auch so durchdringend anschauen, aber wer ein gutes Gewissen hatte, der brauchte die Augen nicht niederzuschlagen.

Dann begann in rascher Folge eine Reihe von Verrichtungen, die die Rekruten gar nicht zum Umsehen und Überlegen kommen ließ. Sie wurden in die Stuben geführt und erhielten jeder einen Schrank zugewiesen, in dem schon ein weißer Eßnapf mit einem Blechlöffel bereit stand. In das Spind verschlossen sie ihre kleinen Packen und trabten geschwind nach dem Speisesaal. Durch ein Schiebefenster gab man seinen Napf hin, erhielt ihn gefüllt zurück und verbrannte sich beinahe die Finger, bis man ihn auf einem gescheuerten Holztisch absetzte. Weiße Bohnen mit Speck gab es, und es schmeckte leidlich gut. Kein Wunder, wenn man seit dem frühesten Morgen unterwegs war!

Der Nachbar vom Marsche hockte neben Vogt auf der Holzbank; er wischte sich sein schwarzes Bärtchen und nickte ihm zu.

„Fix geht das hier zu, hä?" sagte er löffelnd.

„Ja, das muß wahr sein," gab Vogt zur Antwort.

Und der andere fügte, auf seinen leeren Napf weisend, hinzu: „Nich, wenn die zwei Jahre so schnell alle wären?"

Sie wurden rasch bekannt. Weise hieß der Kamerad und war ein Maschinenschlosser aus der Kohlengegend. Aber kaum hatten sie einander das Notdürftigste erzählt, da hieß es schon wieder aufstehen, die Schüssel und den Löffel unter einem Wasserhahne abspülen und wieder zurück in die Stube.

Nebenan im Hofe, vor dem Gebäude einer anderen Batterie, standen noch immer die Rekruten, die doch früher in der Kaserne eingetroffen waren, und schielten hungrig nach der Küche.

„Da sind wir doch besser dran," meinte Weise, „bei uns scheint eben alles im Trab zu gehen." —

Vor dem Hause trat man aufs neue an, und wieder begann das Verlesen. Diesmal wurden zugleich die Gestellungsbefehle abgefordert. Darüber ritt der Hauptmann in den Kasernenhof ein; er stieg vom Pferd und ging vor und hinter den Rekruten hin und her, zuweilen stehen bleibend und einen genauer musternd.

Dabei wurde manchem unbehaglich zu Mute, wenn der kleine Mann so lange hinter ihm verweilte, aber soviel hatten doch alle schon erfaßt, daß man sich da nicht umdrehen durfte.

Es dauerte geraume Zeit, bis der letzte Gestellungs-befehl abgegeben und mit den Überweisungspapieren verglichen war. Dann forderte der Wachtmeister diejenigen, die zu Pferde dienen, Fahrer werden wollten, auf, nach der einen Seite der Straße hinüberzutreten, diejenigen, die Kanoniere werden wollten, sollten sich auf der andern aufstellen.

Weitaus die größere Hälfte trat zu den Fahrern. Die hohen gespornten Stiefel und der Schleppsäbel übten diese Anziehungskraft aus, im Verein mit der Einbildung, daß der Dienst als Berittener ansehnlicher wäre. Die kleinere Anzahl, darunter Vogt und sein neuer Bekannter Weise, stellte sich zu den Kanonieren.

Vogt richtete sich nach dem Rate des Vaters. „Junge," hatte der gesagt, „zunächst werde mir ein tüchtiger Kanonier. Davon — wenn du ja mal weiter dienen und Unteroffizier werden wolltest, — kommst du rascher vorwärts als umgekehrt. Da kennst du schon deine Kanone und brauchst bloß noch reiten zu lernen."

Nur Jnoslawski blieb in der Mitte stehen und zog eine ängstliche Miene, als er sich so allein und aller Augen gerade auf sich gerichtet sah. Schließlich erstattete der kleine bärtige Unteroffizier dem Hauptmann eine Meldung und schob dann den Polen auf die Seite der Fahrer.

Aber man brauchte mehr Leute zu Fuß als zu Pferd. Deshalb wurden nur die zu Berittenen bestimmt, die als Knechte oder landwirtschaftliche Arbeiter schon mit Pferden Bescheid wußten. Der Wachtmeister rief die Namen auf, dabei auch: „Vogt".

Der Rekrut lief hin und stellte sich in Positur, so gut er's vermochte.

„Warum wollen Sie nicht Fahrer werden?" fragte der Wachtmeister. „Sie sind doch Landwirtschaftsgehilfe."

Vogt schwieg.

Da trat der Hauptmann hinzu und sagte: „Sie haben doch mit Pferden zu tun gehabt?"

„Nein, Herr Hauptmann, nur mit Kühen und Schweinen," antwortete der Rekrut und fügte, als er

die um ihn Herumstehenden lachen sah, hinzu: „Wir hatten nur Kühe und Schweine, Herr Hauptmann."

„So?" meinte der Offizier. „Na, dann bleiben Sie man ruhig, wo Sie standen; — mit Kühen fahren wir nicht."

Vogt war dunkelrot geworden, weil er da wohl eine Dummheit gesagt hatte, doch er trat ganz fröhlich ins Glied zurück. Der Hauptmann hatte ihn aber auch gar nicht unfreundlich angesehen.

Im ganzen wäre er herzlich froh gewesen, wenn die Geschichte nun zu Ende gewesen wäre. Er spürte in allen Gliedern eine rechtschaffene Müdigkeit. Nie hätte er geglaubt, daß dieses Herumstehen und Warten einen so mitnähme.

Aber des Vorhergegangene schien nur ein Spiel gewesen zu sein gegen die nichtswürdige Schererei der Einkleidung, die nun vor sich ging. Er kam dabei noch gut weg: die Hosen, deren Länge man nach der der ausgebreiteten Arme maß, paßten sofort, auch der zweite Rock, den er anzog, saß ihm gut, den Leibriemen mit dem Seitengewehr konnte man schnallen, und Mütze und Helm waren auch bald gefunden, nur von den Stiefeln mußte er mehrere Paare anprobieren, bis er die rechten bekam. Der Unteroffizier warf ihm noch die gleiche Nummer Drillichzeug zu, wie er Tuchzeug auf dem Arme hatte, dann war er fertig.

Aber es gab Leute, denen gar nichts passen wollte. Einem, dem längsten von allen, reichten die Ärmel bis knapp unter den Ellenbogen, und wenn er eine größere Nummer bekam, schlug der Rock über der Brust zahllose Falten. Andere hatten fast viereckige Köpfe, auf denen der runde Helm sich gleichsam schaukelte; denen trieb man den Helm wohl mit ein

paar Faustschlägen auf den Schädel fest. Besonders war aber einer da, ein starker, breiter Mensch mit einem dicken Bauch, für den war gar nichts vorhanden, alles war zu eng.

„Was bist du denn draußen gewesen?" fragte ihn ein Unteroffizier.

„Brauer," antwortete der Dicke.

„Hast wohl dein Bier alles selber gesoffen? Was?" fuhr der Vorgesetzte fort.

Da brachte derjenige, der die Sachen austeilte, eine neue Hose und einen neuen Rock, warf sie dem Dicken hin und bedrohte ihn: „Du, wenn aber das jetzt nicht paßt, dann laß ich dich weiß Gott in Unterhosen exerzieren."

Die Hose ließ sich mit Mühe schließen, und auch der Rock saß straff, aber der Unteroffizier klopfte dem Brauer auf den Bauch und sagte: „Siehst du, das wird gehen, denn den Wanst hier, mein Dickerchen, den werden sie dir schon abtreiben." —

Als Vogt mit seinen Sachen auf dem Arm die Montierungskammer verließ, war die anfängliche wundervolle Ordnung der Regale und der regelmäßig geschichteten Kleiderstöße in ein wüstes Durcheinander verwandelt. „Schade um die Arbeit," dachte er, „die damit verloren geht."

Und diese Sachen, die er da trug, das war Zeug wahrhaftig zum Erbarmen! Das grüne Tuch des Rockes war abgeschabt, so daß es an manchen Stellen in grauen Fäden offen lag, in den Armlöchern waren dunklere Flickflecken eingesetzt, und die ehemals roten Aufschläge waren ganz verwaschen. Dazu hatte die Hose ein neues Kreuz, die Stiefel waren an den Innenseiten geflickt, vom Helm war der Lack abgesprungen, der Messingbeschlag grün und blau angelaufen, und

das Drillichzeug war um kein Haar besser als das Tuchzeug; — nur das Seitengewehr sah blank und sauber aus.

Er musterte die Sachen mit trübseligen Blicken und schüttelte den Kopf; er hatte es sich nun freilich anders gedacht, und das war wohl sicher: besonders schmuck würde er sich darin nicht gerade ausnehmen. Er zog einen Schemel an seinen Schrank heran und begann sich umzukleiden. Die bürgerliche Kleidung legte er mit einer Art wehmütiger Andacht ab; sie hatte gewissermaßen noch etwas von der Heimat an sich. Nun mußte sie zwei Jahre im Kasten liegen.

Weise hockte neben ihm und stand beinahe schon als ein fertiger Soldat da. Dieser flinke Bursche fand sich in alles hinein und hatte es sofort verstanden, sich die Mütze ein wenig schief und keck aufzusetzen.

„Fein? Nicht?“ scherzte er, indem er eine herausfordernde Stellung annahm und sein Bärtchen aufwärts drehte.

Dann faltete er seine Zivilkleider sauber zusammen, packte sie in die Kiste, legte den Kragen, das Vorhemd und einen bunten Shlips darauf und schob den Deckel mit einem lauten Klapp zu.

„Auf Wiedersehen in zwei Jahren!“ sagte er dabei. „Dann trinke ich mir aber einen derben an!“ —

Aber schon wieder trieb die scharfe Stimme des kleinen Unteroffiziers die Rekruten aus der kleinen Rast auf; wer sich fertig angekleidet hatte, mußte abermals auf dem Hofe antreten, und ein zweites Zurechtrücken und -zupfen nahm seinen Anfang.

Da gab es von neuem Ausbrüche einer scheinbaren Verzweiflung bei den nachsehenden Vorgesetzten; einer der Leute sollte ein kurzes und ein langes

Bein haben, ein anderer war in den Schultern schief, und um einen dritten wurde gar geschrieen: „Der Kerl hat ja einen Buckel!"

Die Unteroffiziere riefen es über den Hof weg den Kameraden zu: „Wir von der sechsten haben einen Buckligen!"

Und der arme Teufel, ein breitschultriger, gedrungener Bursche, dem wohl eine recht schwere Arbeit den Rücken etwas gerundet hatte, stand mit ingrimmigem Gesicht dabei und ließ getrost an sich herumzerren; seinen Rücken zog er nicht ein.

„Ein Landsmann von mir, der Findeisen dort," sagte Weise, „ein Steinträger."

Vogt und er kamen gut weg von dieser Besichtigung. Ihre Sachen saßen vorschriftsmäßig.

„Gott sei's gedankt, daß man wenigstens ein paar darunter hat, die gerade Knochen haben!" urteilte der Unteroffizier und schickte sie auf die Stube zurück.

„Packt derweilen euer Zivilgelumpe zusammen," rief er ihnen nach, „und macht es zum Abliefern fertig!"

Auf dem Flur blieb Vogt stehen. „Du, welches ist denn unsere Stube?" fragte er.

„Na, Nummer neune, alle neune!" antwortete Weise. Er riß die Tür auf und lud den Kameraden mit einer Verbeugung ein: „Immer rein, immer rein in die gute Stube!"

In diesem Augenblick wurde die gegenüberliegende Tür geöffnet, und ein langer, hagerer Soldat trat auf die Schwelle.

Weise stockte. „Je, du? Wilhelm?" brachte er staunend hervor.

Der andere sagte: „Jawohl, was ist dabei? Wußtest du das nicht? — 'Tag übrigens!"

Die beiden reichten sich die Hände und hielten sie länger ineinander, als es wohl sonst üblich war.

Vogt meinte auch, sie hätten sich auf eine ganz besondere Art angesehen, wie wenn etwas Gemeinsames zwischen ihnen wäre. Er erkundigte sich neugierig: „Du, wer war denn das? Das war doch ein Gedienter?"

Weise antwortete: „Ach, der? Das ist 'ne frühere Bekanntschaft von mir; Wolf heißt er. — Ja, und er dient schon seit letztem Herbst."

Er hatte plötzlich ganz ernsthaft gesprochen, aber sofort nahm er wieder seine Munterkeit an. Inoslawski stand noch in der Stube; er beschaute fröhlich seine langen Reitstiefeln und die lederbesetzten Hosen. Weise setzte ihm den Helm verkehrt auf, gürtete ihm den Säbel um und gab ihm die blanke Klinge in die Hand. Dann bedeutete er ihn, zum Hof hinunterzusteigen und sprang selbst geschwind an das Korridorfenster, um die Wirkung seines Streiches zu beobachten.

Der Pole fiel bei einem Haar über die Säbelscheide, als er die Vortreppe hinunterstolzierte, und schritt dann gravitätisch auf die Unteroffiziere los. Er strahlte über das ganze Gesicht, als er die Umstehenden so lustig lachen sah, und stellte sich zuletzt vor einen Trompeter hin, der gerade über den Platz weg kam. Er mochte ihn der Schwalbennester halber für den Höchsten halten.

Vogt stand unterdessen allein in Stube IX; die anderen waren alle noch auf dem Hofe festgehalten. Er legte seine Zivilkleider in sein Kistchen und ließ das kleine Vorlegeschloß einschnappen. Damit, das fühlte er, war gewissermaßen die letzte Brücke abge-

brochen, die ihn mit dem alten Leben verbunden hatte. Nun war er Soldat.

Er sah sich rings in der Stube um, die für zwei Jahre seine Heimat sein sollte: ein ungestrichener Fußboden und grau getünchte Wände, die zum größten Teile von den Spindreihen verdeckt waren, als einziger Schmuck über der Tür ein Bild des Königs und zwei ungerahmte Schlachtenbilder, die mit Zwecken angeheftet waren. Man hatte sie offenbar aus einer Zeitschrift herausgerissen; das eine stellte „Die Hanseaten bei Loigny," das andere „Die Erstürmung des Gaisbergs" vor. Inmitten des Zimmers standen zwei große Tische, von Schemeln umgeben, ein kleinerer, zu dem ein einfacher Stuhl mit einer Lehne gehörte — der Platz des Unteroffiziers und Stubenältesten —, an dem einen der beiden Fenster, und diese Fenster selbst waren kahl, nur mit gestreiften Rouleaux versehen.

Er trat hinzu und blickte hinaus.

Da war wenigstens ein Gutes. Die Fenster der Stube schauten auf das freie Feld, nicht auf den öden Kasernenhof hinaus. Dicht am Hause lagen kleine Gärten, durch Stakete voneinander getrennt. Gerade grub in einem ein Unteroffizier die Erde um. Er düngte sie mit Strohdünger, den er aus einer kleinen Schubkarre nahm; eine Frau, die ein zappelndes Kind auf dem Arme trug, ging zwischen den Beeten auf und ab, und zuweilen richtete sich der Mann auf, um ein wenig mit dem Kindchen zu spielen. Hinter den Gärten streckte sich ein Streifen Wiesenland bis zum Fuße des Berges, der, mit einem Wald von Buchen und Birken bestanden, ziemlich steil anstieg. Ein wohlgepflegter Weg führte auf der Höhe hin, linker Hand — das war wohl klar — zur Stadt, rechter Hand —

das wußte Vogt nicht. Er wußte nur das Eine, ob zur Rechten oder zur Linken, dieser Weg führte in die Freiheit, von der er jetzt abgeschlossen war.

Dieses winzige Stückchen Welt wurde von den schwächlichen Strahlen einer untergehenden Herbstsonne beschienen, die sich gegen die bleichen Lichter der hereinbrechenden Dämmerung nur mit Mühe mehr verteidigte. Das machte den Anblick auch nicht gerade fröhlicher. —

Vogt wandte sich seufzend ins Zimmer zurück. Da saß auch bereits Weise auf dem Tisch, schlenkerte mit den Beinen und erzählte mit drolligen Gebärden, wie der Inoslawski sich angestellt hatte.

Allmählich kamen immer mehr vom Hofe herauf, am Ende waren es fünfzehn Mann. Aber sechzehn Schränke waren in der Stube aufgestellt, also fehlte noch einer. Die meisten hatten noch mit dem Wegpacken ihrer bürgerlichen Kleider zu tun. Darnach hockten sie stumm und müde in der dunklen Stube auf ihren Schemeln und hatten kaum Lust, sich gegenseitig ein wenig bekannt zu machen.

Zu Vogt und Weise hatte sich der dicke Brauer gesetzt. Er war ganz abgehetzt und sprach davon, sich lieber heute noch das Leben zu nehmen, als daß er diese entsetzliche Plackerei zwei Jahre lang ertrüge.

Aber Weise zog ihn in seiner munteren Art auf und neckte: „Brauer, weißt du aber auch, woher du das Seil zum Aufhängen nimmst? Denn ein gewöhnlicher Strick tut's bei dir nicht."

Schließlich taute auch der Brauer auf; im Sitzen wurden seine Pläne weniger lebensgefährlich, und er seufzte und jammerte nur: „Jetzt, wenn ich bloß ein Bier hätte! Bloß ein Bier!"

Endlich kam Weise auf den Gedanken, Licht an-

zustecken. Die beiden Lampen verbreiteten zwar nur ein recht spärliches Licht, aber selbst diese geringe Helligkeit genügte, um die trübseligen Gedanken zu verscheuchen. Hernach kam auch der kleine Unteroffizier mit zwei „alten Leuten", die die Arme voll Brote hatten. Davon erhielt jeder eins.

Gerade als die Rekruten sich an die Tische setzten und mit ihren Taschenmessern die kräftig duftenden Brote in Angriff nahmen, wurde draußen auf dem Hofe ein Signal geblasen. Darauf erhob sich auf dem Flur und auf den Treppen ein vielfüßiges Trampeln und Laufen, — die alten Leute gingen zum Abendstalldienst. Aber der Unteroffizier sagte, gutmütig lachend über die tüchtig einhauenden jungen Burschen hinblickend: „Na, heute geht's euch noch gut, morgen sieht die Sache schon anders aus. Darum eßt, — aber überfreßt euch nicht!"

Und es schmeckte in der Tat, dieses derbe Schwarzbrot, zu dem jeder eine kleine Zukost aus seinem Spind herzuholte, ein Töpfchen voll Butter oder Fett oder eine Wurst. Nur einer saß trübselig bei seinem trockenen Brot, Klitzing, ein blasser, magerer Mensch mit hohlen Wangen, der fast in seiner Uniform schlotterte und stets sich ganz still für sich gehalten hatte.

Vogt saß neben ihm; er schnitt ein gehöriges Stück von seiner Rauchwurst ab und schob es seinem Nachbar hin: „Da Landsmann, wir teilen."

Klitzing wollte die Wurst erst zurückweisen, am Ende nahm er sie aber an und bedankte sich schüchtern.

„Warum hast du dir denn nichts einpacken lassen?" fragte Vogt.

„Ich habe keine Eltern mehr," antwortete der andere. „Und ich bin erst am Montag aus dem Krankenhaus entlassen worden."

„Armer Kerl! Da mußt du dich erst recht anessen. Was bist du denn?“

„Schreiber.“

„Na, wenn wir zusammenhalten, wird's schon gehen,“ meinte Vogt.

Der blasse Kamerad gefiel ihm, — fast besser als Weise. Weise war wohl augenscheinlich ein guter Kerl, aber ein bißchen leicht war er auch und wahrscheinlich auch ein bißchen so einer, der nicht immer Farbe bekennt, der den Mantel so hängt, wie der Wind weht. Klitzing hatte ehrlichere, offenere Augen. Er konnte einem nur leid tun in seiner Blässe und Schwäche. Wie sollte der die Strapazen ertragen?

Inoslawski aber schnitt sich leuchtenden Auges eine Schnitte nach der anderen von dem Laib Brot herunter. Vor sich hatte er in einem nicht allzu sauberen Napfe Fett, das er dick aufstrich. Er deutete darauf hin und sagte vergnügt nur immer: „Maruschka! Maruschka!“

Er zog dabei ein so verschmitztes Spitzbubengesicht, daß man unwillkürlich auf den Gedanken kam, seine Maruschka hätte das Fett irgendwo stibitzt.

Jedenfalls schmeckte es ihm köstlich, und er lachte für sich die polnischen Mitarbeiter aus, die ihm da auf dem Rittergute vor dem Militär hatten bange machen wollen; Thaddäus Inoslawski fand das Soldatsein wunderschön.

Die Rekruten saßen noch bei ihrer Mahlzeit, da führte der kleine Unteroffizier noch einen neuen herein, einen hochaufgeschossenen jungen Burschen, der mit seinem weiß und roten Gesicht fast noch einem Knaben glich; ganz sicher war er ein paar Jahre jünger als alle andern. Der Unteroffizier sprang weniger grobkörnig mit ihm um, er redete ihn sogar „Sie“ an und

wies ihm mit einer gewissen Zuvorkommenheit seinen Schrank.

Irgend etwas Besonderes war mit diesem Frielinghausen, wie er ihn nannte, los; auch die Uniformstücke, die er trug, waren um ein kleines weniger geflickt und fadenscheinig. Aber gute Laune schien der neue Kamerad gerade nicht zu haben. Er ließ sich an der finstersten Tischecke nieder, stützte den Kopf in die Hände und rührte das Brot nicht an, das der Unteroffizier vor ihn hingelegt hatte.

Die meisten Rekruten betrachteten ihn mit unverhohlenem, ablehnendem Mißtrauen. Was war das für ein Hochnäsiger, für ein Feiner, der sich da anstellte, als wären die Kameraden gar nicht da? Und er war doch auch nichts anderes als sie alle. Nur Vogt und Klitzing sahen mit einigem Mitleid nach dem Tischende hin; wer konnte wissen, was dieser Frielinghausen für einen Kummer hatte!

Dafür war Weise um so munterer. Er ließ es sich angelegen sein, die Stube während des Schmausens mit Schnurren und Späßen zu unterhalten, und alle hörten ihm gern zu. Das vertrieb die Langeweile und die nicht gerade angenehmen Gedanken, auf die man sonst immer wieder verfiel.

Der Unteroffizier hörte eine Weile belustigt zu, dann rief er den Spaßmacher zu sich: „He, du! Der Schwarze da! Komm mal her!"

Weise sprang hin und der Vorgesetzte musterte ihn nicht ohne Wohlwollen. „Das ist recht," sagte er, „Trübsal blasen ist Blödsinn, lustig muß ein Soldat sein. Sag' mal, wie heißt du denn, Schwarzer?"

„Weise," antwortete der Rekrut.

„Weise? — Gustav Weise?"

„Ja, Herr Unteroffizier."

„So, so? — Gustav Weise. Na, 's ist gut. Setz' dich nur wieder."

Weise kehrte etwas verblüfft auf seinen Platz zurück; was hatte der Unteroffizier nur plötzlich für ein finsteres Gesicht gezogen, als er den Namen erfahren hatte? An dem Namen war doch nichts Besonderes? — Er zerbrach sich nicht gerade den Kopf darüber, seine Lustigkeit war ihm aber doch über der finstern Miene verloren gegangen.

Als letztes an diesem ersten Tage des Soldatenlebens hieß es die Zivilkleider abgeben. Die Rekruten zählten die Sachen vor: Hose, Rock, Weste und Hut, schlossen sie in die Kiste ein und gaben die Adresse an, an die die Kleider zurückgesandt werden sollten. Klitzing wußte niemand, der ihm da außen seinen Rock hätte aufheben sollen, so blieben die Sachen im Gewahrsam der Batterie. Zuletzt wurden die Spinde nachgesehen, ob nichts zurückgeblieben war, was später einmal irgend einem hätte dienen können, der Lust zum Desertieren verspürte.

Die Leute waren nicht eben lustig bei dieser Ablieferung. Diesmal war Klitzing der Gelassenste.

„Mein Zeug," flüsterte er Vogt zu, „mein Zeug können sie ebensogut wegwerfen. Ich brauche es doch nicht mehr."

„Warum denn?" fragte Vogt. „Willst du denn weiterdienen und Unteroffizier werden?"

„Ach nein, das nicht."

„Na also. Warum brauchst du's dann nicht mehr?"

Der Schreiber sah mit seinen hübschen, ehrlichen Augen einige Augenblicke starr ins Leere und blieb dabei: „Ich brauche es nicht mehr. Ich weiß es."

Alles war bisher ordnungsmäßig abgelaufen, da verursachte dieser Inoslawski einen neuen Aufenthalt.

Mütze, Hose und Rock gab er gutwillig hin; es war ohnehin nicht viel mehr daran zu halten, und die Hose hatte sogar ein tüchtiges Loch, das der Rock nur eben noch verdeckte, — aber die hohen Stiefeln hielt er krampfhaft fest, sie waren auch noch fast neu.

Der Unteroffizier mochte ihn noch so sehr anschreien, — der Pole hatte nur ein stummes Kopfschütteln dafür, und als der Vorgesetzte, in Wut geratend, ihm die Stiefeln gewaltsam entreißen wollte, machte er Miene sich zu wehren, wie es gerade ging.

Der kleine Unteroffizier hielt ratlos inne. Was sollte man mit diesem Kerl anfangen, der kein Wort verstand?

Da kam Weise auf einen Einfall. Er lief zum Schrank des Polen und hielt ihm die von der Montierungskammer gelieferten Stiefel hin, die noch höher waren als diejenigen, die der Widerspenstige fest an seinen Leib drückte.

Aber Inoslawski lächelte geringschätzig und wies auf die Ränder seiner Stiefeln, die mit rotem Zwirn in kleinen Arabesken gesteppt waren, und auf die Stelle des Schaftes, wo die Strippe mit den gleichen bunten Fäden kreuzweis angenäht war.

Weise geriet nicht in Verlegenheit und brachte nun die Sporen, die er an die Absätze anfügte. Er rollte das Rädchen und ließ sie klirren und im Lampenlicht blinken.

Das besiegte endlich den hartnäckigen Polen. Er reichte sorglos lachend dem Unteroffizier die Stiefeln hin und gedachte ihm die Hand zu schütteln, als ob er „nichts für ungut!“ sagen wollte. Aber er wurde unfreundlich zurückgewiesen.

Alle atmeten auf, wie der törichte Zwischenfall, der zu einem recht üblen Anfange der Dienstzeit hätte werden können, so gut ablief, und Weise erhielt einen anerkennenden Blick vom Stubenältesten, der ihn die vorher empfundene bange Unsicherheit rasch vergessen ließ. —

Über alledem neigte der Tag sich seinem Ende zu. Kurz vor zehn Uhr hieß es „Licht aus und schlafen gehen!" Halsbinde und Rock ließ man in der Stube und stieg die Treppe hinauf zum Schlafsaal.

Das war ein weitläufiger Raum, der sich unter dem Dachgerüst hin über die ganze Länge und Breite des Gebäudes erstreckte. Allzu kleine Fenster ließen nicht genügend Luft herein, um die Ausdünstungen so vieler Menschen zwischen den Bettreihen durch- und aus den Decken und Strohsäcken herauszufegen. An diesem Herbstabend ließ sich die Stickluft noch eben ertragen, aber im Sommer, wenn die Sonne tagsüber auf das Dach gebrannt haben würde, in den glutheißen Julinächten, da mußte man sicherlich elend darin ersticken.

So meinte wenigstens Vogt.

Er hatte das Glück gehabt, sein Lager in einer Außenreihe an den Fenstern entlang zu erwischen und winkte Klitzing, das rechts danebenstehende Bett in Besitz zu nehmen; das links von ihm, das Ecklager, war von dem kleinen Unteroffizier dem Frielinghausen zugewiesen worden. Bevor er sich auskleidete, klappte er die Decke zurück: die Laken sahen einigermaßen weiß aus, darüber waren zwei starke Wolldecken gebreitet, — nun, viel anders war er es von Hause nicht gewöhnt, und auch der Strohsack würde schon mit der Zeit die gefährliche Rundung verlieren, von der man jetzt beinahe herabrollte.

Bei den Rekruten ging das Niederlegen geschwind von statten, die alten, gedienten Leute nahmen sich mehr Zeit. Sie murrten, daß ihnen der Hauptspaß des Jahres, das Durchprügeln der Neuen, entgangen war. Aber der Hauptmann, der „Alte“, hatte es verboten, und sie kannten ihn: wer sich gegen so ein Verbot verging und ertappt wurde, der hatte selbst den größten Schaden davon. In Arrest flog er nicht; — der Alte pflegte zu sagen: „Sollen die Kerls auch noch faulenzen?“ — aber Stalldienst gab es dafür und keine Nachtzeichen, am Ende keinen Urlaub. Da lohnte der Versuch nicht, die gute, alte Sitte dieses peinlichen „Willkomms“ aufrecht zu erhalten. Im Grunde war es ja auch vernünftiger, am nächsten Sonntag den Schatz zu Tanze zu führen, als so einen dummen Kerl zu prügeln und hernach Stallwache zu „schrauben“. Sie schimpften, aber sie gehorchten.

Liegend merkte Vogt erst, wie müde er war. Das magere Schreiberlein zu seiner Rechten war schon fest eingeschlafen. Frielinghausen aber schien noch wach zu sein.

Vogt lauschte. Er hatte sich nicht getäuscht: der lange Bursche weinte.

Einen Augenblick war er versucht, den Kameraden nach seinem Kummer zu fragen, aber er fürchtete abgewiesen zu werden und drehte sich auf die andere Seite. Im Grunde ziemte es sich auch nicht für einen Mann, zu weinen, gar für einen Soldaten.

Einmal noch schreckte er aus dem Hindämmern vor dem Einschlafen auf; er meinte im Stalle daheim die Kühe mit ihren Ketten klirren zu hören, und nun blies einer auf einmal Trompete dazwischen. Verwundert sann er nach.

„Richtig,“ dachte er dann, „das ist der Zapfenstreich. Ich bin ja nun Soldat.“

II.

„Alle Tag und alle Stund
Kanonierer sein gesund".
(Altes Artilleristenlied.)

Im Dienstzimmer der Batterie gab es gewaltig viel zu tun. Dieser Schub von sechzig Rekruten verursachte eine Unmenge Arbeit und man mußte sich tüchtig dahintersetzen, um ein wenig Ordnung in den Wust von Papieren zu bringen

Alle drei saßen sie über ihre Schreibereien gebeugt: der Gefreite, der Unteroffizier und der Wachtmeister.

Der Gefreite füllte stumpfsinnig die Listen aus und sah nur zeitweilig nach, ob der Stoß von Formularen, der noch zu erledigen war, nicht endlich niedriger wurde.

Käppchen, der Unteroffizier, ein schmächtiger Mensch mit listigen Augen, schalt insgesamt über diese Plage und wünschte die schmutzige Bande, die sie ihm eingebrockt hatte, zu allen Teufeln. Es war ihm zwar weit angenehmer, im Bureau zu sitzen, als da draußen mit den Tölpels sich abzugeben, aber er hatte doch schließlich nicht kapituliert, um so lange darauf los zu kritzeln, bis beinahe ein Schreibkrampf die Finger lähmte. Heute gar schien der Wachtmeister nicht einmal an eine Frühstückspause zu denken.

Darum kam es ihm sehr gelegen, als Hauptmann von Wegstetten, nachdem er kaum die Meldung des

Wachtmeisters „In der Batterie nichts Neues!“ entgegengenommen hatte, sich vernehmen ließ: „Wachtmeister, — ich möchte etwas mit Ihnen sprechen.“

Das war deutlich und es bedurfte erst gar keines Winkes, — Käppchen und der Gefreite waren im Augenblick aus dem Zimmer verschwunden.

Wachtmeister Schumann stand in streng dienstlicher Haltung bei seinem Tische. Wie jeden Tag in den acht Jahren, die Wegstetten Chef der 6. Batterie und er, Schumann, ihr Wachtmeister war, wartete er, bis der Vorgesetzte durch eine Gebärde oder durch ein paar Worte ihm eine bequemere Stellung erlaubte. Daran konnte auch eine gewisse Vertraulichkeit des Verkehrs, die mit der Länge der Zeit zwischen Hauptmann und Wachtmeister sich eingestellt hatte, nichts ändern.

Wegstetten winkte ihm freundlich ein „Rührt Euch!“ zu und beugte sich dann über die Überweisungspapiere der Rekruten.

„Nun, Schumann,“ begann er, „was ist das für ein Volk, das wir diesmal bekommen haben?“

„Es scheint kein schlechter Jahrgang zu sein, Herr Hauptmann,“ antwortete der Wachtmeister. „Sie haben fast alle weiße Blätter —“

„Hm,“ nickte der Offizier, „— unbeschriebene Blätter, aber —?“

„Zwei sind darunter, die haben gerichtliche Strafen, einer wegen Diebstahls, der andere wegen Widerstandes gegen die Staatsgewalt. Der erste hat mal von einem Bau einen Posten Kupferdraht mitgehen heißen, und der zweite hat Krakehl gehabt, als er wegen einer Fahrkontravention notiert wurde. Er war nämlich Droschkenkutscher. Dann ist noch einer wegen

Bettelns, Landstreichens und Nächtigens im Freien vorbestraft."

„Na, da wird er sich wenigstens beim Biwak nicht erkälten. Sagen Sie selber, Wachtmeister, was muß doch so ein Kerl froh sein, daß er nun jede Nacht unter Dach und Fach kommt! — So, so? — Das geht ja an! Und dann, wegen politischer Betätigung?"

„Hier, Herr Hauptmann, da kommt nur einer vor, — Gustav Weise."

Wegstetten putzte an seinen angelaufenen Kneifergläsern herum. „Lesen Sie doch vor, Schumann!" sagte er endlich, als er nicht zustande kam.

Der Wachtmeister nahm das Blatt und las: „pp. Weise hat sich mehrfach an sozialistischer Propaganda aktiv beteiligt, war eine Zeitlang trotz seiner Jugend Vertrauensmann der Gewerkschaft der Metallarbeiter, hat auch einige Male in Versammlungen gesprochen, ohne daß aber der überwachende Beamte Anlaß gehabt hätte, einzuschreiten, da sich Weises Ausführungen in der Hauptsache auf innere bezw. Fachfragen erstreckten."

„Weiter nichts? — Das scheint ja 'n netter Lump zu sein! Wo haben wir den hingesteckt?"

„Stube IX. Unteroffizier Wiegandt."

„Weiß der schon —?"

„Zu Befehl, ich habe es ihm angedeutet."

„Gleichviel —; rufen Sie ihn mir mal ran, ich will ihn sprechen, und dann auch den Frielinghausen!"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann." — —

Nach kurzer Zeit stand der kleine bärtige Unteroffizier vor Wegstetten: „Herr Hauptmann haben befohlen?"

Der Batteriechef appellierte an das Ehrgefühl des Unteroffiziers, dem er ein besonderes Vertrauen

schenkte, und legte ihm in vorsichtig abgewogenen Worten nahe, auf den Rekruten Weise ein wachsames Auge zu haben, ohne ihn aber darum anders als die übrigen zu behandeln.

Wiegandt fühlte sich daraufhin verpflichtet, den Zwischenfall mit Inoslawski zu erzählen und Weises Klugheit lobend zu erwähnen.

Wegstetten hörte schweigend zu; einmal flog ein flüchtiges Lächeln über sein Gesicht. Schließlich meinte er: „Nun ja, das ist eben wieder ein Beweis, daß diese Bande manchmal ganz gute Soldaten liefert. — Haben Sie mich auch verstanden, Wiegandt, wie ich's meine? Scharf im Auge und fest am Zügel, sonst aber — wie die andern!"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann."

„Dann ist's gut."

Als Wiegandt zur Tür hinaus war, wandte sich der Offizier zu dem Wachtmeister und sagte mit einem Seufzer: „Verdammte Bagage das! Nun haben wir sogar zwei solche Exemplare, — Wolf und Weise! Da müssen wir aufpassen, daß die zwei nicht zusammenkommen. — Wie macht sich denn Wolf jetzt?"

„Er führt sich tadellos, Herr Hauptmann."

„Wollt' ich ihm auch geraten haben!"

Wegstetten trat ans Fenster und schaute stumm hinaus. Das war auch nicht gerade die Lichtseite des Offiziersberufes, diese gewissermaßen polizeiliche Überwachung der verdächtigen Elemente unter der Mannschaft. Eine wahre Danaidenarbeit war das! Im Grunde konnte man auch nichts weiter tun als verhüten, daß die Kerls ihre Weisheit ausposaunten, solange sie Soldaten waren, oder etwa gar zu Konventikeln sich zusammentaten; — Patriotismus und Liebe zum Soldatenstand wachrufen! Damit hatte es

sich was bei so einem Fanatiker wie diesem Wolf! Ein Mensch, der ihm gleichsam mit der Etikette „Gift!!!", drei Kreuzen und einem Totenkopf überwiesen worden war, der ein unbewegliches, starres Gesicht aufsetzte, wenn man ihm seine Gesinnung unter die Nase rieb, auf die Frage „Sind Sie Sozialdemokrat?" mit einem fast höhnischen, stereotypen „Nein, Herr Hauptmann" antwortete und stets finster herumlief wie ein richtiger Verschwörer!

Er kehrte sich um und fing nochmals an: „Wissen Sie, Schumann, daß ich froh sein werde, wenn der Wolf wieder draußen ist? Der Mann ist mir fast unheimlich. Und dann, der Sergeant, der Keyser, der scheint mir auch so'n rachsüchtiger, nachtragender Mensch zu sein. Der vergißt ihm die sechs Wochen nie, die er seinetwegen bekommen hat. Sorgen Sie nur dafür, daß die zwei möglichst wenig miteinander zu tun bekommen! Rücksicht genommen wird natürlich auf niemand, geschweige denn auf so 'nen Kerl, aber besser ist besser! — Ich will nicht wieder so 'nen Kladderadatsch in meiner Batterie haben, daß die ganze Mannschaft drei Tage lang als Zeuge vernommen wird! Und der Keyser soll sich nur ebenso in acht nehmen! Am Ende sind wir auch nicht dazu da, in der Armee 'ne große Sozialdemokratenzüchterei anzulegen."

Der Wachtmeister erwiderte: „Zu Befehl, Herr Hauptmann. Und dann, seit Keyser die Kammer hat, läßt sich das ja ganz gut machen." — —

Wegstetten geriet jedesmal, wenn dieser Fall Keyser-Wolf erwähnt wurde von neuem in Zorn. Hatte er nicht bei der Verhandlung gewissermaßen selbst mit am Pranger gestanden, weil in seiner Batterie die Geschichte sich ereignet hatte? Eine Kleinigkeit

war es im Grunde; solche Schimpfworte, wie der Sergeant eines dem Wolf an den Kopf geworfen hatte, regnete es tagsüber in Milliarden über die Mannschaften herab, aber dieser Sozialdemokrat hatte natürlich ein ganz besonders feines Ehrgefühl, und das Dümmste war, daß er auf seine Beschwerde Recht bekommen mußte. Denn diese Entlehnungen aus dem Tierreich waren nun einmal streng verboten. Der Sergeant kam in Untersuchung, und vor Gericht wurde dann die Unmenge der andern Ochsen, Schweine und Esel, die er ausgeteilt hatte, zur Sprache gebracht, daß dem Batteriechef fast schwindelte und der Vorsitzende den faulen Witz riß, man könnte mit dem Vieh, das der Angeklagte zusammengeschimpft hätte, die deutsche Armee auf Kriegsfuß einen ganzen Monat lang füttern. Ihm, Wegstetten, war damals gar nicht lächerlich zu Mute gewesen, gar als ihn hinterher der älteste Major, der während des Urlaubs des Kommandeurs das Regiment führte, — dieser fatale Lischke, mit dem er sowieso sich so schlecht als möglich stand, — beiseite nahm und ihm Vorhalt über den rohen Ton machte, der in der 6. Batterie zu herrschen scheine. Lischke, der erst im letzten Manöver vom Divisionär so angepfiffen worden war, weil er mit seiner Löwenstimme einem Einjährigen gedroht hatte, er werde ihm die „scheißweißgelben“ Schnüre herunterreißen! Also eine Verhöhnung, geradezu eine Besudelung der Landesfarben! Wegstetten hatte damals die Absätze scharf zusammengeklappt und sich bei der vorschriftsmäßigen kurzen Verneigung einen grimmigen Eid geschworen, daß so eine Schweinerei in seiner Batterie nie mehr vorkommen sollte, nie mehr! — Denn bei solchen Gelegenheiten genannt zu werden, das war für manche schon der Anfang

vom Ende gewesen. Und er gedachte es weiter zu bringen, als allenfalls zum Major z. D., — sehr viel weiter.

Er kehrte sich von neuem zum Wachtmeister um.

„Aber das geht noch alles an," sagte er, „solange ich wenigstens Sie hatte, Schumann. Auf Sie konnt' ich mich verlassen! Weiß Gott! Ich möchte Ihnen fast böse sein, daß Sie fahnenflüchtig werden wollen."

Der Wachtmeister wandte bescheiden ein: „Herr Hauptmann verzeihen, aber ich habe, wenn ich mit Ostern gehe, dann achtzehn Dienstjahre; die fühlt man schon. Und so gerne ich dabei bleiben möchte, Herr Hauptmann, — zum Schaden will sich doch keiner sein. Der Schmidt von der vierten Batterie drüben hat vor fünf Jahren quittiert und ist schon Stationsassistent, — ich muß auf meine alten Tage natürlich ganz von vorn anfangen."

Wegstetten begütigte ihn: „Aber Schumann, wie können Sie nur denken, ich hätte das im Ernst gemeint! Ich weiß doch am besten, was Sie geleistet haben, geradezu, was ich Ihnen zu danken habe, und ich wünsche Ihnen recht von Herzen draußen das Allerbeste und Bequemste, aber nachfühlen werden Sie mir's sicher, daß es mir schwer fallen wird, Sie zu entbehren. Wenn ich nur wenigstens wüßte, wen ich zu Ihrem Nachfolger vorschlage!"

Der Wachtmeister zuckte die Achseln.

„Ja, da zucken Sie die Achseln! — Reden Sie doch! Sie kennen die Leute doch noch besser als ich."

Schumann zögerte etwas und sagte dann: „Herr Hauptmann wissen doch selbst, — Heppner ist der Dienstälteste nach mir."

„Jawohl," erwiderte Wegstetten ein wenig gereizt, „das weiß ich. Aber ich weiß auch, daß Sie mir

Gründe verheimlichen, die gegen ihn sprechen. Was haben Sie an Heppner auszusetzen? Ist er nicht stramm im Dienst? Und geradezu hervorragend in allem, was Stall und Pferde angeht?"

Der Wachtmeister antwortete gedehnt: „In der Front, und was Pferde angeht, — o ja."

„Aber —?"

Wieder zuckte Schumann nur die Achseln.

Der Hauptmann wurde zornig und fing an: „Herrgott, Mann, so —". Aber er verschluckte den Satz und fuhr ruhiger fort: „Sehen Sie, Schumann, das ist kein Verklatschen von Kameraden, was ich da von Ihnen verlange, ich frage Sie im Interesse des Dienstes: was ist mit dem Heppner? Meinen Sie die Geschichte mit der Frau und der Schwägerin?"

„Nein, Herr Hauptmann, das ist seine Privatangelegenheit — aber er paßt nicht für das Bureau und so — so für die innere Verwaltung der Batterie."

„Nun? Warum?"

„— Er spielt, Herr Hauptmann." —

Wegstetten ging eine Weile stumm auf und ab, dann blieb er vor dem Wachtmeister stehen.

„Ich danke Ihnen, Schumann," sagte er, „daß Sie mir reinen Wein eingeschenkt haben. Aber — sehen Sie, es wird trotzdem nicht anders werden, Heppner hat schon elf Dienstjahre, der Oberst mag ihn auch gern leiden, und — im Frontdienst ist er ja auch wirklich tüchtig."

Er sah nach der Uhr und sprach weiter: „Gottlob, ein halbes Jahr bleiben Sie ja noch, den Rekrutenjahrgang ziehen wir also noch miteinander groß. — Jetzt haben wir halb elf Uhr, ich gehe jetzt zur Reitbahn und — was war's gleich noch? — Richtig, den

Frielinghausen möchte ich um elf Uhr haben, hier, im Dienstzimmer."

„Frielinghausen um elf Uhr hier," wiederholte der Wachtmeister. „Zu Befehl, Herr Hauptmann."

Wegstetten sah sich noch einmal um, langte dann seine Reitpeitsche vom Tisch und verließ mit einem freundlichen „Morgen, Wachtmeister!" das Zimmer.

Schumann blieb allein zurück.

Er setzte sich wieder an seine Schreiberei, aber er nahm die Feder nicht in die Hand. Der Kopf war ihm so voller Gedanken, daß er gar nicht darauf achtete, wie die Plätze Käppchens und des Gefreiten immer noch leer blieben. Was der Hauptmann da von Fahnenflucht geredet hatte, das wollte ihm gar nicht wieder aus dem Sinn. Zuweilen hatte er selbst so eine Empfindung, als ob es unrecht wäre, den Dienst zu verlassen. Jetzt besonders, wo diese neumodische Zeit gerade Leute vom echten, alten Schlage erheischte.

Er hatte sich jeden Grad mühsam durch langen Dienst erringen müssen; immer hatte es Jahre gedauert, bis er vorgerückt war — vom Kanonier zum Gefreiten und hernach zum Obergefreiten — den Unterschied gab es jetzt überhaupt nicht mehr —, zum Unteroffizier, Sergeant, Portepeeunteroffizier, — und vor acht Jahren war er an demselben Tage Wachtmeister geworden, an dem Wegstetten die Batterie bekommen hatte. Heutzutage wurde so ein junger Schnüffel nach einem Jahre Gefreiter, nach anderthalb Unteroffizier, und das sollte dann Vorgesetzter sein und womöglich andere ausbilden! Grüne, windige Kerls waren das, die nicht wußten, was sie wollten, zum großen Teile nicht einmal, was sie sollten, die nur um des bequemen Lebens willen kapituliert hatten,

die aus der Kaserne spurlos verschwanden, nachdem sie gerade eben den vorgeschriebenen Dienst getan hatten! Kerls ohne jeden Ehrgeiz und ohne jedes Interesse für den Dienst — das waren sie — aber keine Unteroffiziere!

Nein, war es da nicht Pflicht, zu bleiben?

Er drehte sich um: Natürlich: Käppchen fehlte noch. Wo war der Faulpelz wieder und wo der Gefreite?

Er schloß sein Fach zu und stapelte zunächst auf Käppchens Platz noch einen gehörigen Haufen Schreibarbeit auf, dann machte er sich auf die Suche.

Der Gefreite wartete vor der Tür; „er hätte geglaubt, der Herr Hauptmann sei noch im Dienstzimmer." Das konnte sogar wahr sein. Wo Käppchen war, wußte er nicht.

Der Wachtmeister suchte den Ausreißer gar nicht erst in seiner Stube; es war sicherer, gleich in die Kantine zu gehen. Und wirklich brannte sich Käppchen, am Schänktisch stehend, eben eine Cigarette an, nachdem er sich von dem schwarzen, dünnen Bart den Schaum eines frisch eingeschenkten Glases Bier abgewischt hatte.

Schumann wollte vor den dabeistehenden fremden Unteroffizieren keine Szene machen; er sagte nur: „Käppchen, Sie werden im Bureau gesucht," — und der Unteroffizier verschwand im Augenblick. Nicht einmal sein Bier hatte er ausgetrunken. — — —

* *
*

Unterdessen schlenderte Wegstetten den sandigen Weg entlang, der von den Reitplätzen zur Kaserne führte. Zuweilen blieb er stehen und klopfte sich mit der Reitpeitsche den Sand ab, den die galoppierenden

Pferde ihm mit den Hufen angeworfen hatten. Er hatte ein paar Donnerwetter zwischen die Reitenden geschleudert, aber im ganzen konnte er wohl zufrieden sein. Es blieb unbestreitbar: im Frontdienst stellte Heppner ganz ausgezeichnet seinen Mann. Überhaupt — die Batterie war all right, und er, Wegstetten, wollte schon dafür sorgen, daß das so bliebe. Jedesmal, wenn der Kommandeur bei einer Besprechung die 6. als Muster hinstellte, freute er sich über die mißgünstigen Gesichter, mit denen die anderen Batteriechefs ihm Glück wünschten.

Freilich bekam man dafür auch ab und zu Extranüsse zu knacken, z. B. jetzt diesen Frielinghausen. Er überlegte hin und her, was er dem sagen sollte.

Dieser Walther Freiherr von Frielinghausen war ein verkrachter Sekundaner, „wegen wiederholter führender Teilnahme an verbotenen Verbindungen" vom Gymnasium verwiesen. Die Mutter, die gänzlich verarmte Witwe eines schlicht verabschiedeten Offiziers, hatte dann die Mittel nicht gehabt, den Burschen weiter zu etwas anderem zu erziehen, die Familie Frielinghausen war dazu auch nicht imstande, da war irgend ein Verwandter auf die Idee gekommen, den Tunichtgut zunächst einmal unter strenge, soldatische Zucht zu geben, damit er dann vielleicht Feuerwerker und schließlich gar Feuerwerksoffizier würde. —

Und ausgerechnet, seine 6. Batterie sollte nun der Tummelplatz der Talente des jungen Mannes werden. Wegstetten nahm sich vor, ihm vor allem gehörig den Kopf zu waschen und ihm jede Illusion zu nehmen, daß etwa für ihn eine Sonderwurst gebraten würde. Aber wie dann Frielinghausen, dessen hoch aufgeschossene Figur mit den noch etwas eckigen Gliedern durch die grob zugeschnittene Uniform noch

unreifer aussah, vor ihm stand und zwei richtige ängstliche Jungenaugen zu ihm aufschlug, da lautete sein Sprüchlein wesentlich milder.

Dazu kam noch ein gewisses Solidaritätsgefühl: die Frielinghausen waren ein alter thüringischer Adel — wie die Wegstetten —, vielleicht waren sie sogar noch älter, und einstweilen hatte dieser junge Mensch zwar seiner Mutter einen schweren Kummer angetan, aber Kupferdraht hatte er noch nicht gestohlen und auch nicht an sozialdemokratischen Machenschaften sich beteiligt; Wegstetten wußte für den Augenblick nicht, was er für schlimmer halten sollte. Natürlich würde er sich hüten, diese Anteilnahme an dem persönlichen Schicksal eines gemeinen Soldaten an einen Unwürdigen zu verschwenden; sobald Frielinghausen nicht gut tat, hatte er bei ihm abgewirtschaftet — genau wie der andere von Adel in seiner Batterie, dieser Graf Egon Plettau, der aus einem uralten westfälischen Geschlecht stammend, das Unmögliche fertig gebracht hatte, bereits acht Jahre zu dienen, indem er zuerst ein halbes, dann zwei, dann fünf Jahre Festungsgefängnis, immer wegen Widersetzlichkeit, sich zuzog. Jetzt war dieser verkörperte Hohn auf den deutschen Adel wieder beinahe am Ende seiner Strafzeit angelangt, dann würde er zur Batterie zurückkehren, und ein Zufall würde es entscheiden, ob er nach den paar noch abzudienenden Monaten als Reservist entlassen würde, oder aber von neuem ins Gefängnis wanderte.

Soviel Menschenkenntnis besaß Wegstetten allerdings, daß er die Verschiedenheit des Falles sogleich erkannte. Den Grafen Plettau hatte damals die Ersatzkommission geradezu von der Landstraße aufgelesen, einen hoffnungslosen Bummler und Land-

streicher, aber Frielinghausen war wenigstens von dem guten Willen beseelt, sich aufzurappeln und etwas Tüchtiges zu werden. Das sah man ihm an den ehrlichen Augen an. So sprach er ihm fast väterlich zu, setzte ihm mit knappen Worten auseinander, daß er dienstlich selbstverständlich auch nicht im geringsten eine Sonderstellung einnehmen könnte und ermahnte ihn, durch Eifer und guten Willen einer Beförderung sich sobald als möglich würdig zu machen; dann wäre er ja am ehesten aus den Verhältnissen heraus, die ihm jetzt etwas spanisch vorkommen würden.

Mit einem „Kopf hoch!" schloß er seine kleine Rede, und noch an der Tür fügte er etwas leiser — denn das brauchten die Unteroffiziere nicht gerade zu hören — hinzu: „Seien Sie des Namens eingedenk, den Sie tragen! Ich meine, das allein müßte Ihnen Ansporn genug geben, immer voran zu sein."

Frielinghausen blieb aufatmend einen Augenblick stehen, als er die Tür des Dienstzimmers geschlossen hatte. Es war ihm, als müßte er zu dem Hauptmann zurückeilen und ihm die Hand küssen. So voll Dankbarkeit war sein Herz für diese rein menschlichen, warmen Worte, die ihm nach all den trockenen dienstlichen Ansprachen und Ermahnungen wie eine Erquickung ins Ohr klangen. Aber er fürchtete, so etwas möchte sich für einen Soldaten nicht schicken, und nahm sich dafür um so ernster und ehrlicher vor, dem Vorgesetzten durch Taten zu danken und sich alle Mühe zu geben, ihn zufrieden zu stellen.

Der junge Bursche, dem es vor einigen Wochen keiner an Leichtsinn und Übermut gleich getan hatte, war fast über Nacht zu einem ernsthaften Nachdenken gezwungen worden. Eben noch hatte er sich unter den Kommilitonen bewegt, wohl gelitten bei allen

und alle in jungenhaftem Übermut noch übertrumpfend, nur der Sonnenseite des Lebens zugewandt und des Tadels der Lehrer in jugendlicher Keckheit spottend, — und plötzlich sah er sich in eine Umgebung verbannt, deren Trostlosigkeit ihm die Erinnerung an die bittersten Stunden der Vergangenheit, deren er nur mit Scham gedachte, als süß erscheinen ließ.

Das waren erst nur die Stunden, in denen die Mutter ihn mit angstvollen, inbrünstigen Worten gebeten — angefleht hatte, brav zu werden. Wie wenig war mit dieser von der Mutter erflehten „Bravheit" verlangt gewesen! Die Liebe, Zärtliche gönnte ihm so gern die frohe Freiheit der Jugend, mehr als einmal hatte sie ihm gesagt, zu einem duckmäuserigen Musterknaben wollte sie ihren Jungen gar nicht machen, nur sollte er nicht hinter den anderen zurückbleiben und nicht vor dem Ziele erlahmen; alles von dem kargen Ihren, jede Zuwendung der wohlhabenden Verwandten, die sie jedesmal mit Demütigungen erkaufen mußte, verwandte sie auf den Sohn, damit er nicht einer allzu freudlosen Jugend gedenken müßte; sie trug jede Last und wurde vor der Zeit alt in der Sorge um ihn, nur damit er das Ziel erreichen sollte, das so klar und deutlich und so sicher in der Ferne winkte, dieses reiche Familienstipendium, das ihm in Jena zufallen mußte, die Stiftung, die ein Frielinghausen in einer glücklicheren Vergangenheit an der Universität des Stammlandes zu Nutz und Frommen seiner Geschlechtsgenossen errichtet hatte.

Dann war die Katastrophe über ihn hereingebrochen und hatte dieses Traumgebilde, das so sicher und fest in der Wirklichkeit wurzelte, mit einem Schlage zertrümmert. Er sah sich scheu an den Ufern

des Flusses entlang schleichen, wieder und wieder überlegend, ob es nicht besser sei, in dem strudelnden Wasser Ruhe zu suchen, — und nie, im Leben nicht, würde er den leeren, starren Blick der Mutter vergessen, der der Leiter des Gymnasiums die unvermeidliche Ausschließung in einer schonenden, persönlichen Aussprache mitgeteilt hatte.

Darauf folgte eine Zeit dumpfer Erstarrung und wiederum eine fieberhafte Reihe von Gesuchen und Bittgängen; es galt ja nur für drei Jahre eines Privatstudiums Mittel aufzubringen, dann war das ersehnte Ziel erreicht, — aber die Vettern und Basen taten die Taschen nicht auf. Ein Teil hatte selbst nichts darin, die anderen, die um des Namens willen hätten geben wollen, erkundigten sich erst nach diesem unbequemen Bittsteller, der ihr Schützling werden sollte, und da standen die alten Sünden wider Walther Frielinghausen auf. Auf „Leichtsinn, Oberflächlichkeit, mangelnden Fleiß, ungenügende Kenntnisse in fast allen Unterrichtsfächern" liefen die Auskünfte der Lehrer hinaus, so daß auch die willigen Verwandten ihre bedingte Zusage zurückzogen.

So wurde man auf diesen letzten Ausweg hingewiesen, dieses Zwitterding zwischen Offiziers- und Unteroffizierslaufbahn, das einer sehr bescheidenen Sache ein etwas aufgeputztes Mäntelchen umhing.

Die gänzlich gebrochene Mutter sagte weder ja noch nein dazu. Ihr Leben hatte den Inhalt verloren, es war ihr gleichgültig geworden, und als der Sohn von ihr Abschied nahm, lag ihre Hand kalt und bewegungslos in der seinen. Er stahl sich mit niedergeschlagenen Augen aus ihrer Nähe und atmete auf, als er die starren Augen der Mutter nicht mehr sehen mußte, die über ihn und über die Zeit weg in ein

anderes Land schauten. Der Egoismus seiner siebzehn Jahre hatte den anfangs gar nicht zu messenden Kummer beinahe schon wieder überwunden.

Erst als das neue Leben für ihn begonnen hatte, so niederschmetternd hart und schwer, wie er es nie sich hatte träumen lassen, kehrte die Reue doppelt bitter und nagend zurück. Seine Gedanken waren ein immerwährendes: „O, daß ich niemals hätte!" und „O, daß ich nur ein einziges Mal noch dürfte!" Abermals nahte sich ihm der Tod als Versucher, und ein rasches Ende dünkte ihn tausendmal weniger schrecklich als die graue Öde, die sich endlos vor ihm erstreckte.

Und abermals schauderte seine warme Jugend vor dem letzten zurück, das Leben, unter dem er litt und das ihn darniederdrückte, hielt ihn fest.

Er beneidete seine Kameraden, diese einfachen Burschen. Sie waren zwar auch in neue, fremde Verhältnisse eingetreten, aber im Grunde blieben sie doch in ihrem Lebenskreise. Manchen unter ihnen schien es sogar noch nie so gut ergangen zu sein wie im Soldatenrock, dem einen von den Stubengenossen z. B., Listing, der es als ein großes Glück pries, jeden Tag eine warme Mahlzeit in den Leib zu bekommen und der von den Haftstrafen, die er wegen Bettelns und Landstreichens abgesessen hatte, wie von etwas ganz Alltäglichem sprach. Indessen auch die anderen schickten sich leicht in das Ungewohnte und fanden wenigstens in ihrem gegenseitigen, gedankenarmen und schwerfälligen Verkehr eine beruhigende Aussprache über ihre kleinen Leiden und damit eine Erholung, die ihm versagt war.

Von den Höhen der Kultur, die er zu erklimmen bereit gewesen war, gab es keine Brücke zu der Tiefe

der Unbildung, in der seine Kameraden zufrieden dahinlebten. Möglich, daß in einigen von ihnen schöne und liebenswerte Charaktereigenschaften verborgen lagen, — er hielt am meisten von dem dürftigen Schreiber Klitzing, und auch Vogt, der derbe Bauernbursche, war ihm nicht zuwider, — aber diese Menschen mit ihren kargen Worten und sparsamen Gebärden zogen sich gerade vor ihm gleichsam in sich selbst zurück, wohl in der Furcht, von dem Gebildeteren um ihrer vermeintlichen Torheit willen verspottet zu werden. Er wußte, sie mußten ihn schließlich für hochmütig halten, und sie würden ihm vielleicht feind werden, und doch vermochte er trotz allen Suchens keinen Berührungspunkt zwischen ihnen und sich zu finden.

Dabei war er in gewissen Dingen sogar auf sie angewiesen: er hatte keine Ahnung von allen den praktischen Verrichtungen, dem Putzen und Instandhalten der Kleider und Schuhe, die den Rekruten leicht wie etwas Selbstverständliches von der Hand gingen, und jetzt erst wurde er sich der unachtsamen Lieblosigkeit bewußt, die er daheim sich hatte zu schulden kommen lassen, wieder einer von seinen unzähligen Sünden gegen die beste und treueste aller Mütter. Wie gern hatte sie dem geliebten Sohne diese niederen Dienste geleistet! Sie hatte die zarten, arbeitsungewohnten Hände dabei in alte Handschuhe gehüllt, nicht aus Eitelkeit, nein, zum andern Male aus Liebe, weil dieser geliebte Sohn so gern die feinen, weißen Hände der Mutter küßte.

Wenn er daran und an seine anderen, noch weit schlimmeren Vergehen dachte, erschien ihm sein hartes Schicksal nicht unverdient. Nur das Eine war gar zu grausam, — daß nirgends ein Ende seiner Leiden absehbar war.

Denn der Verkehr mit den Unteroffizieren, die nach einer Beförderung seine Kameraden sein würden, dünkte ihn nicht weniger trostlos als der mit den Rekruten. Auch bei ihnen begegnete er größtenteils demselben mißtrauischen Zurückweichen wie bei den Mannschaften, während einige wenige in ihm offenbar den Schützling des Hauptmanns witterten und ihn deshalb mit einer schmeichlerischen Zuvorkommenheit behandelten, die ihn geradezu abstieß, — Käppchen vor allem, ein kleiner Mensch mit unangenehmen listigen Augen, der sich dem „zukünftigen Kameraden" zu allerlei kleinen Gefälligkeiten anbot, die zu erwirken ihm als Batterieschreiber besonders leicht falle.

Er mochte es drehen und wenden, wie er wollte: in Gegenwart und in Zukunft war das ein Leben, nicht des Atmens wert. Da war der Hauptmann mit seinen freundlich-kräftigen Worten mitten in seine Verzweiflung getreten und hatte in das schreckliche Dunkel einen Schimmer Licht getragen. Die Zufriedenheit dieses Mannes zu erringen, zu beweisen, daß seine Teilnahme an keinen Unwürdigen verschwendet war, — das war wenigstens wieder ein Ziel, und Frielinghausen gelobte sich, nach diesem Ziele zu streben mit bestem Willen und mit allen Kräften.

In seine Gedanken versunken war er vor der Tür des Dienstzimmers stehen geblieben, — wie lange, wußte er selbst nicht. Er schrak zusammen, als ihn eine Hand bei der Schulter faßte und umdrehte.

„Lassen Sie mich mal vorbei, mein Sohn!" sagte jemand dazu.

Frielinghausen trat zur Seite und sah einen Offizier in Paradeuniform, — Helm mit Haarbusch, Epauletten, Bandelier und Schärpe, — in das Dienstzimmer treten. Er dachte mit Wehmut daran, daß er als Junge

auch einmal davon geträumt hatte, Offizier zu werden, bis ihn die Mutter zu dem anderen, sichereren Lebensplan, dem Studium, überredet hatte. Jetzt schaute er traurig auf die Flicken seines Rockes herab und verglich seine abgeschabte Uniform mit dem Paradeschmuck des Offiziers.

Ein großer gewaltiger Unterschied war das. — —

*   *
*

Der Offizier trat in das Dienstzimmer ein und erstattete dem Hauptmann seine Meldung.

Wegstetten trat rasch auf ihn zu und reichte ihm die Hand hin.

„Es freut mich aufrichtig, Herr Leutnant," sagte er, „Sie in meiner Batterie zu haben. Herzlich und aufrichtig willkommen, mein lieber Reimers!"

Der Leutnant verneigte sich und murmelte das übliche „Herr Hauptmann sind sehr gütig —"

Wegstetten unterbrach ihn. Mit einem „Aber ich bitte, Herr Leutnant!" machte er der streng dienstlichen Haltung des jungen Offiziers ein Ende und fuhr fort: „Nein, wirklich, es ist eine Freude für mich, einen Offizier zum Mitarbeiter zu haben, der auch den Ernst des Soldatenlebens kennen gelernt hat, — wahrscheinlich intensiver als drüben der Hauptmann Madelung von der vierten Batterie in China."

Scherzhaft drohend hob er den Finger und setzte hinzu: „Wenn's auch gänzlich verbotenerweise für die Boeren geschah. — Na, erträglich war wohl die Zeit auf Festung?"

Reimers antwortete lächelnd: „Zu Befehl, Herr Hauptmann. Ich bin beinahe noch nirgends so liebenswürdig aufgenommen worden als während dieser Strafhaft."

„Das wäre ja auch! Und Majestät hat Sie auch wirklich nicht allzulange schmachten lassen. Nicht?"

„Gewiß nicht, Herr Hauptmann."

Wegstetten sah nach der Uhr; dann nahm er die Mütze und die Reitpeitsche, die er beim Eintritt des Leutnants weggelegt hatte, schnell auf und verabschiedete sich mit einem herzhaften Händedruck.

„Dumm!" sagte er dabei. „Dumm, daß ich jetzt keine Zeit habe! Aber, mein lieber Reimers, ich muß meinen Unteroffizieren Reitbahn geben. Adieu also! Ich danke Ihnen für Ihre Meldung, und nochmals: es freut mich, daß meine sechste Batterie Sie bekommen hat, einen Mann, der Pulver gerochen hat! Solche Leute gibt es ja höchstens noch unter den Obersten und Generalen."

Als der Hauptmann zur Tür hinaus war, stellte Reimers den Helm auf den Tisch und zog sich die Handschuhe aus.

Er blickte sich im Dienstzimmer um und nickte zufrieden, als er alles noch am alten Platze fand. Dann streckte er dem Wachtmeister die Hand hin.

„Tag, Schumann!" sagte er fröhlich. „Und Sie sind auch noch der Alte! Wie geht's?"

„Danke gehorsamst, gut, Herr Leutnant," antwortete der Wachtmeister. „Und Herr Leutnant verzeihen, wie geht's dem Herrn Leutnant?"

Reimers sah erstaunt auf. „Gut, gut natürlich. Wie denn sonst?" fragte er.

„Nun, Herr Leutnant wurden doch vor'm Jahr wegen Krankheit beurlaubt —?"

„Ach so! Die ist weg, Schumann, absolut weg! Keine Spur mehr!"

„Das freut mich, Herr Leutnant."

Etwas stockend fuhr der Wachtmeister fort: „Und

— Herr Leutnant verzeihen, es freut auch mich, — sehr, daß Herr Leutnant nun zum zweiten Male zur sechsten kommen, vor sechs Jahren als Fähnrich und nun wieder, wo Herr Leutnant drüben für die Boeren gekämpft haben. — Das können Herr Leutnant gar nicht glauben, was mir das für Freude macht; denn, Herr Leutnant, ich ginge selbst am liebsten hinüber."

„Ach nein, Schumann," erwiderte Reimers, „das lassen Sie man lieber bleiben! Ich glaube nicht, daß es Ihnen da unten gefallen würde. Die Sache hat auch sehr eine Rückseite; bleiben Sie getrost hier, da sind Sie am Ende mehr am Platze. Artillerie haben die armen Teufel ja sowieso nicht mehr."

Aber der Wachtmeister gab sich nicht ohne weiteres zufrieden.

Die englischen Grausamkeiten, von denen er allabendlich in seiner Zeitung las, hatten sein Blut in Wallung gebracht, und wenn auch der Kaiser, die Russen und Franzosen, aus Gott weiß was für Gründen sich nicht dawider ins Zeug legten, so konnte es doch niemandem verwehrt sein, mit der eigenen Person für diese tapferen Bauern einzutreten. Seine ehrliche Empörung ließ ihn fast wortreicher und kühner werden, als er es sonst einem Vorgesetzten gegenüber sich erlaubt hätte.

Aber der Leutnant nahm ihm das nicht übel. Er dachte mit einem leichten Lächeln, wie stark dieses schöne Gerechtigkeitsgefühl, das so klipp und klar für die Schwächeren eintrat, sein mußte, daß sogar dieser mit den Formen und Formeln des Dienstes so eng verwachsene Mann sich ein paarmal vergaß und ihn mit einem einfachen „Sie" statt des vorschriftsmäßigen „Herr Leutnant" anredete.

„Ach nein, Schumann," schloß er, „das wäre wirk-

lich nichts für Sie. Bleiben Sie nur ruhig bei uns. Passen Sie auf: das wird Arbeit genug geben! Das Neue, das da drüben und auch in China gelernt worden ist, das wird jetzt hier bei uns verwertet, und dazu brauchen wir unsere tüchtigen Leute schon selber. Jawohl, Schumann! Und Sie, — Sie werden auch gebraucht! Wenn wir nur recht viele hätten wie Sie!"

Die letzten Worte sprach der Offizier mit erhobener Stimme und drückte dabei dem Wachtmeister herzhaft die Hand. Nun setzte er den Helm auf und schritt aus dem Zimmer, recht ein Mann, an dem das Soldatenherz Schumanns seine Freude hatte. Man hatte Vertrauen zu ihm, wie er mit seinen scharfen klaren Augen um sich blickte, wie er sich in seiner ungezwungenen und doch straffen Haltung so sicher gab. Obendrein war er ein hübscher Kerl, mit seinem hellen blonden Bärtchen und dem offenen Gesicht, nur ein wenig hager, — was noch von den Strapazen des Feldzugs herrühren mochte, — keiner von den Laffen, die da zum Teil unter den jungen Offizieren herumliefen und dem Wachtmeister bei aller Ehrerbietung nur ein mißmutiges Kopfschütteln entlockten.

Schumann sah dem Leutnant wohlgefällig nach und meinte bei sich, wenn der greise, gute König es hätte machen dürfen, wie er wollte, dann würde er wohl dem Reimers den Orden gegeben haben, den jetzt der Hauptmann von der 4. Batterie drüben trug, weil er in China einmal eine alte Lehmschanze mit seiner Feldhaubitzbatterie zusammengeschossen hatte; mehr war nicht zu tun gewesen, hatte der Kanonier, der von der 6. drüben dabei gewesen war, erzählt, und der hatte womöglich schon etwas dazu gelogen.

Plötzlich rückte Käppchen sehr hörbar mit seinem Stuhle; er hatte die ganze Zeit über spöttisch vor sich

hingelacht: was gingen den Wachtmeister die Boeren an? Die warteten gerade noch auf so einen alten Knax, der vielleicht gleich in der ersten Woche die Gicht bekam. Nun ärgerte er sich, daß Schumann, der ihm erst noch so einen Pack Schreiberei aufgehalst hatte — er hatte es sofort gemerkt — so lange müßig dastand und diesem Leutnant nachgaffte, der auch recht wenig drüben ausgerichtet haben mußte, wenn nicht mal was davon in den Zeitungen stand. Auf wem blieb am Ende die Arbeit sitzen? — Doch auf ihm!

Und er räusperte sich laut und zog den Stuhl schurrend näher an den Tisch heran.

Der Wachtmeister schrak aus seinem Nachdenken auf und setzte sich an seinen Tisch. Aber so sehr er sich Mühe gab, ganz blieben seine Gedanken doch nicht bei den Rekrutenpapieren, — immer und immer wieder ging es ihm durch den Kopf, daß auch Leutnant Reimers gesagt hatte, er, Schumann, würde noch notwendig gebraucht. An dem einen Tage war das der zweite, der dasselbe redete. Da mußte doch etwas daran sein.

Es war ihm fast, als hätte er ein schlechtes Gewissen.

Aber den ganzen Tag über gab es alle Hände voll zu tun, und erst gegen Abend, als die dringlichsten Arbeiten erledigt waren, kam er etwas zur Ruhe. Er verlas noch den Dienst für den nächsten Tag und begab sich dann in seine kleine Wohnung, die am Ende des Korridors gelegen war. Da wollte er ernstlich mit sich zu Rate gehen, ob er nicht doch noch einige Jahre bei der Batterie aushalten sollte. — —

*   *
*

Zwei Wohnungen befanden sich in dem Verschluß der Korridortür, — die des Wachtmeisters Schumann und die des Vizewachtmeisters Heppner, jede aus je einer Stube, Kammer und Küche bestehend, während der Vorflur von beiden Parteien gemeinsam benutzt wurde. Der Wachtmeister hatte die nach dem freien Feld zu gelegenen Räume inne, der Vizewachtmeister die auf den Kasernenhof hinausschauenden.

Als Schumann über den dunklen Vorsaal schritt, hörte er durch die Tür die rohe, polternde Stimme Heppners.

Das war das Schlimme an diesen Dienstwohnungen: die dünnen Wände und Türen, die kein lautes Wort auffingen und dämpften, geschweige denn ein grobes Schelten und Schimpfen. Wer da nicht seine Sachen ganz friedlich und still abtat, der redete stets zugleich für fremde Ohren, auch wenn sie gar nicht die Absicht hatten, zu lauschen.

Und bei den Heppners ging es immer sehr laut zu.

Es waren stets dieselben alten Geschichten, die die ewigen Zänkereien dieses Ehepaares verursachten. Ein krankes Weib, das, an einem Lungenleiden hinsiechend, dem Tode täglich näher kam, und ein Mann, der von roher Kraft strotzte, — das gab ein ungleiches Gespann ab.

Heppner hatte seine Frau geheiratet, als sie ein Kind von ihm erwartete. Hinterdrein wußte er selbst nicht recht, wie das zugegangen war, daß diese Ehe zustande kam. Er gestand sich, daß er dieses blasse, magere Frauenzimmer im Grunde gar nicht leiden mochte, aber sie hatte eine so stille Art gehabt, Schritt für Schritt, aber beharrlich auf das Ziel loszugehen, das sie sich einmal gesteckt hatte. Sie hatte ihn gefangen, indem sie sich demütig und geduldig stellte,

so demütig und geduldig, daß er schließlich zu dem Glauben kam, eine bequemere Frau würde er kaum je wieder finden, eine Frau, die ihn ganz nach Belieben würde schalten und walten lassen, die ihm alles durch die Finger sehen würde. Denn er hatte nicht die geringste Lust, etwa den soliden Ehemann zu spielen. Selbst als er Hand in Hand mit seiner Braut vor dem Geistlichen stand, — ja, gerade da nahm er sich vor, es mit dieser Treue, die er da gelobte, nicht allzu genau zu nehmen, und dazu brauchte er eben eine so fügsame Frau wie die seine, die nicht gleich wegen jeder Kleinigkeit Lärm schlug.

Zum Teufel auch! Er war ein junger, flotter Kerl und sah stattlich genug in der schmucken Uniform aus, groß, mit seiner breiten Brust, den starken Armen und stämmigen Beinen, dem vollen, roten Gesicht mit dem schwarzen Schnauzbart, ein Kerl, nach dem sich alle Frauenzimmer die Hälse verdrehten, und so einen sollte diese Hopfenstange, seine Frau, allein haben? — Das wäre doch schade! Und es war ihr Glück und sehr klug von ihr, daß sie so eine zahme war.

Aber nach der Hochzeit verwandelte sich die Fügsame, Geduldige, mit einem Schlage. Eine böse Sieben, eine wahre Hexe wurde sie, eine richtige Hyäne, die auf Schritt und Tritt hinter ihm her war, die das Harmloseste beargwöhnte und ihm jeden Tag einen neuen Eifersuchtsskandal machte. Einmal war sie ihm mit ihren Fingernägeln und ihrer spitzen Schere zu nahe gekommen, aber da hatte er ihr eins aufs Dach gegeben, daß sie sich nie wieder an ihn gewagt hatte. Dafür geiferte sie um so ärger in Worten gegen ihn, und wenn er sie, zum Äußersten gebracht, prügeln wollte, besaß auch sie ein unfehlbares Abwehrmittel: sie schrie um Hilfe, so daß die ganze Kaserne zusammen-

lief. Dann ließ Heppner von ihr ab; er knirschte vor maßloser Wut mit den Zähnen, — aber man wusch seine schmutzige Wäsche doch nicht vor allem Volk, wenn auch alle ganz genau wußten, wie bei diesem Ehepaare die Dinge standen.

Am Ende kümmerte sich Heppner gar nicht mehr um sie. Er führte ein Leben, wie es ihm behagte, ging Abend vor Abend aus und vergnügte sich auf seine Art. Für Weib und Wirtschaft gab er kaum das notwendigste Geld her. Wenn er dann nach Hause kam, war er der Angreifende, — die Schimpfworte der Frau glitten wirkungslos an ihm ab. Er hatte ihre schwächste Stelle herausgefunden, — die Eitelkeit, und nützte seine Entdeckung weidlich aus. Er verhöhnte sie, indem er ihr ihre Welkheit und Magerkeit, ihr fahles Aussehen und ihr dünnes Haar vorhielt, und trieb sie auf den Gipfel der Wut, indem er ihr von den Reizen der anderen erzählte, die ihn mit ihrer Liebe beschenkt hatten.

Das ging so monatelang; es war nicht gerade angenehm für Heppner, aber man gewöhnte sich daran, und er wurde dabei immer blühender und kräftiger, während die Frau von Tag zu Tag häßlicher wurde und zusehends abmagerte.

Zuguterletzt spielte sie ihm einen bösen Streich und wurde krank.

Der Stabsarzt erklärte den Fall von vornherein für hoffnungslos und gab der Kranken nur mehr eine kurze Lebensfrist. Aber selbst die Nähe des Todes brachte das wüste Zanken nicht zum Schweigen.

Die Schimpfereien wurden nun von einer wahrhaft grauenerregenden Abscheulichkeit. Es machte dem Manne Freude, der Kranken noch eins auszuwischen. Er war wütend darüber, daß er für sie um der vielen

Klatschmäuler willen so ganz Besonderes schaffen mußte, Stärkungsmittel und teuren Wein, den er viel lieber selbst getrunken hätte, und übergoß sie mit Verwünschungen und Flüchen. Dann kehrte die Frau aus den finstersten Winkeln ihrer Seele den Schmutz hervor und rang nach einem letzten Atem, um ihn in ein unflätiges Wort geballt auf ihren Peiniger zu schleudern, — und der Mann saß ihr gegenüber, rot und frisch, und schrie ihr über den Tisch den triumphierenden Hohn ihres baldigen Sterbens ins Gesicht, in seiner gräßlichen Roheit ein Vieh, schlimmer, tausendmal schlimmer als ein Vieh.

Und das Weib keuchte, wollte sprechen, — sank zurück und konnte nur die dürre Faust wider ihn schütteln.

Einmal hatte sie bei Wegstetten, dem Batteriechef, Schutz gesucht, in dem dunklen Drange, daß ihr von irgend woher eine Hilfe kommen müßte. Sie war sich nicht klar darüber, was sie wollte, — fort jedenfalls von diesem Manne, der sie quälte und noch einmal tötete, vielmals schmerzhafter als die Krankheit, nur mußte er ihr Geld geben, denn sie besaß keinen Pfennig. Aber da war die Vergangenheit gegen sie lebendig geworden, die Vergangenheit, in der sie grundlos gegen ihren Gatten geeifert hatte, in der sie mehr als einmal aus nichtigen Ursachen Krakehle mit anderen Unteroffiziersfrauen vom Zaune gebrochen hatte, so daß Beschwerden über sie eingelaufen waren. Der Hauptmann wies sie ab.

„Prüfen Sie sich mal, Frau Heppner," sagte er, „ob Sie nicht auch ein wenig Schuld haben. Denn sehen Sie, es ist gar nicht möglich, daß ein Mann, der dienstlich so ausgezeichnet seine Pflicht erfüllt und sich nie eine Überschreitung zu Schulden kommen läßt,

— nie, sage ich! — daß der zu Hause sich so roh aufführt, wie Sie mir erzählen. Sie übertreiben wohl ein wenig, gute Frau."

Da ergab sie sich grollend in ihr furchtbares Schicksal. —

Wegstetten hatte nicht einmal Unrecht mit seinem Lob. Wenn Heppner die Familienwohnung verlassen hatte, war er ein tadelloser Unteroffizier, der sich wie keiner fast der Grenzen bewußt war, die den Vorgesetzten durch Vorschriften und Befehle gezogen waren. Er nahm die Leute tüchtig heran und seine Löwenstimme klang laut und brutal über die Plätze weg, aber niemals ließ er sich zu einer Mißhandlung hinreißen. Im ganzen mochte er die Mannschaften, wenn sie sich Mühe gaben, — und daß sie das taten, dafür sorgte er schon, — nicht ungern leiden, es bereitete ihm Genugtuung, eine gut exerzierte Truppe zu kommandieren, und wenn sie ihre Sache besonders gut machten, hatte er sogar eine ganz aufrichtige Gutmütigkeit für sie übrig.

Nur zuweilen griff er sich ein paar heraus und drangsalierte sie, immer in den Grenzen des Erlaubten, mit einer kalten, grausamen Ruhe, so daß sie fast zusammenbrachen. Durchweg waren das minder kräftige Leute, dürftige, blasse Burschen mit fahlen Gesichtern, die er für den Tod nicht ausstehen konnte.

In einzelnen Zügen trat dann wieder die tierische Roheit seines Innersten zu Tage. Wenn einer sich verletzt hatte, war Heppner der erste, der hinzulief und verband, nicht um zu helfen, sondern um Blut zu sehen; mit einem wahrhaft wollüstigen Ausdruck in den hervorquellenden Augen sah er es fließen.

Hauptsächlich unterstand die Ausbildung der Berittenen seiner Leitung.

In der Reitbahn, sonderlich wenn im Winter im Reithause geritten wurde, wenn im heißen Dampf der Pferde und im Lohestaub die düsteren Lampen nur noch rötlich glühten, war er in seinem Element.

Mit der Miene eines sicheren Siegers bestieg er den Gaul, der unter einem anderen Reiter ein Hindernis refüsiert hatte. Er hatte eine Faust, die so weich und rund wie Sammet und fest und hart wie Stahl sein konnte. Mit Güte versuchte er's zuerst. Er legte sein Gewicht nach hinten, nach der Stelle zu, an der es dem Pferderücken am lästigsten ist und wo es unwillkürlich das Tier vorwärts treibt, bis er es schließlich mit seinen mächtigen Schenkeln an das Hindernis heran und mit einem letzten Druck hinüberbrachte. Überschlug sich ein störrischer Gaul, so war er im Nu aus dem Sattel und wartete, den Zügel in der Hand, ruhig lächelnd, bis er prustend wieder aufsprang. Dann saß er von neuem auf. Vier-, fünfmal mußten die sich bäumenden Tiere das Hindernis nehmen, — dann erst gab er sich zufrieden.

Beim Reitunterricht konnte es sogar geschehen, daß Heppners Stimme fast gemütlich klang und daß er in der Strenge des Dienstes etwas nachließ; er wußte, daß seine Fahrer gut reiten würden, wenn es darauf ankam, — und daß die 6. Batterie die besten Reiter haben mußte, das war für ihn eine ausgemachte Sache.

So hatte es fast den Anschein, als ob Heppner die Brutalität, die doch den innersten Kern seines Wesens ausmachte, in sich verschlösse, um sie erst zu Hause von sich zu geben.

Aber geradezu verblüffend war es, wie dieser Mann, — der zu seinem Weibe roh war wie ein Tier und der in den Mannschaften im letzten Grunde

alles andere eher als Menschen sah, — sich verwandelte, wenn erst die Pferde selbst in Frage kamen. Gegen diese schönen Tiere konnte er von einer fast mütterlich sorgenden Zärtlichkeit sein. Sie kannten ihn alle, und er liebte jedes von ihnen, aber natürlich hatte er seine Lieblinge darunter. Da war der „Udo", ein hellbrauner Wallach mit einer reichen Mähne und einer Blesse, die breit von der Stirn herab bis zur Nase lief, der niederknieen konnte, der „Zulu", fast so dunkel wie ein Rappe, der mit dem Kopfe schüttelte, wenn man ihn fragte: „Bist du ein Franzos?" und nickte, wenn er angeredet wurde: „Aber ein deutscher Artillerist bist du doch?", und vor allem der „Ulk", ein kleiner Kerl mit einer besonders stattlichen Mähne, der in der Reitbahn stets seine Vorderpferde scherzhaft in die Hinterbacken biß.

Tag für Tag brachte der Vizewachtmeister den Pferden Zucker, Möhren und Brotschnitte und verteilte die Leckerbissen mit peinlicher Gerechtigkeit unter sie. Er studierte ihre Eigenart und gerade die, die sich nicht so ohne weiteres in ihr Los als Reit- oder Zugpferd schickten, erregten seine erhöhte Aufmerksamkeit. Es waren Racker darunter, die hübsche „Deborah" zum Beispiel, die keinen Sattel auf ihren Rücken hatte leiden wollen, geschweige denn einen Reiter. Aber er hatte sie kirre bekommen, wenn sie auch beim Gurten noch ein wenig quiekte, gerade so gut wie diesen faulen, dicken „Carl", der stets zwischen den baumelnden Strängen bummelte und sich lieber von den Vorderpferden das Kummet über den Kopf ziehen ließ, als daß er ein Quentchen zog. Er hatte ihn angeschirrt in seinen Strang gestellt und die Stränge so kurz an eine quer vor zwei Säulen gebundene, elastische Holzstange geknüpft, daß der Faulpelz sich tüchtig

ins Kummet legen mußte, wenn er nur bis zur Krippe kommen wollte. Da hatte der „Carl“ klein beigegeben und zog nun brav sein Sechsteil der Geschützlast. Aber vergessen hatte der dicke Braune ihm die Kur nicht; Heppner behauptete wenigstens, das Tier sähe ihn immer noch vorwurfsvoll an, als ob er es um einen recht bequemen Ruheposten gebracht hätte.

Wenn gar eins der Pferde erkrankte, wurde seine Fürsorge fast zur Aufopferung. Den Verordnungen des Roßarztes kam er mit bewundernswerter Voraussicht entgegen und ein einziges Mal beging er an einem Untergebenen eine tätliche Mißhandlung, noch dazu an einem Fahrer, der sich sonst seiner Gunst am meisten zu erfreuen hatte, — er gab dem Manne eine Ohrfeige, daß ihm zugleich aus Nase und Mund das Blut schoß, weil er als Stallwache „Dornröschen“ einen Augenblick in der Kette hatte hängen lassen, „Dornröschen“, das ihm, Heppner, zugewiesene Reitpferd, seinen Augapfel, eine wunderschön gebaute dunkelbraune Stute, fast zu leicht für sein Gewicht, aber ein zähes Tier mit prachtvollen Gängen, dem man die Spur Vollblut in den Adern an dem feinen mageren Kopf und den klaren Beinen gleich ansah.

Seltsamerweise beschwerte sich der Fahrer nicht einmal, und auch „Dornröschen“ genas unter Heppners ebenso rührender, wie sachverständiger Pflege bald wieder von ihrem kleinen Schaden.

Eigentlich erst inmitten dieser schönen, klugen Tiere bekam Heppner menschliche Eigenschaften, und ihnen zuliebe beteiligte er sich sogar an einem Aberglauben, während ihm sonst alles, was über Fleisch und Blut, über ein hübsches Frauenzimmer, Essen und Trinken hinausging, verächtlich und albern dünkte. Ein Ziegen-

bock durfte nie im Stalle fehlen, weil er nach dem alten Glauben durch seinen scharfen Geruch Seuchen von den Pferden abhielt, und der Langbärtige war der besondere Schützling des Vizewachtmeisters. Und doch war es manchmal unbequem, für dieses unvernünftige Tier verantwortlich gemacht zu werden, das sich einmal nicht gescheut hatte, durch einen hinterlistigen Angriff sogar den Major in den Sand zu strecken, — vor versammelter Mannschaft noch dazu. Damals hatte Heppner nur durch ein ganz verzweifeltes Bitten das Todesurteil von dem meckernden Verbrecher abwenden können. Schließlich hatte ein Zufall auch die verfügte Verbannung aufgehoben: in der ersten Nacht, die „Nauke", der Bock, außerhalb der Kaserne hatte zubringen müssen, hatten tatsächlich zwei Pferde zu husten angefangen; der Roßarzt hatte anfangs etwas von Brustseuche gemurmelt, — vier Wochen vor dem Manöver Brustseuche! — da war „Nauke" wieder in seine Rechte eingesetzt worden, und die beiden Kranken hatten bald wieder aufgehört zu husten. — —

Wenn der Vizewachtmeister gefragt worden wäre, wo er sich lieber aufhalte, abends in der Kneipe bei den Spielkarten und eine vollbusige böhmische Kellnerin zur Seite, oder in dem sauberen Stall mit seinem Kettengerassel, Schnauben und Hufscharren, so hätte er sich kaum sofort entschieden. Beides war ihm recht, indessen am Ende war es doch noch schöner, wenn er auf der Stallgasse auf und ab ging, der Ziegenbock links hinter ihm hertrottete und die Pferde die Köpfe mit den klugen Augen nach ihm umdrehten.

Aber wenn er die Stalltür hinter sich zugemacht hatte, verloren seine Blicke den weicheren Glanz, und sobald er die Tür seiner Wohnung öffnete, glomm bereits eine boshafte Glut in ihnen auf, wie wenn

er bereit wäre, sich auf das wehrlose Weib zu stürzen.

Die Frau war zuletzt von ihren Qualen und von der Krankheit so mitgenommen worden, daß sie dem kleinen Haushalt nicht mehr vorstehen konnte. Sie hatte sich nach einer Hilfe umgesehen und war schließlich auf ihre Schwester verfallen, die als Gutswirtschafterin in der Lausitz bedienstet war.

Ida, die Schwester, gab auch bereitwillig ihre Stellung auf, zog zu dem Schwager und übernahm sofort in ihrer vom Landleben her gewöhnten, derb zugreifenden Art die geringe Hausarbeit und die Pflege der Kranken. Einen Augenblick schien es, als verscheuche der ländliche Lufthauch, den das frische Wesen des hochgewachsenen, stattlichen Mädchens ausatmete, die ekle Atmosphäre von Bosheit und Niedertracht, die den Heppners das Leben vergiftete. Der Vizewachtmeister legte sich vor der Schwägerin Rücksichten auf, und die sieche Frau fand in der Aussprache mit der Schwester Erleichterung und Trost, — dann aber verwandelte die Anwesenheit der Dritten das Hauswesen erst recht in eine Hölle.

Die Augen des Hasses sind ebenso scharf wie die der Liebe, und Julie Heppner hatte es bald heraus, daß ihr Gatte in ihre Schwester verliebt war, mit seiner gewöhnlichen, grobsinnlichen Glut, nicht anders wie in die vielen, vielen andern vor dieser. Sie kannte diese feuchtglänzenden, starren Augen, die lüstern auf dem jungen Mädchen hafteten und ihm auf Schritt und Tritt begehrlich folgten, — das also war das Letzte, das Bitterste, das Tödlichste, das ihr bestimmt war, — den Treubruch in der Wohnung, vor den eigenen Augen, sich vollziehen sehen zu müssen.

Glücklicherweise schien vorderhand Ida von dieser

stillen Werbung nichts zu merken; sie machte wohl einmal einen Scherz mit dem Schwager, aber im übrigen ging sie unbekümmert ihren Weg.

Dieses harmlose, kühle Nichtverstehen vergrößerte nur noch Heppners Leidenschaft. Für ihn, der durch leichte Siege über die von ihm bevorzugte Sorte Frauenzimmer verwöhnt war, bildete diese Zurückhaltung etwas Neues, um so mehr Anreizendes. Nun wurde er eifersüchtig; selbst vor Verliebtheit vergehend, hütete er die Jungfräulichkeit der Schwägerin wie ein teures anvertrautes Pfand und verbot ihr sogar das unschuldige Kokettieren mit dem jungen Leutnant der Batterie, Landsberg, diesem geleckten Laffen, der ihr ab und zu schmachtende Blicke zusandte, wenn sie Wäsche ausflickend am Fenster saß und der Offizier das Exerzieren auf dem Hofe beaufsichtigte.

Die kranke Frau beobachtete bei solchen Streitereien mit ängstlicher Spannung das Verhalten der Schwester. Zuerst war Ida nur ehrlich entrüstet über die Anschuldigungen des Schwagers gewesen, mit der Zeit jedoch wurde sie stiller in ihren Erwiderungen, ein leichtes, verlegenes Rot huschte manchmal über ihr hübsches, junges Gesicht, und in den flüchtigen Blicken, mit denen sie den Schwager zuweilen streifte, sah die Kranke bereits das Fürchterliche aufkeimen.

Heppner selbst, weniger scharfblickend und an ein derberes Entgegenkommen gewöhnt, wußte noch immer nicht, was er aus der Schwägerin machen sollte. Nur das eine stand für ihn fest: dieses prachtvolle Mädel mußte sein werden, und er nahm sich vor, wenn es nicht anders ginge, selbst einen Gewaltstreich zu riskieren. Schlau freilich mußte er das anstellen, denn wenn seine Frau darüber zu zetern anfing, dann gab es einen Mordskrach, eine ganz eklige

Geschichte, die ihm gehörig ans Bein gehen, — die ihm sogar seine Stellung kosten konnte.

Aber es kam anders.

Heppner hatte gegen Abend die „Walküre", die er für Wegstetten als Batteriechefpferd zuritt, eine Stunde lang vorgehabt und ließ ihr im Stall die nasse Sattellage mit Strohwischen trocken reiben. Als die Stute mit dem Woilach eingedeckt war, ging er nach der Kantine, um den Riesendurst zu stillen, den ihm der Gaul gemacht hatte; denn die „Walküre" warf beim Traben, daß man allemal ein Kommißbrot hätte drunter durchwerfen können, — aber der Verwalter war ausgetreten, — die Bude zu. Er stieß ein paar Flüche aus, dann besann er sich auf eine Flasche Bier, die in der Wohnung in der Küche stehen mußte, und stampfte langsam mit etwas steifen Schritten nach Hause. Auf dem Hofe war Dienstverlesen, zum ersten Male waren die Rekruten dabei, — nun, davon hatte er sich dispensieren lassen.

In der Küche wusch die Ida. Er sagte kurz „guten Abend", schänkte sich das Bier ein und trank einen großen Schluck. Den Rest schüttelte er im Glase, daß die braune Oberfläche schaumig wurde; dabei sah er der Schwägerin schweigend zu. Sie hatte weiße, feste, runde Arme und, wenn sie sich über die Wanne beugte, derbe, breite Hüften.

Durch die offene Tür klang die schrille, heisere Stimme der Frau: „Ida, wer ist gekommen?"

Die Waschende antwortete: „Nu, wer denn anders als Otto?"

Und wieder schrillte die Stimme, noch heiserer: „Warum kommt er nicht herein?"

Heppner trank sein Glas aus, stellte es weg und erwiderte: „Weil ich nicht will. — Weil mir's hier

besser gefällt als bei dir. — Weil die Ida ein hübsches Mädel ist und du eine alte Rabuse!"

Dabei legte er wie scherzend die Arme um das Mädchen und drückte es an sich.

Einen Augenblick hielt die Ida still; sie war zusammengefahren, — dann schüttelte sie den Schwager ab und schalt: „Laß los, du Dummer! Mach', daß du zu deiner Frau kommst!"

Der Vizewachtmeister ließ sie frei. Dieser eine Augenblick, den sie seine Umarmung gelitten hatte, gab ihm die Gewißheit, daß er auch hier Sieger sein würde. Wie sie zusammengeschauert war in seinen Armen! Das kannte er!

Stolz, aufrecht, einen höhnischen Triumph in den Augen, betrat er die Stube, und die sieche Frau wußte sofort, daß die schlimme Sache reif war.

Sie brach unter diesem Schlage zusammen; wie betäubt lag sie auf ihrem Lager, und sie brütete stumm über eine Rache, die sie an diesem Viechskerl, der sie zertreten, zertrampelt hatte, nehmen könnte, an ihm und der andern, die ihre Schwester war. — — —

* *
*

Währenddessen saß in der rückwärtigen Dienstwohnung, die nur durch den Flur von der Heppnerschen geschieden war, der Wachtmeister Schumann mit seiner Frau an dem runden Sofatische.

Die ganze Stube glich mit den gehäkelten Deckchen auf den Polstermöbeln, den vielen Blumenstöckchen, dem Kanarienbauer und dem Nähtisch am Fenster weit eher dem Putzstübchen einer alten Jungfer, als dem Wohnraum eines Wachtmeisters, und die kleine, zartgliedrige Wachtmeisterin selbst, die sich nie so recht wohl fühlte und auch im Hochsommer ein Filettuch

um die Schultern trug, paßte recht gut in diese nette, saubere Umgebung.

Sie hatte einen großen Kummer, — daß ihre Ehe kinderlos bleiben zu sollen schien, — und tausend kleine. Aber sie fiel ihrem Gatten niemals mit diesen großen Kleinigkeiten zur Last und kam sich selbst sehr heldenhaft vor, daß sie ihr Leid so still und allein trug. Er hatte Ärger genug im Dienst, — wie oft hörte sie seine Stimme auf den Treppen wettern! — zu Hause sollte er seine Ruhe haben. Ein Einziges konnte sie am Ende nicht mehr ertragen, ohne sich bei ihm zu beklagen: dieses schreckliche Gezänk bei dem Nachbar, dem Vizewachtmeister. Sie zuckte zusammen, wenn drüben der Streit anhob, und allmählich wuchs aus dieser besonderen Abneigung eine allgemeine gegen dieses ganze, lärmvolle Leben hervor, in dessen Mitte zu verweilen sie gezwungen war. Sie wurde die eifrigste Fürsprecherin der Ruhepläne ihres Mannes und konnte kaum mehr den Augenblick erwarten, in dem er den bunten, reichbetreßten Rock, neben dem sie anfangs so gern spazieren gegangen war, endgültig ausziehen würde. Im Grunde war ihr das Waffenhandwerk ihres Gatten immer ein wenig zuwider gewesen. Wenn sie ihrem Manne die Ausrüstung abnahm, hielt sie den Säbel stets in den Händen, als ob er schon von Blut triefte, und ganz und gar fürchterlich war es ihr, wenn noch dazu das „Schießgewehr“ in der Wohnung blieb, — der Revolver, den der Wachtmeister beim felddienstmäßigen Exerzieren am Säbelkoppel trug.

Das alles würde wegfallen, wenn er seinen Soldatenrock mit der hübschen dunklen Uniform der Bahnbeamten vertauscht haben würde, — diese geringen Unbequemlichkeiten und vor allem der bestän-

dige Lärm, die Flüche, mit denen die säumigen Mannschaften zum Dienst gejagt wurden, das Trappen der nägelbeschlagenen Stiefel auf den Steinstufen, das Schreien und Kommandieren von den Reitplätzen her, die seitlich rückwärts der Kaserne sich breiteten, der selten wohltönende Gesang der Leute an den Abenden und nicht zuletzt das abscheuliche Gezänk nebenan.

Der Wachtmeister hatte bereits eine Probedienstzeit abgeleistet, und ein Assistentenposten an einer kleinen Nebenbahnstation stand ihm in Aussicht.

Als Schumann zu den Schießübungen auf dem Truppenübungsplatze war, hatte sie ihre Neugier nicht länger zu bezähmen vermocht und war einmal hingefahren. Es war eine Sekundärbahn, die sich ein Flüßchen aufwärts langsam in das Gebirge hineinhaspelte. Das Stationsgebäude lag eine kurze Strecke vom Dorfe entfernt inmitten einer grünen Baumanpflanzung. Die Wohnung hatte zwar auch nur Stube, Kammer und Küche, — die Küche war sogar kleiner als die jetzige —, aber es war so wunderschön ruhig in dem Tale zwischen den Waldbergen, und sie wurde die Sehnsucht nach diesem Orte des Friedens nicht wieder los.

Nun rückte Schumann plötzlich von neuem mit der Absicht heraus, im Dienste zu bleiben.

Sie ließ ihn ausreden und hörte ihm aufmerksam zu. Dabei blieb sie ihm ruhig gegenüber sitzen und legte ihm sein Abendbrot vor wie jede andere Mahlzeit, geschäftig und sorgend, als ob er von etwas ganz Gleichgültigem spräche. Aber als er fertig war, verhehlte sie ihm ihre Meinung nicht. Sie hielt sich für eine Frau, die dem Gatten in seine Sachen niemals hineinredete, — aber das ging doch auch sie recht wesentlich an.

Was er da erzählte, daß er sich wie ein schlechter Kerl, wie ein Deserteur vorkäme, wenn er den Dienst quittierte, das war Unsinn und unpraktisch und unklug obendrein. Einer puren Einbildung wollte er ohne weiteres ein paar Lebensjahre opfern, ohne daß es ihm einer Dank wissen würde. Wuchs etwa die Summe, auf die er schon nach zwölf Dienstjahren Anspruch hatte? Und mußte er nicht die gleichen Prüfungen und Probezeiten durchmachen, trotz seiner achtzehn Soldatenjahre, wie die, die gerade das Dutzend hatten voll werden lassen? Fing er etwa mit einem höheren Gehalt an, als drüben Schmidt von der 4. Batterie, der mit dem letzten Tag des zwölften Jahres abgegangen war? — —

Zuletzt spielte sie ihren Haupttrumpf aus. Sie wußte, daß die ländliche Stille der kleinen Station es in den Wochen der Probedienstzeit auch ihrem Mann angetan hatte und beichtete nun ihre heimliche Reise.

Damit hatte sie gesiegt.

Eines wußte immer mehr als das andere von den anspruchslosen Reizen jenes Ortes zu berichten, und was dem einen entgangen war, das holte der andere nach.

Dabei belebten sich die halb schon verblaßten Bilder der Vergangenheit für den Wachtmeister mit frischen Farben, die alten Erinnerungen gewannen neue Kraft und zogen ihn mit starken Armen zu sich hin, — und in demselben Maße zerstreuten sich die Wolken seiner selbstquälerischen Vorwürfe.

Er sah in eine klare, helle Zukunft, die sich in dem schmalen Tal zwischen den waldigen Höhen abspielte, und es wollte ihm mit einem Male so vorkommen, als würde er dort in der Stille, wo man der Erde gleichsam näher war, erst sich selber finden und erst richtig zu leben anfangen.

III.

„Ich hab' mich ergeben
Mit Herz und mit Hand
Dir, Land voll Lieb und Leben
Mein deutsches Vaterland!"
(Maßmann.)

Leutnant Reimers hatte sich beim Abteilungs- kommandeur und beim Regimentskommandeur gemeldet.

Beide Herren hatten ihn herzlich willkommen geheißen — jeder auf seine Art.

Major Schrader, der keine Gelegenheit, einen Witz zu machen, vorübergehen ließ, hatte seine Meldung erst sehr dienstlich aufgenommen und mit finsterer Miene versichert, er habe sehr ungern bestrafte Offiziere in seiner Abteilung, dann war er ihm fast um den Hals gefallen und hatte gefragt, ob es wahr sei, daß die Kaffernmädchen einen so scheußlichen Geruch an sich hätten.

Falkenhein, der Oberst, drückte ihm nur lange die Hand.

Aber Reimers las ihm die große Freude von den Augen ab.

Der Oberst war dem jungen Menschen zugetan wie einem Sohne; er hatte ihn vor einem Jahre mit schwerer Sorge gehen sehen, als die Ärzte ihn nach Ägypten schickten, einen Lungenkranken mit recht zweifelhaften Aussichten; jetzt, als er ihn wieder erblickte, war er dreifach froh. Reimers war kein breit-

brüstiger, rotbäckiger Kraftmensch geworden, aber aus dem tiefbraun gebrannten Gesicht war jede Spur der Krankheit verschwunden, und diese hageren Züge und der straff sich haltende, ein wenig magere Körper trugen das Gepräge jener dauerhaften Zähigkeit, die widerstandsfähiger ist als prahlende Wohlgenährtheit.

„Sie haben sich — gottlob! — gut herausgemacht, Reimers!“ sagte er, indem er nochmals die Hand des Leutnants schüttelte. „Und haltbar scheint die Sache auch zu sein nach der Probe, die Sie gleich auf das Exempel gemacht haben.“

Der Leutnant antwortete: „Es war ein wenig va banque, Herr Oberst. Entweder — oder!“

„Das Entweder ist mir aber bedeutend lieber,“ erwiderte Falkenhein.

Das war in einem so liebevollen, herzlichen Ton gesprochen, daß das überquellende Gefühl der Verehrung den Leutnant über die Schranken der steifen Form hinwegtrug. Er neigte sich rasch über die Hand des Obersten und küßte sie. Dabei standen Tränen in den Augen — Tränen einer großen, starken Freude; denn jetzt erst, seitdem er vor dem Oberst gestanden hatte, fühlte er sich wieder in der Heimat. —

Wie hatte er sich danach gesehnt, Tag für Tag in diesem Urlaubsjahre!

Zuerst, als ihn in Kairo die Anstrengungen der Reise auf ein neues Krankenlager geworfen hatten, war es eine wehmütige Trauer, mit der er der Heimat gedachte, aber als darnach seine Kräfte neu erstarkten, wuchs auch die Heimatssehnsucht verlangend in ihm empor; er litt darunter mehr als unter der allmählich zurückweichenden körperlichen Krankheit, und die Tatenlosigkeit des Kurorttreibens vermehrte seine Qualen. Niemals hätte er es über sich gebracht, diese langen

Monate im fremden Lande müßig zu sitzen, so wie in dieser ersten Zeit; und als er ein Parteigänger der Boeren wurde, geschah es nicht zuletzt aus dem Grunde, daß er nicht vor Heimweh nach Deutschland aufs neue erkranken und daran vergehen wollte.

Er liebte Deutschland mit einer starken, wilden Glut. Wie einer Geliebten brachte er diesem teuren Lande eine scheu bewundernde und zugleich inbrünstige Verehrung dar, und wie ein Liebender, der den Gegenstand seiner Sehnsuchten mit unwirklichen und unwahrscheinlichen Eigenschaften schmückt, sah er es von einem fast romantischen Schimmer umwoben, dessen lautere Helligkeit von keinem Flecken verdunkelt wurde. Die Begriffe der Größe, Macht und Herrlichkeit waren für ihn untrennbar mit dem Namen des Deutschen Reiches verbunden, aber vor allem begeisterte ihn die emsige, prunklose, in der Stille sich vollziehende, so zielbewußte Arbeit, die, von Stein, Scharnhorst und Boyen begonnen, durch schwere Konflikte hindurch zu dem herrlichsten Ende geführt hatte. Er schaute die Geschichte mit den Augen eines Soldaten, und diese Zeit von dem Zusammenbruch bei Jena bis zu dem letzten großen Kriege stellte sich ihm als eine ununterbrochene aufsteigende Linie dar, die auch durch die zeitweiligen politischen Niederlagen Preußens in ihrer zur Höhe strebenden Richtung nicht abgeändert wurde. Mit dem beispiellosen Siege von Sedan erreichte sie einen Gipfel der militärischen Machtentfaltung, von dem aus es kein Aufwärts mehr gab. Auf der ganzen Welt konnte er sich nichts Ehrenvolleres träumen, als dieser herrlichen Armee von Sedan anzugehören, und er trug sein Offiziersportepee mit einem Stolz, der, von jeglicher Eitelkeit weit entfernt, einer religiösen Verehrung sich näherte.

Schon als Knabe hatte er zu den gewaltigen Ereignissen, die ihn jetzt zu einer bewußten Begeisterung entflammten, nur mit einem ehrfürchtigen Schauer aufblicken können, und es war sein bitterstes Leid gewesen, daß er nach dem Willen der Mutter und nach dem Worte des Arztes nicht hatte Soldat werden sollen, Offizier wie der Vater, der im großen Feldzuge mitgekämpft hatte und etwa ein Jahrzehnt darnach infolge eines Sturzes mit dem Pferde gestorben war. Mutter und Arzt besorgten, er wäre zu schwächlich für diesen Beruf.

Um diesen Einwand hinfällig zu machen, unterwarf sich der Knabe einem heldenhaften Selbstzwang; er machte seinen Körper durch die strenge Befolgung eines allmählich fortschreitenden Übungssystemes zu immer größeren Strapazen tüchtig und erreichte damit in der Tat, daß er diensttauglich befunden wurde. Von so viel Aufopferung besiegt, gab die Mutter schließlich ihre Zustimmung zu dem Plane des Sohnes. Aber nur wenige Male sah sie ihn die altvertraute Regimentsuniform des Vaters tragen, — sie starb, kaum vierzig Jahre alt.

Bernhard Reimers war damit eine Vollwaise geworden; aber er hatte noch weit mehr als den Tod einer Mutter zu beklagen. Mit der Verschiedenen war zugleich der einzige Mensch dahingegangen, der ihm Liebe geschenkt hatte, und der einzige, den er wiederum geliebt hatte.

Der rasche und frühe Tod des heißgeliebten Gatten hatte auf das Leben der Mutter einen bleibenden Schatten geworfen. Die einsame Frau vermißte die helle Sonne ihrer kurzen Ehe allzu schmerzlich, als daß sie je wieder hätte froh werden können. Auch die ungestüme Zärtlichkeit, die sie ihrem Kinde ent-

gegenbrachte, war durch diese Trauer verschleiert; das war nicht die laute Glückseligkeit, mit der die Mütter sonst ihre Kinder jubelnd auf ihren Armen zum Lichte emporheben, es war ein inbrünstiges, wortloses Anschauen mit Augen unendlicher Liebe, ein liebedurstiges Werben um die Kinderseele und ein eifersüchtiges Umfangen, das dieses Vermächtnis des geliebten Toten ganz allein besitzen wollte.

So vollständig war der Knabe von der Liebe der Mutter umgeben, daß das Bedürfnis, welches seine Mitschüler vom Gymnasium sich freundschaftlich zusammenschließen ließ, gar nicht an ihn herantrat. Überall, wo er ein Verlangen trug, etwas zu erfahren, einen Zweifel zu lösen oder ein Geheimnis anzuvertrauen, bot sich ihm die Zärtlichkeit der Mutter dar, erklärend, beruhigend und an den immer ernster werdenden Freuden und Leiden des heranwachsenden Jünglings teilnehmend. Etwas Frauenhaftes blieb an ihm aus diesen Verhältnissen haften, auch nachdem er mit dem Eintritt in das Regiment das Haus und die innige Gemeinschaft der Mutter verlassen hatte, eine Scheu vor allem Rohen und eine Zurückhaltung von allem Unschönen. Dieses instinktive Gefühl bewahrte ihn zwar nicht durchaus vor allen Verlockungen, aber es hinderte ihn, sich ihnen in einem Übermaße hinzugeben. Er machte die kleinen Trink- und Liebestorheiten der Fähnriche und jungen Leutnants aus kameradschaftlicher Solidarität mit; — von selbst wäre er kaum je darauf gekommen.

Und es ging ihm im Regiment wie auf der Schule: er hatte viele Kameraden, aber keinen Freund. Er sorgte sich nicht darum und entbehrte nichts, bis ihm die Mutter starb. Da merkte er, daß er ganz allein

war. Wenn er morgens auf dem Exerzierplatze die Herren begrüßte, gab es keinen, den nach der einen Nacht wiederzusehen er sich freute, und gleicherweise gab es keinen, dessen Augen freudig aufleuchteten, wenn er ihm die Hand reichte. Das machte ihn traurig, aber eigens nach einem Freund auf die Suche gehen — das mochte er nicht, da hieß es eben warten, bis eine glückliche Stunde ihm den rechten in den Weg schickte.

Endlich fand er ihn.

Aber diese Freundschaft kam anders, als er es geträumt hatte, nicht plötzlich, wie eine Himmelsgabe einem in den Schoß fällt, sondern stetig und stark wuchs sie aus einem langsamen gegenseitigen Sichkennenlernen hervor.

Es konnte nicht leicht einen größeren Gegensatz geben als den zwischen Reimers und diesem Oberleutnant Güntz. Äußerlich und innerlich waren sie grundverschieden geartet, — Reimers groß, schlank, dunkelblond, mit einem schmalen, ehrlichen, aber immer ein wenig melancholischen Gesicht; Güntz klein, zur Korpulenz neigend, weißblond, mit einem roten, lebensfrohen Vollmondsantlitz; der eine überschwenglich und ein wenig phantastisch in seinen Empfindungen, der andere mit beiden Füßen in der trockenen Wirklichkeit wurzelnd.

Als tüchtige Offiziere waren sie beide geschätzt; wie man sich an Reimers in einer kriegsgeschichtlichen oder kriegswissenschaftlichen Frage zu wenden pflegte, so galt Güntz als Autorität in mathematischen, vor allem in artilleristisch-technischen Dingen.

Die beiden eigene Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit bildete das trotz aller Verschiedenheiten verwandte Element ihrer Naturen, und auf dieser Grund-

lage rückten sie sich mit jedem Tage auch menschlich näher. Der offenherzige Güntz hatte bald jede Falte seines Innern vor dem Freunde ausgebreitet, Reimers dagegen hielt seine allerletzten, allerinnersten Gedanken noch ein wenig geheim vor dem anderen, — aus einer Art von Furcht heraus. Denn der Freund mit seiner Nüchternheit und seiner grausamen Logik mußte notgedrungen, wenn anders er sich ohne Heuchelei geben wollte, — und er konnte gar nicht anders —, die meisten von den Idealen und Illusionen zerstören, an denen er, Reimers, wiederum sich krampfhaft festklammerte, ohne die er nicht leben zu können glaubte.

Aber mit der Zeit fiel ein Stück dieser trennenden Wand nach dem andern, und das wachsende, gegenseitige Vertrauen mußte sie zuletzt ganz niederreißen.

Bereits empfand Reimers das Verhältnis auch in seinen nebensächlichen Ausstrahlungen als eine wohltätige Erquickung. Güntz hatte ihm als einziger von allen Kameraden das brüderliche „Du" angeboten; — was für eine Erholung bedeutete nicht das schon, nach der Steifheit der militärischen Verkehrsformen einen „Du" zu nennen! Wie wenn man einen zu engen Kragen lüftete, war das!

Die Freundschaft zwischen den beiden Männern war nahe bei der letzten, schönsten Vollkommenheit angelangt, da wurde Güntz zur Versuchsabteilung der Artillerie-Prüfungs-Kommission nach Berlin kommandiert. Das war eine Auszeichnung, aber ein jahrelanges Kommando.

Reimers hatte also den Freund nur gefunden, um ihn wieder zu verlieren.

Der Briefwechsel zwischen den Getrennten war gleich anfangs nicht besonders rege. Was im Gespräch in wechselseitigem Entgegenkommen augenblicklich ver-

standen worden war, ließ sich auf dem Papier nur umständlich festhalten. Sie hätten einander wissenschaftliche Abhandlungen schreiben müssen, und dazu ermangelten sie der Zeit; der eine infolge der allzu strengen Hingabe an den Dienst in der Garnison, der andere lebhaft angezogen von den technischen Problemen, die in der Versuchskommission vorgelegt wurden.

Am Ende hatten sie alle beide nur noch das beruhigende Gefühl: da, so und so viel Meilen von dir entfernt, sitzt ein Mensch, der dir treu ergeben ist. Im übrigen mußte jeder suchen allein auszukommen, so gut es ging.

Reimers widmete sich mit um so hingebenderem Eifer seinem Beruf. Er vergaß darüber seine Einsamkeit und segnete seinen Stand, der ihm die Mitwirkung an der großen, stolzen Arbeit des deutschen Heeres erlaubte, dafür.

Auch die unbequemen Dienstleistungen verdrossen ihn nicht, und vor allem stand er freudig bei seinen Rekruten, beaufsichtigend, nachbessernd und unterrichtend. Das war ja in der Friedenszeit die große, ernsthafte Aufgabe des jungen Offiziers, dieses spröde Menschenmaterial zu Soldaten zu erziehen, Soldaten, die nach der ersten rohen Ausbildung immer weiter vorangebracht werden mußten, bis sie schließlich das letzte Ziel — kriegstüchtig zu sein, — erreichten.

Daneben hieß es, um selbst voranzukommen, kriegswissenschaftliche Studien treiben. Aber er hätte sich geschämt, das eine Arbeit zu nennen; er kannte kein köstlicheres und edleres Vergnügen als dieses Studium. Am liebsten hätte er über den Plänen der Generalstabswerke nächtelang gesessen, — wenn er sich nicht selbst Einhalt geboten hätte, um am nächsten Morgen die

gehörige — lächelnd meinte er manchmal für sich, die vorschriftsmäßige — Frische für den praktischen Dienst zu haben.

Auf diese Art, von Güntz geschieden, kam er in Gefahr, ein wenig menschenscheu zu werden. Er mußte sich zuweilen redliche Mühe geben, den Anforderungen der Kameradschaft und insbesondere seinen gesellschaftlichen Verpflichtungen mit guter Manier gerecht zu werden. In die Zerstreuungen der guten Jahreszeiten fand er sich am ehesten; er spielte mit Passion Tennis, und auch an einem Ausflug zu Fuß oder zu Rad, mit einem Picknick hinterdrein, an den kleinen Regiments- und Brigaderennen oder an einer Jagd fand er nichts auszusetzen, das war gesunde Bewegung, ein wohltätiges Herauskommen aus der Enge der Garnison, ein frischer Sport. Aber namentlich der Winter mit seinen Pflichtdiners und Kasinobällen machte ihm Pein.

Er hatte sich einmal, in der Tür des Saales stehend, die Ohren zugehalten, so daß er keinen Ton der Musik mehr vernahm, — da waren ihm ernstliche Zweifel an der Vernunft dieser wie toll herumspringenden Männer und Frauen gekommen, und er hatte sich fast geschämt, die gar nicht mehr junge Majorin Lischke um den pflichtmäßigen Tanz zu bitten. Indessen die dicke Dame hing sich lächelnd in seinen Arm und ersparte ihm keine Runde.

Im Promenieren fragte er sie, ob er die Ehre haben würde, sie auch auf der Eisbahn zu begrüßen.

„Nein, das ist mir zu anstrengend,“ antwortete sie und wischte sich die hellen Schweißtropfen von der Stirn. — —

Mit Wehmut gedachte Reimers des ehrlichen Güntz, der für diese Torheiten so prachtvolle Grobheiten bereit gehabt hätte, wenn sie im Gespräch sich

den Ärger von der Leber redeten. Er war doch ein Unglücksrabe. Oder war es nicht ein ganz ausgesuchtes Pech, daß gerade der einzige, den er zu verstehen gelernt hatte, ihm entführt worden war? Gern würde er seine letzten Träumereien daran gegeben haben, nur um den Freund wiederzusehen; das Leben zerstörte sie ihm ja ganz von selbst, und er wurde täglich mehr gewahr, daß es gar nicht des anderen dazu bedurfte.

Da warf ihm der Zufall eine Gabe in den Schoß, die ihn einigermaßen für den Verlust des Freundes entschädigen sollte; er führte ihn mit dem Oberst von Falkenhein zusammen, — die Ironie des Schicksals wollte es: gerade an einem von diesen greulichen Ballabenden.

Reimers hatte sich nach Ableistung seiner Kommißtänze gestattet, eine Polka auszusetzen, und lehnte im letzten Raume der Kasinozimmerreihe am Fenster, da klopfte ihn plötzlich Falkenhein auf die Schulter.

Der Oberst langweilte sich, denn die älteren Herren, soweit nicht auch sie um die Damen beschäftigt waren, hatten sich zum Kartenspiel gesetzt, und er, ein Witwer, dessen einzige Tochter noch im Pensionat erzogen wurde, konnte Spielen nicht ausstehen und Tanzen erst recht nicht. Dieser Leutnant Reimers, der da einsam in die Nacht hinaussah, kam ihm daher gerade zupasse. Der junge Offizier hatte ohnehin sein Interesse wachgerufen; seinem dienstlichen Verhalten sangen die Vorgesetzten wahre Lobeshymnen, und auch außerdienstlich hob er sich durch eine wohltuende Reife von dem Durchschnittstypus der jungen Leutnants ab, ohne doch darum den Eindruck eines Duckmäusers zu machen. Duckmäuserei nämlich konnte Falkenhein noch weniger ausstehen wie Spiel und Tanz.

Der Oberst hatte die Gabe, mit wenigen Fragen

das Innere eines Menschen aufzuschließen, und verstand sich ausgezeichnet darauf, das Wesentliche und Wahrhafte von dem Zufälligen und Eingebildeten oder gar Vorgeschützten zu sondern.

Reimers stand ihm mit einer Offenheit Rede und Antwort, über die er selbst am meisten erstaunt war. In dem Augenblicke, in dem der Oberst sich zu ihm gesellt hatte, war es ihm gewesen, als sähe er seinen Vater vor sich und es tat ihm unbeschreiblich wohl, wieder einmal sein Bestes zeigen zu dürfen, das er bisher niemandem außer der Mutter und nur teilweise dem Freund anvertraut hatte.

Falkenhein hörte ihm ruhig zu. Reimers war ein Mann nach seinem Herzen! Da war ein klarer, männlicher Ernst, der gerade auf ein hohes Ziel losmarschierte, bewußt und Schritt für Schritt, ohne gleich dicke Generalsepauletten an die Stelle der mageren, sternlosen Leutnantsachselstücke zu träumen, und daneben eine schöne Begeisterung, die ihn, den Fünfzigjährigen, rührte und ihm das Herz wieder warm machte. Das klang wie damals in den kriegsschwangeren Zeiten: „So stellt uns doch endlich auf die Probe! Lieber heute, als morgen!" — Mein Gott, er hatte inzwischen etwas anders über solche Dinge urteilen gelernt, aber immerhin — die Jugend mochte nur getrost so denken! Für sie war es so das Rechte!

Er kraute sich den Kopf: freilich — ein wenig überschwenglich war diese Begeisterung, wenigstens wie die Dinge jetzt lagen, — und auch ein wenig blind. Es waren eben nicht mehr die Zeiten von 1870/71 und von den Jahren, die danach folgten, als die an der Mosel vorgeschobene Wacht am Rhein so höllisch vor der Revanche von Westen her auf dem Posten sein mußte. Er konnte nicht mehr so von ganzem

Herzen in die stolze Freude des jungen Offiziers einstimmen.

Fast schalt er sich darum, und keinesfalls wollte er diese schöne Flamme mit einem kalten Guß auslöschen. Das war es ja, was dieser Zeit am meisten fehlte, — ein wahrhaft überzeugter Patriotismus, der fest und tief in der Brust saß und nicht mit einem Hurra abgetan war, und aus ihm hervorgehend diese strenge, ernste Auffassung des Soldatenberufs einzig als einer beständigen Vorbereitung für den Krieg. —

Von diesem Gespräch an begann Reimers herzhaft für seinen Oberst sich zu begeistern. Er schämte sich beinahe, den guten Güntz ein wenig darüber zu vergessen, — aber nein, sie konnten getrost miteinander teilen, keiner kam zu kurz. Der brave, treue Mensch in Berlin bei der Artillerie-Prüfungs-Kommission blieb sein lieber Freund, der Oberst war ihm ein zweiter Vater.

Die Zuneigung Falkenheins tat sich freilich nicht groß in Worten kund. Er ließ nur bei jeder schicklichen Gelegenheit durch kleine Zeichen den Untergebenen fühlen, wie wert er ihn hielt. Wenn das Ungefähr sie am Kasernentor zusammenführte, forderte er Reimers auf, ein Stück des Heimwegs ihn zu begleiten, jedesmal gab es für den Leutnant ein besonders freundliches Nicken beim Gruß, und selbst beim Abreiten der Paradeaufstellung verriet ein Aufleuchten der Augen dem vor seinen Zug haltenden jungen Offizier das herzliche Gefühl seines väterlichen Freundes.

Reimers fand für sein Teil noch weniger Gelegenheit, seinen Empfindungen der Dankbarkeit und der Verehrung Ausdruck zu geben, der Rangunterschied untersagte ihm eine Anrede, aber er war in

dem Bewußtsein, verstanden zu werden, zufrieden und begehrte nicht mehr.

So grau wie vorher verliefen seine Tage nun nicht mehr, sie wurden durch diese kleinen Freuden farbig beleuchtet, und das ganze Leben gestaltete sich ihm damit immer fröhlicher und lebenswerter.

Allein der Freund fehlte noch, um es ganz glücklich zu machen. Und der kam wohl auch bald, sein Kommando konnte nicht ewig währen.

Die Kameraden staunten, ein wie lustiger, fast ausgelassener Gesellschafter dieser sonst so stille Reimers jetzt sein konnte. Besonders war das während der Schießübungen und der Manöver der Fall, in den Zeiten, die sich vom Garnison- und Paradedrill am weitesten entfernten und dem Ernstfall des Krieges am nächsten kamen.

Da unterbrach seine Erkrankung den gleichmäßigen Gang der Dinge.

Als er sich zu dem aufgezwungenen Urlaub abmeldete, durchbrach zum ersten Male die Innigkeit, mit der ihm Falkenhein zugetan war, die Schranken der dienstlichen Form. Die klaren Augen des Obersts wurden feucht und seine Stimme bebte ein wenig, als er sagte: „Kommen Sie gesund wieder, mein lieber Reimers! Kommen Sie mir wieder! Ich bitte Sie, tun Sie alles, daß Sie mir gesund wiederkommen!"

Hinter diesem Ausbruch trat selbst die ehrliche, herzliche Sorge zurück, mit der Güntz von Berlin aus dem Freunde seine Wünsche schickte. Der Dienst hielt ihn in seinem Kommando fest, er konnte Reimers nicht mehr vor der Abreise sehen.

So behauptete auch, in höherem Grade als der Abwesende, der Gegenwärtige — der Oberst — das Feld der Erinnerung.

Reimers war die Sehnsucht nach seinen treuherzigen Augen und nach seiner väterlichen, liebevollen Stimme in dem langen Jahre der unfreiwilligen Verbannung niemals los geworden. Diese Verehrung fügte dem starken, mächtigen Bande, das ihn an die Heimat knüpfte, ein persönliches hinzu, und allmählich wurde ihm Oberst von Falkenhein zu einem Symbol, das die großen Eigenschaften des Vaterlandes — Tapferkeit und Klugheit, Treue und Beharrlichkeit, Schlichtheit und doch den im Bewußtsein des eigenen Wertes begründeten Stolz — in sich verkörperte.

Als er nun endlich wieder vor dem verehrten Manne stand, überwältigte ihn die hohe Freude des Wiedersehens und er küßte ihm die Hand.

Der Oberst duldete diese absolut unmilitärische Ausschreitung mit einem gütigen Lächeln. Am liebsten hätte er diesen jungen Menschen, der ihm so teuer war wie ein Sohn, in seine Arme geschlossen, aber er durfte sich so eine Gefühlsdurchgängerei, wie sie dem Leutnant — zu seiner herzlichen Freude — untergelaufen war, als alter Soldat nicht gestatten. — —

Auf dem Vorplatz draußen schaute sich Reimers erstaunt um. Alles dünkte ihn anders, schöner geworden zu sein, und sogar der kahle, nüchterne Kasernenhof schien ihm nicht mehr aller Reize bar zu sein.

Er durchschritt das Tor und ging auf der Landstraße langsam nach der Stadt zu. Da wurde das frohe Gefühl, in der Heimat zu sein, erst recht lebendig in ihm.

Die Landschaft, die sich zu beiden Seiten des Weges breitete, war keineswegs durch besondere Anmut ausgezeichnet, und im Grunde war sie ihm in jeder

Einzelheit bekannt, wie eben der Fleck Erde, den man jahrelang täglich betreten hat, — aber in dieser Stunde machte er Entdeckungen in ihr und hatte Überraschungen in ihr.

Es war wohl auch eine Frucht der Trennung, daß er jetzt erst die bescheidenen Schönheiten der Heimat erkannte, und erst hinterdrein klärten und verdichteten sich die unbestimmten Sehnsuchten, die ihn im fremden Lande bedrückt hatten.

Nun wußte er, daß es die den Bachlauf säumenden saftigen Buchen und Erlen da zur Linken gewesen waren, die er zu sehen sich gewünscht hatte, als ihm in Kairo ein träger Palmwedel regungslos vor dem Fenster hing; dieser grünen Wiesenhänge hatte er auf den dürren Grasebenen Südafrikas gedacht, der milden Heimatsonne und des blauen deutschen Himmels im Glutenbrande des Roten Meeres, und diese kleine Lokomotive, die da eschperig und kurzatmig ihre Wägelchen auf der Sekundärbahn talaufwärts schleppte, zuweilen ihr Läutewerk in Gang setzend, wenn ein weidendes Schaf zwischen den Schienen promenierte, — sie war ihm angesichts der Welthandelsplätze, die er auf seinen Fahrten angelaufen hatte, in Sinn gekommen.

Gewiß war das bereits ein Stück Deutschland, wenn da einer dieser Schiffskolosse, die Millionenwerte in ihrem Bauche aufnahmen, die deutschen Farben trug, und er meinte, das Schwarzweißrot flattere viel stattlicher und stolzer vom Mast als die anderen Flaggen, — aber hier erst wehte die echte Luft der Heimat, hier war man ihr am nächsten.

Er atmete den frischen Wind, der ihm entgegenwehte, mit Behagen und ging aufrecht und mit leuchtenden Augen. Einmal nickte er lächelnd einem ver-

krüppelten Pflaumenbaum zu, den vor Jahren eines seiner Zugsgeschütze angefahren hatte; der Stamm wuchs kläglich schief in die Welt hinein, aber er hatte ausgehalten.

Im Weitergehen dachte der junge Offizier an die Kameraden, denen er nun wieder begegnen würde.

In diesem Augenblick der Freude mochte er sie alle leiden. Die kleinen und großen Untugenden, die ihm sonst an ihnen mißfallen hatten, dünkten ihn harmloser als ehedem, und jedenfalls war es eine ganz außerordentliche Liebenswürdigkeit von den Herren und zugleich sehr ehrenvoll für ihn selbst, daß auf heute, gerade auf den Tag seiner Rückkehr, ein Liebesmahl angesetzt worden war. Er empfand allerdings daneben auch ein gelindes Grauen vor diesem Feste, dessen Ende nicht anders als üblich auslaufen würde, — in einer allgemeinen Betrunkenheit, — aber gut gemeint blieb die Veranstaltung, und den einen Vorteil hatte er wenigstens davon, daß er auf einmal wieder in alle Einzelheiten des Garnisonklatsches eingeweiht wurde, in Dinge, die man zwar recht gründlich verachten konnte, die man aber notwendigerweise kennen mußte, um nicht unwissentlich irgendwo anzustoßen. —

An der Tür der Wohnung wartete bereits der Kanonier, der ihm als Bursche zugewiesen war.

„Kanonier Gähler als Bursche des Herrn Leutnant!" meldete er.

Reimers sah sich seinen Mann an. Der Wachtmeister schien da recht gut für ihn gesorgt zu haben: Gähler war ein patentes Kerlchen, nicht eben groß, aber ebenmäßig gewachsen, und sehr sauber. Nur duftete sein Haar allzu stark nach Pomade, und am

modisch gesträubten Schnurrbärtchen war die Bartwichse nicht gespart.

Als Reimers sein Schlüsselbund aus der Tasche zog, um die Tür aufzuschließen, nahm es ihm Gähler zuvorkommend aus der Hand, öffnete und ließ seinen Leutnant vorangehen. Seinen Packen Zeug legte er geschwind auf einen Stuhl ab und war sogleich beim Abnehmen des Helms, des Bandoliers und der Schärpe behilflich.

Der Offizier lächelte belustigt über diesen unbändigen Eifer. „Gähler heißen Sie also?" fragte er.

„Zu Befehl, Herr Leutnant!" antwortete der Bursche.

„Wie kommt es denn, daß Ihnen das alles so von der Hand geht?" erkundigte sich Reimers weiter.

„Ich war eine Zeitlang Bursche bei Herrn Hauptmann Baron von Wegstetten."

„So? Und warum denn nicht mehr?"

Gähler zögerte ein wenig; dann kam es wieder flott von seinen munteren Lippen: „Herr Leutnant dürfen da nichts Schlimmes denken. Es hatte da Differenzen gegeben; das Mädchen hatte mich verleumdet —, Herr Leutnant werden verstehen."

Er stand verlegen da und polierte die Schuppenkette des Helms mit dem Rockärmel.

Reimers amüsierte sich über den Burschen, der sich so gewählt ausdrückte. „Also, Sie lassen die Frauenzimmer nicht in Ruhe?" fragte er. „Nun, bei mir werden Sie nicht in Versuchung geführt werden."

Gähler wandte bescheiden ein: „Herr Leutnant verzeihen —, aber in dem Fall — —, ich war wahrhaftig ganz unschuldig."

Der Leutnant lachte. „Schon gut," meinte er, „aber vorher, was waren Sie da?"

Der Kanonier richtete sich stolz auf und erwiderte mit Würde: „Groom bei Herrn Rittmeister Graf Vocking in Dresden.“

„Aha! daher also!“

Reimers wunderte sich nun nicht mehr. Dieser gräfliche Rittmeister, bei dem sein Bursche offenbar in die Lehre gegangen war, galt für den reichsten und elegantesten Sportsmann in Deutschland.

Im ganzen glaubte er mit Gähler gut auszukommen. Ein wenig schwatzhaft schien er zu sein, aber dagegen hatte der Vorgesetzte ja die Mittel in der Hand, zumal das flinke Kerlchen dabei nicht eben zudringlich war. Es machte seine Bemerkungen mehr für sich und schaute immer ängstlich zu, ob der Leutnant nicht ein finsteres Gesicht zöge. Auf ein grobes „Halt's Maul!“ ließ der Bursche es lieber nicht erst ankommen.

Zunächst hieß ihn Reimers die Hauslitewka bringen und darnach beim Auspacken der Bücherkiste helfen, die kürzlich nach langer Fahrt von Suez angekommen war.

Gähler reichte ihm die Bände zu und konnte die Bemerkung nicht unterdrücken: „Herr Leutnant haben aber kolossal viele Bücher!“

Der Offizier machte keine bösen Augen, — darum fuhr er fort: „Der Herr Graf hatten nicht so viele und solche gleich gar nicht.“

Er vergewisserte sich abermals, daß er keinen Unwillen erregt hatte, und setzte schließlich hinzu: „Der Herr Graf hatten nur Bücher über Pferde und welche über Frauenzimmer und das Kavallerie-Exerzier-Reglement.“

Nun mußte Reimers lachen, und sein „Seien Sie still!“ klang nicht allzu zornig.

Übrigens, wenn auch Graf Vocking weniger Bücher besaß, in anderen Dingen übertraf er doch den Leutnant ganz bedeutend.

Gähler meinte beim Aufräumen des Waschtisches: „Der Herr Graf hatten sehr viele Büchsen und Fläschchen, — mit echt silbernen Deckeln und feinen Parfüms.“ Er sagte „Parfönx“.

Und als er zum Frühstück aus der Wirtschaft im Erdgeschoß ein belegtes Brot und ein Glas Bier holen mußte, berichtete er: „Der Herr Graf führten eigene Küche und pflegten Burgunder zum Frühstück zu trinken.“

Dabei trat wieder eine gute Eigenschaft der Vocking'schen Erziehung zu Tage. Der Bursche hatte im Nu den Tisch sauber gedeckt und das Besteck zierlich aufgelegt, und der derben Mamsell unten in der einfachen Küche war es sicher nicht beigekommen, die Bratenschnitte so hübsch mit Grünzeug und Radieschen zu garnieren. Es sah weit appetitlicher aus als sonst, und das war Gählers Werk.

„Woher haben Sie denn die Radieschen?“ fragte Reimers.

„Die habe ich mir von der Köchin geben lassen, Herr Leutnant,“ antwortete der Bursche.

„Also schon wieder angebandelt?“

Diesmal war Gähler nicht im geringsten verlegen, er erwiderte frank und frei: „Herr Leutnant verzeihen, die Köchin ist sehr alt und sehr dick, ich —“

Und Reimers schnitt ihm lachend ein weiteres ab. „Gut, gut! Ich kenne sie,“ sagte er. — — —

* * *

Am Abend im Kasino wetteiferten die Herren, rangältere und gleichalterige, darin, ihm Angenehmes zu sagen.

Aber es erging ihm am Ende doch wieder genau so, wie es vor einem Jahre der Fall gewesen war: als alle ihn begrüßt hatten, blieb er allein in der Tür des Lesezimmers stehen.

Sein einziger Freund, Güntz, war noch immer in Berlin, und die anderen Herren schwatzten miteinander, in den übrigen Räumen des Kasinos in Gruppen zusammenstehend, die fast jedesmal einen engeren Freundschaftskreis bedeuteten. Die Zusammensetzung dieser Zirkel hatte sich kaum geändert. Die meisten waren auf ein gleiches Dienstalter gegründet, daneben gab es einige wenige, die durch andere Elemente zusammengehalten wurden. Da war die Gruppe Keyl-Möller, zwei Oberleutnants und ein älterer Leutnant, die gegenseitig doppelt verschwägert waren, indem zwei Herren Keyl je eine Möller und der Möller eine Keyl geheiratet hatte, ferner das Terzett der drei musikalischen Herren, von denen einer sang, Geige spielte und daneben Waldhorn blies, der zweite ein ausgezeichneter Klavierspieler war und der dritte nur — pfiff, allerdings in geradezu künstlerischer Weise, — da war endlich die philosophische Gruppe, in der der kleine Leutnant Dr. von Fröben den Ton angab. Er hatte nach ein paar Semestern den juristischen Heidelberger Doktor gemacht und war kurzerhand Offizier geworden, als ihm während des Einjährigenjahres die Lust zur Rechtswissenschaft abhanden kam. Den akademischen Grad trug er mit der Würde, die das Seltene immer verleiht; er galt für sehr modern und zuweilen für ein wenig überspannt. Jedenfalls betonte er selbst gern seinen „wissenschaftlichen Standpunkt" und pflegte zu sagen: „Aber meine Herren, Sie dürfen nicht so einseitig sein, Sie dürfen sich doch heutzutage nachgerade nicht mehr mit der Kriegskaste der Hindus

indentifizieren!“ Zu seinen Freunden gehörten drei noch sehr junge Offiziere; der eine davon las viel Prevost und Maupassant, der zweite bekannte sich errötend als Dichter eines im Tageblatt gedruckten Hymnus zur Begrüßung der heimkehrenden Chinakrieger, — es waren vom Regiment ihrer fünf, den Hauptmann Madelung und den Unterlazarettgehilfen Müller IV eingeschlossen, gewesen — und der dritte hatte sehr aufmerksame Augen, die beim Zuhören viel Interesse verrieten. Im allgemeinen hielt man ihn für eine Schlafmütze, und er sagte meistenteils „nein“, wenn Dr. von Fröben nach einer längeren Auseinandersetzung „ja“ erwartete, hinterher aber verbesserte er sich: „Aber natürlich, sehr richtig, — ja.“

Alles schien im Kasino beim alten geblieben zu sein. Es kam Reimers so vor, als sei er, wie heute, so gestern und Tag für Tag vorher zugegen gewesen, — dieses ganze lange Jahr seines Urlaubs hatte hier nicht das geringste geändert. Er sah sich um: alle waren wie ehedem, die gesetzteren Herren, mit den starken Schnurrbärten und dem stellenweis sich lichtenden Haar, bereits die künftigen Batteriechefsorgen auf der Stirn, das Mittelalter, ungefähr *seine* Jahresklasse, sorglos und etwas nonchalant sich gebend, und die Allerjüngsten, tirés à quatre épingles und sehr korrekt. Und wie ehedem standen die drei Schwäger beieinander — zwei von ihnen waren allerdings inzwischen Väter geworden, nur die Keyl II, geborene Möller, war erst guter Hoffnung, — und schwatzten über ihre Onkels und Tanten; wie ehedem blätterte der singende, geigende und blasende Manitius am Pianoforte im Klavierauszug des „Trompeter von Säckingen“ — „Behüet dich Gott“ war seine Leibnummer, — und wie ehedem dozierte der kleine rot-

blonde Dr. von Fröben, und Gretzschel hörte ihm verständnisvoll dreinschauend zu.

Nur waren ein paar neue dazugekommen, diejenigen, die während seiner Krankheit eingetreten waren und eben erst nach den Herbstübungen zu Leutnants befördert worden waren. Landsberg, der eine davon, hatte sich ihm sogar als Batteriekamerad vorgestellt.

Reimers war nicht sonderlich entzückt darüber. Der junge Mensch mit dem etwas aufgeschwemmten Gesicht und dem von Pomade spiegelnden Haar, der noch dazu ein Monokle ins Auge geklemmt trug, war ihm gar zu geschniegelt und geleckt vorgekommen. Aber Landsberg schien irgend ein Anliegen an ihn zu haben, er getraute sich offenbar nur nicht recht den älteren Kameraden anzureden.

Reimers glaubte zu ahnen, was kommen würde. Sicher war dies wieder die Frage nach seinen Kriegserlebnissen, die er an diesem Abend schon mehr als zwanzigmal ausweichend beantwortet hatte. Er nahm die kleine Neugier keinem übel, denn diese Frage mußte ja jedem Offizier am Herzen liegen und besonders einem, der eben erst mit frischer Begeisterung nach dem Soldatenberuf gegriffen hatte.

Richtig kam auch Landsberg auf ihn zu.

Etwas zaghaft begann er: „Verzeihung! Gestatten Sie eine Frage? Ja?“

Reimers antwortete: „Aber natürlich, gern.“

Landsberg fuhr stockend fort: „Sagen Sie — ich möchte —, nämlich die Form Ihrer Stiefel imponiert mir kolossal; sie ist enorm modern, und ich — Sie würden mich nämlich kolossal zu Dank verpflichten, wenn Sie mir die Adresse Ihres Schusters geben würden.“

Reimers überlegte einen Augenblick, dann erwiderte er kalt: „Ich habe mir die Stiefel in Berlin auf der Durchreise gekauft."

„Ja? Sehen Sie, das dachte ich mir! — die Dinger sehen nämlich prachtvoll aus, ja, wirklich! Und erinnern Sie sich vielleicht der Adresse?"

„Nein."

„Schade! — Ach bitte, aber wenn Sie erlauben, schicke ich den Burschen zu Ihnen, daß er sie von der Strippe notiert. Ja?"

Wieder blieb Reimers einen Augenblick stumm, dann sagte er: „Meinetwegen — wenn Ihnen daran liegt."

Landsberg klappte die Absätze zusammen, verbeugte sich und murmelte: „Sehr liebenswürdig. Werde nicht verfehlen."

Dann entfernte er sich mit einem „Danke gehorsamst."

Reimers kehrte sich ab. Es war ihm plötzlich zu heiß im Zimmer, und er erging sich ein wenig auf dem kühleren Flur.

Alle Türen waren offen. Im Speisesaal standen die Stabsoffiziere und die Hauptleute um die fertig gedeckte Tafel. Es war wenige Minuten vor einhalb acht Uhr. Nur der Oberst fehlte noch.

Der Oberstabsarzt Andreae nickte Reimers durch die Tür freundlich zu. Dieser junge Mann war sein Renommierpatient. Der Spezialist hatte die Achsel gezuckt, aber er, Andreae, hatte die Flinte nicht ins Korn geworfen. Im Grunde war die Sache ganz einfach: wie beim Militär brauchte man nur einer — Initiative. Möglichst zeitig die richtige Diagnose und dann ungesäumt die richtige Behandlung. Dann glückte die Sache, wie in diesem Falle, — wenn sie

eben nicht schief ging. Jawohl, dieser Patient war ein Triumph für ihn, vor dem die Kollegen vom Zivil, die den Militärarzt allenfalls bei Geschlechtskrankheiten und bei einem Knochenbruche für kompetent hielten, endgültig verstummen mußten.

Reimers hörte seine weitschweifigen Verhaltungsmaßregeln über die Akklimatisierung zerstreut an und schaute sich verstohlen nach den anderen Herren im Speisesaale um.

Auch bei ihnen schien sich nichts geändert zu haben.

Major Lischke und Hauptmann von Wegstetten lagen sich immer noch in den Haaren. Lischke polterte mit seiner lauten Stimme, und Wegstetten hatte sein spöttisches Gesicht aufgesetzt. Der Stabshauptmann von Stuckardt hörte ihnen halben Ohres zu; er war neuerdings in der Rangliste der allernächste zum Stabsoffizier und sah darum stets etwas versonnen drein. Denn schon die Führung einer Batterie war ihm schwer gefallen, und nun sollte er gleich drei kommandieren. Unbekümmert um den Streit saß der Hauptmann der 5. Batterie, Mohr, als einziger bereits am Tisch; er war stets durstig und hatte schon eine halbe Flasche Sekt hinuntergegossen. Zwischen ihm und den Disputierenden durch, strich Madelung, der Ostasiate, mit seinen kleinen, nervösen Schritten auf und ab; im Vorübergehen streifte er die zwei Kampfhähne mit höhnisch-mitleidigen Augen, während er auf den stillen Zecher verächtlich herabblickte. Major Schrader und Hauptmann von Gropphusen kicherten und tuschelten in einer Fensternische miteinander. Sie hatten ein nie versagendes Thema — Weibergeschichten. Gerade wie die zwei unter dem Kronleuchter, die Chefs der 1. und 3. Batterie, Träger und Heuschkel, eins hatten — Pferdefütterung.

Die dritte Batterie nämlich hatte die dicksten Pferde im Regiment, der Oberst meinte allerdings, auch die faulsten, aber wenn der Inspekteur vom Kriegsministerium kam, war es ungemein angenehm, wenn die Hinterteile der Gäule so rund und glatt in die Stallgasse hinein glänzten.

„Möhren, Möhren!“ rief Heuschkel. „Das ist das einzig wahre!“

Schließlich sollte ihm Andreae, der als Menschenarzt auch vom Tiermagen eine Ahnung haben mußte, die Vorzüglichkeit der Möhrenfütterung bestätigen.

Reimers war auf diese Art allein geblieben und schickte sich eben an, aus dem Speisesaal in die Gesellschaft der jungen Kameraden zurückzukehren, da trat Madelung auf ihn zu.

Der Leutnant blieb erwartungsvoll stehen. Er war ein wenig neugierig, denn das war beinahe ein Ereignis, daß Madelung einen ansprach.

Dieser magere schwarzhaarige Mensch mit dem dunklen, verkniffenen Gesicht und den tiefliegenden, messerscharfen Augen war unbestritten der unbeliebteste Offizier des Regiments. Er war als rücksichtsloser Streber verschrieen und gab sich nicht die geringste Mühe, diesen Ruf zu widerlegen. Als einzige Entschuldigung konnte man ihm zu gute halten, daß er, infolge des unverschuldeten Vermögensverfalls seines Vaters fast allein auf seine Gage angewiesen, nur unter den größten Entbehrungen und nur mit Hilfe eines Zuschusses aus der Königlichen Schatulle seine Stellung als Offizier hatte behaupten können. Das mochte ihn verbittert haben, so daß er sich von allem Verkehr zurückzog und ganz und gar in seinem Beruf aufging. Durch eisernen Fleiß hatte er sich die Aussicht auf eine glänzende Laufbahn erschlossen; er

war vom König für seine Leistungen auf der Kriegsakademie mit einem Ehrensäbel ausgezeichnet worden, und ein Kommando in den Generalstab stand ihm bevor. Es war selbstverständlich, daß er sich zum Eintritt in das ostasiatische Expeditionskorps meldete, und er war vor kurzem aus China zurückgekehrt, mit einem Orden geschmückt, noch magerer, noch verkniffener und noch unliebenswürdiger.

Reimers stand streng dienstlich vor ihm, denn der Hauptmann war unberechenbar.

Aber Madelung winkte ihm kurz ab und sagte, ihn scharf anblickend: „Sie sind also das andere exotische Wunderkind, das heute begessen wird."

Er lachte trocken.

Der Leutnant erwiderte nichts, und Madelung fuhr hastig fort: „Dann will ich Ihnen sagen, daß ich Sie beneide!"

Reimers fühlte, wie der Hauptmann seine Hand suchte. Er empfand einen kurzen, heftigen Druck, aber ehe er etwas hätte antworten können, hatte sich Madelung abgekehrt und war an den Tisch getreten.

In diesem Augenblick trat der Oberst ein. Er begrüßte jeden der älteren Herren mit ein paar Worten und die jüngeren gemeinsam mit einem Nicken, nur Leutnant Reimers bekam am Tage seiner Rückkehr einen besonderen Gruß und einen herzhaften Händedruck.

Dann setzte man sich zur Tafel. Vom Mittelplatz des Obersts aus stuften sich Rang und Dienstalter nach den Tischenden zu ab. Der jüngste und letzte war ein Avantageur, der am ersten Oktober eingetreten war. Er hatte von morgens einhalb fünf Uhr an Stalldienst gehabt und mußte sich von Zeit zu Zeit einen Ruck geben, um nicht einzuschlafen. Endlich

stellte auch ihm die servierende Ordonnanz eine Flasche Zeltinger hin, — da wurde er munterer. —

Reimers hatte sich neben dem kleinen Leutnant mit der Doktorwürde einen Platz gesucht; das Kerlchen war ganz amüsant und schwatzte so flink drauf los, daß der Nachbar fast gar nichts zur Unterhaltung beizutragen brauchte.

Natürlich hatte Fröben angefangen: „Na, Reimers, nun schießen Sie mal los! Blättern Sie Ihr südafrikanisches Kriegstagebuch auf! Wir sind ganz Ohr!“ — Aber Reimers hatte ihn bald davon abgebracht. Was er da unten bei den Boeren erlebt und geschaut hatte, das war für ihn selbst noch ein trübes, gärendes Chaos von Eindrücken, und es widerstrebte ihm, auch nur oberflächlich daran zu rühren, solange er nicht sich selbst darüber klar war.

Der kleine Doktor war es auch zufrieden, daß er anstatt dessen auf diese famose Deutsch-Ostafrika-Linie aufmerksam gemacht wurde, die einen für einen reinen Pappenstiel von Hamburg über Antwerpen, Oporto und Lissabon nach Neapel beförderte, und er verbreitete sich in einem längeren Vortrag über den erzieherischen Einfluß großer Reisen im allgemeinen und der Seereisen im besonderen.

Reimers hörte geduldig zu und ließ dabei seine Blicke die Tafel aufwärts wandern. Wiederum kein anderes Bild als ehedem! Die einzelnen Gruppen waren auch bei Tische zusammengeblieben, nur daß sie sich zur Fortsetzung ihrer Gespräche niedergesetzt zu haben schienen.

In der Mitte hörte Falkenhein belustigt zu, wie der Oberstabsarzt dem Stabshauptmann die uralte, neueste nervöse Krankheit, die Majoritis, erklärte. Madelung verzog nur ein wenig den Mund und ließ

fortwährend das silberne Rädchen der Messerbank schnurren. Neben ihm sah Mohr mit gläsernen Augen stumpf vor sich hin, und Schrader bog sich lachend auf dem Stuhl hintenüber, während Gropphusen noch auf ihn einredete.

„Der hat gut lachen!“ sagte Fröben, seinen Vortrag unterbrechend, zum Nachbar.

„Wieso?“ versetzte Reimers.

„Nun, sagen wir mal recht vorsichtig: Schrader hat mit der Gropphusen einen Flirt, — einen sehr intimen Flirt!“

Reimers erwiderte gleichgültig: „So?“

Da war ja schon ein Stückchen Klatsch, und merkwürdig — auch in dieser Beziehung war alles beim alten geblieben: es geschah nicht zum ersten Male, daß gerade Major Schrader und Frau von Gropphusen für Gesprächsstoff sorgten.

Leutnant Dr. von Fröben aber fuhr fort: „Nun dürfen Sie aber nicht denken, Reimers, daß ich in dieser Beziehung auf einem einseitig moralischen Standpunkt stehe. Die Begriffe der Moral sind ebenso Wandlungen unterworfen wie —“

Und er kramte aus, was ihm aus einem Zeitungsartikel, dessen Verfasser Nietzsche mißverstanden hatte, im Gedächtnis geblieben war. —

Nach dem Königshurra war eine kurze Stille eingetreten, die von dem vorhergegangenen Stimmengewirr fast befremdlich abstach. In diesem Schweigen fiel in der Umgebung des Obersten das Wort „China“. Aller Blicke lenkten sich unwillkürlich auf Madelung.

Er saß steif mit seinem kalten Gesicht an der Tafel, um seine verkniffenen Lippen spielte ein höhnisches Lachen.

„Gefahren!?“ rief er mit seiner harten Stimme,

die wie ein Instrument ohne Resonanz schrillte, „Gefahren!? — Ich wüßte nicht."

Er lachte trocken auf.

Hauptmann Heuschkel, der immer in Sorge um seine dicken Pferde war, erkundigte sich: „Nun, ja. Gegen einen solchen Gegner mußte wohl die Deckung in erster Linie in Betracht gezogen werden? Nicht wahr, Deckung ging da über Wirkung? Da wogen doch zehntausend so gelbe Kerls nicht einen einzigen Trainsoldaten auf?"

— „Und einer meiner Rappen," setzte er in Gedanken hinzu. Er wäre imstande gewesen, Selbstmord zu verüben, wenn er einen seiner Gäule von so einem schmutzigen Chinesen erschossen hätte sehen müssen. „Nicht wahr, auf gute Deckung kam es doch an?" fragte er dringlicher.

„Nein," antwortete Madelung laut. „Es kam darauf an, nicht den Finger in den Mund zu stecken."

„Was hatte es denn damit auf sich?" mischte sich der Stabshauptmann von Stuckardt ein wenig schüchtern ein.

Madelung verbeugte sich mit einer etwas ironischen Höflichkeit.

„Die Infektion mit Typhusbazillen," erwiderte er, „war die Hauptgefahr in China, Herr Hauptmann von Stuckardt."

Nach einer kleinen Pause sprach die schrille Stimme weiter: „Es lag da mit in unserem Kantonnement ein Oberleutnant, von irgend 'nem preußischen Grenadierregiment, ein flotter Kerl und soweit wohl auch — 'n ganz brauchbarer Offizier."

Madelung hielt etwas inne, und wieder erscholl das trockene, spöttische Lächeln.

Dann fuhr er fort: „Der hatte 'ne komische

Passion. Er pflegte einen Fingernagel, den vom kleinen Finger der linken Hand, mit einer riesigen Sorgfalt. Er erinnerte darin etwas an einen chinesischen Mandarinen, — am Ende war der Nagel wohl einen vollen Zentimeter lang und durchstach ihm alle Handschuhe. Wenn sich nun in den Nagel ein kleines Stäubchen verfing, da hatte er die Gewohnheit, es mit den Zähnen zu entfernen. Das war ja nicht sehr schön, aber er hatte nun mal die Passion für den Nagel. Ich sagte ihm oft: „Verehrtester, lassen Sie Ihren Finger vom Munde! Ich sehe die Typhusbazillen nur so dran wimmeln.“ Er gab sich auch Mühe, aber zuweilen dachte er doch nicht dran, und da ist er denn auch schließlich reingefallen.“

Die Blicke der Zuhörer ruhten fragend auf Madelung, und er antwortete: „Er ist am Typhus gestorben.“

Er trank einen kleinen Schluck Wein und sprach etwas leiser weiter: „Dabei glaube ich fest, daß es diesem Oberleutnant mehr Überwindung gekostet hat, den kleinen Finger seiner Hand nicht in den Mund zu bringen, als im dichtesten Feuer seinen Zug gegen eine von diesen chinesischen Lehm- und Dreckmauern zu führen.“

Dann erhob er wieder seine Stimme, als ob er um jeden Preis die geringe weichere Wendung seiner Worte widerrufen wollte, und schloß hart und schrill: „Übrigens ist es tatsächlich eine schlechte Angewohnheit, einen Finger in den Mund zu stecken.“

Und von neuem saß er stumm und steif da und drehte das silberne Rädchen seines Messerbänkchens.

Das Liebesmahl nahm darauf seinen üblichen Verlauf.

Ein Teil der Herren blieb nach Aufhebung der Tafel noch im Speisesaale bei Wein oder Champagner sitzen, ein anderer zog sich in das Lese- oder Rauchzimmer zu einem Schoppen Pilsener zurück. Im Saale ging es immer lauter und lärmender zu, in den Nebenzimmern dagegen verlief die Unterhaltung sanfter. Ein paar Kartenratzen setzten sich sogar noch zu einer Skatpartie hin, und im Billardzimmer machte Hauptmann Madelung, für sich spielend, eine Karambolageserie von hundert und mehr Bällen. Nach dem ersten Fehlstoße setzte er das Queue hin und wartete ungeduldig, bis der Oberst als erster aufbrach. Das war das Zeichen für das offizielle Ende des Festes. Madelung folgte Falkenhein fast auf dem Fuße, und die Mehrzahl der verheirateten Herren ahmte sein Beispiel nach.

Schließlich waren nur noch Leutnants da außer dem Major Schrader und Hauptmann von Gropphusen. Der dritte ältere Offizier, Hauptmann Mohr, zählte nicht. Er hatte sich den ganzen Abend noch nicht von seinem Platze wegbegeben und trank beharrlich mit dem Assistenzarzt weiter, einem ungeheuer dicken Menschen, dessen Mensurnarben dunkelrot glühten, als ob sie platzen wollten.

Damit war man unter sich, denn Schrader und Gropphusen waren keine Spielverderber.

Manitius sang nun sein „Behüet dich Gott", etwas ungleichmäßig von dem angezechten Frommelt begleitet. Er hatte einen starken Erfolg, denn der junge Avantageur bekam über seinem Singen das graue Elend und verlangte heulend nach einer gewissen Martha, die er „so riesig liebe" und die er nun verlassen müsse, weil er wohl keinen Konsens zur Heirat mit einer Kellnerin erhalten würde. Da riß sich Schrader plötzlich die Uniform auf und bot ihm seine behaarte Brust

zum Saugen, und der Avantageur sank weinend in seine Arme.

Am Ende wurde die Komödie langweilig. Der Avantageur wurde nach Hause geschickt, und Frommelt mußte einen Kankan spielen, zu dem Gropphusen und Landsberg antraten. Gropphusen war gelenkig und flink, und ähnelte mit seinem blassen, hübschen, etwas verlebten Gesicht einer Type vom Montmartre, Landsberg dagegen wurde zur grotesken Figur, wie er die langen Schuhe in die Luft warf und dabei in dem unerlaubt hohen Kragen fast erstickte.

Immer weniger wurden es nach und nach, und zuletzt waren nur zwei Gruppen noch vorhanden.

Im Spielzimmer saß noch eine Zeitlang ein halbes Dutzend um einen Tisch. Es wurde getempelt, Landsberg war der Manager. Im Speisesaal hockten Hauptmann Mohr und der Unterarzt einander gegenüber. Sie unterhielten sich längst nicht mehr, nur zuweilen sagte einer von ihnen „Prosit!", dann tranken sie beide. Als sie endlich von ihren Stühlen aufstanden, fanden sie im Vorzimmer die Ordonnanz halb im Schlafe, halb im Rausche, vom Stuhle gerutscht und auf dem Boden schnarchend.

Der Unterarzt knurrte: „Besoffenes Schwein!" und stieß den Mann mit dem Fuß an, bis er in die Höhe fuhr.

Mühsam stand der Kanonier stramm.

Als die beiden letzten das Kasino verlassen hatten, schloß er die Zugänge ab, trank einen Rest Champagner aus, der irgendwo stehen geblieben war, und legte sich auf dem Diwan im Rauchzimmer zur Ruhe.

Die Diwandecke war ein kleines Heiligtum, ein Geschenk, das ein Offizier der ostafrikanischen Schutztruppe, ein ehemaliger Regimentskamerad, dem Kasino

gemacht hatte, ein prächtiges Erzeugnis morgenländischer Industrie.

Die Ordonnanz fand die dicke Goldstickerei an der Backe dumm und störend, aber den Kopf konnte man sich schön damit kratzen. — —

* *
*

Reimers hatte das Fest bei Zeiten verlassen.

Er war erstaunt, als er in seiner Wohnung den Burschen noch wach fand.

„Warum in aller Welt sind Sie noch nicht zu Bett gegangen?" fragte er.

Gähler antwortete bescheiden: „Herr Leutnant verzeihen, — in solchen Fällen hatte der Herr Graf zuweilen noch Befehle, — gingen noch manchmal aus."

„Ich nicht. Merken Sie sich das!" brummte Reimers.

Der Bursche blieb noch stehen und fragte: „Befehlen der Herr Leutnant noch einen Thee?"

Reimers blickte auf. Da hatte dieser Teufelskerl abermals eine ganz vorzügliche Idee! Zum Schlafen war er zu erregt, denn er hatte gar zu oft Bescheid trinken müssen, da war das ganz das Rechte, ein Glas Thee zu trinken, ein paar Seiten zu lesen und dann erst zur Ruhe zu gehen.

„Ja. Machen Sie mir Thee!" befahl er. „Aber nicht zu stark!"

Er legte den Überrock ab und zog die bequeme Litewka an. Gleich brachte auch Gähler den Thee und dazu einen Teller voll Weißbrotschnitten, mit Anchovis belegt.

Reimers lächelte; es hatte doch sein Gutes, den Groom des eleganten Rittmeisters als Burschen zu haben. Er nickte Gähler freundlich zu und sagte: „Ich

glaube, Gähler, wir werden ganz gut miteinander auskommen?"

Der Kanonier stand stramm. „Haben Herr Leutnant noch Befehle?" fragte er.

„Nein. Gute Nacht."

„Gute Nacht, Herr Leutnant!" —

Reimers aß im Zimmer auf und abgehend ein paar Bissen, dann trug er die grünbeschirmte Lampe auf den Schreibtisch und griff sich einen Band des Generalstabswerkes über den großen Krieg.

Er breitete die wundervoll exakten Karten aus und versenkte sich — zum wievielten Male! — in die Phasen seiner Lieblingsschlacht, der dreitägigen Kämpfe an der Lisaine. Das war die einzige große Verteidigungsschlacht in dem Feldzuge, klar und übersichtlich wie keine sonst in ihrer einfachen Taktik, fast an ein Schulbeispiel gemahnend, und doch welche lebendige Tat! Während fast zu gleicher Zeit in Versailles das deutsche Kaiserreich proklamiert wurde, kämpften vor Belfort Badenser mit Ostpreußen Schulter an Schulter, Regimenter von Schleswig neben oberschlesischen, Rheinländer neben Sachsen, — die herrlichste Veranschaulichung der neuerrungenen Einigkeit.

Seine Bewunderung für die zähen Sieger war eben so groß wie sein Mitleid mit dem tragischen Geschick der angreifenden Armee, die sich, vor Hunger fast vergehend, mit dem wilden Mute der Verzweiflung geschlagen hatte und ein ehrenvolleres Los verdient hätte, als auf diesen fürchterlichen Leidensweg nach der Schweizer Grenze gedrängt zu werden. Und nicht minder tragisch war das Geschick ihres Führers, von einer Tragik, die Bourbaki übrigens mit den anderen Heerführern der Republik teilte. Alle diese Generale, Aurelle de Paladine, Chanzy, Faidherbe, Bour-

baki, die mit dem tapferen, aber wenig widerstandsfähigen Aufgebot der Regierung der nationalen Verteidigung den Siegeslauf der deutschen Armeen aufzuhalten versuchten, waren zu ihren Niederlagen unweigerlich vorbestimmt, und selbst außerordentliche Eingebungen eines militärischen Genies hätten den Grundfehler nicht wettmachen können, daß man etwas Unmögliches für möglich gehalten hatte.

Reimers schaute mit glühendem Gesicht über das Buch hinweg. Er war dem Schmerzensweg der französischen Korps bis Pontarlier gefolgt. Das war für die Deutschen der Augenblick der letzten, weitesten Machtausdehnung: im Westen bestaunten die Rheinländer die winterlichen Wellen des Kanals, und an der Ostgrenze begrüßten Pommern den schweizerischen Grenzkordon.

Wo in der Welt gab es ein Volk, das reicher an Ehren und Siegen war?! — —

* * *

An den nächsten Mittagen stattete Reimers den Damen des Regiments seine Besuche ab.

Es war ein wenig langweilig, so oft dieselben Fragen über sich ergehen lassen zu müssen, und abermals stellte er lächelnd fest, daß gewissen Verhältnissen gegenüber die Zeit ganz machtlos zu sein schien. Zwar waren aus einigen jungen Frauen junge Mütter geworden, aber die meisten Regimentsdamen thronten unverändert in der soliden, reichlichen Behäbigkeit ihres Haushalts. Höchstens hatten sie mit mehr oder weniger Erfolg der Mode, die gerade das Schmale betonte, Opfer gebracht.

Die Reihenfolge ihrer Unterhaltung war fast wörtlich die gleiche, und ihre Neugier war unbedingt ganz

ebenmäßig stark, nur daß sie sich bei Frau Hauptmann Heuschkel, der Vorstandsdame des Vereins vom Roten Kreuz, auf die Verwundetenpflege in Südafrika richtete, während die Vorsteherin des Vereins für innere Mission, Frau von Wegstetten, sich erkundigte, ob denn die Boeren wirklich so fromm seien.

Diese Gleichmäßigkeit war gewissermaßen das Ergebnis einer Zuchtwahl. Die Mehrzahl der Offiziere war sehr vorsichtig in der Wahl der Gattinnen gewesen, und das hatte zugleich eine schöne Übereinstimmung der Anschauungen ergeben, die sich sogar in der ein wenig lieblosen, tapezierermäßigen Ausstattung der Wohnungen ausdrückte.

Nur zwei Damen bildeten Ausnahmen von diesem Typus, — die Hauptmannsgattinnen von Stuckardt und von Gropphusen.

Frau von Stuckardt, eine geborene von der Braache, galt als hochmütig. Zu Unrecht! Es war ihr nur schlechterdings unmöglich, in den Gedankenkreis der anderen Damen sich hineinzudenken. Sie war schon ein paar Jahre in einem adligen Fräuleinstift verkümmert, und ging bereits mit dem Plane um, in ein Kloster zu treten, als Stuckardt, ein entfernter Vetter, um sie warb. Im Grunde bereute sie die weltliche Regung, der sie damals nachgegeben hatte; sie glaubte mit ihrer Verheiratung die Kirche beraubt zu haben und fühlte beständig ihr Gewissen von dieser schweren Schuld bedrückt. Den Interessen der anderen Offiziersdamen stand sie ratlos gegenüber, doppelt, durch die Verschiedenheit der Konfession und der Erziehung, von ihnen getrennt, und wenn sie, dem Zwang der Geselligkeit folgend, einen Kaffee gab, so saß sie wie ein Wesen aus einer fremden Welt zwischen ihren Gästen, blaß und schmal, stets dunkel gekleidet, eine altersgelbe

Spitzenbarbe auf dem schlicht gescheitelten schwarzen Haar zwischen den rosigen, blonden, lustigen Frauen in ihren hellen Gewändern.

Den Damen gruselte es jedesmal vor einer solchen Veranstaltung, die Majorin Lischke nannte sie sogar „stinkig langweilig" oder „bockig", indem sie als Dienstälteste von dem Recht einer kräftigeren Meinungsäußerung Gebrauch machte, aber ab und zu mußte man doch hingehen, wenn auch die Stuckardt, die sich selbst oft entschuldigte, so vernünftig war, eine Absage nicht übel zu nehmen.

Da war es bei der Gropphusen weit amüsanter. Man wußte zwar nicht genau, ob sie sich nicht über einen lustig machte, aber ganz sicher trug man jedesmal von ihr einen Packen Gesprächsstoff heim, der für Wochen reichte.

Äußerlich gaben Gropphusen und seine Frau ein prächtig zusammenstimmendes Menschenpaar ab, er, der eben mittelgroße, zartgliedrige Mann mit dem feingeschnittenen blassen Gesicht, den lebhaften Augen, dem leicht gewellten, dunklen Haar und dem kleinen schwarzen Bärtchen, und sie eine von jenen zierlichen Blondinen, die gefrorener Sekt sind, ein wundervolles Figürchen mit den graziösesten Bewegungen, einem launischen, schmalen Näschen und stahlblauen Augen unter dunklen Brauen.

Im Anfang der Ehe war das auch eine Verliebtheit gewesen, die über alle Begriffe ging; aber als dann das Feuer verglüht war, kehrte Gropphusen bald wieder zu seinen alten Gewohnheiten zurück.

Die Wahrheit zu sagen, war er ein Liederjahn, dem es auch als Ehemann nichts ausmachte, wochenlang die Nächte in der Residenz zu durchbummeln; mit dem Frühzuge kam er dann zurück. Er schien

Nerven von Stahl zu haben, denn das mußte ihm der Neid lassen, — im Dienst ließ er es darum nirgends fehlen. Dabei war er ein gescheidter Kopf und ein Künstler obendrein, ein ausgezeichneter Pferdemaler, dem die Fachleute zuredeten, den Säbel an den Nagel zu hängen und ausschließlich den Pinsel zur Hand zu nehmen. Aber er hatte sich noch nicht entschieden.

In seiner Wohnung war ein Atelier eingerichtet; da konnte es geschehen, daß er, zum Ausrücken fertig, im Reitzeug, den Helm auf dem Kopfe, noch ein paar Striche malte. Andererseits, wenn ihm etwas mißraten war, zog er wohl den Säbel und stach und hieb blindlings auf seine Arbeit ein, bis sie in Fetzen vor ihm lag. Dann rührte er wochenlang keinen Pinsel an.

Unregelmäßig in seiner ganzen übrigen Lebensführung, war er nur regelmäßig in seinen Ausschweifungen. Er war sehr reich, so daß er fast allen seinen Launen die Zügel schießen lassen durfte. In der Tat liefen einigermaßen phantastische Gerüchte, die allesamt ein wenig an Herzog Karl von Braunschweig erinnerten, über ihn um, das tollste von einem Ballet, das er sich von fünfzig nackten Tänzerinnen habe vorführen lassen. Manches war auch am Ende übertrieben.

Um seine junge Frau kümmerte er sich jedenfalls nicht mehr.

Hanna Gropphusen hielt sich auf ihre Weise kokettierend und flirtend schadlos, und der Klatsch über sie wuchs bald zu derselben Höhe an, wie der über ihren Gatten. Aber die Tuschelnden und Schwatzenden hatten ein schlechtes Gewissen, wenn sie diese Ge-

rüchte weiter trugen: — etwas Ernsthaftes ließ sich der jungen Frau nie vorwerfen. — —

Merkwürdigerweise hatte sich Reimers von den beiden Ausnahmeerscheinungen unter den Offiziersdamen stets mehr angezogen gefühlt, als von den typischen Vertreterinnen. Über den Grund dieser Empfindung wurde er sich nicht vollkommen klar. Es fiel ihm nur eine gewisse Ähnlichkeit zwischen der Stellung der Damen und der seinen auf: jene zwei — und er — waren anders als der Durchschnitt.

Im Gegensatz zu den Kameraden besuchte er Frau von Stuckardt gern. Sie redete nie von etwas Plattem, lieber schwieg sie, und immer war sie ein wenig Proselytenmacherin. Reimers hörte ihr gern zu, wenn sie mit halblauter Stimme die hohen Gnadenwunder des katholischen Glaubens pries; er war gewappnet gegen ihre Bemühungen, aber eine wohltuende Ruhe ging von dieser weltfremden Frau aus, und er konnte ihr nachfühlen, daß diese geistige Selbstentäußerung des Katholizismus eine weiche Ruhestatt für Lebensmüde war.

Die Gropphusen interessierte ihn. Sie wurde für oberflächlich und leichtsinnig gehalten, aber er mochte das nicht wahr haben. Es war zu viel System in ihrem Leichtsinn und in ihrer Oberflächlichkeit. Naiv und von Herzen leichtsinnig waren viel eher die anderen, z. B. diese drei jüngsten Damen, die zwei Keyl, geborenen Möller, und die eine Möller, geborene Keyl, die sich durch ihr glattes, sorgloses Leben lachten und kicherten wie junge Kälber, die im grünen Klee springen. —

Absichtlich hatte er sich diese beiden Besuche für zuletzt vorbehalten. Aber Frau von Stuckardt war verreist, und als er bei Gropphusen seine Karten ab-

gab, meldete ihm der Bursche, die gnädige Frau sei leidend, er wolle aber doch nachfragen.

Reimers ärgerte sich ein wenig und war schon im Umkehren, da kam der Kanonier zurück. „Die gnädige Frau läßt bitten,“ sagte er.

Er ließ den Leutnant ein, führte ihn den Korridor entlang und flüsterte im Gehen: „Die gnädige Frau sind in ihrem Zimmer.“

Reimers trat in ein schmales Gemach, dessen einziges Fenster verdunkelt war. Frau von Gropphusen richtete sich von einem breiten Ruhebett halb auf. Sie trug ein loses Hauskleid von weicher Seide und hielt eine leichte Decke über die Kniee gebreitet.

„Willkommen, Herr Leutnant!“ sagte sie und streckte ihm die Hand hin.

Reimers verneigte sich ehrerbietig und küßte die Spitzen der Finger.

Darauf ließ sich die junge Frau wieder auf den Diwan zurückfallen und schwieg einen Augenblick, indem sie mit der Hand über die Stirne strich.

„Mir geht es nämlich nicht gerade gut,“ fing sie von neuem an, „aber abweisen mochte ich Sie doch nicht.“

„Nein, nein! Sie sollen bleiben!“ wehrte sie, als Reimers Miene machte, sich sogleich wieder zu verabschieden. „Da! Setzen Sie sich! Warten Sie, es geht schon vorüber.“

Reimers setzte sich auf einen Sessel und warf einen flüchtigen Blick im Zimmer umher. Das Ruhebett füllte es fast ganz aus, nur der Damenschreibtisch am Fenster mit seinen schönen, klaren Linien und ein paar Stühle hatten noch Platz darin. Über dem Diwan hing als einziges Bild ein schöner Stich des „blauen Knaben“ von Gainsborough.

Frau von Gropphusen hatte sich inzwischen erholt. Ein etwas schmerzliches Lächeln erhellte ihr hübsches, blasses Gesicht, und sie begann leise: „Nein, wirklich, ich mochte Sie nicht gehen lassen!“

Sie richtete sich abermals auf, zog die Knie unter der Decke zur Brust empor und schlang die Arme darum. Das alles geschah leicht und ganz selbstverständlich ohne jede Koketterie. Und nochmals streckte sie Reimers die Hand hin und sagte: „Sie, — den Boerenkämpfer!“

Dann stützte sie das Kinn auf ihre Kniee und fuhr fort: „Nun müssen Sie mir aber auch sagen, weshalb Sie für die Boeren gefochten haben.“

Als Reimers sich zu einer Antwort anschickte, unterbrach sie ihn: „Nein! Ich will Sie fragen. Warten Sie! Also aus Abenteuerlust?“

„Nein. — Mindestens ist das nicht der rechte Ausdruck. Ich wollte einmal den Ernst meines Berufes kennen lernen. Aber der Hauptgrund war das nicht.“

„Also — aus Ruhmsucht?“

Unwillkürlich ging Reimers von seinem Vorsatz, ausweichend zu antworten, ab und erwiderte: „Nein. Auch das ist schief. Für mich persönlich verlangte ich eigentlich gar nichts, höchstens die Probe zu machen, wie ich mich zu der Praxis verhalten würde.“

„Aber der Hauptgrund war auch das nicht?“

„O nein.“

„Also war es doch die Empörung über den Stärkeren, der den Schwächeren mißhandelte?“

Reimers schwieg eine Weile. Dann antwortete er: „Vielleicht, gnädige Frau. Aber es kam noch anderes hinzu, vor allem Langeweile, und — ich wollte eine Entscheidung haben, ob ich leben würde oder nicht. Krank sein wollte ich nicht länger.“

„Aber der letzte, der Hauptgrund war doch ein Gerechtigkeitsgefühl, nicht wahr?“

„Nun ja, gnädige Frau.“

Hanna Gropphusen legte sich sachte wieder zurück. Zum dritten Male streckte sie Reimers die Hand hin.

„Ich freue mich so, wenn ich erfahre, daß es auch noch solche Leute gibt. Gar wenn ich einem begegne!“

Reimers hatte ihre Hand einen Augenblick in der seinen gehalten. Es war eine schmale, fast magere Hand mit schlanken Fingern. Er wurde an die milden Hände seiner Mutter erinnert, wie er sie sah.

Ehrfürchtig streifte er die schönen Finger mit seinen Lippen und stand auf.

Frau von Gropphusen hielt ihn nicht zurück.

„Am Ende ist es besser für mich,“ sagte sie matt.

Als er schon in der Tür stand, fügte sie hinzu: „Aber ich habe mich herzlich gefreut, Sie wiederzusehen,“ und sie verabschiedete ihn mit einem freundlichen Nicken.

Dann lag sie einen Augenblick mit geschlossenen Augen da, und wieder glitt ihre Hand über die Stirn, eine blasse, schlanke Hand, die in ihrer krankhaften Zartheit von einem verschwiegenen Leiden erzählte, über die Stirn, in deren junge, weiße Glätte eine Furche sich einzugraben begann. — —

Vor der Haustür blieb Reimers stehen und knöpfte seine Handschuhe nachdenklich zu.

Das war doch rein närrisch, daß ihn gerade die Frau, vor der sie alle heimlich sich bekreuzten, die allerachtbarste dünkte.

Nach diesem Besuch erst recht. Ihr allein hatte er geantwortet, und trotzdem sie kaum ein Dutzend

Worte gewechselt hatten, war zwischen ihnen keine Unklarheit zurückgeblieben.

Er wurde des Gefühls nicht ledig, daß ihre Seele der seinen verwandt war; beide sehnten sich nach dem Großen und Schönen im Leben. Die beklagenswerte Frau hatte Schiffbruch gelitten im Größten und Schönsten, zu dem das Weib geschaffen war — in ihrer Liebe, aber — gottlob! — ihm, dem Manne, strahlte es noch hell, umfassend und mächtig hinausragend über ein karges Einzelschicksal, das Größte und Schönste seines Lebens, — Deutschland.

Im Schatten jenes Zimmers hatte sich seiner bedrückend und lähmend ein düsterer Gedanke bemächtigt, eine unbestimmte Ahnung, daß auch sein Schicksal sich so wenden würde wie das der blassen Frau, aber er verscheuchte die finstern Wolken.

Sein Stern wechselte nicht das Licht und war nicht wandelbar wie der wankelmütige Sinn eines Menschen, — sein Stern strahlte gleichmäßig hell und wärmend und stand unverrückbar fest wie die Sonne.



IV.

„Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern findst du nit."
(Uhland.)

In den ersten Dezembertagen bemerkte Unteroffizier Wiegandt zuweilen in den Exerzierpausen, die Rekruten bekämen nun allmählich einen soldatischen Anstrich, — in der Stube, nachdem der Dienst vorüber war, verstieg er sich sogar manchmal zu einem kleinen Lob.

Wenn er sich abends zum Ausgehen rüstete und, mit dem Säbel umgürtet, die Extramütze flott auf den Kopf gestülpt, vor seinem kleinen Spiegel den Schnurrbart bürstete, sagte er: „Kerls, heute konnt' ich fast mit euch zufrieden sein. Ich werde es meiner Frieda sagen."

Dann lachten die Rekruten beifällig. Sie mochten den Unteroffizier alle leiden; er schenkte ihnen nicht das geringste vom Dienst und faßte nicht eben fein beim Exerzieren an, aber er machte ihnen die Sache leicht, indem er zwischen Schwerem und minder Schwerem abwechselte, und quälte sie nicht, indem er sie gerade die anstrengendsten Übungen lange Zeit hintereinander machen ließ. Seine Abteilung stand nie minutenlang in Kniebeuge da, wie die Fahrer Heppners. Dazu war ihm bei all seiner Grobheit eine ehrliche Gutmütigkeit eigen, die sich gerade der

weniger Geschickten in fast milden, kameradschaftlichen Sonderlektionen nach dem Dienst annahm.

Inoslawski besonders, der bei der Ausbildung in der Fahrerabteilung des Vizewachtmeisters stand, hatte ihm viel zu verdanken.

Der Pole erhielt mit ein paar Landsleuten Unterricht in der deutschen Sprache und machte auch ganz gute Fortschritte, aber er hatte bald herausbekommen, daß er weit glimpflicher wegkam, wenn er eine vollkommene Unkenntnis heuchelte, und stellte sich daher dümmer, als es in Wirklichkeit der Fall war. So konnte er sich auch kleine Frechheiten erlauben, die einem anderen nicht durchgegangen wären.

Jedesmal wenn Wiegandt von seiner Frieda sprach, deutete Inoslawski mit einem schlauen Lächeln auf sich und sagte sehnsüchtig: „Maruschka!“ Dabei führte er die Hand zum Herzen und spitzte seinen derben Mund wie zu einem Kusse.

Maruschka war Magd auf dem Rittergute, auf dem auch der Pole in Dienst gestanden hatte, und im besonderen war ihr die Zubereitung des Schweinefutters zugefallen, Frieda aber war ein tapferes, flottes Mädel, das in einer Rüschenfabrik Mull fältete und die verdienten Groschen aufhäufte, um endlich die zur Heirat nötige Summe zusammen zu bekommen.

Und Wiegandt, der trotz seines martialischen Äußeren ein schüchterner Liebhaber war, fügte die Pfennige seines Solds hinzu und ersparte sich das abendliche Bier, indem er mit seinem Schätzchen spazieren ging und sie ganz unzählige Male küßte.

„Das schmeckt besser als Bier,“ sagte er, „und kostet nichts.“

Da das Pärchen außer seinen Liebeswünschen nicht viel sonst zu reden hatte, erzählte Wiegandt seinem

Mädchen allen Ernstes von seinen Rekruten, und Frieda lernte sie nach und nach alle den Namen und den Leistungen nach kennen. Am Ende gewann sie ein gewisses Interesse an den Leuten. Vor allem hatte es ihr Frielinghausens Schicksal angetan. Die mitleidige Seele der kleinen Rüschennäherin fand darin fast etwas von einem verwunschenen Prinzen, und es bereitete ihr ungeheures Vergnügen, den leichtgläubigen Wiegandt ein wenig eifersüchtig zu machen, bis sie ihm wieder mit einem herzhaften Kusse versicherte, er sei doch der schönste und liebste.

Den Polen aber hatte sie durchschaut.

„Otto, er verulkt dir bloß!" meinte sie. Denn Frieda war von der Reinickendorfer Stammrüschenfabrik nach der neu gegründeten Provinzfiliale übergesiedelt.

Otto hatte auch Inoslawski barsch Ruhe geboten, als er darnach wieder vor ihm Maruschkas gedachte, aber der Angedonnerte zog ein so harmlos erstauntes Gesicht, daß hinterher beim Spaziergang Wiegandt zu seinem Schätzchen sagte: „Aber Friedchen, mit dem Inoslawski täuschest du dich wirklich. Der ist wirklich bloß dumm." —

Wenn der Unteroffizier zu seinem Stelldichein gegangen war, hatte Frielinghausen die Aufsicht über Stube IX. Der Wachtmeister hatte das so angeordnet, damit der junge Mensch von Anbeginn einen Teil der späteren Verantwortung kennen lernte.

Es war ein leichtes Amt, das Frielinghausen damit übertragen war.

Keiner von den Rekruten hatte an den Abenden noch Lust und Laune, Lärm zu machen oder Unfug zu treiben. Hundemüde waren alle. Der ganze Tag, vom Morgen bis zum Abend, war von den verschiedenen Dienstzweigen besetzt, und die Stunden, die dann

noch freiblieben, wurden vollauf durch das Instandhalten und Reinigen der Kleidung und Ausrüstung in Anspruch genommen. Am liebsten wären alle nach dem Abendstalldienst auf den Schlafsaal gegangen und hätten sich niedergelegt, aber das war erst gegen neun Uhr erlaubt.

So saßen sie, wenn das Zeug geputzt war, auf ihren Schemeln um die Tische; die meisten hatten die Arme auf der Platte verschränkt und schliefen — nur selten kritzelte einmal einer ein paar Zeilen nach Hause. Wenn endlich die Zeit zum Niederlegen gekommen war, zögerte keiner mehr, und einer nach dem andern taumelte schlaftrunken die Treppe nach dem Schlafsaal hinauf.

Es war natürlich, daß die einzelnen in verschiedenem Maße von den Strapazen des Dienstes mitgenommen wurden.

Vogt und Weise fanden sich am ehesten darein, beide kräftige, gesunde Burschen, die auch nicht dumm waren, so daß ihnen das in den Instruktionsstunden Vorgetragene ebenso leicht einging wie das Fuß- und Geschützexerzieren und das Turnen. Aufpassen und flink sein — das war die Hauptsache.

Inoslawski ließ sich als Reiter erträglich an und hatte den „alten" Fahrern bald die Kniffe abgesehen, mit denen man beim Stalldienst die Vorgesetzten hintergeht, aber im Fußexerzieren fehlte es aller Enden. Dabei nutzte er seine vermeintliche Sprachunkenntnis weidlich aus und verhöhnte fast die Unteroffiziere, die sich ihm nur durch Gebärden verständlich machen konnten. Er merkte, daß ihm das bei den Kameraden ein Ansehen verschaffte, und trieb es immer ärger. Gerade dem Vizewachtmeister spielte er seinen tollsten Streich: als der, über den ungeschickten Polen ver-

zweifelnd, die Hände über den Kopf zusammenschlug, machte Inoslawski ihm diensteifrig die Geste nach, als ob es sich um eine Freiübung handle. Darnach stand er mit ruhigem Gesicht vor dem wutschnaubenden Heppner, und erst, als er ins Glied zurückgestoßen wurde, zuckte es ganz flüchtig um seinen Mund.

Am schlimmsten daran waren Truchseß, der dicke Brauer, der Schreiber Klitzing und Frielinghausen.

Der Brauer war wohl ein starker, stämmiger Mensch, aber er bewegte sich tausendmal zu langsam. Dagegen war Klitzing schlechterdings zu schwach für die Anforderungen des Dienstes. Es war ihm unmöglich, beim Geschützexerzieren als „Nummer 3" den Lafettenschwanz zu heben oder als „Nummer 5" die Deichsel der Protze zu regieren, beim Turnen hing er regungslos am Querbaum, und selbst beim Fußexerzieren hielt er sich nur mit Mühe aufrecht.

Wenn ihm Vogt zuredete, sich krank zu melden, weigerte er sich: „Nein, ins Lazarett gehe ich nicht. — Auf keinen Fall!"

„Warum nicht?" fragte Vogt.

„Ich mag nicht," antwortete der Schreiber, und als Vogt dringlicher wurde, setzte er hinzu: „Weißt du Vogt, dir kann ich's ja sagen: ich käme da nicht wieder heraus, ich müßte da sterben."

Und mit einem schmerzlichen Lächeln fuhr er fort: „Es ist ja ganz egal, wo ich draufgehe, — aber ins Lazarett mag ich nun einmal nicht."

Frielinghausen endlich war zwar ein gewandter Bursche mit jungen, gelenkigen Gliedern, aber er hatte etwas Faseliges, etwas Oberflächliches in seinem Wesen. Ganz sicher war er überall der erste, der begriffen hatte, worauf es ankam, aber daß hernach bei jeder Kleinigkeit die Art der Ausführung so haarklein und

nicht immer am praktischsten vorgeschrieben war, daß am Ende das „wie?" über dem „was?" zur Hauptsache wurde, das wollte ihm nicht in den Kopf. Was war das für ein Unterschied, ob man bei einem Sprunge mit dem rechten oder linken Fuß antrat oder ob man beim Abziehen der Abzugsschnur die rechte Hand über der linken liegen hatte? Das Wesentliche blieb doch, daß man über die Leine sprang oder daß der Schuß losging.

So mußte er sich trotz seines ehrlichen Eifers manche Ausstellungen gefallen lassen, und das immerwährende mahnende Anrufen seines Namens machte ihn fast rasend. Im Instruktionsunterricht war er selbstverständlich den Kameraden weit voran. Das Behalten der dienstlichen Vorschriften und der Zusammensetzung von Geschütz und Geschoß war für sein trotz aller früheren Trägheit geübtes Gedächtnis ein Kinderspiel; er, der zuletzt weit über hundert Odysseeverse hatte auswendig lernen müssen, würde doch die Teile des Verschlusses oder des Kanonenrohres behalten können!

Neben ihm zeichnete sich Klitzing in diesen Unterrichtsstunden aus. Der schwächliche Schreiber erfreute sich aber noch eines anderen Vorzugs, der bei seinem Berufe fast verwunderlich war, ihm aber als Artilleristen besonders zu statten kommen mußte, — zweier ungemein scharfer Augen, die das Ziel im Augenblick auffaßten und Visier und Korn haargenau darauf einstellten.

Das söhnte Wiegandt immer wieder mit seinen sonstigen schlechten Leistungen aus, und am Ende blieb Klitzing nur für einen der absolute Sündenbock, — für Leutnant Landsberg, den Rekrutenoffizier.

Größtenteils stand Landsberg während des Exer-

zierens gelangweilt am Rande des Platzes und besah sich seine Stiefeln, die er nach denen von Reimers hatte anfertigen lassen. Nur wenn Wegstetten in Sicht war, kümmerte er sich um die Rekruten. Er rannte zur Abteilung des Unteroffiziers Wiegandt und begann jedesmal Klitzing, diesen „schlappen Kerl", diesen „Faulpelz" herunterzuputzen.

Er drohte dem armen Teufel beständig mit Nachexerzieren, aber er verhängte die Strafe nie, weil er dann zur Aufsicht mit hätte dabei sein müssen.

Endlich legte ihm Reimers, der während eines kurzen Urlaubs des Chefs die Batterie führte, diesen wohlfeilen Sport.

„Sagen Sie, Landsberg, haben Sie mal Unteroffizier Wiegandt wegen dieses Unglückswurms Klitzing zugezogen?" fragte er.

„Nein, Herr Leutnant," antwortete Landsberg.

Reimers rief Wiegandt heran.

„Was ist das mit dem Klitzing?" erkundigte er sich.

Der Unteroffizier erwiderte: „Herr Leutnant verzeihen, der Mann hat den besten Willen und gibt sich alle Mühe, aber er ist, glaube ich, überhaupt zu schwächlich."

„Es ist gut, Wiegandt," verabschiedete ihn Reimers. Dann wandte er sich sehr ernst und dienstlich an Landsberg. „Ich denke, Landsberg, Sie lassen den Mann nun in Ruhe. Ja?"

Landsberg murmelte: „Zu Befehl" und suchte sich ein neues Opfer.

„Findeisen, was machen Sie für einen krummen Buckel?" schallte es nun über den Platz, wenn Wegstetten vorüber ging. Landsberg stellte sich vor den Gescholtenen hin, nahm die hängenden Schultern zurück

und sagte: „Sehen Sie, so macht man es! Schultern zurück und Brust heraus!" — —

Im Laufe der Wochen waren sich die Rekruten von Stube IX auch persönlich näher getreten. Ganz unmerklich schlang sich das Band der Kameradschaft um die einzelnen, aber innerhalb dieser Allgemeinheit gab es noch nähere, herzlichere Freundschaften.

Gerade die verschiedenartigsten Menschen fanden sich zusammen.

Abends, wenn der dicke Brauer seinem von der Mühsal des Tages erschöpften Körper einmal nicht die Ruhe des Schlafes gönnte, hockte er bei Listing, der draußen ein Herumtreiber und Vagabund gewesen war. Er hörte kopfschüttelnd zu, wenn Listing von seinem Landstraßenleben erzählte, besonders von den Nächten — den schönen, in denen man unter dem funkelnden Sternhimmel im Heu lag, oder im Walde unter einer Buche, in deren Zweigen das Käuzchen schrie, und von den häßlichen, regnerischen und kalten in der unwirtlichen Zeit, die dem Winter vorausgeht. Da zog man ein paar Schütten Stroh aus einem Feimen und kroch schauernd in die Höhle, die von innen heraus durch den durchtröpfelnden Regen naß wurde und in deren Öffnung der Ostwind eisig hineinfauchte.

Dann klopfte wohl der Brauer mit seiner breiten, fetten Hand dem Kameraden aufs Knie und fragte: „Nu, Landsmann, da is dir wohl jetzt mächtig wohl, wenn du dich hernach in deine Klappe (Bett) haust?"

Aber Listing erwiderte: „Nu nee, du! Eigentlich nich. Aber ich werd' mich vielleicht daran gewöhnen. Draußen hab' ich doch manchmal besser geschlafen, — schlechter aber auch." —

Vogt war sich bald über die Kameraden klar geworden.

Der Beste von allen, der sie alle miteinander in den Sack steckte, war zweifellos Klitzing. Der Heldenmut, mit dem sich der schwächliche Schreiber die Erfüllung seiner Pflicht abrang, erfüllte ihn mit einer fast ehrfurchtsvollen Bewunderung, und der ehrliche Bursche war sogleich bereit, dem armen, geplagten Kerl beizuspringen, wo immer das möglich war.

In der Mittagspause, wenn Klitzing zu erschöpft war, um nach dem Speisesaal zu laufen, trug Vogt ihm den Eßnapf zu und tat am liebsten sein Stück Fleisch noch in des anderen Schüssel. Dann putzte er ihm flink Stiefel und Knöpfe wieder blank und hielt ihm die Mütze hin, wenn wieder zum Nachmittagsdienst angetreten wurde.

„Komm, Heinrich, nun hab' ich dich schmuck gemacht," sagte er dabei mit einem Versuch zu scherzen, „nun wollen wir mal recht stramm sein."

Und Klitzing schlich mit schmerzenden Gliedern die Treppe hinunter und trat ins Glied.

Vogts Sorge um ihn hörte erst mit dem Abend auf und begann jeden Morgen von neuem. Der Schreiber fühlte sich dadurch zugleich beglückt und beschämt; er versuchte, dem Kameraden zu wehren, aber Vogt verbat sich das mit gutmütiger Grobheit. So ließ es Klitzing denn sein und dachte, so oder so ähnlich müßte wohl eine Mutter für ihr Kind sorgen. Denn er hatte seine Eltern nie gekannt, sondern war nach ihrem frühen Tode als Ziehkind bei einem weitläufigen Verwandten aufgewachsen.

Auch Vogt hatte ein wenig die Empfindung, als handle es sich da eher um ein Kind oder besser noch um einen jüngeren Bruder, als um einen Kameraden,

aber das war seinem selbständigen Sinne gerade das Rechte, und jedenfalls war Klitzing ein ganz anderer, viel besserer Kerl als der flinke, muntere Weise.

Weise suchte sich bei allen zugleich beliebt zu machen, aber man merkte es ihm an, daß er im letzten Grunde an sich hielt und sich nie ganz so gab, wie er war. Außerdem fühlte er sich offenbar, auch wenn die Kameraden ganz unter sich waren, einigermaßen unsicher.

Eines Morgens kam es beim Waschen fast zum Streit, als Vogt ihn beim Arme faßte und sich die Tätowierungen ansehen wollte, die in die Haut eingegraben waren. Weise riß sich heftig los, aber Vogt hatte doch gesehen, daß auf dem rechten Unterarm die Worte „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" eingeätzt waren, von einer zerbrochenen Kette und einem Flammenkranz umrahmt, und darüber etwas, das wie eine Zipfelmütze aussah.

Der Vater daheim hatte nie mit ihm über Politik gesprochen, aber soviel hatte Vogt doch sich selber umgetan, daß er die Bedeutung der Tätowierung sofort erkannte: Weise war also ein Sozialdemokrat! Nun, etwas Schlimmes war das weiter nicht. Zu Hause im Dorfe gab es eine Menge Sozialdemokraten, meistens Arbeiter aus den großen Chamottefabriken unten am Flusse, und das waren alles ganz brave Leute. Beim Militär freilich war die Richtung streng verboten, da mochte Weise sich nur in acht nehmen.

Übrigens stand es vermutlich mit den Landsleuten Weises aus dem Gebirge, die fast alle Berg- und Fabrikarbeiter waren, ähnlich, und wahrscheinlich war auch die sozialdemokratische Gesinnung das Band, das ihn an Wolf knüpfte, diesen hageren, düster dreinschauenden Kanonier vom vorhergehenden Jahrgang.

Weise wechselte zuweilen mit ihm auf dem Flur oder auf der Treppe ein paar Worte, aber er war im Augenblick verschwunden, wenn sich Schritte näherten.

Im ganzen war das Vogt alles einerlei. Er kümmerte sich den Teufel darum, ob da zwei von verbotenen Dingen sprachen, er war Soldat, aber kein Aufpasser. Den tätowierten Arm hatte er bald vergessen, und nur einmal drängte sich ihm die Erinnerung wieder auf, — bei der Vereidigung. Da schwor nun Weise dem Könige Treue und reckte dazu seinen Arm in die Höhe, in den die Schlagworte der Revolution eingegraben waren. Der Ärmel war ein wenig herabgeglitten, so daß die Buchstaben von „Brüderlichkeit" deutlich zu sehen waren.

Das stimmte allerdings übel zusammen. Aber dann überlegte Vogt weiter: was blieb Weise anders übrig als diese Heuchelei? Wenn er sich weigerte, den Fahneneid zu leisten, würde man ihn einfach einsperren. Es war also gewissermaßen ein Noteid, den Weise da fälschlich schwur, und ebenso wie er, Findeisen und die ganze Anzahl der anderen. — —

* *
*

Zum Weihnachtsfest ging der größte Teil der alten Mannschaften auf Urlaub, für die Zurückbleibenden brannte in der großen Stube VII ein Baum, unter dem für jeden eine Kleinigkeit, — ein Taschenmesser, ein Cigarrenspitzchen oder eine Holzpfeife, — neben ein paar Cigarren lag. Nur Listing, der es mit dem Waschen noch immer nicht recht genau nahm, erhielt außer den Cigarren ein großes Stück Seife. Dazu war ein derbes Faß Lagerbier aufgelegt.

Aber noch vor der Batteriebescherung hatten die meisten eine besondere Festfreude gehabt. Die

Ordonnanz hatte vorsorglich einen kleinen Handwagen zum Postamt mitgenommen und brachte ihn, vollbeladen mit Kisten und Paketen wieder zurück. Nun standen die Mannschaften um den Wachtmeister herum, und jeder spitzte die Ohren, ob nicht auch für ihn etwas eingetroffen wäre.

Klitzing hatte sich beiseite gestellt. Was hatte er hier zu suchen? Plötzlich wurde auch er aufgerufen. Ein Kistchen war für ihn da, und es war gar nicht so leicht, als er es in die Hand nahm. Er glaubte, es sei ein Irrtum dabei, aber das war schon er, Kanonier Heinrich Klitzing der 6. Batterie Osterländischen Feldartillerie-Regiments Nr. 80, der auf der Adresse gemeint war. Er sah den Abschnitt an, — als Absender stand darauf Friedrich August Vogt, und auf der Rückseite, „Dem besten Freunde meines Jungen zum Weihnachtsfeste!"

Der Schreiber ging nach Stube IX und zeigte Vogt, der schon am Auspacken seines Paketes war, den Abschnitt. Er konnte nichts dabei sagen, er drückte nur dem Freunde die Hand, und Tränen standen ihm in den Augen.

Aber Vogt rief munter: „Sieh mal, das hat der Alte wirklich fein gemacht! Was ist da weiter bei? Er kann's doch am Ende!"

Hernach, als er die ausgepackten Geschenke, Würste, Weihnachtsgebäck und warmes, wollenes Unterzeug, verglich, schien es ihm fast, als ob der Vater den Kameraden noch reichlicher beschenkt hätte als ihn selbst. Zu unterst fand er einen Brief.

Der Vater schrieb:

Mein guter Junge!

Anbei erhältst Du ein paar Kleinigkeiten zu Weihnachten. Ich glaube, ich habe es Dir recht

gemacht, wenn ich die Hälfte von dem, was ich Dir zugedacht hatte, Deinem Freunde und Kameraden Klitzing, von dem Du mir schon immer geschrieben hast, gab. Du weißt, ich bin selbst auch eine Waise gewesen, und ich kann mir denken, wie es dem manchmal zu Mute ist. Dabei hatte ich noch meine gute Schwester, und er gar niemanden! Also verlebe das Fest vergnügt und bleibe mir brav und gesund!

Dein treuer Vater

Friedrich August Vogt.

Vogt faltete den Brief zusammen. Ganz gewiß, der Vater hatte es recht getroffen, und die Freude Klitzings war schließlich für ihn fast das Schönste vom ganzen Feste.

Auch Frielinghausen las einen Brief — mit glühendem Antlitz und strahlenden Augen. Er hielt die Verzeihung der Mutter in den Händen, und die Liebe, die in ihren Worten zitterte, ergoß sich heilend und wärmend in sein Herz und richtete ihm den verzweifelnden Mut empor.

Als nach dem Abendstalldienst die Batteriebescherung begonnen hatte, litt es ihn nicht lange in der lauten Runde. Er saß bei der trüben Lampe am Tisch und füllte Seite um Seite mit wilden Selbstanklagen und hochheiligen Versicherungen der Dankbarkeit und der endlichen Besserung.

Beim Schreiben war ihm heiß geworden; deshalb öffnete er das Fenster und sah hinaus in die klare, weiße Winternacht.

Die Mutter schrieb: „Ich weiß nicht, wie ich morgen den heiligen Abend ertragen soll. Ich brauche ja nur um ein Jahr zurück zu denken, wie es da war . . .“

Und er — o, wie er zurückdachte!

Drüben über dem Flur hatten sie „O Tannenbaum" angestimmt und sangen mit ihren rauhen Kehlen Vers um Vers herunter. Er schaute in das kahle Zimmer zurück, aber unwillkürlich floh sein Blick wieder nach außen. Wie schön war diese Stille, diese schweigende Landschaft, in eine weiße, milde Decke eingehüllt und fleckenlos hingebreitet unter den Sternen des Himmels!

Er schauerte leicht vor Frost, ging zum Tische zurück und fügte seinem Briefe eine Nachschrift hinzu.

Er schrieb:

Liebe, liebste, teure Mutter, wie unendlich ich Dir dankbar bin dafür, daß Du mir verziehen hast, das kann ich Dir niemals ganz sagen und muß es doch wieder und wieder tun. Ich kann Dir nur abermals geloben, daß Du von jetzt ab mit mir nur mehr zufrieden sein sollst. Stolz sein auf mich — das wirst Du ja wohl kaum je können, wie es jetzt mit mir steht. Eins aber glaubst Du mir gewiß auch ohne Beteuerung — daß ich diesen Heiligabend auch nicht sehr froh bin. Glücklich — ja, weil Du mir vergeben hast, aber froh nicht, Du liebe, liebe, arme, liebste Mutter! — —

Von diesem Christabend an war er ein anderer geworden. Den Dienst, der ihm früher zugleich der Gegenstand einer bedrückenden Qual und eines verächtlichen Spottes gewesen war, tat er nun mit einem ungezwungenen, frischen Eifer. Er gab sich Mühe, über die Berechtigung des Drills, der ihn erst nur lächerlich gedünkt hatte, nachzudenken und besann sich dabei aus seinem Geschichtsunterricht auf die Soldaten Friedrichs des Großen: das war im Grunde doch nichts anderes als die Schule, in der die „langen Kerls" Friedrich Wilhelms I. gezwickt und gezwackt

worden waren, aber als die tote Form von dem großen, lebendigen Geiste des Sohnes belebt und geleitet wurde, verrichtete die „Potsdamer Wachtparade" Wunder der Tapferkeit.

Und was für eine Summe von Scharfsinn und welche peinliche Gewissenhaftigkeit der Arbeit war nicht in den Geschützen und Geschossen zusammengetragen! Dieser Geschoßzünder gar war ein wahrer Triumph der menschlichen Erfindungsgabe! Von einer verblüffenden Einfachheit der Konstruktion, gehorchte er auf einen Griff der Hand, sprengte das Geschoß fünfzehnhundert oder dreitausend Meter vor der Front, wie man es wollte, oder brachte es auch, wenn es not tat, wenige hundert Meter vorwärts mit einer ungeheuren Rauchwolke zum Krepieren, vor der die Gäule einer anreitenden Kavallerie sicherlich umkehren und rückwärts durchgehen würden.

Wenn Wegstetten in dieser Zeit sich nach ihm erkundigte, antwortete Unteroffizier Wiegandt stets dasselbe: „Er könnte nicht besser sein, Herr Hauptmann."

Der Batteriechef hielt daher mit einem Lobe nicht zurück.

Als er geendet hatte, stand Frielinghausen, vor Freude und Stolz ganz rot im Gesicht, noch immer da.

Wegstetten fragte: „Nun, haben Sie noch ein Anliegen, Frielinghausen?"

Der lange Bursche stockte mit seiner Antwort, dann kam es aber doch heraus: „Herr Hauptmann verzeihen, — ich weiß nicht, ob meine Bitte passend ist, — aber wenn Herr Hauptmann die Güte haben wollten, meiner Mutter zu schreiben, daß Herr Hauptmann mit mir zufrieden sind —?"

Wegstetten schwieg erstaunt; ein bißchen sonderbar

und unmilitärisch kam ihm diese Bitte vor, aber er sagte zu und schrieb an „Ihro Hoch- und Wohlgeboren Frau Baronin von Frielinghausen“ einen Brief, über den eine Mutter sich in der Tat freuen durfte.

Kurze Zeit darauf hielt Frielinghausen den Dank der Mutter in der Hand, ein Schreiben, das beinahe wieder froh klang, und diese herrlichste Frau, die die verkörperte Liebe war, suchte bereits nach Beweisen, mit denen sie den gedemütigten Stolz des Sohnes wieder aufrichten könnte. Sie schrieb, daß die Ehre, die vom Dienste des Königs ausstrahle, gerade so gut den niedersten Soldaten schmücke wie den Feldmarschall, und zählte eine Reihe Namen auf, deren Träger sich vom gemeinen Soldaten zu den höchsten militärischen Würden aufgeschwungen hatten.

Frielinghausen küßte diese gütigen Zeilen vielmals in überquellender Liebe, aber die Beweisführung der Mutter konnte ihn nicht recht überzeugen, er lächelte wehmütig über den schönen, innigen Eifer, mit dem sie diejenigen, die den Marschallstab im Tornister getragen hatten, aufzählte. Das waren mit Ausnahme Derfflingers, der schon eine etwas sagenhaft verschwommene Figur war, nur Helden der Revolutionskriege, und in dem Jahrhundert, das seit ihren Ruhmestagen verflossen war, hatten sich die Verhältnisse recht gründlich geändert.

Trotzdem tat er seine Pflicht mit allem erdenklichen Bemühen; es war besser, sich gar nicht erst mit phantastischen Träumen abzugeben. Die Wirklichkeit war zwar rauh und öde genug, aber sie entbehrte doch nicht ganz des Glanzes und des Glückes, wenn es auch nur in einem zufriedenen Wort der Mutter bestand.

Um so fürchterlicher traf ihn nach der Rekrutenbesichtigung im Februar, nach der er abermals über Wegstettens Lob errötet war, eine telegraphische Nachricht, die kurz den Tod der Mutter meldete.

Wie im Traume durchlebte er die darauffolgenden Tage. Sie schienen windschnelle Flügel zu haben und waren fast vorüber, als er noch immer fassungslos das liebe, bleiche Antlitz auf dem weißen Kissen anstarrte, ohne das Geschehene begreifen zu können. Ein leiser Schimmer der Zufriedenheit war über die Züge der Toten ausgegossen; gewiß hatte sie im Scheiden an ihn gedacht, der nur mehr ihr zur Freude leben wollte. Warum hatte sie nicht gewartet, bis er ihr den jahrelangen Kummer reichlicher vergolten hatte? Warum war seine treueste Stütze schon im Anfang des langen Weges zerbrochen?

Dann sah er die Gesichter der Trauerversammlung, in eine erlogene, salbungsvolle Teilnahme getaucht oder ganz unverstellt mitleidslos und kalt. Diese Herren Barone machten alle einen kleinen Bogen um den „gemeinen Soldaten", der in seiner schlechtsitzenden Kommißgarnitur übel genug zu der Verstorbenen paßte, die zeitlebens trotz der Armut eine Dame gewesen war, — kaum, daß sie ihm flüchtig die Fingerspitzen reichten! Fürchteten sie sich zu beschmutzen oder hatten sie Angst davor, daß er sie anbettelte?

Diese Fremden drängten sich zwischen die Mutter und ihn, fast als ob sie die Entschlafene vor ihm schützen wollten. Las er nicht in ihren Blicken die heimliche Anklage: Du hast sie getötet?! O, was wußten sie vom Herzen einer Mutter, von dem nie ermüdenden, nie verzweifelnden, allbegreifenden, allverzeihenden Herzen dieser besten aller Mütter! Am

liebsten hätte er sie hinausgewiesen, die heuchlerischen Fratzen. —

Darnach kam der Augenblick, in dem die Mutter nicht mehr da war, in dem sie ihm endgültig entrissen war.

Die Erdschollen plumpten auf den Sarg. Wachte sie nicht auf davon? Mußte sie nicht wieder zurückkehren zu ihm? War die Mutterliebe denn nicht mächtiger als der Tod? —

Am Abend des Begräbnistages fand er sich in Stube IX der 6. Batterie wieder. Es war kurz vor zehn Uhr, die Kameraden hatten sich schon niedergelegt. Er saß auf einem Schemel und starrte in die Dunkelheit, sekundenlang oder stundenlang, — er wußte es nicht. Dann tappte er sich die Treppe hinauf zum Schlafsaal und zog fröstelnd die Decke über sich.

* * *

Nach der Rekrutenbesichtigung war der Dienst um ein Geringes leichter geworden. Das Batterieexerzieren zu Fuß und am Geschütz war zwar auch keine kurzweilige Lustbarkeit, aber es verlief ruhiger als die Hetzjagd der Ausbildungszeit, und es gab Pausen dazwischen, in denen man sich verschnaufen konnte.

In dieser Zeit wurden die Rekruten auch allmählich auf die Verrichtungen des inneren Getriebes verteilt. Die jungen Fahrer und einige Kanoniere bekamen Pferde zur Pflege zugewiesen. Damit war ein kleiner Vorteil verbunden: für jeden Tag und jedes Pferd wurde ein Zuschuß von zehn Pfennigen gezahlt. Das machte dann an den Dekadentagen*)

---

*) Die Auszahlung des Soldes erfolgt für je 10 Tage, am 1. 11. und 21. jeden Monats.

eine oder zwei Mark mehr aus, und wer vernünftig und sparsam mit dem Putzzeug, dem Schmirgel und der Hufschmiere umging, der konnte für den eigenen Leib davon sparen. Wenn freilich die Gäule in den feuchten Spätwintertagen von der Reitbahn in den Stall kamen, dampfend, schwitzend und bis zum Widerrist mit Schmutz bespritzt, dann brachte manch einer die Mittagspause mit dem Trockenreiben zu und hatte dann zu laufen, um ein paar Löffel hinunterzuschlingen und hernach mit blanken Stiefeln und blitzenden Knöpfen und Helmbeschlägen zum Fußdienst zurecht zu kommen.

Vogt, Klitzing und Weise waren aber nicht unter den Pferdepflegern. Unteroffizier Wiegandt, der nach der Besichtigung zum Sergeant befördert worden war und die Aufsicht über die Geschütze und Fahrzeuge der Batterie erhalten hatte, kannte sie als fleißige, akkurate Kerls, und solche brauchte er gerade.

Denn die Geschütze waren Geschöpfe, die einer nicht minder gewissenhaften Abwartung bedurften als die Pferde. Die Bodenstücke der Rohre möglichst niedergeschraubt, standen die sechs Lafetten zärtlich aneinander geschmiegt, und seitwärts streckten je drei Protzen ihre langen, wuchtigen Deichseln zur Decke. Jedes Rohr hatte gewissermaßen einen Paß wie ein Soldat; darin stand die Zahl der scharfen Schüsse, die aus jedem abgefeuert waren, verzeichnet, und daneben, wie der Verschluß sich dabei bewährt hatte.

Es konnte einen fast dauern, wenn die Kanonen aus dem reinlichen trockenen Schuppen in das Unwetter hinausgezogen wurden. Aber es war damit wie mit den Pferden: man durfte nicht allzu glimpflich mit ihnen umgehen. Im Ernstfalle, wenn die „ultima ratio regis"*) zur Anwendung kommen mußte, konnte

*) Gravierung auf dem Geschützrohr.

man nicht nach Regen oder Sonnenschein fragen. So gruben sich die sauberen, blaugestrichenen Räder in den Kot. Über den Mündungen konnte man die Kappen ja einstweilen noch lassen, solange nicht scharf geschossen wurde, aber auf den Verschluß fiel ungehindert Regen und Schnee, — gerade auf den Verschluß, den empfindlichsten und wichtigsten Teil des ganzen Geschützes.

Dann hieß es eben, nach dem Exerzieren die Sache desto peinlicher wieder in Stand setzen. Der Verschluß wurde herausgezogen, sorglich auf ein Wolltuch gebettet, auseinandergenommen und jeder einzelne Teil abgerieben und getrocknet. Dann glitt er leicht eingeölt wieder in sein Lager, und es hatte keine Gefahr mehr. Für die kotigen Räder genügten ein paar Eimer Wasser und einige derbe Bürsten.

Wenn schließlich die Farbe gar zu unscheinbar wurde, verwandelte sich der Geschützschuppen in eine Malerwerkstätte. Man band sich alte Säcke als Schürzen um und pinselte drauf los, — stehend, gebückt, knieend, ja, auf dem Rücken liegend, so daß zuweilen ein blauer Farbentropfen aufs Gesicht klexte, — die Holzteile blau, die Eisenteile schwarz.

Getrennt von den sechs Geschützen standen die übrigen Fahrzeuge der Batterie in dem großen Heergeräteschuppen. Wahrhaft seltsame Gefährte waren darunter, zuerst die Munitionswagen mit ihren plumpen Kästen, dann die Vorratswagen, von denen einer die Reserveräder mitführte, und vor allem die Feldschmiede, auf der sich ein richtiger Herd mit einem Blasebalg befand.

Diese Fahrzeuge waren zwar nicht so empfindlich wie die Kanonen, aber ihr gemessenes Teil Arbeit erheischten sie doch. Von Zeit zu Zeit wurden sie

von Staub gereinigt, und in einer bestimmten Frist mußten die Räder um ein Drittel gedreht werden, damit die Last der Wagen gehörig verteilt wurde. Zu diesem Zwecke waren die Radfelgen mit kleinen Nummern bezeichnet, und jede Drehung wurde in einem besonderen Buche vermerkt.

Genau und gründlich ging das alles vor sich, und Sergeant Wiegandt paßte jedem scharf auf die Finger, aber alle taten gern mit. Es war eine saubere Arbeit, und zuweilen konnte man sogar eins dazu singen. Dann ging sie noch einmal so flott von der Hand.

Und jedenfalls gab es viele Verrichtungen, die tausendmal mühevoller waren, von dem Scheuern der Kaserne, das keinem erspart blieb, und anderen Dingen ganz zu schweigen. —

Auch zum Wachtdienst wurden die Rekruten allmählich herangezogen. Allzuschwer nahm man es freilich nicht damit.

Das lag schon im Wesen der Truppengattung begründet. Allein konnte im Kriegsfalle die Feldartillerie niemals den Wachtdienst ausüben; ihre Mannschaften, die nur das Seitengewehr und den Revolver als Handwaffen führten, waren zu diesem Zwecke gar nicht genügend ausgerüstet, dafür mußte die Infanterie oder im Notfalle die Kavallerie sorgen. So war der Dienst für die wenigen Innenwachen leicht genug gelernt und in der friedlichen Garnison handelte es sich gar nur um die Bewachung der staatlichen Gebäude.

Gleichwohl hatte Vogt das Gefühl von etwas Außerordentlichem, als er als der erste der Rekruten zur Wache kommandiert wurde.

Dagegen freuten sich die Kameraden vom alten

Jahrgang auf den faulen Tag. Sie nahmen es auch mit den Vorschriften nicht allzu genau und lachten den Rekruten aus, der mit großem Ernst jedem Punkte der Instruktion folgte und beim Schlafen auf der harten Pritsche das unbequeme Seitengewehr nicht ablegte, nicht einmal, nachdem der Offizier vom Ortsdienst bereits revidiert hatte.

Vogt hatte den Posten am hinteren Kasernentor inne, durch das der Weg seitwärts nach den Reitplätzen und geradeaus in den Wald am Bergabhang führte. Die beiden ersten Stunden von fünf bis sieben Uhr Nachmittags dünkten ihn reichlich langweilig und zwecklos. Nur die wenigen Leute, die auf den Reitplätzen gearbeitet hatten, waren an ihm vorübergegangen, als er abgelöst wurde; aber in der Nacht von elf bis ein Uhr spürte er doch den Druck der Verantwortlichkeit. Der Posten wurde dann ausgeschlossen und mußte außen zwei Seiten des riesigen, von den fiskalischen Gebäuden gebildeten Vierecks begehen.

Die Nacht war stockfinster, so daß Vogt den schmalen Wachtpfad nicht unterscheiden konnte. Aber er stolperte seine zwei Stunden tapfer an den Gebäuden auf und ab. Wenn man auch manchmal fehltrat, war das immer noch besser als stillzustehen. Denn dann hörte man allerlei wunderliche Geräusche, deren Ursprung man sich in der tiefen Finsternis der Nacht nicht zu erklären vermochte. Besonders der Wald war niemals ganz stumm, immer knackte oder raschelte etwas in den Bäumen und Büschen. Beim Rundgang dagegen überhörte man das alles über dem Schall der eigenen Schritte, und man kam an den Wohngebäuden vorüber, in denen die Kameraden schliefen, und an den Ställen, deren trüb erleuchtete Fenster kleine matthelle Vierecke in die Nacht zeichneten und aus denen man das

Rasseln der Halfterketten undeutlich vernahm. Von der Schmalseite des Rechtecks aus endlich konnte man die Chaussee übersehen. Ein leichter Wagen rollte von der Stadt auf der Straße heran. Vogt hörte den lässigen Trab des Pferdes auf dem festen Grund klingen und zwei Männerstimmen sich laut unterhalten. Das Licht der Wagenlaterne wurde immer blitzender und verschwand schließlich hinter der Hausecke. Der einsame Posten sah dem Fuhrwerk eine Zeitlang nach, dann kehrte er um und trabte seinen Weg wieder zurück.

Als Vogt aus der frischen, reinen Nachtluft in die Wachtstube trat, glaubte er zuerst, in dem von alten Tabaksqualm und üblen Ausdünstungen erfüllten Raume ersticken zu müssen, aber am Ende schlief er trotz des harten Lagers ganz erträglich.

Um fünf Uhr zog er von neuem auf Posten. Es war noch dunkel, aber in der Küche und in den Ställen war es schon lebendig geworden. Am Tor gab es einen Aufenthalt: die abzulösende Wache war nirgends zu sehen. Der aufführende Gefreite fluchte und drohte, ohne den Posten zur Wache zurückzukehren. Schließlich gab er den Bitten der beiden anderen Abgelösten nach und machte sich ans Suchen. In dem kleinen Schuppen, der zur Aufbewahrung der Hürden und Sprungbäume diente, schlief der Kanonier ruhig und fest. Er hatte sich mit dem Strohbehang eines Sprungbaumes warm zugedeckt, das Seitengewehr lag neben ihm. Der Gefreite stieß ihm den schweren Stiefel in die Seite und schimpfte über diese Frechheit, sich hinzulegen, wo jeden Augenblick ein Vorgesetzter vorbeikommen könnte.

Aber die Schildwache, ein langer, starker Kerl, erwiderte grob: „Halt's Maul, dummes Luder! Und laß dir nicht einfallen, mich zu melden! Sonst schlag' ich dir jeden Knochen einzeln kaput!"

Der Gefreite brummte etwas von „nicht zu weit treiben und nicht selber hineinfallen wollen".

„Das kann ein' passieren, daß man's verschläft," beharrte der Kanonier. Er gähnte ein paarmal, klopfte sich den Staub von der Uniform und sagte lachend zu Vogt: „Auf Posten nichts neues, du krummer Rekrutenhund! Höchstens, daß du nicht so albern gucken sollst!"

Damit schritt er gravitätisch hinter dem Gefreiten her.

Vogt stand nachdenklich neben seinem Schilderhaus. Das war ja eine recht miserable Zucht! Indessen — der Fall war ganz klar: wenn der Gefreite den Posten meldete, wurde der Kanonier selbstverständlich bestraft, streng sogar, aber die Rache ließ sicher nicht auf sich warten. Trotz der Knöpfe am Kragen war der Gefreite im allgemeinen kein Vorgesetzter des Kanoniers, da brauchte man nur einen beliebigen Streit vom Zaune zu brechen, einmal oder auch zehnmal, je nachdem man Lust hatte, — dann gab es eine Schlägerei, deren Kosten natürlich der Gefreite bezahlen mußte. Aber im Grunde hielten die Mannschaften viel zu eng zusammen und hüteten sich, einen Kameraden hineinzulegen, wenn es sich irgendwie vermeiden ließ.

Vogt allerdings meinte für sich, die Kameradschaft hätte auch eine Grenze, und er würde es der Wache schon eingetränkt haben. Denn auf diese Art ging notwendigerweise auch der Respekt vor anderen, wichtigeren Vorschriften verloren. Schließlich war er gleichwohl froh, für seine Person nichts mit dieser Sache zu tun zu haben.

Dabei drängte sich ihm an diesem Morgen die Erinnerung an die Heimat besonders stark auf, seit langen Wochen zum ersten Male wieder.

Er gedachte der Gänge, die er daheim in dieser Zeit der ersten Frühlingstage mit dem Vater auf die Felder gemacht hatte, um die letzten Arbeiten vor der Frühjahrsbestellung auszuführen. In diesen frühen Morgenstunden liebkoste die junge, erstarkende Sonne die langverwaiste winterliche Erde mit zagenden Strahlenhänden, und die schwarzen, durch die Egge zu oberst gekehrten Schollen brachten dem treuen mütterlichen Gestirn ein dampfendes Rauchopfer dar. Die wärmere Sonne, die mildere Luft und die zum Empfangen bereite Erde verkündeten im Verein das Ende des trägen Winters und den Beginn eines neuen Jahres der Fruchtbarkeit, ein Evangelium der Arbeit und des Segens. Die drängenden Kräfte des Bodens strömten auch in die Menschen über, und wenn es in den kurzen, kalten Wintertagen geschienen hatte, als würde der Vater alt, so verjüngte ihn der Geruch der Frühlingserde stets von neuem.

Auch heute ging wieder eine wärmere Sonne auf, dort über der Stadt stieg die strahlende Scheibe empor, ein milder Wind bewegte leise die Birken und Buchen des kleinen Wäldchens, und talaufwärts dehnten sich zum Empfangen des Samens bereit die Ackerbreiten, — aber Franz Vogt stand beiseite, müßig, wie ihn dünkte, statt des Pfluges eine Stahlklinge in der Hand.

Beinahe kam er sich wie ein Fahnenflüchtiger vor, daß er nicht daheim bei der Arbeit war. Aber nein! Das Umgekehrte war der Fall! Gerade diese Gedanken liefen auf eine wahrhafte Fahnenflucht hinaus. War er jetzt nicht Soldat, berufen, diesen geliebten Heimatboden zu verteidigen, wenn ein Feind ihn bedrohte?

Wenn — überlegte er weiter. Am Ende tat es aber keiner. Dreißig Jahre lang war nun Frieden,

und es konnte ganz gut noch dreißig, auch hundert Jahre so bleiben. Was war das dann für eine endlose, verlorene Zeit! Andererseits freilich war kein Hindernis da, daß nicht schon morgen ein Krieg ausbrach. Unwahrscheinlich war es, soviel er wußte, unmöglich nicht. Zum Teufel, dann mußte eben der Krieg abgeschafft werden. — Aber wie?

Sein einfacher Verstand fand aus diesem Widerstreit keinen Ausweg. Er betrachtete tiefsinnig sein Schilderhaus und versäumte es fast, vor seinem Hauptmann zu präsentieren, der mit der Remonteabteilung auf den Reitplatz rückte.

Nach der Ablösung sah er in der Wachtstube drei Kameraden zu, die mit fürchterlich schmutzigen Karten einen Skat spielten. Plötzlich hatte er wachend eine Art Traumgesicht. Es war wie bei der Vereidigung, alle streckten den Arm zum Schwure empor. Da fingen die tätowierten Buchstaben auf Weises Arm, dort wo der Ärmel herabgeglitten war, mit einem Male zu glühen an, so hell und blank, als ob sie aus der Sonne herausgeschnitten wären. Brüderlichkeit! — Das war also doch kein leeres Wort, kein bloßes Gerede? Wenn alle Menschen, Deutsche, Franzosen, Russen und alle die anderen den Arm emporstreckten und schwuren, Brüder zu sein, dann — ja, dann gab es keinen Krieg mehr.

Aber würde das jemals geschehen?

Und abermals fand er sich in dem Wenn und Aber nicht zurecht. —

Die Kartenspieler bereiteten seinem Nachsinnen über das Rätsel der Brüderlichkeit ein überraschendes Ende; sie fingen über einen Stich wütend zu streiten an und warfen sich schließlich sehr unbrüderlich die Karten an die Köpfe.

Der Rekrut mußte die zerstreuten Blätter wieder auflesen, und als ein König und eine Zehn fehlten, kam es bei einem Haar zu einer Prügelei. Schließlich verbat sich der wachthabende Unteroffizier grob den Lärm.

Von elf bis eins stand Vogt zum letzten Male an diesem Wachttage Posten. Anfangs galt es scharf aufzupassen, um keine Ehrenerweisung zu verabsäumen, wenn die vielen Offiziere von den Reitplätzen in die Kaserne zurückkehrten, gegen Mittag aber wurde es wieder ganz still; das Tor lag einsam da, und der Rekrut hätte wieder Muße gehabt, seinen Gedanken nachzuhängen.

Er fühlte sich ein wenig übernächtig. Deshalb ließen ihm auch die Zweifel und Erwägungen vom Morgen Ruhe. Er stand in einer bequemen Stellung am Schilderhaus und ließ sich die warme Mittagssonne aufs Fell brennen. Ein lauer Wind wehte vom Wäldchen herüber und fächelte ihm die Stirn, talaufwärts zankte sich ein Krähenvolk in den rauhen Furchen des Ackers.

Der junge Soldat war sich dessen, was er fühlte und sah, kaum bewußt, nur das eine empfand er, daß ihn auch in diesem Frühling die junge Kraft der Erde neu belebend durchdrang und ihn mit neuen, starken Banden an die Heimat fesselte. — —

Nach der Rückkehr vom Wachtdienst fand Vogt den Kameraden Klitzing merkwürdig bedrückt vor.

Zögernd berichtete der Schreiber, es hätte am Tage vorher seinetwegen recht alberne Anstände gegeben.

„Siehst du, Franz," klagte er, „ohne dich geht's eben nicht. Wenn du beim Batteriefußexerzieren mein

Nebenmann bist wie gewöhnlich, dann weiß ich gleich, wohin ich gehöre. Aber gestern fehltest du, und da war ich rein wie vernagelt. Das Exerzieren hat meinetwegen fast eine Stunde länger gedauert."

„Nun, dafür bin ich doch nun wieder da," meinte Vogt.

Klitzing fuhr fort: „Schon gut, aber heute früh war es wieder so, und da hat nach dem Dienst der Vizewachtmeister gesagt, so schlappe Kerls wie ich, die müßten auch von den Leuten selbst gezogen werden, und da —"

Hier verstummte er, und es ließ sich auch nichts weiter aus ihm herausbringen, so daß Vogt fast zornig über dieses Mißtrauen wurde.

Schließlich trat der dicke Brauer, der aber eigentlich gar nicht mehr dick war, hinzu und sagte: „Na, Landsmann, bist du heute schwer von Begriffen! Schäften wollen ihn die Alten, besonders die alten Fahrer, — verhauen, wegen dem bißchen Nachexerzieren!"

Vogt mußte über das gute Herz des Kameraden lächeln. Truchseß, der Bequemste von allen, dessen Zeug nach jedem Dienst von Schweiß so naß war, als wäre er aus dem Wasser gezogen, der Brauer sagte: „— wegen dem bißchen Nachexerzieren!"

Aber noch ehe er Truchseß ein Wort erwidern konnte, fing Klitzing von neuem an: „Franz, weißt du, menge du dich nur nicht da hinein! Wenn sie's einmal vorhaben, dann kannst du auch nichts dagegen tun. Am besten ist's schon, ich lasse mir das ruhig gefallen."

Und mit einer leisen Bitterkeit setzte er hinzu: „Höchstens können sie mich ja totschlagen."

Aber Vogt fuhr auf: „Red' nicht solchen Unsinn! Und sieh mal, ich weiß zwar noch nicht, was man da machen soll, aber so ohne weiteres läuft die Sache nicht ab. Das versichere ich dir. Hab' nur keine Angst, ich find' schon einen Ausweg."

Er überlegte hin und her, wie er den Freund vor der Roheit der alten Leute bewahren könnte.

Sollte er Sergeant Wiegandt bitten, einmal einen Abend nicht zu seiner Frieda zu gehen? Wenn er ihm, natürlich nicht dienstlich, sondern gewissermaßen vertraulich, von dem Vorhaben der Alten etwas mitteilte, blieb Wiegandt sicher zu Hause. Aber dagegen regte sich das kameradschaftliche Solidaritätsgefühl in ihm.

Allerdings: waren das überhaupt noch Kameraden, die da mit dem armen, schwächlichen Menschen diese Roheit vorhatten? — Gewiß nicht.

Gleichwohl verwarf er diesen Plan.

Am Ende entschloß er sich, rücksichtslos für Klitzing einzutreten. Wenn er die Kerls recht keck und frech herausforderte, wandten sie sich schließlich hauptsächlich gegen ihn, und er würde sich schon wehren. Mindestens vertrug er eher einen derben Puff als der Schreiber. —

Der Abend kam heran und Sergeant Wiegandt ging wie immer zum Stelldichein. Über Stube IX lag ein erwartungsvolles Schweigen. Die Rekruten putzten ihr Zeug und blickten ab und zu verlegen nach der Ecke, wo sich Vogt dicht zu Klitzing gesetzt hatte. Der Brauer hatte sich auch dazu gesellt.

Bis kurz vor der Zeit des Niederlegens blieb alles still, dann aber kamen schwere, sporenklirrende Tritte von der großen Stube VII her über den Korridor, und acht bis zehn alte Fahrer schoben sich herein, mit

Klopfpeitschen, Bauchgurten und Trensenzügeln bewaffnet.

Vogt stellte sich breit vor Klitzing hin.

„Geh' weg, du!" hieß es.

„Nein!" antwortete Vogt.

„Wetten, daß du weggehst?"

„Das wollen wir sehen!"

Im Nu hatten ihn ein Dutzend Hände gepackt, aber der starke, stämmige Kerl wehrte sich tapfer. Mit den Fäusten und mit den Füßen teilte er kräftige Stöße aus, die die Angreifer immer wütender machten. Schließlich stürzte er zu Boden und riß im Falle ein paar seiner Gegner mit sich. Als ob sie darauf gewartet hätten, warfen sich nun auch die anderen auf ihn, und die Hiebe fielen hageldicht auf ihn hernieder.

Klitzing stand, am ganzen Leibe zitternd, wie gelähmt dabei. Der Brauer indessen zog seinen runden Kopf wie ein anstürmender Stier ein und drang, den Schädel als Sturmbock benutzend, mitten in den dichten Haufen. Nun waren es zwei gegen zehn. Die Überzahl war noch immer viel zu groß; auch der Brauer wälzte sich bald am Boden. Das Ringen verursachte einen gewaltigen Lärm, aber während sonst bei dem geringsten Anlaß ein Unteroffizier gelaufen kam und Ruhe gebot, schienen heute alle abwesend zu sein.

Mit einem gewaltigen Ruck gelang es Vogt, zwei der Widersacher von sich abzuschütteln und sich halb aufzurichten; gerade sah er Weise ins Gesicht, der, die Hände in den Hosentaschen, dem Gewühl zusah und ein wenig dabei lachte. Da schrie er ihm keuchend ins Gesicht: „Das nennst du Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Lauskerl?! — Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!!"

Und er schlug eine grelle, höhnische Lache an.

Aber wie gerufen durch diese Worte trat Wolf in die Tür, der hagere, stets finster blickende Kanonier von der gegenüberliegenden Stube. Sofort hatte er übersehen, worum es sich bei dieser Balgerei handelte. Das hatte ja nach der Rede des Vizewachtmeisters gar nicht fehlen können! Es war eine von den Mißhandlungen, die er so glühend haßte, schlimmer noch und tausendmal feiger als ein Knuff, den ein Vorgesetzter dem Soldaten auf offenem Exerzierplatz verabreichte.

Es schien ihm, als sei er mit jenen drei Worten gerufen worden.

„Hier bin ich!" rief er und brachte mit seinen zähen, sehnigen Armen eine wirksame Hilfe.

Aber auch die Alten bekamen Zuzug. Der Streit wurde immer wilder, und die Ringenden umklammerten sich mit immer größerer Wut. Das laute Schreien hatte aufgehört, man vernahm nur mehr das Keuchen der Kämpfenden, das Knirschen der Zähne, den dumpfen Ton der niedersausenden Hiebe und manchmal einen grimmigen Fluch.

Vogt blutete bereits aus einer Stirnwunde; dafür biß er seinem Gegner in die Hand, daß er mit einem Wehschrei zurückfuhr. Aber nun klatschte ihm abermals die schwere Schnalle eines Bauchgurts mitten ins Gesicht. Es funkelte ihm vor den Augen, er taumelte von der Wucht des Schlages und empfand wie ein gereiztes Tier nur noch die eine Gier, sich zu rächen, um sich zu schlagen, zu töten. Ein blankes Seitengewehr, das vom Tische herabgeglitten war, lag neben ihm. Er faßte es und hieb und stach damit blindwütend darauf los.

Die Rekruten schrieen auf, als sie diese Wendung sahen, aber keiner wagte es, dem rasenden Menschen in den Arm zu fallen.

Da kam Inoslawski auf einen Einfall.

„Pan Wachtmeestärrr!" brüllte er von der Tür her.

Und im Augenblick war der wildverschlungene Knäuel entwirrt. Die Alten waren aus der Stube IX verschwunden, und nur eine ungeheuere Staubwolke verriet, was sich ereignet hatte.

„Pan Wachtmeestärrr" kam natürlich gar nicht. Aber es war auch sehr gut so: das Blut lief Vogt dick über die beiden Augen, und nun bekam auch noch Klitzing, als er aus seiner Erstarrung erwachte, eine Art Krampfanfall. Er warf sich weinend und schreiend vor dem tapferen Kameraden nieder, umfaßte seine Kniee und ließ sich durch kein Zureden beruhigen.

Die Rekruten standen scheu und ratlos um die beiden herum. Der Brauer verschnaufte sich auf seinem Schemel und wischte sich den Schweiß vom Gesicht.

Listing, der ehemalige Vagabund, war noch der vernünftigste. Auf der Wanderschaft gab es auch zuweilen so eine Schlägerei oder auch ein Unglück, — da mußte man sich zu helfen wissen. Er lief zur Wasserleitung und kam mit einem Kruge voll frischen Wassers zurück. Darein tauchte er sein Handtuch, — er hatte es trotz der abgelaufenen Gebrauchswoche nur erst wenig benutzt, — und wischte dem Verletzten das Gesicht ab.

Die Wunde bestand in einem derben Riß dicht über der Nasenwurzel. Listing wusch sie aus und legte nachher Vogt einen ganz erträglichen Verband um den Kopf an. Ein wenig dick waren die Binden geraten, weil zwei Handtücher übereinander gewickelt

waren, und sie sahen fast wie ein Turban aus, aber sie stillten die Blutung und hielten fest.

Beim Verbinden flüsterte Cisting Vogt zu: „Du, Franz, ich hab' immer gedacht, auf der Walze verlernt man die Feigheit ganz und gar, aber 's ist nicht wahr. Heute hab' ich's gemerkt." —

Über den Hof herüber schallte der Zapfenstreich.

Es war die höchste Zeit, sich auf den Schlafsaal zu scheren. Der Unteroffizier vom Dienst trat in die Stube und trieb zur Eile.

Plötzlich sah er den Verwundeten.

„Was ist da losgewesen?" fragte er.

Cisting log flott: „Die Schlafsaaltreppe ist er hinuntergefallen, Herr Unteroffizier. Vorhin, als der Wind die Lampe ausgeblasen hatte."

„So?" meinte der Diensthabende. „Ist's schlimm?"

„Nein, Herr Unteroffizier," antwortete Vogt.

„Dann Trab auf den Schlafsaal!" —

Vogt und Klitzing verließen als letzte die Stube IX. Klitzing ging schweigend neben dem Verwundeten her und sah schüchtern zu ihm auf.

„Tut es sehr weh, Franz?" fragte er auf der Treppe.

Vogt fing zögernd an: „Na, weißt du —," aber als er die traurigen Augen des Freundes sah, fuhr er fort: „Ach nein, es ist gar nicht so schlimm."

Jetzt erst fiel ihm wieder ein, woraus der ganze Streit entstanden war, und er meinte scherzend: „Aber siehst du, verhauen haben sie dich doch nicht."

Dem Schreiber standen die Tränen in den Augen.

„Franz, was bist du für ein guter, guter Kerl!" sprach er leise. „Ich weiß nicht, wie ich dir das

danken soll, aber verlaß dich darauf, ich dank' dir's schon einmal!"

Sie waren auf dem Vorflur angekommen, wo der Feuereimer hing. Da schlang plötzlich Klitzing die Arme um die Schultern Vogts und küßte den Kameraden.

Und Vogt drückte den schmächtigen Schreiber fest an sich und erwiderte: „Heinrich, so mach' doch kein Aufhebens davon! Du bist doch mein lieber, lieber Freund!" —

Auf dem Schlafsaal flüsterte ihnen Listing zu, die Alten würden sich hüten, noch einmal anzufangen; Wolf hätte ihnen gesagt, er würde sie dann ohne weiteres melden, und der wäre dafür bekannt, daß er in solchen Sachen auch wirklich Ernst machte.

Als die beiden Freunde schon in ihren Betten lagen, kam der lange Mensch zu ihrer Ecke hin.

„Wie geht es Ihnen?" fragte er Vogt.

„Ich danke, gut," antwortete der.

„Das freut mich von Herzen."

Er streckte dem Rekruten die Hand hin, und die beiden Männer tauschten einen herzhaften Druck aus.

„Gute Nacht, Vogt!" sagte der Hagere dabei.

Und Vogt antwortete: „Gute Nacht, Wolf!"

Er schlief nach wenigen Minuten tief und fest, kaum etwas unruhiger als sonst, — seine derbe Natur hielt so einen kleinen Aderlaß ganz gut aus. Aber Klitzing lag noch lange wach.

Der Mond schien hell auf das Antlitz des schlafenden Kameraden. Der Verband hielt das Licht von den geschlossenen Augen ab und warf einen Schatten bis fast an den Mund.

Der Schreiber sah lange mit strahlenden Augen nach dem Schläfer hinüber.

Der arme Teufel, dem das Leben sich nur grau und öde gezeigt hatte, der nie das Rosenrot der Freude zu Gesicht bekommen hatte, kam sich namenlos reich und glücklich vor.

Es hatte ihn einer lieb.



V.

„Drum stoßt die Gläser an, hurra!
Singet Mann für Mann, hurra!
Lust'ge Artilleristen woll'n wir sein."
(Artilleristenlied.)

Wachtmeister Schumann sah sich noch einmal in den beiden Stuben und in der Küche um: nein, es war nichts zurückgeblieben. Nur sein Überzieher und sein Hut hingen an einem Fensterriegel, und in der Ecke lehnte sein Stock.

Die bürgerliche Kleidung wollte ihm gar nicht behagen. Da war nichts Knappes, nichts Festes, nichts, was einen auch äußerlich soldatisch straff zusammenhielt. Alle Augenblicke griff er nach dem Halse und nestelte an einer Halsbinde herum, die viel zu weit sitzen mußte, in Wirklichkeit aber gar nicht da war. In der Taille war es dasselbe: dieses Jakett baumelte an ihm herum wie die Lumpen an einer Vogelscheuche.

Geschäftig wie immer trat seine Frau von draußen herein, in Hut und Mantel, ein Ledertäschchen und den Schirm in der Hand. Sie sollte noch am Mittag nach der kleinen Gebirgsstation vorausfahren, die Wohnung in Ordnung bringen und die Möbel erwarten, die tags darauf ankommen mußten. Der Wachtmeister oder nunmehr der Stationshilfsassistent zweiter Klasse hatte noch einige Geldsachen in der Garnisonsstadt zu erledigen und wollte erst am nächsten Morgen nachkommen.

Die Wachtmeisterin war noch ganz außer Atem. Diese dummen Leute, die Kanoniere, hatten so entsetzlich schwer begriffen, wie sie ihre Blumen in dem Möbelwagen untergebracht haben wollte. Erregt begann sie: „Gottlob, Schumann, der Wagen ist fertig. Hier hab' ich die Schlüssel. Ich glaube, es ist aber auch die höchste Zeit, daß ich zur Bahn komme. Nicht wahr?"

Schumann sah nach der Uhr und brummte: „Allerdings, die allerhöchste!"

„Dann will ich nur voranmachen," meinte die kleine Frau.

Aber sie blieb immer noch mitten in der Wohnung stehen und schien sich nicht losreißen zu können.

„Ach Gott ja," sagte sie, „da hab' ich mir nun jahrelang gewünscht, daß wir hier herauskommen, und jetzt, wo es ernst wird, da tut mir's doch leid. Dir auch, Schumann?"

Der Wachtmeister murmelte unwirsch etwas Unverständliches. Wenn es nach ihm gegangen wäre, stand jetzt nicht die Wohnung leer und der gepackte Möbelwagen vor der Tür. Sie allein hatte ihn dazu herumgekriegt, und nun würde sie wahrscheinlich noch zu heulen anfangen.

Indessen die Frau fuhr auch ohne Antwort fort: „Sieh mal, zum Beispiel hier der Blick von meinem Fenster aus, wo mein Nähtischchen stand, der war doch wirklich ganz reizend. Gerade gegenüber da die jungen Birken, wenn die im Frühling grün wurden und die weißen Stämme dazu! — — Siehst du, Schumann, die seh' ich nun nicht wieder grün werden."

Richtig zog sie das Taschentuch aus der Tasche und führte es an die Augen.

Plötzlich veränderte sich ihr weinerliches Gesicht: „Mein Gott, da sind ja aber noch unsere Bohnen-

stangen im Gärtchen! Das wäre doch noch schöner! Die lass' ich nicht hier. Das sollte mir gerade einfallen!"

Sie wollte hinaus. Da trat ihr der Wachtmeister in den Weg und hielt ihr die Uhr vor die Nase.

„Du!" sprach er. „Wenn du dich jetzt nicht ganz fix auf die Beine machst, ist dein Zug weg."

Sie erschrak: „Mein Himmel, ja, ja! Ich gehe schon. Adieu, Schumann! Besorg' alles gut und — und — adieu!"

Auf den Zehenspitzen stehend holte sie sich noch einen Kuß von dem Gatten und war flink aus der Tür. Gleich darauf streckte sie wieder den Kopf herein: „Der Matz! Der Matz! Wo steckt er denn?"

Der Wachtmeister gab ihr den kleinen, verhüllten Interimskäfig, in dem der Kanarienvogel unruhig herumflatterte, in die Hand und sah ihr von der Tür aus nach.

Sie trippelte quer über den Platz; vor dem Gebäude der fünften Batterie gab es noch einen beängstigend langen Abschied von einer Bekannten, dann verschwand sie im Tore.

Schumann atmete auf. Sie war seine liebe Frau, aber wenn er nun von der Batterie Abschied nehmen mußte, wollte er allein sein, da konnte er sie nicht brauchen.

Er blieb in der Tür stehen.

Eben führte ein Fahrer zwei Stangenpferde aus dem Stall und spannte sie vor den Möbelwagen.

Schumann hatte sich in den letzten Jahren nicht sonderlich um die Pferde gekümmert; er wußte sie unter Heppners Obhut ausgezeichnet aufgehoben, und der Vizewachtmeister wehrte sich mit einer Art von Eifersucht gegen eine Einmischung in sein Bereich. Aber

das wäre ein schlechter Wachtmeister gewesen, der sich nicht trotzdem genau auf dem Laufenden erhalten hätte über alles, was die Gäule anging, der sie am Ende nicht einmal gekannt hätte! Auch wenn sie wie diese zwei nach ihrem Nationale nur Dunkelbraune ohne Abzeichen waren.

„Sybille“ und „Achat“ zogen sein Hab und Gut aus der Kaserne; die Stute, ein braves, nicht mehr junges Tier, unter dem Sattel, und der Wallach, der ein wenig Krippensetzer war und deshalb beständig den Kopf schüttelte, zur Hand.

Als der Fahrer aufgesessen war und der Möbelwagen hohl auf dem Pflaster zu rumpeln begann, spitzte „Sybille“ nur die Ohren und legte sich ohne Umstände ins Kummet, „Achat“ jedoch bäumte sich und wieherte unwillig: das war doch kein Geschütz, das er heute zu ziehen hatte! Da gab ihm der Fahrer mit dem Handzügel einen Klaps, und nun nahm auch er sein Teil der Last auf sich.

Aber er schüttelte immerwährend den Kopf, als es an den Ställen vorbei zum Tore hinausging.

Der Wachtmeister stieg endlich die Stufen hinunter. Er mußte einen Anfang mit dem Abschiednehmen machen, — so wollte er zuerst den Pferden Adieu sagen.

Langsam ging er die Stallgasse entlang. Der scharfe Stallgeruch dünkte ihn in diesem Augenblicke herrlicher als alle Wohlgerüche, herrlicher auch als die harzige Waldluft, die in dem Tale wehte, wo die kleine Station der Gebirgsbahn inmitten eines Fichtengehölzes lag.

Stattlich im Fleisch und mit glänzendem Fell standen die schönen Tiere nebeneinander, fast alles Dunkelbraune, je nach dem Temperament stumpfsinnig

vor sich hindösend oder zappelig in der Streu scharrend oder sich spielerisch beißend und neckend. Nur vier Stände waren leer. „Sybille" und „Achat" zogen seinen Kram zur Bahn, und die leichten Krümper „Trappe" und „Schwalbe" hatte Major Schrader sich ausgeborgt, der auf einem benachbarten Rittergute zur Jagd geladen war.

Das mußte wahr sein: den Stall konnte er ohne jegliche Sorge zurücklassen, dafür sorgte Heppner. Die Pferde waren alle in prachtvoller Kondition und kerngesund, nur der arme Teufel, der „Brutus", der jetzt bereits zum Ausrangieren nach den Herbstübungen bestimmt war, hustete. Nun, bis dahin hielt er wohl noch aus; er war dem dicken Assistenzarzt zugeteilt worden. Da traf es sich, daß Roß und Reiter beide die langsameren Gangarten bevorzugten.

Zuletzt trat er zu seinem Reitpferd in den Stand. Der „Balduin", ein hübscher Kerl mit vier weißen Fesseln, der ein bißchen kitzelig und äußerst weichmäulig war, erschrak vor dem Manne in dem dunkelbraunen Anzug, der da zu ihm kam, und erst, als der Wachtmeister ihn anrief, erkannte ihn das Tier. Aber es blieb scheu und wurde trotz Zucker und Brot nicht zutraulich.

Schumann nannte es mit den gewohnten Schmeichelnamen und schmiegte die Wange an seine sammetweichen Nüstern, da erst hielt das Pferd still und sah ihm verwundert nach, wie er zurücktrat und langsam aus dem Stalle ging.

Der Wachtmeister hätte heulen mögen. Er wollte nun aber sofort ein Ende machen und sich aus der Kaserne fortscheren, in der er doch nichts mehr zu suchen hatte.

Trotzdem blieb er im Flur vor der Gedenktafel

der Batterie noch einmal stehen. Die sechste war eine von den alten Stammbatterien; so standen denn auch eine stattliche Anzahl Gefechte und Schlachten auf der Tafel verzeichnet: Gitschin, Königgrätz, St. Privat, Verdun, Nouart, Beaumont, Sedan und die beiden Schlachten von Villiers. Darunter reihten sich die Namen der Gefallenen, der Verwundeten und der mit Orden Ausgezeichneten an. Sedan war der verlustreichste und zugleich der ruhmreichste Tag; der Tag, an dem die Batterie fast achthundert Schuß getan hatte, an dem die Kanoniere abends so taub gewesen waren, daß sie die ins Ohr geschrieenen Befehle kaum verstanden.

O ja, es war eine Ehre gewesen, der Batterie anzugehören, und es war nur billig, daß die sechste auch im Frieden noch stets den übrigen als Muster gedient hatte.

„Den Gefallenen zum Gedächtnis, den Lebenden zur Nacheiferung!“ las er leise.

Er nickte ernsthaft bejahend für sich, kehrte sich dann rasch ab und betrat seine Wohnung.

Die kahlen Wände starrten ihn öde genug an, aber in diesen Räumen hielt ihn nichts fest. Was sich darin abgespielt hatte, war sein Privatleben, das er auch anderswo ähnlich wiederfinden mußte. Diese Stuben waren ihm nur wert gewesen, so lange seine Frau in ihnen waltete und sie ihm wohnlich und behaglich machte; aber die Frau saß jetzt auf der Bahn, — hoffentlich! — und die Behaglichkeit rumpelte holpernd ebendahin.

Er zog rasch seinen Überzieher an und griff nach Hut und Stock. Dann schloß er ab und klopfte beim Vizewachtmeister, um die Schlüssel abzugeben.

Die Frau war allein.

„Sie wollen nun gehen, Herr Schumann?“ fragte sie leise.

Der Wachtmeister nickte und sagte: „Ich lege die Schlüssel hier hin, vor den Spiegel.“

Dann ging er zu dem Sofa hin, auf dem die Kranke lag, und gab ihr die Hand. Es war auf den ersten Blick zu sehen, daß hier keine Hoffnung mehr war. Der Tod saß dem Weibe im Nacken, kaum würde sie den Sommer erleben. Er brachte es auch nicht fertig, ein Wort der Hoffnung zu sprechen, sondern er verabschiedete sich nur einfach: „Adieu, Frau Heppner.“

„Adieu,“ erwiderte die Frau, und leise flüsternd setzte sie hinzu: „Und da wir uns nicht wiedersehen werden, will ich Ihnen und Ihrer Frau gleich jetzt danken.“

„Aber wofür bloß?“

Die Kranke schwieg einen Augenblick, dann antwortete sie: „Nun, wenn man selbst immer einen wahren Höllenlärm im Hause hat, dann freut man sich schließlich über die Ruhe und den Frieden bei anderen. Man verzweifelt wenigstens nicht daran, daß es noch etwas Besseres gibt, als was einem da selber geschehen ist.“

Der Wachtmeister blieb stumm. Was sollte er der Unglücklichen auch sagen?

„Also leben Sie wohl, Herr Schumann!“ schloß sie. „Recht wohl, wünsche ich Ihnen!“

Schumann atmete freier auf, als er die Tür hinter sich geschlossen hatte. Das arme Weib tat ihm aufrichtig leid; aber der Abschied von diesen Flurnachbarn, das war etwas, das ihm die Sache etwas leichter machte.

Mit der Ablieferung der Schlüssel war das letzte

Band gelöst, das ihn an die Batterie und an das ganze Soldatenleben geknüpft hatte. Alles andere war schon vorher abgetan.

Am letzten Abend war eine kleine Feier gewesen, zu der der Hauptmann und die beiden Batterieoffiziere ihn und sämtliche Unteroffiziere eingeladen hatten. Dann war ihm am Vormittag im Beisein der direkten Vorgesetzten bis zum Oberst und vor versammelter Mannschaft vom Regimentskommandeur das Dienstauszeichnungskreuz, das ihm der König verliehen hatte, überreicht worden; er hatte auch Erlaubnis erhalten, seine alte Uniform bei patriotischen Feiern zu tragen. Der Oberst hatte ihn mit warmen Worten als Muster eines Soldaten hingestellt und mit einem Hoch auf Kaiser und König geschlossen. Er, der Wachtmeister, hatte darnach gebeten, auch seinerseits ein paar Worte reden zu dürfen und hatte mit manchmal versagender Stimme ein Hoch auf das geliebte Regiment und insbesondere auf die schöne sechste Batterie ausgebracht. Hinterher waren ihm noch reiche Geschenke überreicht worden: von Wegstetten und den beiden Leutnants eine prachtvolle, goldene Uhr, von Major Schrader eine schwere Goldkette dazu, von den Unteroffizieren ein Album mit Ansichten der Garnison und der Kaserne und mit Gruppenbildern der Offiziere, Unteroffiziere, Mannschaften und Pferde. Zuletzt hatte ihm noch der Batteriechef seinen Dienstsäbel, den er zehn lange Jahre geführt hatte, als Eigentum übergeben.

Allen hatte er nur mit einem stummen Händedruck danken können, um nicht beim Sprechen zu heulen anzufangen wie ein Frauenzimmer. Auch den Mannschaften hatte er Lebewohl gesagt — so war er also fertig und konnte gehen. —

Es war etwa eine halbe Stunde vor Beginn des Nachmittagsdienstes.

Als der Wachtmeister auf den Flur trat, hörte er eine Stimme auf der Treppe rufen: „Der Wachtmeister geht," und plötzlich liefen alle herbei, die Fahrer und die Kanoniere, die alten Leute und die Rekruten, die ganze Batterie, um ihm noch einmal die Hand zu geben. Auch diejenigen fehlten nicht, mit denen er um ihrer Nachlässigkeit oder dummen Streiche willen nicht eben säuberlich verfahren war, von denen manche seiner Strenge eine derbe Strafe zu verdanken hatten, — und in diesem Augenblick des Abschieds waren sie ihm alle gleich lieb, auch dieser nie zu bessernde Dreckfink Kunick, der ihm seine entsetzlich schmutzige Rechte hinhielt. Selbst die beiden Stallwachen eilten herzu und der eine, dem zufällig der „Balduin" zur Pflege zugeteilt war, sagte treuherzig: „Der Balduin soll's aber immer noch so fein haben, wenn auch Herr Wachtmeister nun nicht mehr hinterher sind."

Wieder mußte der Wachtmeister die Zähne aufeinander beißen; er ging stumm durch die Reihen der Leute durch und schüttelte die Hände, die sich ihm entgegenstreckten.

Zuletzt hielt er erstaunt inne, er glaubte sich zu täuschen. Aber nein, auch Wolf stand da, — Wolf, dieser Sozialdemokrat, dessen ganzes Soldatsein nur eine höhnische Maske war, dieser Revolutionär, der nur auf den Augenblick lauerte, in dem er, dem grünen Rock entsprungen, seinen Glauben weiter predigen könnte! Und er, der Wachtmeister, hatte wahrhaftig niemals damit hinter dem Berge gehalten, was er über jene schändliche Lehre dachte.

Wolf war nicht gerade herzugelaufen, sondern

kam mit dem Rechen auf der Schulter vom Herrichten des Reitplatzes, aber der Reihe der anderen hatte er sich doch angeschlossen.

Schumann konnte sich nicht enthalten zu fragen: „Sie auch, Wolf?“

„Jawohl, Herr Wachtmeister,“ antwortete der Soldat — „zu Befehl“ sagte er schon nicht mehr —, „Herr Wachtmeister haben niemals einen schlecht behandelt und sind stets gerecht gewesen.“

Der Wachtmeister fühlte sich ein ganz klein wenig durch dieses ehrlich klingende Lob beschämt. Im allgemeinen hatte er sich nach Kräften bestrebt, es zu verdienen, aber gerade diesem Sozialdemokraten gegenüber hatte er ganz bewußt es manchmal an Gerechtigkeit fehlen lassen. Er besann sich genau, Wolf öfter, als die Reihe an ihn kam zu besonders unangenehmem Arbeitsdienst kommandiert zu haben. Nun mußte ihm der Mensch unwissentlich das noch zum Abschied unter die Nase reiben!

Verlegen und stockend erwiderte er: „Eigentlich — eigentlich sind Sie ja auch immer ein ganz guter Soldat gewesen, äußerlich wenigstens. Bloß daß Sie —, ja, da war Ihnen aber eben nicht beizukommen!“

Schumann dachte ärgerlich, wie doch solche Kleinigkeiten, die man längst vergessen hatte, gerade zur dümmsten Zeit sich wieder bemerkbar machten. Und wie unangenehm dazu! Für einen Mann wenigstens, der, wie er, auf ein peinlich reines Gewissen hielt! Es war nur gut, daß nach Wolf noch andere kamen, um ihm zum Abschied die Hand zu geben, sonst hätte er am Ende trotz Orden, Uhr und Säbel die Kaserne mit einem schlechten Gewissen verlassen.

Der Letzte, der sich immer wieder unten anstellte, eben um als Letzter Adieu zu sagen, war Niederlein,

ein kleiner, flinker Kanonier, der ihm im letzten Jahre die Sachen geputzt hatte.

Der Wachtmeister drückte ihm besonders herzhaft die Hand und atmete auf: gottlob, Niederlein wog am Ende Wolf auf! Er hatte ihn einst ertappt, wie er, als Revierkranker in der Stube allein, den Nachbarschrank aufgebrochen und sich daraus ein Stück Wurst angeeignet hatte. Das war schwerer Kameradendiebstahl, und darauf stand entehrende Strafe, aber Schumann kannte den Rekruten: er war nur leichtsinnig und leckermäulig, und was er begangen hatte, war mehr ein dummer Streich, als ein Verbrechen, denn das Geld, das neben der Wurst lag, war unangetastet. So hatte er den Burschen über den Tisch gezogen und ihm mit seinem Lederkoppel fünfundzwanzig aufgezählt. Er war sich nicht ganz klar, ob das gerade gerecht gewesen war, man konnte es ja sogar als Mißhandlung auffassen, — richtig war es jedenfalls gewesen: Niederlein war jetzt fast der beste Soldat der ganzen Batterie, und gar für den Wachtmeister wäre er durch Wasser und Feuer gegangen.

Der brave Kerl sah hinterdrein, wie Schumann langsam zu dem hinteren Tore hinausging und drüben im Wäldchen verschwand. Dann lief er rasch auf seine Stube, denn die Batterie trat schon zum Gesamtfußexerzieren an.

Schumann hatte den einsamen Waldweg gewählt, um nach der Stadt zu gelangen, weil er auf der Chaussee doch nur wieder den Batterieoffizieren begegnen mußte. Da gab es von neuem Aufenthalt, und im letzten Grunde gehörte er trotz Doppeltressen und Offizierssäbel doch mehr zu den Mannschaften als zu den Offizieren.

Der Weg führte im Zickzack zu dem Kamme der

Anhöhe hinan; oben bog man am Abhang hin links zur Stadt ab, rechts zu einem steilen, vorspringenden Felsen, von dem aus man eine hübsche Übersicht über das Tal hatte. Ebensogut konnte man von unten aus jeden deutlich sehen, der auf dem kleinen Ausblick sich aufhielt.

Schumann verweilte auf der Höhe und schaute auf das altvertraute Gelände zu seinen Füßen. Die Landstraße lief fast schnurgerade das Tal aufwärts; ihr entlang lag das riesige Gebäuderechteck der Kasernen. Auf den Längsseiten reihten sich die Wohngebäude und Ställe aneinander, die kurzen Seiten wurden durch das Stabsgebäude und das Reithaus gebildet. Hinter dem Reithaus waren die Kammern und Heergeräteschuppen als ein noch größeres Rechteck gelagert. Neben den weißen Gebäuden, nach dem Höhenzuge zu, von dessen Gipfel er Ausschau hielt, erstreckten sich die großen Exerzierplätze.

Er konnte mit seinen scharfen Augen sogar die Gesichtszüge der einzelnen Menschen unterscheiden.

Die vierte Batterie zog eben ihre sechs Geschütze zum Tore hinaus, bei der fünften dagegen regte sich noch nichts, — Hauptmann Mohr liebte es nicht, kurz nach Tisch Dienst zu tun —, und nun rückte seine Batterie, die sechste, zum Fußexerzieren auf den Platz. Die Helmbeschläge flimmerten in der Sonne, und er meinte, fast den Gleichtritt zu hören. Wegstetten und die beiden Leutnants gingen hinterdrein.

Die Übungen begannen, und das Abbrechen, das Aufmarschieren und zuletzt die Parademärsche, erst in Zug-, dann in Batteriekolonne, — alles klappte ausgezeichnet. Es war eine Lust, von oben herab die sauber gezogenen, geraden Linien sich bewegen zu sehen. An seiner Stelle, am Platze des Wachtmeisters,

marschierte Heppner, und Keyser, der Kammersergeant, führte als ältester Unteroffizier anstatt des Vizewachtmeisters den Fahrerzug.

Aber diese Neubesetzung trat niemals merkbar hervor; alles vollzog sich geordnet und gleichmäßig, und nirgends war eine Lücke.

Und er, Schumann, hatte geglaubt, unersetzlich zu sein, — er hatte geglaubt, es ginge nicht ohne ihn! — — —

* * *

Beim Abendessen sagte Julie Heppner zu ihrem Manne: „Otto, das Geld, das du uns zur Wirtschaft gibst, reicht nicht aus. Ida hat heute nicht einmal den Milchmann bezahlen können."

Der Vizewachtmeister erwiderte kauend: „Das ist mir sehr egal. Richtet euch dann nur besser ein!"

Als er satt war, zog er seinen Eigentumsrock an, schnallte den Säbel um und setzte seine Schirmmütze auf.

Die Frau sah ihm vom Sofa aus mit bösen Augen zu, wie er den starken Schnurrbart bürstete und die Handschuhe anstreifte.

Heppner blickte ihr geradeaus ins Gesicht, lachte höhnisch auf und sprach: „Ja, da denkst du nun wieder: jetzt geht er in die Kneipe und versäuft das bißchen Geld! Na, zufällig ist's diesmal nicht so. Aber glaub' du's nur immerhin, damit du dich recht bost."

Diese ewigen Geldklemmen waren aber auch der Schwägerin außer dem Spaß, weil sie allemal die Mahnenden abweisen und vertrösten mußte, und sie mischte sich ärgerlich ein: „Wohl ist's so! Du verkneipst das Geld und wir können sehen, wie wir uns herausbeißen."

Der Vizewachtmeister trat hinter sie und neckte: „Keifst du auch schon wie deine liebe Schwester? Das steckt an, finde ich. Aber dir will ich's schon sagen: s'ist gestern von dem Abschiedsbier ein tüchtiger Rest geblieben, den hab' ich für mich beiseite gebracht. — Na, wer hat nun recht?"

Scherzend klopfte er der Schwägerin auf die runde Schulter und setzte hinzu: „Wer weiß! Vielleicht geb' ich dir morgen eine ganze Masse Geld."

Damit verließ er die Wohnung.

Beim Vorübergehen schaute er noch einmal in den Stall hinein und bedrohte die Stallwachen, wenn er sie irgendwann nicht auf dem Posten finden würde. Dann schlenderte er zum Tore hinaus.

Er war guter Laune. Daß der alte Schumann, dieser griesgrämige, hausbackene Streber, anstatt seine paar Kröten einzusacken und im Zivildienst zu verduften, so lange in der Batterie hocken geblieben war und ihm das Vorrücken zum Wachtmeister unmöglich gemacht hatte, das hatte ihm schon lange wie ein Stachel im Fleische gesessen. Nun war der Alte endlich verschwunden, und ihm war der Wachtmeister sicher. Das gab nicht bloß mehr Löhnung, sondern es war auch gleich ein ganz ander Ding, eine Art Selbstherrschaft, der sich zuweilen sogar die Leutnants und, wenn man es ganz schlau anfing, selbst der Hauptmann beugen mußte.

Es war ein Glückstag heute für ihn, das spürte er gleichsam in den Fingerspitzen, und diesen Umstand gedachte er auszunützen, diesen Abend mußte ein Spielchen gemacht werden.

Deshalb hatte er sich mit Vorbedacht zu dem stattlichen Reste des Abschiedstrunkes nur solche Leute eingeladen, die dabei sicher mittaten: den Wachtmeister

der fünften Batterie, der seinem Chef im Trinken nachahmte und stets zu guter Letzt kaum mehr die Karten in der Hand halten konnte, und den Trompeter Henke von seiner eigenen, der sechsten Batterie, zwei richtige Spielratzen. Die beiden Letzten von der Partie sollten dann der Wirt des „Weißen Rosses" und der dicke Bäcker Kühn sein, der die Weißbrotlieferung für das Regiment hatte. Dem Bäcker hatte er im besonderen die Rolle des Verlierenden zugedacht, der hatte ja auch das meiste Geld.

Vor dem Tore fiel es Heppner plötzlich ein, es wäre weit angenehmer, das halbe Stündchen zur Stadt in Gesellschaft zu gehen, und er beschloß, den Trompeter abzuholen.

Er brauchte dazu nur die Landstraße zu überschreiten und eine kleine Erlenallee entlang bis zu den zwei Bauernhöfen zu gehen, von denen aus früher die Felder und Wiesen des Tales bewirtschaftet worden waren. Sie dienten aber schon längst nicht mehr landwirtschaftlichen Zwecken: im vorderen Gehöft, das breit und geräumig dicht an der Chaussee lag und „das Himmelreich" genannt wurde, waren zu ebener Erde die Remontestallungen und im Stockwerk die Ökonomiehandwerker des Regiments untergebracht. Der rückwärtige Hof drängte sich an den Bach heran und lag im Schatten der gegenüberliegenden Felswand, die kaum der Sekundärbahn Raum ließ; er hieß „die Hölle" und war zu Wohnungen für die verheirateten Unteroffiziere aufgeteilt, soweit sie nicht in der großen Kaserne Platz fanden.

Die Mehrzahl der Insassen gehörte dem Trompeterkorps an. Allzulange blieb aber keiner davon in der „Hölle". Der schlimme Durst der Musikantenkehle vertrieb sie aus den gemütlichen Bauernstuben,

unter deren Fenstern der Bach idyllisch rauschte. Denn den Trompetern, die im Dienst als Meldereiter verwendet wurden, war es verboten, dick zu werden. Der Oberst hatte eine Verordnung erlassen, daß keiner über fünfundsiebzig Kilo wiegen dürfte, und in jedem Sommerhalbjahr befahl er, noch dazu, ohne den Termin vorauszubestimmen, ein allgemeines Wägen. Wer bei dieser Prüfung auch nur um ein Viertel den anderthalben Zentner überschritt, der war erbarmungslos von jeder Kapitulation ausgeschlossen.

Sergeant Henke befand sich einstweilen noch weit unter dem gefürchteten Meistgewicht. Ein lebhafter Mensch mit einem frischen, rotbäckigen Gesicht, einem flotten schwarzen Bärtchen und etwas unvorschriftsmäßig langem Lockenhaar, gab er eine hübsche soldatische Erscheinung ab und paßte recht gut zu seiner Frau, Lisbeth, einer reizenden Blondine, die mit ihrem schlanken Wuchs immer noch wie ein junges Mädchen aussah.

Die blonde Frau war blindlings in ihren Gatten vernarrt. Sie betete ihn fast an, aber er kümmerte sich nicht sonderlich um sie. Er hielt sich für einen großen Künstler, weil er bei den Konzerten der Kapelle die Pistonsoli blies und namentlich bei dem weiblichen Teil der Zuhörerschaft stets einen ungeheuren Beifall erntete, und behauptete, allein seine Heirat hätte ihn daran gehindert, eine „Berühmtheit" zu werden. Einmal erhielt er einen glühenden Liebesbrief, der mit „eine hochgestellte Dame, die den trennenden Standesunterschied mit blutigen Tränen betaut" unterzeichnet war, das plumpe, durchsichtige Werk eines Spaßvogels, aber Henke glaubte in seiner Eitelkeit an eine hochgeborene Urheberin, und diese Einbildung verwirrte ihm vollends den Kopf. Er

gab sich darnach Mühe, wie ein feiner Herr aufzutreten, schielte nach allen eleganten Damen der Stadt und hatte für sein Weib kaum mehr einen Blick übrig. Die Frau arbeitete und sparte für ihn, damit er seinen noblen Passionen nachgehen konnte, und fühlte sich glücklich, daß er sie bei sich duldete. Und er trieb sie stets von neuem an, sich zu plagen und Geld zu verdienen, denn er wollte reich werden, um den wirklich feinen Leuten ebenbürtig zu sein.

Dazu sollte ihm auch das Spiel verhelfen, das ihn nebenbei um so mehr anlockte, als es ihn ein ungemein vornehmes Vergnügen dünkte.

Er stand schon fertig zum Ausgehen da und verweilte nur noch vor dem Spiegel, als er vor dem Fenster das Trabsignal pfeifen hörte, das Zeichen, mit dem ihn Heppner, sein Zech- und Spielgenosse, abzurufen pflegte. Im Nu stand er bei dem Vizewachtmeister auf der Straße, und nach einer kurzen Begrüßung wanderten die beiden raschen Schrittes der Stadt zu.

Wenige Schritte vor dem „Weißen Roß“ blieb der Trompeter plötzlich stehen, griff in die Tasche und rief: „Das Donnerwetter! Da hab' ich zu Hause mein Geld vergessen!“

Er hatte aber gar keines, — auch zu Hause nicht.

Heppner, in seiner fröhlichen Stimmung, beruhigte ihn: „Laß gut sein! Essen und Trinken hast du heute umsonst, und im übrigen borg' ich dir 'nen Taler. Da, nimm!“

Er gab ihm das Geldstück noch vor der Tür, und der Trompeter freute sich: geliehenes Geld brachte Glück. —

Der Roßwirt hatte die Tafel in der kleinen Extrastube hübsch zurechtgemacht. Die Reste vom vergangenen Abend waren neu hergerichtet und aufgeputzt, und das Fäßchen, das wohl noch vierzig Liter Bier hielt, war mit Eis gekühlt.

Aber nur einer von den fünf Schmausenden war bei der Sache: Blechschmidt, der Wachtmeister der fünften Batterie. Er aß und trank noch, während die vier anderen bereits am halbabgedeckten Tische beim Kartenspiel saßen.

„Zuerst mal etwas Solides!" hatte Bäckermeister Kühn gemeint. So spielte man einen „Doppelkopf", bei dem jeder drei Mark einsetzte.

Es dauerte lange, bis der letzte Fünfpfenniger der Kasse ausgespielt war, aber Heppner triumphierte. Er hatte ganz das rechte Gefühl gehabt: als er sein Geld nachzählte, hatte er fast zwei Mark gewonnen. Bei den beiden Zivilisten hielt sich Gewinn und Verlust beinahe die Wage; der Trompeter hatte den Ausfall zu tragen.

Nach dieser Anstrengung gönnten sich die Spieler abermals ein paar Bissen, und kauend diskutierten sie die Wechselfälle der Kartenlaunen.

Heppner schlang sein Brot und sein Fleisch gierig hinunter, und kaum war der letzte Teller leer geworden, so begann er, listig mit den Augen zwinkernd: „Und was nun, meine Herrschaften?"

Der Bäckermeister lachte behaglich und erwiderte: „Nu, wer so solide war wie wir, der darf auch mal 'n bißchen unsolide sein."

Darauf sperrte der Wirt die Tür des Zimmers ab und vergewisserte sich, daß die Fensterläden dicht schlossen. Man rückte enger aneinander, und auch Blechschmidt setzte sich näher heran.

Der Reihe nach spielte man „Siebzehn und vier", „Meine Tante, deine Tante" und „Tippen". Die Einsätze gingen vom Groschen aufwärts, aber als beim Tippen die „Pinke" stehen blieb, handelte es sich doch zuweilen um fünfzig Mark oder noch mehr.

Die Spieler saßen über den Tisch gebeugt, die Augen folgten in gieriger Erwartung dem Fallen der Karten, die Gesichter glühten. Sie zündeten die neuen Zigarren an den Stummeln der alten an, und wenn ihnen die Kehlen vor Aufregung trocken wurden, gossen sie in hastigen Schlucken das Bier hinunter, das allmählich schal und trübe aus dem Hahne in die Gläser floß.

Der Begriff der Zeit war für sie nicht mehr vorhanden.

Plötzlich grollte Blechschmidt, der unverbesserliche Saufaus: „Nein, ich tu' nicht mehr mit. Das Bier ist alle."

Der Roßwirt sah auf die Uhr. „Es geht auf fünf," sagte er.

Keiner hielt das für möglich; höchstens eine Stunde glaubten sie gesessen zu haben.

Aber wohl oder übel mußte man nach der üblichen Zahl von Respektsspielen ein Ende machen.

Schließlich atmeten alle auf, als die letzte Runde vollbracht war und die Karten ruhig auf dem Tische liegen blieben. Während des Spiels war man die gräßliche Müdigkeit gar nicht gewahr geworden, die zuletzt, nachdem einmal von Aufhören die Rede gewesen war, jeden mit ihren bleiernen Armen zu Boden zog.

Es galt nur noch, Gewinne und Verluste zu berechnen.

Der Trompeter war am schnellsten damit fertig. Er rollte Heppner den geliehenen Taler hin und

lachte vergnügt in sich hinein. Er hatte auch allen Grund lustig zu sein, er, der keinen roten Pfennig mitgebracht hatte und nun mit mehr als hundert Mark hauptsächlich Silberstücken, aber auch ein paar Goldfüchsen, in der Tasche klimperte!

Die anderen vier hatten alle verloren. Der Vizewachtmeister war um reichlich dreißig Mark ärmer, bei Blechschmidt und bei dem Roßwirt belief sich der Verlust nur auf Pfennige, — in Bezug auf den Bäckermeister Kühn dagegen war Heppners Wunschahnung in Erfüllung gegangen: er trug mit siebzig Mark die Hauptkosten des Abends.

Der Vizewachtmeister blickte finster die kleine Summe an, die noch vor ihm lag. Wie dumm war er gewesen! Mit dem Taler, den er Henke geborgt hatte, — das stand bombenfest — hatte er sein Glück aus der Hand gegeben. Nun hatte dieser Laffe an seiner Statt das Geld des dicken Bäckers eingeheimst. Das war der Lohn seiner Gutmütigkeit.

Er verspürte eine ganz unbändige Lust, mit dem Trompeter, der heiter lächelnd sich auf seinem Stuhle schaukelte, einen Krakehl anzufangen, nur um ihm dieses höhnische Feixen mit einem Faustschlage vergelten zu können. Aber wenn er seine Wut verriet, erntete er bloß noch Spott und Hohn zu dem Schaden.

Da hatte plötzlich Henke einen Einfall.

„Herrschaften!“ begann er. „Ich sehe ein, daß ich zu unglaubliches Glück gehabt habe. Da muß ich schon was ausgeben.“

Er knuffte den schlafenden Roßwirt in die Seite und schrie ihm ins Ohr: „Also, Anton, ich spendiere zwei Pullen Sekt.“

Heppner und der Bäcker protestierten dagegen und wollten nach Hause. Beide waren ärgerlich und müde

obendrein, und die paar Gläser von der „süßen Lurke“, wie Kühn den Sekt bezeichnete, brachten ihnen ihr gutes Geld auch nicht wieder.

Aber der ewig durstige Blechschmidt lallte ein beistimmendes: „Jawohl, Sekt!“, und der Roßwirt war mit einem Male wieder sehr munter geworden. Auf diese Art schloß auch für ihn das Spiel mit einem schönen Gewinn.

Als Heppner und Kühn sich überstimmt sahen, blieben sie natürlich noch. Wenn es ihnen auch nicht schmeckte, mittrinken wollten sie doch.

„Was willst du für welchen haben, Henke?“ fragte der Wirt. „Soll ich dir die Weinkarte bringen? Es ist alles da, deutscher und französischer.“

„Bring nur den teuersten!“ trumpfte der Trompeter auf.

„Aber die Pulle kostet elf Mark, Henke!“

„Egal, ganz egal! Was unsere Offiziere können, kann ich noch lange. Man ran damit!“

Der Wirt stieg behende in seinen Keller hinab und holte aus der hintersten Ecke zwei Flaschen Pommery hervor, eine solide, trockene Marke, mit der manchmal die Pferdehändler ein gelungenes Geschäft begossen.

Die kühle Kellerluft brachte ihn endlich ganz zur Besinnung. Er lächelte den beiden Pommery schlau zu, löste die Etiquetten sauber ab und beklebte damit ein paar silbergehalste Flaschen, die bis dahin ein namenloses Dasein geführt hatten.

Eis war nicht mehr zur Hand. So öffnete er die Flaschen, wie sie aus dem Keller kamen. Der Pfropfen sprang mit einem lauten Knall zur Decke, und der Wein stieg wie eine Fontäne aus dem Halse empor.

Die beiden Wachtmeister hatten Feuer kommandiert, als der Korken emporflog, und der Trompeter hatte eine Fanfare dazu geblasen. Nun steckten alle fünf die Nasen tief in die Gläser und ließen sie von den aufsteigenden Perlen kitzeln. Dann gossen sie das viel zu warme Getränk hinunter und konnten sich mit Lobsprüchen gar nicht genug tun.

Der Trompeter, der stets von den Offizieren aufgeschnappte Redensarten im Munde führte, spielte sich als Weinkenner auf. Er beroch den Champagner, ließ ihn auf der Zunge vergehen, wobei sein Gesicht einen verzückten Ausdruck annahm, und rief begeistert: „Herrschaften, Herrschaften! An dieser Blume erkennt man die französische Marke. Jawohl, es ist doch etwas ganz anderes dabei, als beim deutschen Sekt!"

Die anderen ahmten seine Gebärden nach und waren vollständig mit ihm einverstanden.

Nur Kühn bemerkte mißvergnügt: „Nach bittren Mandeln schmeckt das Sauzeug!"

Da entrüstete sich der Roßwirt. „Weißt du denn nicht, Bäcker," zankte er, „daß das eben gerade das Kennzeichen für den echten französischen Champagner ist?"

Und er liebäugelte mit den beiden Korken, die er sorglich aus der Zimmerecke aufgelesen hatte.

* * *

Als Hauptmann von Wegstetten am Morgen des 1. April das Batteriedienstzimmer betrat, fragte er sogleich den Vizewachtmeister: „Was ist denn mit Ihnen los? Sie sehen ja ganz greulich aus."

Heppner antwortete: „Herr Hauptmann verzeihen, meine Frau hat eine sehr schlechte Nacht gehabt."

„So?" meinte Wegstetten gedehnt. „Das tut mir natürlich sehr leid."

Bei sich dachte er aber: wenn das überhaupt wahr ist, dann hat sich der Mensch wahrscheinlich mit Schnaps darüber hinweggeholfen, man riecht es ihm auf fünf Schritte an.

Trotzdem wollte er ihn vom Remontereiten dispensieren, aber Heppner sträubte sich dagegen und bat, am Dienste teilnehmen zu dürfen. Das war ja für ihn gerade das beste Heilmittel, um den ekelhaften Jammer los zu werden: eine Stunde Reiten und er war wieder frisch. Es wäre auch noch schöner gewesen, wenn eine um die Ohren geschlagene Nacht einem Kerl wie ihm ernstlich Beschwerden gemacht hätte.

Über diesen Eifer freute sich nun wieder der Batteriechef, und als der Vizewachtmeister gerade an diesem Tage seinen Gaul, natürlich die schwierigste von allen Remonten, ganz wundervoll ritt, entfuhr es ihm: „Heute mittag, Heppner, denke ich Ihnen eine gute Nachricht bringen zu können."

Hinterher besann er sich, daß er eigentlich beim Obersten Bedenken gegen die Ernennung Heppners zum Wachtmeister hatte erheben wollen; jetzt, da er sich dem Manne gegenüber verpflichtet hatte, war das nicht mehr gut möglich.

Er erwähnte zwar seine Zweifel bei der Besprechung mit Falkenhein, aber das geschah ohne Nachdruck, und am Ende deckte ihm der Oberst selbst den Rückzug.

„Was wollen Sie auch, lieber Wegstetten?" sagte er. „Ich bitte Sie, nehmen Sie sich einmal alle Ihre Unteroffiziere genau vor! Wem trauen Sie nicht zu, daß er spielt? Das ist eben auch so ein verhängnisvolles Unglück für diesen Zwitterstand, daß die Leute sich allerlei, was sie bei den Offizieren sehen, annehmen, leider fast nur Törichtes oder Schlechtes. Den

großen Herren spielen, saufen, mit Frauenzimmern sich herumtreiben, spielen, das tun sie nur zu oft, der eine mehr, der andere weniger."

Wegstetten wandte bescheiden ein: „Herr Oberst verzeihen, alle doch wieder nicht. Mein alter Wachtmeister —"

Er kam nicht weiter. Falkenhein unterbrach ihn lebhaft: „Schumann meinen Sie? Ja, da haben Sie natürlich recht. Aber das war auch der letzte von einer ganzen Generation, gewissermaßen noch einer vom alten Kurs: solide, still, bescheiden, aber tüchtig und pflichttreu bis in die letzte Faser. Aber die sterben aus, mein lieber Wegstetten, diese Prachtexemplare von Unteroffizieren! Was früher die Regel war, wird jetzt nach und nach die Ausnahme. Bei der Infanterie gibt's die schon längst nicht mehr, nur bei der Kavallerie und allenfalls bei uns halten sich noch ein paar auf."

Der Oberst schwieg einen Augenblick nachdenklich. Dann fuhr er fort: „Mein Gott, Wegstetten, ziehen Sie nur nicht gleich ein Gesicht, als ob Ihnen die Hühner das Brot gefressen hätten! So buchstäblich hab' ich das nun auch nicht gemeint. Ich weiß, daß es auch jetzt noch tüchtige Unteroffiziere gibt, aber sie haben fast alle, — ich sage f a st alle, mein lieber Wegstetten, — manche unangenehme Nebeneigenschaft, die früher fehlte. — Andere Zeiten, andere Leute! Gucken Sie sich die Welt an, da ist es überall so, und wir stehen immerhin gottlob noch auf einer recht respektablen Höhe. Aber, Herr Hauptmann von Wegstetten, wenn ich Sie aufs Gewissen frage: ist unser Unteroffizierkorps, meinethalben seit Sie Offizier sind, besser oder — na, minder gut geworden? Was antworten Sie dann?"

„Minder gut. — Leider, Herr Oberst,“ erwiderte der Hauptmann.

„Ja, leider. Ganz meine Ansicht.“

Der Oberst kramte aus den Papieren, die auf dem Schreibtische der Erledigung harrten, zwei hervor und legte sie vor sich hin.

„Nun, lieber Wegstetten,“ fragte er, „hier liegt die Beförderungsurkunde. Ich kann mir über solche Einzelheiten nicht gut den Kopf zerbrechen. Das ist nicht meines Amtes. Ich wende mich darum an Sie: wollen Sie's mit Heppner versuchen?“

„Zu Befehl, Herr Oberst.“

„Schön, denke ich auch.“

Falkenhein unterschrieb das Schriftstück und gab es dem Hauptmann.

„Da! Nun ist er Wachtmeister!“ sagte er dabei. „Sie werden schon mit ihm auskommen. Mittel zur Kontrolle und Aufsicht haben Sie ja genug in der Hand. Am meisten tut es mir leid, daß Sie ihn nun halb und halb aus dem Frontdienst verlieren. Das war sein eigentliches Feld. Aber einen Jüngeren kann man ihm auch nicht überordnen.“

Er nahm das zweite Schriftstück und reichte es Wegstetten hin: „Und hier ist auch gleich die andere Beförderung. Ich habe sie schon nach Ihrem Vorschlage erledigt. Sergeant Heimert ist heute zum Vizewachtmeister ernannt und von seinem Kommando abgelöst. Er übergibt heute das Kolonnenmaterial seinem Nachfolger und wird sich morgen bei Ihnen melden.“

„Ich danke gehorsamst, Herr Oberst,“ versetzte der Hauptmann. „Darf ich die Beförderungen gleich bei mir behalten?“

„Wie Sie wollen, lieber Wegstetten. Die Ordonnanz kann sie Ihnen ja auch hinüberbringen.“

Aber Wegstetten steckte die Schriftstücke in den Aufschlag seines Ärmels und verabschiedete sich. Der Oberst begleitete ihn bis zur Tür und reichte ihm noch sehr liebenswürdig die Hand.

Der Hauptmann aber dachte, als er die Treppe hinunterstieg: einen Fehler muß doch jeder haben. Er war wie das ganze Kontingent der Ansicht, daß Falkenhein einer der ausgezeichnetsten Offiziere des Heeres war, dem der Divisionär, wenn nicht gar der Kommandierende General, sicher bevorstand. Und das hatte bei einem Artilleristen doppelt viel zu bedeuten! Aber warum nun einer, der gerade noch das Glück gehabt hatte, unter dem seligen Moltke im Großen Generalstab zu arbeiten, immer gleich alles, was nach dieser Zeit geschah, für „minder gut" halten mußte, — das war ihm nicht recht klar. Natürlich, der Name Moltke wog zwei bis drei Armeekorps auf, aber war es denn möglich, daß der jetzige Chef des großen Generalstabes nicht Ähnliches leistete, sobald die Gelegenheit kam? Er besann sich nicht gleich, wie der Mann hieß. Richtig, dachte er dann, Graf Schlieffen ist's. Also: warum sollte der Name Schlieffen nicht mal denselben Klang haben wie Moltke?

Er glaubte freilich selbst nicht daran, — eigentlich ohne Grund, aber es gelang ihm nun einmal nicht. Diese ganze neue Zeit hatte so etwas Tastendes, Unsicheres, über das man nicht hinwegkam. Und doch sträubte er sich dagegen, daß die grämlichen laudatores temporis acti recht haben sollten. Ein scheußlicher Zwiespalt das!

Wegstetten schlug mit der Reitgerte einen wütenden Lufthieb und tat leise einen grimmigen Fluch.

Was half das alles? — Zum Teufel! Man schwamm doch nicht gegen den Strom! Man sägte doch nicht selbst den Ast ab, auf dem man saß.

* *
*

Am Abend verlas Heppner nach dem Löhnungsappell selbst seine Beförderung zum Wachtmeister und die des Sergeanten Heimert zum Vizewachtmeister.

Die Mannschaften sahen sich erstaunt an. Heimert? Wer war denn das? Niemand hatte ihn noch gesehen.

Aha! Es hieß weiter: „Vizewachtmeister Heimert wird zugleich der Verwaltung des Materials der Infanterie- und Artilleriemunitionskolonnen enthoben und tritt zu seiner Batterie zurück."

Also war es der mit der riesigen Nase, der beständig in den Remisen des Heergeräteschuppens herumkrauchte!

Heppner begab sich nach dem Verlesen wieder in das Dienstzimmer zurück und setzte sich an seinen Tisch, auf dem noch eine ganze Masse unerledigter Schreiberei lag.

Jetzt machte sich die durchwachte Nacht allmählich geltend. Der Wachtmeister gähnte und nahm unwirsch seine Arbeit vor.

So ein Wachtmeisterposten hatte doch auch eine Menge Schattenseiten! Einmal dieses Stubenhocken! Er drückte sich wahrhaftig nicht leicht vom Dienst, und Remonten zureiten oder Reitstunde abhalten oder beim Bespannexerzieren einen Zug führen, — das war ganz nach seinem Herzen. Aber diese ewige Kritzelei ging ihm arg gegen den Strich.

Wenn er dann wenigstens einen eingefuchsten Schreiber gehabt hätte, wie Blechschmidt drüben bei

der fünften Batterie, der sich wahrhaftig nicht überanstrengte! Aber Käppchen war ein Faulpelz, und das Schlimmste war: er mußte sich auf den Menschen verlassen und ihn sogar in allen möglichen Dingen um Rat fragen, weil er selbst noch nirgends recht Bescheid wußte.

Da hatte sich dieser Halunke einen feinen Kniff zurechtgelegt, durch den er einen guten Teil Arbeit von sich abwälzte. Bei einer ganzen Anzahl von Geschäften, hauptsächlich wenn es sich um persönliche Fragen handelte, erklärte er dreist: „Herr Hauptmann halten das gewissermaßen für sekret und meinen, außer dem Wachtmeister hätte niemand seine Nase in solche Sachen zu stecken."

Und Heppner mußte dem schlauen Patron wohl oder übel Glauben schenken.

Es war reichlich spät geworden, als er sein Pult abschloß und in die Wohnung hinüberging.

Die Schwägerin empfing ihn mit einer Nachricht, die seine Laune auch nicht verbesserte. „Der Schneider ist dagewesen," sagte sie, „und hat die Rate für deine Uniform haben wollen, die du ihm seit vier Wochen schuldig wärst. Morgen will er wiederkommen."

Heppner brummte: „Der Kerl kann lange warten!" Er hatte kein Geld mehr. Das war gestern flöten gegangen, und heute mußte er sogar den größten Teil der Dekade anstandshalber den Frauen zur Wirtschaft geben.

Mit einer grimmigen Miene setzte er sich an den Tisch zu seinem Abendbrot.

„Du bist Wachtmeister geworden?" fragte plötzlich die Frau. Sie hatte sich aufgerichtet und schaute ihm gespannt ins Gesicht.

Er blickte verwundert auf. Was fiel bloß der

ein, auf einmal so süß zu zirpen? Wollte sie Komödie vor ihm spielen?

Aber er sah auch die Augen der Schwägerin fragend auf sich gerichtet. Da murrte er nach ihr hin ein „Ja" und wandte sich dann grob zu seiner Frau: „Was geht dich das aber an?"

Sie ließ sich zurückfallen und versetzte leise: „Ich freue mich darüber."

„Ach?" höhnte er. Er sandte ihr einen schiefen Blick zu und knirschte zwischen den Zähnen hervor: „Halt die Gusche!"

Dann schob er seinen Teller hart weg, trank hastig zwei Flaschen Bier aus und legte sich in der Kammer zur Ruhe.

Die beiden Schwestern blieben allein am Tische zurück, die Kranke auf dem Sofa hingestreckt, die andere bei der Lampe nähend. Nebenan hörte man Heppner schnarchen.

Das Gesicht der Frau war beschattet, aber ihre Augen blitzten zu der Schwester hinüber und hingen mit einem unheimlichen Ausdruck des Hasses an der kräftigen, wohlgestalteten Schönheit des jungen Mädchens.

Es klopfte draußen. Der Batterieschneider brachte die Röcke des Wachtmeisters, auf deren Ärmel er die Doppeltressen genäht hatte. Ida nahm sie ihm ab und hing sie schweigend an die Haken.

Die Kranke sah ihr gleichgültig zu. Kurz vorher hatte sie in einer weicheren Regung Freude über die Beförderung ihres Mannes empfunden, — diese Stimmung hatte er ihr gründlich verdorben. Jetzt war ihr das alles einerlei.

Plötzlich preßte sie die Lippen zusammen, und ihre Hände ballten sich krampfhaft.

Hatte die Schwester nicht eben mit einer Art verhaltener Zärtlichkeit die Röcke gestreichelt? —

So weit war also die Schande bereits gediehen?! — —

Julie Heppner glaubte schon, von allen verraten und ganz einsam sterben zu sollen, da erwuchs ihren letzten Tagen in dem neuernannten Vizewachtmeister Heimert ein tröstender Freund.

Heimert hatte die leer gewordene Wohnung der Schumanns bezogen. Er war zwar einstweilen noch ledig, aber da seine Hochzeit in wenigen Wochen bevorstand, hatte ihm der Hauptmann die Verheiratetenwohnung sogleich eingeräumt. Nun stattete der Vizewachtmeister die Räume mit Möbeln aus und schmückte die kahlen Wände und Fenster mit einer rührenden Sorgfalt. Er besaß ein kleines Kapital, das er zu diesem Zwecke rücksichtslos angriff. Immer wieder ergänzte er die Einrichtung durch ein hübsches Stück; er stellte die Möbel drei, vier Mal um und faltete eine Gardine tausendmal, und doch war ihm nichts schön genug.

Er war ein Bastler und verstand sich fast auf alle Handwerke ein wenig. Ganze Sonntage vermochte er mit Säge, Hammer und Leimtopf zu hantieren, und wenn an den Nachmittagen die Kaserne lautlos wie ausgestorben dalag, konnte man aus seiner Wohnung desto deutlicher das beständige Klopfen und Pochen hören.

Denn gerade an den Feiertagen lohnte es sich für ihn am wenigsten, seine Braut zu besuchen. Sonst widmete er ihr jede freie Stunde, aber Albina Worzuba, die Büfettmamsell in einer Kleinbürgerkneipe der Stadt, hatte gerade Feiertags keine Zeit für ihn übrig, und er mochte auch nicht immer wieder zusehen,

wie einer von den Gästen an das Büfett trat und für seine paar Glas Bier mit Albina scherzen oder gar sie in die Backen kneifen zu dürfen glaubte. Er hatte deshalb schon ein paar Mal einen argen Krakehl gehabt, so daß ihm der Wirt beinahe das Lokal verbot. Auch Albina riet ihm, möglichst selten zu kommen. So lange sie Büfettmamsell sei, meinte sie, müsse sie freundlich und nicht gar zu empfindlich gegen die Späße der Gäste sein, und wenn es ihm Schmerz bereite, das mit anzusehen, sei es doch besser, möglichst fern zu bleiben. Und mit einem verheißenden Blick fügte sie hinzu, als Frau würde er sie ja ganz und gar für sich haben.

Heimert hatte sich widerstrebend damit einverstanden erklärt.

Nun saß er an den Sonntagen emsig arbeitend auf seiner Schnitzbank und verzehrte sich dabei in eifersüchtigen Qualen, die in ihrer Unbestimmtheit schlimmer waren, als wenn er vorher den plumpen Liebkosungsversuch eines Halbberauschten hatte mit ansehen müssen. Wenn er sich im Spiegel beschaute, überfielen ihn Zweifel, ob es überhaupt möglich sei, daß Albina ihn liebe, und er hätte sein ganzes Hab und Gut und noch mehr hingegeben, um nur ein einziges Mal diesen Ring des Märchens zu besitzen, der unsichtbar machte, nur ein einziges Mal, um zu erfahren, wie Albina sich gab, wenn er nicht dabei war, ob sie die zürnende Miene aufsetzte, wie wenn ihr in seiner Gegenwart einer zu nahe kam, oder ob sie auch den anderen zulächelte, wie sie es ihm gönnte.

An einem dieser Sonntage geschah es, daß Heimert durch ein undeutliches Stöhnen von seiner Bastelei aufgeschreckt wurde. Er trat auf die Schwelle und

lauschte: die jammernden Töne kamen aus der Heppnerschen Wohnung. Er riß die Tür auf und trat ein.

Die kranke Frau war allein gelassen worden. Die Schwester ging wohl spazieren und der Wachtmeister saß bestimmt in einer Wirtschaft. Das war der Frau schon oft geschehen, aber diesmal hatte sie plötzlich ein gräßlicher Erstickungsanfall gepackt, so heftig, daß sie sterben zu müssen glaubte.

Sterben — allein! Ohne daß sie eines Menschen Hand in ihrer Not fassen konnte, ohne daß ihr ein Schimmer des Lichts aus einem lebendigen Auge die dunkle Pforte des Todes erhellte!

Da schrie sie zwischen den Erstickungsanfällen, keuchend und heiser, immer den Namen ihres Mannes: „Otto! Otto! Otto!!"

Heimert lief ängstlich auf sie zu. Er ließ ihr seine Hand, die sie ergriffen hatte und krampfhaft festhielt, redete ihr beruhigend zu und wischte ihr mit seinem Tuche den perlenden Schweiß von der Stirn.

Seine Bewegungen waren von einer frauenhaften Weichheit, die in einem seltsamen Gegensatze zu seinem schwerfälligen, gedrungenen Körper stand, und unter seinen Händen wurde die Kranke still. Sie schloß die Augen, und ihre Lippen verzogen sich zu einem leichten Lächeln. Ihr träumte, die Mutter säße an ihrem Lager und streichle ihr die Hand.

Heimert ließ ihr ruhig Zeit, sich von der Erschöpfung zu erholen, dann fragte er leise: „Frau Heppner, wollen Sie, daß ich Ihre Leute suchen lasse?"

Sie schüttelte lebhaft den Kopf: „Nein, nein!"

und flüsterte mühsam: „— Wenn Sie aber da bleiben möchten, ein wenig nur, Herr Heimert!“

Der Vizewachtmeister nickte und blieb schweigend sitzen.

Es dauerte geraume Zeit, bis Julie Heppner die Kraft fand, ihm zu erklären, was ihr geschehen sei. Als sie ihn dabei genauer ins Auge faßte, erschrak sie beinahe vor seiner Häßlichkeit. Das grobe Gesicht, von dem die großen Ohren weit abstanden, wurde durch eine ungeheuere, beständig gerötete Nase halb lächerlich, halb abstoßend entstellt. Was half es dann, daß zwei schöne, gutmütige Kinderaugen aus diesem Antlitz hervorschauten? Würde sich einer Mühe geben, darnach in dieser Häßlichkeit zu suchen?

Die Kranke besann sich gehört zu haben, daß der Vizewachtmeister heiraten wollte. Angesichts des eigenen Unglücks dachte sie bei sich, daß diese Ehe nur gut ablaufen könnte, wenn der Mann eine Frau wählte, die ebenso häßlich war wie er, damit die Gatten in ihrem gemeinsamen Mißgeschick Trost und stets neue Liebe fänden.

Als sie hernach allmählich mit ihm in ein Gespräch geraten war, erkundigte sie sich nach seiner Braut, und der verliebte Bräutigam fand kein Ende, ihr von der Schönheit und den Reizen Albinas vorzuschwärmen.

Die Frau überlegte: sollte sie ihn warnen oder nicht? Schließlich unterließ sie es. Er mochte nur seine Absicht ausführen! Vielleicht genoß er dann, wenn auch nur kurze Stunden, ein kleines Teil Glück, das ihm sonst nie sich nahen würde. — War sie selbst nicht auch einmal glücklich gewesen? Sie, deren Elend jedes Maß zu überschreiten schien und doch noch nicht seinen Höhepunkt erreicht hatte! So lange war es

freilich her, und ein solcher Berg von Jammer hatte sich zwischen jetzt und jener Zeit aufgetürmt, daß sie kaum mehr zurückblickend sich erinnern konnte. Aber sie wußte, einmal war sie doch glücklich gewesen; sie war dankbar für diese Gnade, und sie würde es sein, bis sie zu leben aufhörte.

Heimert kam ihr nun wie ein Leidensgenosse vor, nur daß sie im Begriffe war, die schwere Last niederzulegen und er — die Bürde erst auf den Rücken zu nehmen. —

Die beiden sprachen miteinander, als ob sie schon jahrelang bekannt wären; fast immer waren sie einer Meinung. Am Ende lud die Kranke den Vizewachtmeister ein, öfter herüber zu kommen, wenn sie allein wäre; sie würde ihm jedesmal ein Zeichen geben, und seine Schnitzbank sollte er nur getrost mitbringen, — das Hämmern störe sie nicht im geringsten.

In der Tat stellte sich Heimert ein, sobald Julie Heppner ihn rief; er kam auf diese Art über seine eifersüchtigen Anwandlungen am besten hinweg, und er für sein Teil fand, daß die Wachtmeisterin eine ganz gute Frau war, die nur unglücklicherweise den falschen Mann geheiratet hatte. Ein anderer wäre vielleicht mit ihr ausgezeichnet ausgekommen. Gar diese Quälereien und Roheiten, mit denen Heppner jetzt die Todkranke überschüttete, fand er abscheulich.

Sein etwas beschränkter Kopf war vollauf gefüllt mit den Gedanken an den Dienst, an seine Braut und was mit Albina zusammenhing, fast ging außerdem nichts mehr hinein. Aber angesichts der Abscheulichkeiten des Wachtmeisters grub er doch zuweilen einige Schul- und Kirchenerinnerungen aus: gab es denn keinen Herrgott im Himmel, der diesen Schandbuben mit seinem Blitz zu Boden schmetterte?

Das Mitleid, das der Vizewachtmeister für die unglückliche Frau empfand, verwandelte sich unmerklich in eine heftige Abneigung gegen Heppner, und allmählich wuchs aus dieser Abneigung ein ehrlicher, heißer Haß empor. — —

Der Wachtmeister machte sich über Heimert lustig. „Nasenkönig" nannte er ihn, und seine Frau verhöhnte er mit diesem „Geliebten".

„Ihr beide hättet zusammen gepaßt!" spottete er. „Ihr hättet euch gegenseitig an Schönheit nichts nachgegeben!"

Eines Tages schaute er im Vorbeigehen in die Nachbarswohnung hinein und fand den Vizewachtmeister vor einem Kabinettbilde seiner Braut. Der Überraschte wollte die Photographie schnell verstecken, aber Heppner bat ihn, sie ihm doch zu zeigen.

Er hatte ein Frauenzimmer zu sehen erwartet, — nun, etwa wie seine Frau oder eine noch häßlichere, denn eine andere konnte sich ja unmöglich in Heimert verlieben, aber als er das Bild in die Hand nahm, entfuhr ihm unwillkürlich ein bewunderndes: „Donnerwetter! Ist die schön!"

Von diesem Augenblick an drang er unablässig in Heimert, ihn doch einmal zu der Braut mitzunehmen.

„Warum?" fragte der Vizewachtmeister argwöhnisch. „Du willst mich wohl bei ihr ausstechen?"

Heppner lachte ihn aus. „Zum Teufel!" sprach er. „Ich habe selber zwei Frauenzimmer im Hause, das ist mehr wie genug. Es wird doch noch erlaubt sein, die Braut eines Kameraden kennen zu lernen?" Und absichtsvoll fügte er hinzu: „Bist du ihrer denn so wenig sicher?"

Heimert brauste auf: „Oho! Daran liegt's nicht."

„Na also!" meinte der andere. „Übrigens —, einschließen und verstecken kannst du sie ja doch nicht, wenn sie nun bald deine Frau ist. Was schadet's da, wenn ich ihr mal gleich jetzt guten Tag sage?"

Notgedrungen gab der Vizewachtmeister zu, daß es damit wirklich nichts auf sich hätte. Daneben regte sich ein gewisser Stolz in ihm, weil er ein so schönes Weib für sich gewonnen hatte; er freute sich darauf, die neidischen Augen des Wachtmeisters zu sehen und erklärte schließlich, am nächsten Montag mit ihm zu „Grundmann" gehen zu wollen. Grundmann hieß der Inhaber der Wirtschaft, in der Albina am Büfett saß, und Montags war der Verkehr in dem Lokale am schwächsten, so daß man hoffen konnte, mit dem Mädchen ein paar ruhige Worte zu wechseln.

Heppner seinerseits hatte mit Vorbedacht dem Vizewachtmeister sich angeschlossen. Er hätte natürlich die Kneipe auch allein aufsuchen können, aber er sah voraus, daß ihm das Mädchen dann sehr mißtrauisch entgegentreten würde, wenn es auch nur aus Scheu vor einer Klatscherei geschah. Kam er dagegen in Begleitung des Bräutigams zu ihr und gebärdete er sich dann gar als dessen Freund, so war er auf die beste Art eingeführt. Außerdem wußte er sehr genau, wie vorteilhaft er als schneidiger, stattlicher Kerl sich von Heimert abhob.

An dem ausgemachten Montagabend traf er sich mit Heimert auf dem Flur.

Der Vizewachtmeister hatte sich so schön als möglich gemacht. Die neue Extrauniform, die eigentlich zur Hochzeit bestimmt war, hatte er angetan und seine großen Hände in glänzendweiße Glacéhandschuhe ge-

zwängt. Der Rockkragen war ihm reichlich hoch und beengte den Hals, so daß er nur mit Mühe den Kopf zu drehen vermochte. Heppner dagegen hatte nur seine bessere Kommißuniform angezogen. Er war sehr guter Laune und sehr gesprächig, während Heimert finster und schweigend neben ihm herging.

Unterwegs kaufte der Bräutigam ein paar Veilchen als Angebinde. Der Wachtmeister sah ihm höhnisch zu, wie er seine große Nase in den Strauß hineinsteckte.

Bei „Grundmann" trafen sie es sehr glücklich. Sie waren die einzigen Gäste, und der Wirt hatte nichts dawider, daß Albina sich mit an ihren Tisch setzte.

Heppner wählte seinen Platz so, daß er das Mädchen ungestört von der Seite betrachten konnte. Sie gefiel ihm. Das war gerade sein Gusto, dieses vollbusige Frauenzimmer mit den prallen Hüften und den runden Armen; ihr Gesicht war nach seinem Geschmack mehr als hübsch zu nennen, er fand diese kecken, feurigen Augen und den Mund mit den dicken, etwas aufgeworfenen Lippen, auf die man gleich einen derben Kuß hätte setzen mögen, geradezu schön. Dabei trug sie ihr schwarzes Haar, das starkfädig wie ein Roßschweif war, in einer ganz neumodischen Frisur, die ihr etwas ganz „Besonderes" verlieh, und vor allem hatte sie ein Parfüm an sich, wie es nur die vornehmsten Damen gebrauchten.

„Wie heißt nur gleich der Wohlgeruch, den Sie ausströmen, Fräulein?" fragte er im Laufe der Unterhaltung.

„Moschus," antwortete Albina.

Der Wachtmeister nickte: „Richtig, Moschus. Ich

rieche es furchtbar gern, es hat so etwas Apartes, — so etwas Feines."

Die Schöne sah ihn von der Seite an und erwiderte: „Nicht wahr?"

Im ganzen ärgerte sich Heppner, daß sie sich so wenig um ihn kümmerte. Fast ausschließlich beschäftigte sie sich mit ihrem Bräutigam, der ihr von der fortschreitenden Ausstattung der Wohnung berichtete, — ihm schenkte sie nur ganz selten einen Blick.

Übrigens war sie nicht gerade auf den Mund gefallen, und als er sie, um nur auch einmal etwas zu sagen, nach ihrer Heimat fragte, kam es ihr nicht darauf an, ihre ganze Lebensgeschichte zu erzählen.

Sie stammte aus Prag und war die Tochter eines Schuhmachers, oder nein — eines Schuhwarenfabrikanten und noch mehr, nicht eines gewöhnlichen Schuhwarenfabrikanten, sondern eines Königlich Kaiserlichen Hofschuhwarenfabrikanten, der nicht für jedermann, sondern nur für die Erzherzöge und für den böhmischen Hochadel arbeitete. Und sie, Albina, hatte dem Vater beim Anmessen die Zahlen notiert, und da war es gekommen, daß ein Graf Colloredo sich in sie verliebt hatte. Er hatte sie entführen und heiraten wollen, aber sie hatte sich zuletzt geweigert, weil die hohen Verwandten den Geliebten hätten verstoßen wollen, falls er die „Schusterstochter" heiratete. Es hatte ihr zu leid getan, daß er dann seine hübsche Uniform als „Thurn und Taxis"-Dragoner ausziehen sollte.

Nun kam ein Loch in Albinas Geschichte, das aber nicht lange unausgefüllt blieb. Nämlich — auf einmal war sie aus dem Vaterhause geflohen — warum? verschwieg sie zunächst — und hatte hier endlich nach vielem Umherirren eine Zuflucht gefunden, wo sie vor dem Vater sicher war. — Richtig, der

hatte sie später an einen Schornsteinfegermeister verheiraten wollen, den sie, trotzdem er millionenreich war, nicht hatte ausstehen können.

In Wahrheit war sie das Kind eines blutarmen Flickschusters und hatte nach einer sehr bewegten Jugend ihr arg zerzaustes Lebensschifflein in der kleinen Garnisonstadt am Büfett der Grundmannschen Bierstube vor Anker gelegt.

Heimert wartete ungeduldig auf den Schluß ihres Romans, den er schon mehrere Male hatte über sich ergehen lassen müssen. Aber wenn Albina ihre Lebensgeschichte erzählen konnte, glich sie einem aufgezogenen Uhrwerk, das erbarmungslos fortschnurrt, bis es abgelaufen ist.

Sie ließ die Zwischenfragen ihres Bräutigams einfach unbeantwortet, und als er sie unterbrach, der Graf Colloredo habe doch bei den „Palatinat"-Husaren gestanden und nicht bei den „Thurn und Taxis"-Dragonern, versetzte sie grob, er möchte gefälligst ein ander Mal besser aufpassen, wenn sie etwas erzähle. Heppner dagegen, der ihr aufmerksam zuzuhören schien, stieg in ihrer Gunst, und sie erzählte noch breiter und noch ausführlicher, wenn er durch nähere Erkundigungen sein Interesse an den Tag legte. Dabei umfaßte sie seine Erscheinung mit ihren glänzenden Augen und musterte ihn scharf.

Aber gleich, nachdem sie mit ihrer Geschichte bei der Gegenwart angelangt war, wandte sie sich wieder Heimert zu, sah ihn zärtlich an und sagte: „Nicht wahr, bei dir werde ich es gut haben, nachdem ich so viel Kummer habe tragen müssen?" —

Ein paar neuankommende Gäste riefen sie zu ihrer Tätigkeit an das Büfett, und die beiden Unteroffiziere blieben allein am Tische zurück. Heimert

fühlte den Blick des Wachtmeisters auf sich ruhen — wie er meinte — mit einem spöttischen, ungläubigen Ausdruck. Er wurde verlegen und malte mit ein wenig übergelaufenem Bier allerlei Figuren auf die Tischplatte.

„Na ja,“ begann er endlich, „wie Weiber nun einmal sind! — Sie schneidet natürlich auf — so mit ihrer Herkunft und so weiter.“

„Ja,“ erwiderte der Wachtmeister, „das tun ja Frauenzimmer gern.“

„Aber,“ fuhr der andere fort, „etwas Wahres ist doch daran. Schuster ist ihr Vater — gewesen natürlich, denn jetzt ist er tot —, wenn auch nicht Hofschuster. Und vermöglich muß er auch gewesen sein. Er hat ihr bloß das Pflichtteil hinterlassen, aber trotzdem kriegt sie monatlich fünfzig Kronen Zinsen. Das weiß ich bestimmt.“

„Donnerwetter! Das ist ja über vierzig Mark!“

„Ja.“

„Du bist doch ein Glückspilz! Da ist sie ja beinahe reich!“

„Na, das ja gerade nicht. Aber es ist ganz angenehm — natürlich. Übrigens — deshalb hab' ich sie nicht genommen. Ich hab' es erst hinterher erfahren, als ich schon längst entschlossen war.“ —

Heppner verging fast vor Mißgunst, wie er den Vizewachtmeister, dieses Urbild der Häßlichkeit, sich gegenüber sitzen sah, dieses reine Scheusal, das sich — wie? das wußte der Himmel allein — da eine wunderschöne und noch dazu reiche Frau ergattert hatte. Denn das mit den Zinsen mußte er schon glauben; Heimert log nicht, das sah man ihm an.

In der Tat bezog die Büfettmamsell jeden Monat fünfzig Kronen. Aber auch diese Sache hatte ihren

Haken. Das Geld floß nicht als Zins von einem vom Vater ererbten Kapital, sondern war eine Leibrente, die ihr ein ehemaliger Liebhaber ausgesetzt hatte, ein gutmütiger, dicker Talggroßhändler, der der jugendlichen Albina Worzuba mit aufrichtigem Bedauern den Laufpaß geben mußte, als ihn seine Gattin auf dem kleinen Abwege ertappt hatte. Hinterdrein versüßte er ihr den Abschied mit der Rente.

Albina hütete sich, ihrem Bräutigam diesen Sachverhalt zu offenbaren. Wozu auch? Sie meinte: der Glaube macht selig, und vor allem hatte sie dieses unstete Leben, bald als Kellnerin, bald als Büfettmamsell oder etwas noch ganz anderes, sehr satt und wollte in einer soliden Ehe Ruhe haben. Zur Geliebten begehrten sie die meisten Männer, zur Frau konnte sie nur einer begehren, der so harmlos und so bis über beide Ohren verliebt war, wie Heimert. So hatte sie zugegriffen, und sie dachte nicht daran, ihren Plan durch unangebrachte Gewissenhaftigkeiten zu gefährden. Prag war weit, außerdem war eine ganze Reihe von Jahren seit jenen Tagen verflossen, und dem Gelde roch man es nicht an, von wem es herrührte. — —

Es wollte sich nicht mehr fügen, daß die Büfettmamsell von ihren Verrichtungen frei wurde. So erhoben sich am Ende die beiden Unteroffiziere; sie zahlten ihre Zeche und traten an das Büfett, um ihr gute Nacht zu sagen.

Erst in diesem Augenblick schien Albina den Unterschied zwischen ihrem Verlobten und dem Wachtmeister zu bemerken. Wie die Männer nebeneinander standen, überragte Heppner den Vizewachtmeister wohl um eines Hauptes Länge. Alles an ihm war stark und trotz einer gewissen Fülle ebenmäßig;

Kraft, eine ungezügelte, gewaltige, rohe Kraft machte das Wesen dieses Mannes aus. Heimerts allzu breite, allzu gedrungene Gestalt nahm sich neben dem anderen wie eine Verzerrung aus, die von einer spaßhaften Clownmaske gekrönt war.

Die Augen des Mädchens hingen in ungeheucheltem Staunen an Heppners Erscheinung und konnten sich gar nicht davon fortfinden. Als sie sich endlich dem Bräutigam zukehrten, huschte ein höhnisches Lachen um den großen, groben Mund. Aber gleich darauf lächelte die Braut ihm zärtlich zu.

Zu Heppner sagte sie: „Ich habe mich gefreut, auch einmal einen Kameraden meines Bräutigams kennen gelernt zu haben."

Der Wachtmeister versicherte galant: „O bitte, bitte, Fräulein, die Freude ist ganz auf meiner Seite."

„Werden wir uns denn jemals wiedersehen?" fragte sie scherzend.

„Aber sicher. Wenn Sie erst junge Frau sind, Fräulein, werden wir ja auf einem Flur wohnen."

Albina wiederholte gedehnt: „Auf einem Flur? Wirklich?"

„Aber ja," erwiderte Heppner eifrig. „Da werden wir schon bekannt werden. Nicht?"

Da schlug die Schöne die Augen mit einem ganz eigentümlichen Blick zu ihm auf und antwortete leise: „O ja. Ich denke."



VI.

„Und unser Bündel ist geschnürt,
Und alle Liebe drein.
Ade, die Trommel wird gerührt,
Es muß geschieden sein!"
(Hoffmann von Fallersleben.)

Ende März las Reimers, als er vor dem Essen aus Langeweile im Militärwochenblatt blätterte, daß Oberleutnant Güntz, sein Duzbruder, am 1. April von der Artillerie-Prüfungs-Kommission zum Regiment zurücktreten würde. Den Roten Adlerorden 4. Klasse hatte der Freund obendrein beim Ablauf des Kommandos erhalten.

Er ließ sich sogleich von der Kasinoordonnanz eine Postkarte geben und schrieb darauf: „Alter, lieber Kerl, ich freue mich, daß du zurückkommst. Gruß! Dein Bernhard."

„Sie sehen ja so verzückt aus, Reimers," sagte der kleine Doktor von Fröben im Vorbeigehen, „mindestens als hätten Sie 'nen Orden bekommen!"

„Nö, ich nich," antwortete Reimers heiter, „aber Güntz."

„Donnerwetter, Tatsache?" fragte Fröben.

Er sah in das Wochenblatt, und als er die Karte liegen sah, bat er: „Gestatten Sie, Reimers, daß ich die Gelegenheit benutze, zu gratulieren?"

„Gern," versetzte der, und der muntere Doktor schrieb mit seiner kritzlichen Schrift, in der er sich als Inhaber eines akademischen Grades gefallen zu

dürfen glaubte: „Gestatte mir zu gratulieren: P. R. A.[4] Doktor von Fröben“.

„Was sind das für kabbalistische Zeichen?“ erkundigte sich Reimers.

Fröben entrüstete sich: „Erlauben Sie! Kabbalistische Zeichen! Teufel auch! Die amtliche Abkürzung unserer Rangliste für den Orden ist's!“

Und im Weitergehen setzte er, in scherzhaftem Bedauern sein rotblondes Köpfchen wiegend, hinzu: „Werter Herr, in manchen Dingen, und nicht gerade in den unwichtigsten, sind Sie doch recht wenig unterrichtet. Im Ernst! Es ist doch wirklich nötig, sich auch in solchen Dingen auszukennen.“

Reimers sah dem spaßhaften Kerlchen lächelnd nach. Sonst hätte er ihn vielleicht mit diesem Wissensdrange, der so sonderbaren Gegenständen nachjagte, geneckt, heute war er zu froher Laune.

Güntz kam wieder! Dieser liebe, alte, pedantische Güntz, der ihm grausam so manchen Star gestochen hatte! Wenn er sich ehrlich prüfte, war ihm der Freund vorher fast aus dem Gedächtnis verschwunden gewesen, und plötzlich bildete er den Gegenstand einer wahren Sehnsucht. Mochte er nur kommen mit all seiner Nüchternheit! Er, Reimers, gab gern wieder ein paar Illusionen dran.

Der junge Offizier ertappte sich dabei, daß er die Tage, die noch bis zum 1. April fehlten, zählte.

Er hätte diese Ungeduld kaum für möglich gehalten.

Denn gerade während des verflossenen Winters hatte er sich im Regiment besonders heimisch gefühlt, wohl aus der Freude heraus, aus der Fremde in die Heimat zurückgekehrt zu sein. Er selbst gab sich freier und freundlicher, und die Kameraden schienen ihm

herzlicher entgegenzukommen. Kein Winter noch war ihm so schnell und froh verflossen.

Allerdings besann er sich jetzt, seine meisten Abende zu Hause über den Büchern verbracht zu haben. Er trieb mit neuem Eifer die Studien zum Examen für die Kriegsakademie, die nur durch seine Krankheit unterbrochen worden waren.

In den militärwissenschaftlichen Disziplinen fühlte er sich überall wohlbeschlagen. Nur eine Sprache, das Russische, machte ihm noch Schwierigkeiten. Er bedurfte eigentlich eingehenderer Kenntnisse darin nicht, aber er hatte es sich in den Kopf gesetzt, wie das Französische auch diese Sprache vollständig zu beherrschen, ehe er das Examen ablegte. Deshalb hatte er sich den Vergnügungen der Kameraden möglichst ferngehalten, und er mochte es vielleicht auf diese Art übersehen haben, daß er doch nur in einer recht losen Fühlung mit den anderen stand. Am Ende hatten ihn auch die zeitweiligen Begegnungen mit dem Oberst über seine Vereinsamung hinweggetäuscht.

Plötzlich kam ihm dieses Gefühl der Verlassenheit wieder zum Bewußtsein. Aber zugleich war alles wieder recht, da Güntz nun wiederkam. Das war dann neben dem Vater der Bruder, von dem er weder durch Rang, noch durch Altersunterschied getrennt war, dem er antworten konnte, wie es ihm gerade ums Herz war, und den er getrost aufsuchen durfte, wenn ihn etwas bedrückte. —

Im Offizierkorps wurde die Rückkehr Güntz' kaum besprochen. Es war wahrhaftig nichts Außergewöhnliches daran. Daß einer von einem Kommando zurückkam oder abkommandiert wurde, kam jedes Jahr ein paar Mal vor.

Dafür bemächtigte sich der Damen des Regiments eine gewisse Aufregung. Eine Frage, die bisher während der Abwesenheit des Oberleutnant Güntz, gewissermaßen als Doktorfrage hatte gelten können, war plötzlich sehr brennend geworden und verlangte gebieterisch eine Antwort.

Nämlich — Güntz hatte in Berlin geheiratet. Eine Gouvernante! Soviel man wußte, nicht einmal ein besonders hübsches Mädchen. Er hatte zwar den Konsens bekommen, also mußte gegen die Familie der Braut nichts vorgelegen haben, aber gegen den persönlichen Verkehr mit der jungen Frau, der nun bevorstand, — gegen den Verkehr mit „dieser ehemaligen Angehörigen der dienenden Klasse", sträubten sich die meisten Damen ein wenig.

Die Majorin Lischke, die freilich unbestritten ihrem Manne das meiste Geld zugebracht hatte, liebte es sogar, von einer „Dienstperson" zu sprechen, der gegenüber man doch „etwas Vorsicht walten lassen müßte".

Frau von Gropphusen dagegen war ganz natürlich der gegenteiligen Ansicht und fragte sie malitiös: „Warum sagen Sie nicht gleich „Dienstmädchen", gnädige Frau? Und wenn Sie Vorsicht für geboten halten, würde ich mir an Ihrer Stelle Knöpfe an die Taschen nähen lassen, damit Ihnen nicht unversehens das Portemonnaie abhanden kommt."

Darauf war die Majorin aufgestanden und hatte nur höchst gelassen gesagt: „Frau von Gropphusen, auf Ihren Ton kann ich nicht eingehen! Ich halte ihn für unter meiner Würde."

Die Gropphusen wußte auch sofort, was die Glocke geschlagen hatte, und war eilfertig aufgestanden.

Wer das Schlachtfeld behauptet, ist bekanntlich Sieger. Der Triumph der Majorin war unzweifelhaft.

Einen Tropfen Wermut bedeutete es allerdings in den Siegesbecher, daß die kleine Leutnant Möller, geborene Keyl, ein richtiges Schäfchen, mit ihrem hellen Stimmchen ausrief: „Was hat sie gesagt, als sie rausging? „Bande!“ hat sie gesagt?!“

Das rosige Mäulchen war ihr vor Entsetzen offen geblieben, und es blieb offen, so daß man die weißen Mauszähnchen zwischen den hübschen Lippen sehen konnte, bis die ältere Schwägerin, Frau Oberleutnant Keyl I, geborene Möller, es ihr mit einem mahnenden „Aber Minnie!“ schloß. —

Schließlich wandte sich Frau Lischke an ihren Gatten. Sie legte ihm die Zweifel der Damen dar und ersuchte ihn, beim Oberst um Verhaltungsmaßregeln anzuklopfen.

„Du!“ meinte der Major, „ich will's tun, aber gerne tu' ich's nicht. Denn weißt du, Falkenhein kann in gewissen Dingen saugrob werden!“

„Saugrob?“ versetzte die Gattin. „Mein Bester, das ist immer noch sanft gegen deine Leistungen! Und gleich noch eins! Wenn du dich einmal über Außerdienstliches mit ihm unterhältst, dann denke auch an diesen bockbeinigen Reimers, der sich den Winter über ganz unerlaubt von allen gesellschaftlichen Veranstaltungen ferngehalten hat. Sag' dem Oberst, ich fände das nicht schicklich für einen jungen Offizier.“

Lischke war im allgemeinen nicht schüchtern, auch nicht Vorgesetzten gegenüber, aber der Auftrag seiner Gattin verursachte ihm doch ein unbestimmtes Unbehagen, so daß er nur stockend seine Anfrage vortrug.

Der Oberst ließ ihn ruhig ausreden. Dann begann er mit etwas nervöser, bebender Stimme: „Mein lieber Major, sagen Sie Ihrer verehrten Frau Gemahlin

meinen Gruß und teilen Sie ihr folgendes mit: Leutnant Reimers bereitet sich zum Examen für die Kriegsakademie vor. Seine Absagen werden Ihnen daher vielleicht verständlich sein, und mich, mein lieber Major, würde es geradezu gewundert haben, wenn Reimers auf jeder Hopserei, die Ihre verehrte Frau Gemahlin als Patronin oder sonstwie arrangiert hat, erschienen wäre. Es mag Kommandeure geben, die anderer Ansicht sind als ich, — ich für mein Teil will, solange ich die Ehre habe, das Regiment zu kommandieren, solche Festlichkeiten nur für diejenigen jungen Herren als obligatorisch betrachtet wissen, deren gesellschaftliche Erziehung noch einer Nachhilfe bedarf. Und daß das bei Leutnant Reimers nicht der Fall ist, wird hoffentlich dem Scharfblick Ihrer verehrten Frau Gemahlin nicht entgangen sein. Das ist meine dienstliche Ansicht über diesen Fall, mein lieber Major, meine persönliche aber, die ich indessen Ihrer verehrten Frau Gemahlin zu verschweigen bitte, geht dahin, daß diese öden Bälle und Tanzereien der Teufel holen soll."

Falkenhein hatte sich allmählich warm geredet; er schöpfte Atem und fuhr immer erregter fort: „Was nun gar den Fall der Frau Oberleutnant Güntz betrifft, so bitte ich Sie, lieber Major, Ihrer verehrten Frau Gemahlin ganz gehorsamst mein Erstaunen zu Füßen zu legen. Wenn das Kriegsministerium an dem jungen Mädchen kein Härchen auszusetzen gefunden hat, dann haben sich die Damen gefälligst zufrieden zu geben! Am Ende fürchten sie, daß die ehemalige Gouvernante sie an Weisheit übertrifft? Ja? Das könnte schon passieren."

Er stand von seinem Stuhl auf und ging ein paar Mal auf und ab.

„Himmelkreuzdonnerwetter!" brach er endlich los.

„Ich begreife gar nicht, daß ich mir über solche Frauenzimmergeschichten fast den Mund wund rede! Lehrt doch Eure Frauen Ordre parieren, nicht mucken und mucksen!"

Lischke war sehr kleinlaut geworden. Das tat dem gutmütigen Falkenhein nun wieder leid, und er verabschiedete ihn mit einem freundlichen Händedruck.

„Nichts für ungut, mein lieber Major!" sagte er dabei. „Wess' das Herz voll ist, der soll sich den Ärger getrost herunterschimpfen. Also: sagen Sie Ihrer verehrten Frau Gemahlin meinen gehorsamsten Gruß und bestellen Sie ihr das Nötige. Aber in zarter Form, bitte ich!"

Lischke murmelte sein „Zu Befehl, Herr Oberst!" verbeugte sich und verließ das Zimmer.

Der Oberst aber wandte sich zu seinem Pult zurück und pustete aufatmend vor sich hin.

Auf der Tischplatte lag ein Falzbein, ein ziemlich langes, flaches Stück Olivenholz. „Gruß aus Capri" war darein gebrannt.

Das ergriff er.

Er ließ es durch die Luft pfeifen und brummte dabei etwas zwischen den Zähnen.

Frau von Gropphusen und Oberst von Falkenhein schienen verwandte Seelen zu sein. Sie begegneten sich wenigstens in ihren Ausdrücken.

„Bande!" sagte auch der Oberst.

* *
*

Reimers holte Güntz vom Bahnhofe ab.

Ein wenig dick fand er ihn, den lieben Kerl. Kein Wunder übrigens, wenn einer jahrelang dem Frontdienst ferngeblieben war.

„Du wohnst doch einstweilen im „Adler"?" fragte er ihn.

Güntz schüttelte den Kopf: „Keine Spur. Zu Hause."

„Ja, aber wo denn? Hast du denn schon eine Wohnung?"

„Selbstredend. Waisenhausstraße siebenundfünfzig. Neben dem Oberst. Die kleine Villa, in der der lange Klettin gewohnt hat. Auf Reitschule ist der kommandiert, nicht?"

„Ja gewiß. Aber das Dings ist doch neu gebaut. Du kennst es ja gar nicht. Wie konntest du da nur gleich mieten?"

„Na, wenn ich mir doch die Pläne habe schicken lassen! Sei man beruhigt, mein Sohn! Ich tappe nicht blind in die Welt hinein. Ich könnte dir sagen, wie hoch, wie breit, wie lang selbst das Klosett ist. Heydrich, mein trefflicher Bursche, ist wahrscheinlich schon beim Aufbauen."

Im Gehen faßte der Oberleutnant den jüngeren Kameraden scharf in die Augen.

„Du, Reimers," bemerkte er zufrieden, „du siehst übrigens tadellos gesund aus! Afrikareisender! Boerenkämpfer! Festungsgefangener! Was ist dir nun davon am besten bekommen?"

„Vermutlich alles Dreies," antwortete Reimers. „Eins heilte allemal das andere."

„So, so? Siehst du wohl, daß ich nicht allein ein Illusionsmörder bin! Das wirst du mir aber alles erzählen müssen. Ja, willst du?"

„Dir Güntz, ja."

„Das ist recht. Und noch eins: wie tut jetzt wieder die Garnisonsluft?"

„Leidlich. Aber du! Wie wird dir's hier schmecken, nach Berlin?"

„Ich denke, — gut. Sonst —. Na, wir werden ja sehen."

Eine Zeitlang gingen die Freunde schweigend nebeneinander her. Güntz setzte gerade wieder zum Sprechen an, da unterbrach ihn Reimers.

„Nun laß mich mal fragen!" sagte er. „Vor allem: wie geht's deiner Frau Gemahlin, und wo hast du sie gelassen?"

Güntz sah ihn lächelnd an.

„Mein Sohn," antwortete er, „mir gegenüber bitte ich mir ein einfaches „deine Frau" aus. Also: es geht ihr gut, und sie ist augenblicklich bei ihrem Bruder. Der ist nämlich Pastor im Thüringischen. — Und nach meinem Buben fragst du nicht?"

„Ja, — hast du denn einen?"

„Selbstredend. Ein dicker Bub' und kugelrund! Zehn Wochen alt. Und du sollst ihn mir taufen helfen."

„Güntz! Das hättest du mir doch mitteilen müssen!"

„Was mein Sohn?"

„Daß du Vater bist."

„Warum? Kommt es jetzt nicht zeitig genug? Übrigens hat es im „Militärwochenblatt" gestanden. Folglich deine Schuld! — Willst du aber nun eigentlich Pate sein?"

„Mein Gott, natürlich ja. Herzlich gern."

„Dann also, bitte, nächste Woche Sonnabend, nachmittags fünf Uhr. Anzug Überrock."

Reimers brach in ein fröhliches Lachen aus.

„Sag 'mal, Güntz," rief er belustigt, „seit wann redest du denn so 'nen Telegrammstil? Sind in Berlin die Worte so teuer?"

Ganz unbegründet brauste da der Zurückgekehrte auf: „Teuer? — Pö! Billig, billig! Kriegst hunderttausend für den Pfennig!“

Sein offenes, freundliches Gesicht hatte sich verdüstert und trug einen ingrimmigen, verbissenen Zug.

„Na,“ meinte er schließlich, „wir sehen uns ja noch; oft, recht oft, hoffe ich. Bis dahin, alter Junge!“ — —

In der Tat wurde Reimers ein häufiger Gast des Güntzschen Ehepaares. Er glaubte zuweilen, zu häufig zu kommen und am Ende zudringlich zu erscheinen.

„Du, Güntz,“ fragte er dann, „sag' mir offen: bin ich euch nicht lästig?“

Der Oberleutnant rappelte sich aus seinem bequemen Stuhle in die Höhe und fuhr auf: „Wieso?“

„Ich meine, ich komme zu oft zu euch.“

Güntz besah sich seine Cigarre und erwiderte: „Nein, durchaus nicht, mein Alter. Denn, wenn das der Fall wäre, würde ich mich aber auch keinen Augenblick genieren, dir's zu sagen.“

Und es blieb dabei, daß Reimers jeden Sonntag mittag und jeden Mittwoch abend in der gemütlichen Villa, Waisenhausstraße 57, aß.

Frau Kläre Güntz, eine kleine Dame mit einem hübschen, frischen Gesicht und klaren, gescheiten Augen, pflegte das ihren jour fixe zu nennen.

„Siehst du, Dickerchen,“ sprach sie zu ihrem Manne, „ich bestrebe mich, in allem der Frau Major nachzueifern.“

Sie zog die Achseln hoch und fuhr scheinheilig fort: „Namentlich wenn man nur Gouvernante gewesen ist, kann man gar nicht genug aufmerken. Ach, das ist schwer! Manchmal verzweifle ich fast daran,

daß ich jemals so vollkommen wie Gustava Lischke sein werde."

Sie seufzte drollig und nickte ihrem bequemen Gatten kreuzvergnügt zu.

Der drohte ihr: „Subordination, Kläre! Respektwidrigkeiten dulde ich nicht!"

Dann fuhr er behaglich lächelnd fort: „Gustava! „Je, wer der Guste Krause gesagt hätte, daß sie mal Gustava heißen würde! Wenn der gute Papa Krause sie hätte Gustava rufen sollen!!"

Er wandte sich zu Reimers: „Wir sind nämlich Nachbarskinder, Gustava und ich. Aber diese Bekanntschaft verleugnet sie jetzt. Mein alter Herr — Gott hab' ihn selig! — war Baumeister, Gustavas Papa aber Butter und Eier en gros. Mein Gott, ehrenwert, höchst ehrenwert! Aber das ist ja jetzt die allgemeine Mode: das Maul voll nehmen. Gustavas Papa ist also jetzt »Großkaufmann«."

Mit einiger Mühe richtete er sich auf, um die Asche von der Cigarre abzustreifen. Darnach fiel er wieder faul in seinen Liegestuhl zurück. Langsam, wie mit sich selbst sprechend und zwischen den einzelnen Sätzen seine Cigarre auskostend, fuhr er mit leichtem Spott fort: „Großkaufmann! — darunter stelle ich mir ungefähr einen Handelsherrn vor, — Hamburg, Bremen —, der in seinen Speichern über die Schätze der neuen und der alten Welt gebietet —, Thee, Kaffee, Seidenballen, Baumwolle, köstlichen Tabak — (das sprach er mit besonderer Betonung) — na ja. Papa Krause aber herrschte über Butterfässer und Eierkisten, und seine Handelsverbindungen reichten allenfalls bis Galizien."

Er hatte sich allmählich in eine zornige Bitterkeit hineingeredet. Nun schlug er sogar die Hände über

dem Kopf zusammen und rief: „Gustava! Gustava!! — Wenn du jetzt nicht dabei wärst, Kläre, würde ich ein kräftiges Wort aussprechen, das die ganze Schweinerei in das rechte Licht setzen würde. Denn, Gustava, ist leider nur ein Symptom, und nur eines! Aber das sage ich dir, Kläre, wenn du so wirst wie diese, dann — dann —"

„Na, was passiert dann Grusliches?" neckte die junge Frau.

Güntz wurde ruhiger. Er lächelte verschmitzt und antwortete: „Dann mache ich von dem Recht der körperlichen Züchtigung Gebrauch, das ich mir aus dem alten, guten Gesetzbuch reserviert habe."

Kläre lachte hell auf.

„Übrigens," meinte sie, „so schlimm wie du sie machst, Dicker, sind die Damen wirklich nicht."

Der Oberleutnant winkte ab: „Geh, Kläre, geh! Ich bin doch dabei gewesen, wie sie dir als die reinen Ölgötzen gegenüber gesessen haben, und dich angestiert haben, ob du etwa aufgesprungene Hände hättest von der „Dienststellung" her, vom Gläserspülen, Kinderwäsche waschen und so!"

Kläre wurde kribbelig. „Na" —, meinte sie, „sollen sie mich etwa gleich beim ersten Anblick vor lauter Freundschaft und Liebe auffessen?"

„Darauf kommt's ihnen auch nicht an," versetzte der Gatte. „Ich sage dir, wie die Frau Regimentsadjutant Kauerhof ihnen zum allerersten Male in den Wurf kam, — bis dahin eine gänzlich unbekannte Größe x oder meinetwegen y —, da sind sie über sie hergefallen mit Umarmungen und Küssen, als ob sie liebende Schwestern wären. Das gab ein ganz gräßliches Geleck und Geschmatz vom ersten Augenblick an. Freilich ist Frau Kauerhof auch eine ge-

borene von Lüben, Tochter eines Oberst und Abteilungschefs im Kriegsministerium, und du, meine Kläre —, pfui, schäme dich! —, warst Gouvernante!“

Immer zappeliger gebärdete sich die junge Frau.

„So laß dich doch einmal überzeugen!“ wehrte sie. „Es ist geradezu eine fixe Idee bei dir geworden, daß ich nicht mit der gebührenden Achtung aufgenommen werde. Und ich kann doch nur stets wiederholen, daß mir alle Damen ausnahmslos sehr höflich und liebenswürdig entgegengekommen sind. Und im allgemeinen finde ich sie eben, aufrichtig gesagt, ganz erträglich. Meinen Sie nicht auch, Herr Leutnant Reimers?“

Reimers war den Auseinandersetzungen des Ehepaares gefolgt. Er faßte die Sache, wie es seine Gewohnheit war, ernsthaft und gründlich auf und konnte Güntz nicht so Unrecht geben. Andererseits war der dicke Oberleutnant offenbar in Berlin ein wenig radikal geworden, zuweilen schüttete er das Kind mitsamt dem Bade aus.

Deshalb antwortete er: „Gewiß, gnädige Frau haben Recht. Aber das müßte ich lügen — sympathisch sind auch mir die meisten Regimentsdamen nicht sonderlich. Sie kommen mir fast alle recht eingebildet und oberflächlich vor.“

Güntz brummte: „Gänse sind es, eine Herde dummer Gänse!“

„Pfui, Dickerchen!“ tadelte Frau Kläre.

Aber er höhnte aus seinem Liegestuhl heraus: „Hat dich eine umarmt wie die Kauerhof? Hat dich eine geküßt? Ist auch eine herzlich und offen zu dir gewesen?“ —

Kläre erwiderte etwas gereizt: „Weißt du, ich will gar nicht, daß mir jemand um den Hals fällt,

der mich noch gar nicht kennt. Das hielte ich für eine Geringschätzung! Und gerade ist auch eine herzlich und lieb zu mir gewesen, sehr herzlich und lieb sogar!"

„Pö! Wer denn?"

„Frau von Gropphusen!"

„Hab' ich mir's nicht gedacht? — Richtig, die nehme ich aus, — sie ist keine Gans, aber ein verrücktes Frauenzimmer."

„Dicker, sei nicht garstig! Was hat dir die arme Frau getan?"

Güntz stand jetzt wirklich aus seinem Stuhle auf. Er ging auf und ab, um die Steifheit aus den Gliedern zu vertreiben, und grollte: „Getan? Mir? — Natürlich nichts. Aber sie ist hysterisch durch und durch. Dabei bleibt's!"

Kläre nahm sich der angegriffenen Frau mit warmem Eifer an: „Meinetwegen sollst du ja Recht haben, aber das hat wohl auch seine Gründe."

„Gewiß, gewiß!" antwortete Güntz. „Der Herr Gemahl ist — verzeih' den harten Ausdruck, Kläre! — ein richtiger Schweinehund. Aber hysterische Frauenzimmer sind mir nun einmal ein Greuel!"

„Mir tut Frau von Gropphusen nur leid."

„Mir ja auch! Aber sie soll dich nicht womöglich anstecken!"

Die junge Frau sah voll und offen zu ihrem Gatten auf.

„Mich steckt sie nicht an," sagte sie einfach.

In diesem Augenblick ließ sich, durch mehrere Türen gedämpft, ein leises Weinen vernehmen.

Frau Kläre horchte auf und huschte sogleich aus dem Zimmer.

Die Männer blieben allein zurück und sahen nachdenklich vor sich hin. Keiner von beiden sprach.

Endlich begann Reimers: „Ich finde, Güntz, du übertreibst. Unvernunft und alberne Vorurteile gibt's nicht bloß in Offizierskreisen, und jedenfalls kommst du mit dem Kopfe erst recht nicht durch die Wand."

„Nein," versetzte der Oberleutnant, „aber wenn der Karren meiner Ansicht nach in den Dreck fährt, dann höre ich eben auf mitzuschieben."

Er nahm seine Wanderung durch das Zimmer wieder auf, und allmählich erhellten sich seine Züge.

Glücklich lächelnd blieb er vor seinem Gaste stehen.

„Immerhin," begann er von neuem, „die Groppshusen soll nur getrost zu Kläre kommen, wenn es ihr Freude macht. Ich glaube, gegen Hysteriebazillen ist meine Frau immun. Nicht?"

Ehe noch Reimers antworten konnte, kam Kläre zurück. Sie trug den Knaben in einem Steckkissen auf dem Arm und wiegte ihn, ein wenig errötend, hin und her.

Güntz beantwortete sich selbst seine Frage: „Jawohl, sie ist immun."

Das Kind hatte sich eben an der mütterlichen Brust voll und satt getrunken; es dehnte sich in der Wollust der Sättigung und neigte das Köpfchen seitwärts zum Schlafe. Und die junge Mutter schmiegte das winzige Händchen des Knaben an ihre Wange und segnete seinen Schlummer mit einem leisen Kusse.

Der Vater stand von ferne. Er wagte nicht, das zarte junge Geschöpf mit seinen starken Händen zu berühren; es müßte dabei zerbrochen werden, meinte er. Aber er fühlte eine große Kraft in seinen Händen und in seinen Armen, groß genug, die beiden liebsten Menschen, sein Weib und sein Kind, wenn es sein mußte, hoch emporzuhalten, so daß kein Ungemach zu ihnen hinaufreichte.

Erhaben und rührend zugleich wirkte das Bild von Mutter und Kind auf ihn ein, und wie eine Flutwelle strömte ihm ein hohes Glücksgefühl ins Herz.

Gegen seine Ergriffenheit ankämpfend, schalt er: „Kläre, hab' ich dir nicht schon mehrmals verboten, vor unserem Gaste den Buben zu produzieren?"

Aber die junge Frau antwortete zuversichtlich:

„Oh, ich weiß, Herr Leutnant Reimers sieht so ein reizendes Kind wie Bubi ganz gern. Nicht wahr?"

Natürlich beeilte sich Reimers, das zu bestätigen.

Güntz indessen, der schreckliche, pedantische Mensch, ging der Sache auf den Grund und sagte: „Jetzt bin ich doch neugierig, was ein Königlicher Leutnant an einem Dreizehnwochenkind Schönes entdeckt, — sofern es nicht sein eigenes ist. Denn Väter sind großenteils Narren, wenn es sich um ihre Kinder handelt. Besonders um ein so hübsches und kluges, wie es hier mein Sohn ist. Also, Reimers, Hand aufs Herz: warum siehst du nach deiner Behauptung dieses Wickelkind gern? Was dünkt dich schön an ihm?"

Reimers überlegte eine Weile. „Daß es noch ein Kind ist," erwiderte er dann.

„Hol's der Teufel!" brach Güntz los. „Das klingt wieder mal recht duselig-sentimental. Du weißt, mein Lieber, das ist mir zuwider. Bist du denn wirklich nicht glücklich, ein Mann zu sein? Ein Mann, der weiß, was er will, und der kann, was er will? Alles, was er will! Wenn er sich nicht gerade darauf versteift, den Mond vom Himmel zu holen! Dieses unbewußte Hindämmern da scheint dir beneidenswert? Ich danke dafür!"

Das Kind schien gerade in diesem Augenblick ein Unbehagen zu empfinden. Es strampelte unter der Decke mit den Füßen und begann kläglich zu schreien.

„Sieh mal!“ fuhr der Vater fort. „Der kleine Mann ist durchaus nicht so leidlos, wie du denkst. — Schaff ihn hinaus, Kläre! Er brüllt uns die Ohren voll. — Aber hoffentlich soll er mal anders denken, als du, mein lieber Reimers!“

Während die Mutter den kleinen Schreihals hinaustrug, trat der junge Offizier zu dem älteren Kameraden hin und reichte ihm die Hand.

„Du hast recht, Güntz,“ sagte er. „Das war soeben eine Entgleisung meines unbewußten Ich. Man muß dieses törichte Ding immer scharf an die Kandare herannehmen.“ —

Reimers fühlte sich in der Gesellschaft des Güntzschen Ehepaares über alle Maßen wohl. Die Sicherheit und Klarheit, in der diese beiden Menschen lebten, teilte sich ihm unwillkürlich mit und wirkte als ein nützliches Gegengewicht, wenn der Flug seiner Begeisterung allzu hoch ins Wesenlose entflatterte.

Er hatte geglaubt, in der langen Zeit der Trennung dem Freunde entfremdet zu sein, aber in Wahrheit waren sie einander nur näher gerückt. Was Reimers zu überschwenglich empfand, war durch die Jahre gedämpft worden, und Güntz war, vor allem durch das Glück seiner Ehe, wärmer geworden und eher geneigt, einmal auf eine kleine Strecke von dem nüchternen Erdboden sich aufzuschwingen.

Sie waren beide der Garnison längere Zeit fern geblieben und durften sich zutrauen, von außen ein unbefangenes Urteil über das Regiment mitzubringen.

In den meisten Fällen entdeckten sie eine vollkommene gegenseitige Übereinstimmung. Nur urteilte Güntz schärfer und schonungsloser.

Um so glücklicher war Reimers darüber, daß auch der Freund an seiner Verehrung und Wert-

schätzung Falkenheins teilnahm. Ja, der trockene, nüchterne Mensch übertraf zuweilen in Lob- und Ruhmessprüchen den jüngeren Kameraden.

„Das ist ein Mann!" sagte er. „Kopf und Herz, Augen und Mund am rechten Flecke! Mit einem Wort: ein ganzer Kerl, ein Mann!"

Es war die beste Zensur, die Güntz auf seiner Skala hatte. Das Gegenteil davon hatte bis zu seiner Verheiratung „ein Weib" gelautet, — später, als Ehemann, erklärte er, daß unter den Weibern die eine Gerechte, natürlich seine Kläre, genüge, das ganze Sodom des Geschlechtes zu erhöhen, und er setzte fortan an die unterste Stelle seines Maßstabes einen Ausdruck, den er von Berlin mitgebracht hatte — „Nulpe".

Wie er sich denn ein gut Teil der Berliner Schnoddrigkeit angewöhnt hatte! Die Schwächen der einzelnen Offiziere kamen schlecht in seinem Munde weg.

Reimers war zwar auch der Meinung, daß man gegen die Fehler der Vorgesetzten und Kameraden nicht absolut blind zu sein brauchte, aber was der Freund sich da gestattete, das ging entschieden manchmal zu weit. Er hielt mit dieser Ansicht nicht hinter dem Berge.

„Junge," erwiderte dann Güntz, „wem soll ich denn das Herz ausschütten als dir? Glaubst du, daß es mir etwa Freude macht, so eine Menge Vorgesetzte und Kameraden nicht ehrlich als das respektieren zu können, was sie vorstellen sollen — als Offiziere? Mit ihrer werten Menschlichkeit hat das gar nichts zu tun. Für mich ist die Frage: füllen sie ihren Offiziersberuf aus? Wer das nicht vermag, ist für mich ein Schädling."

Reimers wandte ein: „Früher hast du milder geurteilt.“

„Mag sein!“ verteidigte sich der Freund. „Aber wenn man sich da außen den süßen Gewohnheitsschlaf tüchtig aus den Augen gerieben hat, sieht man eben klarer und schärfer. Übrigens — Beispiele beweisen. Stuckardt wird nächstens Major. Hältst du ihn für fähig, eine Abteilung zu führen?“

„Nein, er hat schon mit seiner einen Batterie unheilvolle Dinge angestellt. Er bleibt auch kein Jahr Stabsoffizier, sicherlich.“

„Warum wird er's dann erst? Ich sage dir, er hätte nicht einmal Hauptmann werden sollen. Weiter: Gropphusen?“

„Nun ja, der! Der hat seinen Beruf verfehlt.“

„Warum ist er dann noch da?“

Güntz lachte grimmig vor sich hin. Es sah so aus, als ginge ihm ein boshafter Gedanke durch den Kopf.

„Was meinst du denn, das er hätte werden sollen?“ fragte er.

„Maler,“ antwortete Reimers.

Der andere zog eine Grimasse: „Möglich. Ich denke, er ist zwei Jahrhunderte zu spät auf die Welt gekommen. Schade drum!“

„Wieso?“

„Er hat so ungemein viele Berührungspunkte mit Ludwig dem Fünfzehnten. Par nobile fratrum! Die beiden hätten sich gut verstanden! — Aber drittens: mein verehrter Chef, Hauptmann Mohr. Was denkst du von dem?“

„Dem sitzt ja schon das Messer an der Kehle! Ich wette, er fliegt nach dem Manöver.“

„Und er säuft, seit ich ihn kenne!“

Der Oberleutnant pustete heftig und fuhr mit einem schweren Seufzer fort: „Ich sage dir, Reimers, es macht keine Freude, unter so einem Manne Dienst zu tun! Die Geschichte hängt mir nachgerade eklig zum Halse heraus.“

Reimers nickte. „Ich kann dir's nachfühlen, Alter. Und dabei beneidet dich das halbe Regiment darum, daß du bei der fünften Batterie bist.“

„Pö!“ lachte Güntz. „Da siehst du ja gerade die Bande! Faulenzen wollen sie unter einem Saufaus! Das ist ihnen das liebste, das erstrebenswerteste! Dahin wollen sie, wo es am wenigsten Dienst gibt! Einer wie der andere! Und da sagst du, ich ginge zu weit! Die andern mögen tun und lassen, was sie wollen, aber ich, ich will wissen, wozu ich da bin. Wenn ich mal einen Beruf habe, dann soll er mich auch ausfüllen. Als bloße Dekoration bin ich mir zu gut!“

Reimers gab sich Mühe, den Freund zu beruhigen, aber der Oberleutnant redete weiter: „Du kannst mir glauben, ich war ehrlich entsetzt, als ich in die Batterie kam. Wie vor den Kopf geschlagen war ich! So eine Verlodderung, wie sie da herrscht, hältst du schlechterdings nicht für möglich. Ich fragte mich, wie solche Zustände bei der Abteilung und beim Regiment unbekannt bleiben konnten. Aber da haben sie ein richtiges, ausgebildetes System, für die Besichtigungen in aller Eile etwas zurecht zu schustern, so 'ne Art Potemkinsche Dörfer zu bauen. Und Ehre, wem Ehre gebührt! Man muß zugeben, dann nimmt sich alles vom verehrten Chef bis zum letzten Kanonier höllisch zusammen, so daß die Sache wirklich leidlich klappt. Da scheint sogar eine Art Disziplin in die Gesellschaft zu fahren, aber in Wahrheit ist's ein regelrechter Kompromiß: man nimmt sich ein paar Tage zusammen und

erwirbt dadurch den Anspruch, hinterher desto toller zu faulenzen. Und in diese Wirtschaft muß ausgerechnet ich hineinkommen! — Lieber Junge, du weißt, wie wenig greifbare Resultate ganz natürlich ein Offizier im Frieden erzielen kann, aber nun noch Brief und Siegel drauf, daß man ganz und gar für die Katz seine Pflicht tut! Junge, das ist mir zu viel! Das halt' ich nicht aus! Und das weiß ich: wenn das so fortgeht, dann ziehe ich den Rock aus, so lieb ich ihn habe."

Er sah mit einer wehmütigen Trauer an dem Dunkelgrün seines Überrocks hinunter und lief verzweifelt im Zimmer auf und ab. Dann schloß er mit einem ingrimmigen Hohn: „Jetzt ist noch meine einzige Hoffnung, daß bei meinem lieben Hauptmann ja bald das Delirium zum Ausbruch kommen muß!"

Reimers gab zu bedenken: „Du wirst mir doch aber einräumen, daß gerade bei dieser Batterie außergewöhnlich ungünstige Umstände mitsprechen. Laß dich versetzen, Alter! Provoziere einen Zank mit Mohr! Gegen den bekommst du allemal Recht. Jeder weiß, daß er sich nicht beherrschen kann, wenn er sein Maß voll hat. Geh zu Madelung, oder noch besser, komm zu uns, zu Wegstetten!"

„Das wäre eine Idee," meinte Güntz, „aber es ist doch nichts damit. Denn im Vertrauen: Falkenhein ließ es durchblicken, im Herbst werde ich Hauptmann und wahrscheinlich, eigentlich sicher, Mohrs Erbe."

Reimers sprang freudig auf.

„Aber, lieber Alter, dann ist ja alles gut!" rief er. „Du bringst die fünfte schon ins Lot! Du bist gerade der rechte dazu! Und dein Verdienst ist dann um so größer, je toller es jetzt da hergeht. Wetter ja! Wird das eine zweite Abteilung! Madelung, Güntz,

Wegstetten! Die besten Batteriechefs des ganzen Korps'! Ohne Schmeichelei, Alter."

Aber der Oberleutnant stimmte nicht in seinen fröhlichen Ton ein. „Lieber Kerl," erwiderte er, „du meinst es gut. Aber ich will dir gestehen, mir ist da draußen ein Seifensieder aufgegangen, als wären wir alle ein wenig auf dem Holzwege mit unserem ganzen militärischen System, als ob auch Madelungs und Wegstettens und schließlich auch meine Arbeit falsch, eine vergebliche Mühe sein würde."

Er hielt plötzlich inne; sein freundliches Gesicht war sorgenvoll und düster geworden.

„Wieso?" fragte Reimers betroffen.

Der andere seufzte und antwortete: „Lieber Junge, da muß nun ich einmal dir sagen: ich hab' mir's noch nicht recht überlegt. Ich will erst wieder versuchen, mich an den Frontdienst zu gewöhnen, und recht genau zusehen dabei. Aber ich verspreche dir: wenn ich mir selber klar geworden bin, sage ich dir's offen und ehrlich, was mir jetzt noch etwas verworren durch den Kopf geht."

Reimers fühlte einen krampfhaft festen Druck der Hand des Kameraden, und es war ihm, als ob es feucht in den Augen des Freundes schimmerte.

Leise fuhr Güntz fort: „Junge, lieber Junge, es ist ja nichts weiter dabei, wenn einer erkennt oder vielmehr zu erkennen glaubt, daß er sein Leben einer unfruchtbaren, verfehlten Sache geopfert hat. Was liegt an einem? Aber es ist auch möglich, daß ich mit meinen Befürchtungen Recht behalte, und — das darf ich mir gleich gar nicht ausdenken."

„Welche Befürchtungen meinst du?"

„Ich kann mir nicht helfen, ich muß jetzt manchmal an eine schlimme Zeit denken."

„An welche Zeit?"

„An die Zeit vor Jena."

Reimers fuhr zusammen. Das Unglückswort traf seinen Stolz wie ein Peitschenhieb. Er richtete sich straff auf und fragte: „Warum nicht vor Sedan?"

Der andere blieb ganz ruhig und antwortete: „Sedan — Jena? — Vielleicht hast du Recht, vielleicht ich. Niemand weiß es." —

Güntz vermied es nach diesem Gespräch, in der Unterhaltung mit dem Freunde ähnliche Fragen zu berühren. Wenn Reimers ihn bat, sich näher darüber auszulassen, antwortete er ausweichend: „Ich habe dir gesagt, ich muß mich erst selbst prüfen. Vorher mag ich nicht ins Blaue hinein reden."

Aber allmählich gab er sich immer ruhiger und gleichmäßiger; die anfängliche Bitterkeit seiner sarkastischen Bemerkungen milderte sich, und es gewann beinahe den Anschein, als ob es nur flüchtige Grillen gewesen wären, die ihn nach der Rückkehr von Berlin geplagt hatten.

* *
*

Am Osterfest vollzog sich für die Garnison ein kleines Ereignis.

Oberst von Falkenhein nahm in der Charwoche einen kurzen Urlaub, um seine Tochter aus der Neuchateler Pension in sein Haus zurückzuführen. Nach dem Feste sollte Fräulein Marie „in die Gesellschaft" eingeführt werden.

Reimers überlegte, ob es schicklich wäre, schon an einem der Feiertage den schuldigen Besuch bei Falkenhein abzustatten. Gerade zum Feste hatte er dazu mehr als genug Zeit. Die unverheirateten Herren hatten sich für das Fest fast sämtlich beurlauben lassen.

Er war am Ostermontag tatsächlich der einzige Mittagsgast im Kasino.

So entschloß er sich, gleich an diesem Tage den Besuch zu machen.

Er war nicht im geringsten neugierig auf die junge Dame. Falkenheins Mariechen, — das war damals vor drei Jahren, vor der Pensionszeit, ein hübsches, ein wenig zartes Mädel gewesen. Ein dicker, ganz hellblonder Zopf hatte ihr den Rücken hinuntergebaumelt, und wenn man sie grüßte, war sie jedesmal ganz dunkelrot geworden, und hatte zierlich und ganz geschwind ihren Kinderknix gemacht.

Nun, zart war sie noch als siebzehnjährige junge Dame, und das schmale Gesicht war auch noch von demselben ganz hellblonden Haar umrahmt. Fast schien die Fülle der lockeren Flechten zu schwer auf dem länglichen Kopfe zu lasten. Schöne, klare graue Augen hatte sie außerdem, und ganz besonders fiel Reimers das feine, gerade Näschen auf, an dessen Zucken man sogleich erkannte, ob etwas die kleine Dame innerlich bewegte oder nicht. Ihre Würde als Obersttöchterchen trug sie mit einem niedlichen Stolze zur Schau. Sie bereitete den Thee mit der Gewandtheit einer erfahrenen Hausfrau und leitete das übliche Gespräch mit einer etwas altklugen Sicherheit.

Falkenhein ließ kein Auge von seinem Kinde. Zuweilen lächelte er vor sich hin, wenn sie diesem ersten Gaste gegenüber so unbefangen wie möglich die Honneurs machte, denn er kannte ihre geheime Besorgnis, ob sie wohl in ihrer neuen Rolle als Vertreterin des Hauses bestehen würde. Aber sie machte ihre Sache ausgezeichnet.

Als Reimers sich zum Gehen anschickte, lud ihn der Oberst zum Abendbrot ein.

Der Leutnant nahm mit freudigem Danke an. Er war sicher, daß ihm darnach die Freude an einer von jenen Unterhaltungen zu teil werden würde, die in ihm die Verehrung für den Kommandeur stets noch mehr anfachen und aus denen er ein tausendmal lebendigeres Wissen zu schöpfen meinte, als aus der trockenen Weisheit der Bücher. —

Die Gewohnheiten des Falkenheinschen Haushaltes schienen durch die Ankunft der Tochter nicht verändert zu sein. Wie immer wurde eine einfach besetzte, kalte Platte gereicht.

Wie immer kam auch erst beim Essen „Tante Amalie" zum Vorschein. Die alte Dame spielte beinahe eine komische Rolle. Ihr Gatte, ein Jägerleutnant, war einer der „Vermißten" des großen Krieges. Der herbe Schmerz über den Verlust, den die Ungewißheit über das Schicksal des Gebliebenen noch verdoppelte, hatte damals ihren Geist leicht getrübt. Sie lebte seitdem nur noch der harmlosen Leidenschaft, soviel als möglich zu lesen, und wendete fast ihre ganze armselige Witwenpension den Leihbibliotheken der Residenz zu, die ihr nach und nach ihre sämtlichen Bände schicken mußten. Was in den Büchern stand, war der guten Seele gleichgültig, und es kam ihr auch nicht darauf an, nach einer gewissen Zeit ein Buch zum zweiten Male zu durchlesen. Daneben war sie ein wenig gefräßig geworden, und wenn sie sich auch sonst von jedem Verkehr zurückzog, — bei einer Mahlzeit fehlte sie nie. Angeblich führte sie ihrem Vetter Falkenhein den Haushalt, in Wahrheit hatte aber der Oberst die Bedauernswerte aus Barmherzigkeit aufgenommen. Unter Umständen war es ja auch wirklich nützlich, sie im Hause zu haben, gerade seitdem für Marie eine Art Ehrendame gebraucht wurde.

Reimers hatte sie bereits in ihrer neuen Funktion kennen gelernt.

Als er eingetreten war, hatte Fräulein von Falkenhein mit einem Hinweis auf die halboffene Tür des Nebenzimmers gesagt: „Tante Amalie hat leider Migräne, sie würde sich sonst gewiß freuen, sie zu empfangen, Herr Leutnant.“ Darauf war in dem Nebenraume ein zustimmendes Räuspern laut geworden, und ab und zu hatte man auch Seiten umwenden hören.

Bei Tische stand Tante Amalie ganz richtig Rede und Antwort, wenn man eine Frage an sie richtete, aber sobald sie sich gesättigt hatte, kehrte sie zu ihren Büchern zurück.

Das war immer so gewesen, wenn Reimers bei Falkenhein gebeten war, und jedesmal, wenn die alte Dame sich entfernt hatte, war dann die Zeit gekommen, daß der Oberst bei der Cigarre die Schätze seiner Erinnerung und Erfahrung vor seinem jungen Freunde ausbreitete.

Aber an diesem Ostermontag kam es ein wenig anders.

In Gegenwart eines jungen Mädchens konnten sich die beiden Männer unmöglich über so eingehende, spezifisch militärische Fragen unterhalten, wie sie es sonst wohl gewohnt waren.

Trotzdem empfand Reimers keine Langeweile.

Fräulein Marie wollte nach Tante Amalies Abgang wieder ihre drollig-würdige Allerweltskonversation beginnen, aber der Oberst fiel ihr ins Wort.

„Bürschchen,“ sagte er, „laß nun mal diese glatte Rederei beiseite! Für andere kannst du sie getrost beibehalten, aber Leutnant Reimers schätzt sowas nicht sehr, soweit ich ihn kenne. Und ich kenne ihn, glaube

ich, recht gut. Denke mal, Kleine, er ist einer meiner besten Offiziere im Regiment!"

Darauf sah die kleine Dame den Leutnant mit großen Augen an. „Wenn das Vater sagt, Herr Leutnant," meinte sie treuherzig, „dann gratuliere ich."

Der Oberst lachte hellauf und von da an floß das Gespräch munter und zwanglos hin. Das junge Mädchen wußte von ihren kleinen Erlebnissen gut zu erzählen und stellte gescheite Fragen. Im Vertrauen erkundigte sie sich auch ein wenig bei dem Gaste nach den Regimentsdamen.

Dabei fragte Falkenhein plötzlich: „Sagen Sie, lieber Reimers, Sie verkehren doch nebenan bei Oberleutnant Güntz? Nicht wahr?"

„Jawohl, Herr Oberst."

„Natürlich, Güntz war ja schon früher Ihr Freund. Wissen Sie, die Frau hat mir nämlich ganz ausgezeichnet gefallen, liebenswürdig, offen, gescheit, — und da wir einmal Nachbarn sind, möchte ich ganz gern, daß meine Marie sich ihr ein bißchen anschlösse. Aber die Leutchen scheinen sehr zurückgezogen leben zu wollen!" —

„O, nicht im allgemeinen, Herr Oberst! Nur die übliche, oberflächliche Geselligkeit mögen Güntz' nicht recht."

„Ich auch nicht, und Sie auch nicht, nicht wahr? Ich glaube Sie zu verstehen, meiner lieber Reimers." —

Am nächsten Tage machten Oberleutnant Güntz und Frau Kläre einen Besuch beim Oberst, und in der Folge entwickelte sich zwischen den Nachbarhäusern ein reger Verkehr. Marie Falkenhein holte eine Erinnerung aus der Pensionszeit noch einmal hervor und begann heimlich für Frau Kläre und ihren „süßen Buben" herzhaft zu „schwärmen", und

die Frau Oberleutnant schloß das liebe junge Ding, das die Mutter so früh hatte verlieren müssen, aufrichtig in ihr Herz.

Von dieser Zeit an veränderte sich die gesellschaftliche Stellung der ehemaligen Gouvernante beträchtlich, und die Frau Majorin Lischke lud die „reizende Frau Oberleutnant Güntz“ sogar zu ihrem ganz intimen Kaffeekranz ein. Aber Frau Kläre entschuldigte sich, sie stille ihren Knaben noch immer und könne daher nie länger als zwei Stunden von Hause fort.

Als später die Abende wärmer wurden und ein Verweilen im Freien gestatteten, kam es fast von selbst, daß die Nachbarn zusammen an einem Tische, in einer Gartenlaube, zu Nacht speisten. Man stellte feste Normen auf, was an diesen Abenden aufgetischt werden durfte: kalte Küche und Bier. Nur je eine Maibowle wurde gestattet, und die Bewohner von Waisenhausstraße 55 wechselten in der Besorgung der Speisen und Getränke peinlich genau mit denen von Nummer 57 ab.

Falkenheins ließen aber Tante Amalie zu Hause.

„Die Rechnung wird sonst ungerecht,“ meinte der Oberst mit gutmütigem Spott.

Reimers dagegen ging stets frei aus. Er konnte es nicht durchsetzen, auch seinerseits zu dem Abendbrot beizutragen, und als er einmal triumphierend eine Trüffelleberwurst auf dem Tisch niederlegte, erzielte er nur einen Verweis seitens der beiden Herren, „wegen Nichtbefolgung eines dienstlichen Befehls“, und von Frau Kläre die Bemerkung: „Mein Gott, Herr Leutnant, Trüffelleberwurst in dieser Hitze! Ich bitte Sie, überzeugen Sie sich: sie hat gelitten.“

Im Regiment wurden diese „Intimitäten“ all-

gemein ungünstig aufgenommen. Man fand, ein so vertraulicher Verkehr untergrabe notwendigerweise die Autorität des Kommandeurs. Trotzdem bemühte man sich allgemein eifrig um die Gunst der Frau Oberleutnant Güntz, und der Besitzer der kleinen, von den Güntz' bewohnten Villa erhielt mehrmals anonyme Schreiben des Inhalts, er könne auch um einen beträchtlich höheren Preis Mieter für das Grundstück bekommen. Seltsamerweise war der Biedere aber mit der Rente, die ihm sein Besitz abwarf, vollauf zufrieden.

So erlebte Güntz die Genugtuung, daß seine Frau eine der beliebtesten Regimentsdamen wurde, wenigstens wenn man die Häufigkeit der Besuche und die Zärtlichkeit der Besucherinnen als Maßstab annahm.

Und bereits neckte er sein Weib mit einer neuen Entdeckung: sie sei „exklusiv", behauptete er mit einem Male, „um nicht zu sagen hochnäsig und stolz".

In der Tat war Kläre nur zwei Damen näher getreten. Neben Marie Falkenhein verkehrte sie nur noch mit Frau Hanna von Gropphusen, — ihr Gatte drückte sich aus, „Kläre würdige Frau von Gropphusen ihres Umgangs".

Diese Frau war ein reines Rätsel. Alles an ihr war sprunghaft und ungleichmäßig. Zuweilen ließ sie sich wochenlang nicht blicken, dann stellte sie sich wieder Tag für Tag ein, und man merkte ihr es an, daß sie am liebsten für immer geblieben wäre. Das eine Mal war sie von einer nervös überhasteten Lebhaftigkeit, das andere Mal konnte sie minutenlang schweigend dasitzen und düster vor sich hinstarren.

Der Oberleutnant flüchtete zuletzt geradezu vor ihr. Er meinte: „Das Frauenzimmer ist mir unheimlich. Weißt du, was ich denke, Kläre? —"

Und geheimnisvoll raunte er der Aufhorchenden ins Ohr: „Die hat mal mit Gropphusen zusammen einen Mord begangen und dieses blutige Band knüpft die beiden nun aneinander, obwohl sie sich spinnefeind sind wie Hund und Katze."

Aber Kläre erklärte solche Scherze für sehr unangebracht.

„Was weißt du," schalt sie ganz ernsthaft, „was das arme Weib mit sich herumträgt! Ein Mord mag da allerdings vorgekommen sein, aber dann hat ihn höchstens Gropphusen an der Seele der armen Frau begangen. Mach' deine Witze also über was anderes, Dicker!"

Die glückliche junge Frau empfand ein heißes Mitleid für das unglückliche Weib, das immer von einem ungeheuren Unheil gehetzt zu werden schien. Mehr als einmal hatte ein schwesterliches Gefühl sie gedrängt, die andere nach ihrem Leid zu fragen, nicht aus Neugier, sondern um der Gequälten Erleichterung zu schaffen, aber sie las in den finsteren, hoffnungslosen Augen, daß dieser Kummer allein, ohne Vertraute, getragen werden mußte. So ließ sie Hanna Gropphusen ruhig gewähren. Sie hörte geduldig zu, wenn die nervöse Frau ihr in kurzen, sich jagenden Sätzen von tausenderlei erzählte, unablässig, wie um eine andere, geheime Stimme zu übertönen, und sie unterbrach schließlich mit keiner Frage mehr das dumpfe Schweigen, in dem sie ihr dann wieder, den kleinen häuslichen Verrichtungen des Nähens und Besserns zusehend, fast durch Stunden hindurch gegenübersitzen konnte. Gerade in der Beobachtung dieser harmlosen, friedlichen Tätigkeit schien Frau von Gropphusen sich gleichsam zu erholen. Ihre Züge verloren dann die unheimliche Starrheit, die Span-

nung, die darüber gelegen hatte, wich, und sie atmete, wie von einer grausamen Last befreit, tief und seufzend auf.

„Bei Ihnen ist es so wunderbar ruhig, Frau Kläre," sagte sie zuweilen. „Das tut wohl."

Der Oberleutnant schüttelte den Kopf über ihr wunderliches Gebaren, aber eins söhnte ihn stets wieder mit ihr aus, — daß sie seinen Buben so rückhaltlos als ein ganz einziges Kleinod bewunderte. Die Mutter konnte ihr keinen größeren Liebesdienst erweisen, als ihr zuweilen den Knaben auf den Schoß zu legen. Hanna sah dann mit einer Art verehrender Andacht auf das Kind herab, das durchaus kein Engelsköpfchen aufwies, sondern einen ganz gewöhnlichen, dicken, runden Säuglingsschädel auf dem festen Körperchen trug. Ihr strenggeschnittenes, schmales Antlitz leuchtete in einer verklärten Schönheit, so daß Güntz einmal seiner Frau ins Ohr flüsterte: „Weißt du, Kläre, was der Gropphusen fehlt? — Ein Kind!"

In seiner offenherzigen Art konnte er sich nicht versagen, leicht scherzend sie anzureden: „Gewiß wünschen sich gnä' Frau auch so einen prachtvollen Buben, nicht wahr?"

Da fuhr Hanna Gropphusen wild in die Höhe. Die Hände, die das Steckkissen hielten, bebten vor Aufregung, kaum daß Frau Kläre ihr den Knaben abnehmen konnte und ganz weiß im Gesicht stieß sie hervor: „Ich? Ein Kind? — Um Gottes willen! Nie! Nie!!"

Und wieder schrie sie: „Ein Kind? Nein, nein! Nie! Nie!!"

Dabei nahmen ihre Augen den Ausdruck eines furchtbaren Entsetzens an. Sie hielt die Hände vor

ihr Gesicht, als wollte sie etwas ganz Abscheuliches von sich stoßen.

Güntz trat erschüttert zurück und schlich sich leise aus dem Zimmer, den Knaben, der ein lautes Jammergeschrei erhoben hatte, vorsichtig tragend. Kläre schlang den Arm um die Zitternde und sprach ihr beruhigend, wie einem Kinde, zu.

Frau von Gropphusen ließ sich zu einem Sessel führen. Sie hörte den milden, tröstenden Klang der Worte, ohne ihren Sinn zu verstehen, und saß regungslos in dem Polster.

„Weinen Sie doch, liebe, arme Frau von Gropphusen!" bat Kläre, vor ihr knieend und sie stützend.

Die Gropphusen strich ihr mechanisch das glattgescheitelte Haar aus der Stirn, immerfort mit ihrer schlanken, schmalen Hand, die kalt wie Eis war.

„Nein, Kindchen," sagte sie, „das hilft auch nicht. Damit kommt man auch nicht zur Ruhe."

Plötzlich stand sie auf und sprach in einem erzwungenen, ruhigen Tone: „Verzeihen Sie, liebe, liebe Frau Kläre, daß ich Ihnen Unruhe verursacht habe! Es ist wirklich nicht recht von mir, mich so wenig zusammen zu nehmen. Ich bitte Sie, seien Sie mir nicht böse und bitte, vergessen Sie auch, was geschehen ist!"

Sie machte sich hastig fertig. Ihre Hände zitterten noch, als sie vor dem Spiegel das Hütchen mit den Hutnadeln feststeckte.

„Ich will Sie lieber begleiten, liebe gnädige Frau," erbot sich Kläre.

Hanna Gropphusen aber hatte schon wieder ein Lächeln gefunden. Es stand zu ihrem weißen Gesicht in einem gräßlichen Gegensatz.

„Nein, nein, Frau Kläre!“ wehrte sie ab. „Ich finde schon allein.“

Noch einmal bat sie: „Verzeihung, nicht wahr?“ — und ging.

Güntz hatte unterdessen den kleinen Schreihals nicht beruhigen können. Er war froh, als ihm Kläre den ungebärdigen Sohn abnahm.

„Was hatte sie denn?“ fragte er.

Kläre zuckte die Achseln. „Sie sagt es nicht,“ antwortete sie, „vielleicht kann sie es auch nicht sagen, weil es zu schwer, zu furchtbar ist.“

„Du hast sie ein bißchen allein gelassen?“

„Nein, sie ist fort.“

Der Oberleutnant blickte aus dem Fenster. Kläre, mit dem Buben auf dem Arm, trat neben ihn.

„Sieh!“ sagte er, „da geht sie: jung, schön, reich, elegant, chik —. Hat sie nicht alles, was zum Glück gehört?“

Und kopfschüttelnd setzte er hinzu: „Armes, armes Weib!“

Er gelobte sich insgeheim, keine wohlfeilen Bemerkungen mehr über die Gropphusen zu machen. Eins aber mußte er noch vorsichtshalber seiner Frau ans Herz legen.

„Nicht wahr, Kläre,“ mahnte er, „den Buben gibst du ihr möglichst selten zu halten?“

* * *

Mit dem vorrückenden Frühling schien Hanna von Gropphusen neuen Lebensmut zu gewinnen.

Sie hatte eine Passion, der sie leidenschaftlich ergeben war, in der sie jedes Frühjahr wieder neu auflebte, — das Tennisspiel.

Als Tochter eines Generals, der seine Pension und die weit beträchtlicheren Zinsen seines Privat-

vermögens in Wiesbaden verzehrte, hatte sie sich mit den besten Spielern des Festlands und Englands messen können. Sie war sogar aus mehreren Turnieren als Siegerin hervorgegangen.

In der kleinen Garnison hatte sie natürlich keinen ebenbürtigen Partner finden können, und der einzige, der ihr als ein ernst zu nehmender Gegner erschien, Reimers, war ein ganzes Jahr lang notgedrungen dem Spielplatz fern geblieben. Um so mehr freute sie sich auf die kommenden, schönen Tage.

Anfangs hatte sie Kläre Güntz bewegen wollen, mitzuspielen, aber die junge Frau weigerte sich standhaft.

„Liebe gnädige Frau," meinte sie, „ich bin vielleicht zu pedantisch, aber ich betrachte eben alles, was ich vorhabe, sehr gründlich von allen Seiten. Namentlich auch vom ästhetischen Standpunkt aus. Und sehen Sie, da halte ich die schnellen Bewegungen des Tennis für mich, wie ich nun einmal bin, rundlich und klein, für sehr unvorteilhaft."

Güntz stand dabei und rief lachend aus: „Gottlob! Endlich mal eine Eigenschaft von dir, Kläre, die nicht absolut vorzüglich und ausgezeichnet ist!"

Er wandte sich an Frau von Gropphusen und fuhr fort: „Sie müssen wissen, gnädige Frau: was meine Gattin da eben sehr kunst- und wortreich ausgedrückt hat, das heißt auf deutsch: ich bin viel zu eitel, bei etwas mitzumachen, das mir nicht gut steht."

„Meinetwegen auch so," gab die junge Frau errötend zu. „Aber ich sehe Ihnen zuweilen zu, gnädige Frau, wenn Sie gestatten."

Und zu ihrem Gatten gewendet neckte sie: „Wenn du nicht etwa mitspielen willst, Dickerchen. Wiederum vom ästhetischen Standpunkt aus." —

Reimers liebte das Tennisspiel.

Man befand sich gerade in der Zeit des Bespannt-exerzierens, in der man oft vier Stunden des Vormittags auf dem Exerzierplatze zubrachte, stets zu scharfem Aufmerken gezwungen und auch körperlich dadurch angestrengt, daß während der Dauer der Übungen der gewöhnliche Exerziertrab vorgeschrieben war. Nachmittags wurde dann nicht minder fleißig am unbespannten Geschütz exerziert, um für die bevorstehende Schießübung wohlgerüstet zu sein. Da war das Tennisspiel gerade der rechte Sport, leicht genug, um auch noch nach starken Anstrengungen ausgeübt zu werden.

Ein wenig Energie gehörte natürlich dazu, die Nachmittagsfaulheit zu überwinden. Dann riß einen der Eifer des Spiels schon von selbst fort.

Regelmäßig waren Frau von Gropphusen und er die letzten, die den Spielplatz verließen. Es kam vor, daß die letzten Bälle nur mühevoll in der hereinbrechenden Dämmerung zu erkennen waren.

Hanna Gropphusen fand, daß ihr Gegner während seiner Abwesenheit sich wesentlich vervollkommnet hatte; er war in Kairo bei Engländern, den unbestrittenen Meistern des Sports, in die Schule gegangen, während sie selbst, bloß mit minderwertigen Spielern spielend, von ihrer früheren Fertigkeit eingebüßt hatte. Jetzt hielten sie sich wohl gerade die Wage.

In diesem Gefühle spielte Reimers leichter und freier. Die gewonnene Sicherheit hatte ihm mehr Ruhe verliehen, und er sah jetzt zum ersten Male, was seinen Augen früher über dem Eifer zu lernen entgangen war, — wie schön Hanna Gropphusen war.

Wenn er sie bei den Geselligkeiten des Winters, von ihrem geheimen Kummer bedrückt, trübe und

teilnahmlos in das bunte Treiben um sie herum starrend, gesehen hatte, war sie ihm zuweilen älter erschienen, als es vierundzwanzig Jahre für eine Frau erwarten ließen, die mindestens äußerlich jeder Sorge entrückt war. Jetzt aber, im blühenden Frühling, im Licht der wärmenden Sonne, in der Lust des Spiels, schien sie wie in einem Jungbrunnenbad neu aufzuleben. Sie hatte nicht nur die kalte Müdigkeit des Winters von sich abgestreift, auch jene Weichheit des Sichgebens, die jungen Frauen eigentümlich ist, war von ihr gewichen. Dafür hatte ihre ganze Art wieder die graziöse Herbheit des Mädchentums angenommen. Mit rücksichtsloser Nichtachtung der Gefahren, die ihr durch eine allzu kühne Drehung oder Beugung des Körpers entstehen konnten, gab sie sich dem Sport hin, und ihre flinken Bewegungen waren von der sorglosen Ausgelassenheit, vor der die wissenden Frauen sich hüten.

Ihr Tenniskostüm, das sie, natürlich ohne Korsett, nur mit einem schmalen Gürtel, trug, war sehr fair: eine helle Bluse, ein mausgrauer Rock, in den Hüften sehr eng anliegend und nicht einmal bis zu den Knöcheln herabreichend, grauseidene Strümpfe und weiße, absatzlose Schuhe von dänischem Leder.

Die Regimentsdamen fanden diesen Anzug „indezent“, aber keine hätte sich besonnen, sich ähnlich oder am liebsten ganz genau so zu kleiden wie Frau von Gropphusen, wenn es ihr nur eben so gut gestanden hätte.

Frau Regimentsadjutant Kauerhoff, die geborene von Lüben, hatte es ein einziges Mal unternommen, in einem gleichen Kostüm zu erscheinen, nur daß der Rock von marineblauer Farbe war.

Man wußte nicht, woran es lag, — der Rock

war sogar eher etwas länger als bei der Gropphusen, aber das Ganze sah weit bedenklicher aus als bei jener. „Ordinär" fand es Frau Oberleutnant Keyl I. Und doch war Frau Kauerhof eine schöne Erscheinung, groß, noch schlank zu nennen, eben nur von der Fülle junger Blondinen. Diese gerade merkte man allerdings besonders in der lockeren Bluse; die Blicke der jungen Leutnants verweilten mit einer geradezu unanständigen Beharrlichkeit darauf, und auch unterhalb fanden sie eine interessante Tatsache heraus: die Waden der Frau Regimentsadjutant begannen ganz dicht oberhalb der Knöchel.

Es waren derbe Waden.

Daß weiterhin die Kauerhof in dem weißen Schuh eine ganz kolossal breite Patte hatte, das konstatierten die Damen mit absolut reiner, sittlich einwandfreier Befriedigung — bezüglich des übrigen aber bat eine Abordnung Frau von Wegstetten, die rangälteste der tennisspielenden Damen, mit der Frau Regimentsadjutant ein vertrauliches Wort zu reden.

Da aber tauchte eine Schwierigkeit auf: die Frau Hauptmann weigerte sich beharrlich, den diskreten Auftrag auszurichten. Man verdarb es nicht ohne weiteres mit einer Dame, deren Papa im Kriegsministerium der Abteilung für persönliche Angelegenheiten vorstand.

So wäre die Angelegenheit vielleicht zur Freude der jungen Herren unentschieden geblieben, wenn nicht ein glücklicher Zufall den Oberleutnant und Regimentsadjutant Kauerhof am Tennisplatze vorübergeführt hätte.

Er geleitete seine Gattin ritterlich nach Hause und führte sie wortlos vor den Spiegel. Die gesteifte Bluse war zerknittert, wohl auch etwas von Schweiß

durchfeuchtet, und die Schuhe, die neu ganz hübsch knapp gesessen hatten, waren ausgetreten.

„Liebe Marion," sagte Kauerhof, „ich habe nichts dagegen, wenn du dich auf Bällen so tief dekolletiert zeigst, wie du willst, denn du bist schön —"

Er küßte sie auf die Bluse und fuhr fort: „Aber ich bitte dich doch, so wie jetzt, dich den Leuten nicht zu zeigen."

Marion war errötet und antwortete: „Du hast recht, Männe. Nun weiß ich, weshalb heute Fröben und Landsberg so um mich herum waren."

Plötzlich zog sie ein Mäulchen und trotzte: „Aber Frau von Gropphusen geht doch genau so."

Darauf erwiderte ihr der Gatte ruhig: „Mein Kind, quod licet Jovi, non licet bovi."

Er hatte nämlich das Gymnasium besucht.

Marion rümpfte die Nase und fragte argwöhnisch: „Du, was heißt denn das?"

Und Kauerhof übersetzte galant: „Wenn zwei dasselbe tun, ist es doch nicht dasselbe. Du bist schöner als die Gropphusen, Marion, aber sie ist magerer als du."

Denn galant mußte man auch nach der Ehe gegen eine Frau sein, die eine geborene von Lüben und die Tochter des Abteilungschef im Kriegsministerium war, der die persönlichen Angelegenheiten bearbeitete. — —

Fortan trug Frau von Gropphusen das chike Tenniskostüm wieder allein. Keine ahmte es ihr nach. Und sie trug es mit einer herausfordernden Grazie, die die anderen Damen immer neidischer machte.

Das Urteil, das Frau Oberleutnant Keyl I eigentlich über das Kleid der Kauerhof gefällt hatte, ging nun auf das der Gropphusen über: es war „ordinär".

Nur die kleine Leutnant Möller, geborene Keyl, das unverbesserliche enfant terrible des Regiments, die sich auf deplazierte Bemerkungen geradezu kapriziert zu haben schien, schwärmte: „Ach nein, ich finde Frau von Gropphusen ganz richtig zum Küssen entzückend in ihrem Kostüm. Wenn ich ein Mann wäre, würde ich mich ganz sicher in sie verlieben. Und ich — ich möchte mich ganz furchtbar gerne auch so anziehen.“

Betrübt sah sie an sich hinab. Sie trug auch beim Tennis sehr, sehr lange Röcke. Denn sie hatte, genau wie ihr jüngerer Bruder, Oberleutnant Keyl II, etwas gekrümmte Beine. —

Reimers war des leichten Getändels und des Flirtens, dem andere Kameraden den größten Teil ihrer Zeit und Ausdauer widmeten, vollständig ungewohnt. Er dachte deshalb gar nicht daran, seine Bewunderung für Frau von Gropphusen sonderlich zu verbergen.

Es kam nicht selten vor, daß er die leichtesten Bälle versäumte, weil ihn gerade eine Bewegung oder eine Stellung seiner Gegnerin schön dünkte. Ihre Füße, die auch in den unvorteilhaften Sportschuhen fein und schmal blieben, schienen, den Flügeln einer streifenden Schwalbe gleich, den Boden nur zu fächeln, und im kühnsten Sprung, der bei anderen grotesk ausgesehen hätte, legte sie die geschmeidige Grazie einer Katze an den Tag.

Reimers fragte sich erstaunt, wo er früher wohl seine Augen gehabt hätte, daß ihm diese Augenweide entgangen war. Er glaubte, nie etwas Schöneres gesehen zu haben.

Hanna Gropphusen aber schalt, wenn er in naivem Staunen zu ihr herüberschaute.

„Herr Leutnant,“ rief sie, „Sie sind unaufmerksam, Sie müssen mehr auf den Ball acht geben!“

Aber wenn sie seine bewundernden Blicke auf sich gerichtet sah, stieg ihr eine feine Röte ins Antlitz, über die vom Eifer des Spiels belebten Wangen hinweg, bis in die weiße Stirn, in der sich eine einzige frühe Falte seltsam genug ausnahm.

„Sehen Sie, Herr Leutnant,“ sagte sie an einem Maiabend, „nun sind wir wieder die letzten.“

Die Sonne war eben untergegangen. In der Luft schwebte der leichte Dämmerungsdunst, der vom Flusse her sich ausbreitete, von den letzten Strahlen des Tages noch rötlich gefärbt.

Frau von Gropphusen hatte den rechten Fuß auf einen Gartenstuhl gestützt und knüpfte einen losen Senkel ihres Schuhes.

Reimers wartete mit ihrem Rakett in der Hand.

Der Anblick der sich niederbeugenden, in sich zusammengeschmiegten Frau war trotz der ungewöhnlichen Stellung von einer vollendeten Harmonie.

Er sagte einfach und überzeugungsvoll, aber ohne jeden leidenschaftlichen oder werbenden Ton in der Stimme: „Sie sind wunderschön, gnädige Frau!“

Hanna von Gropphusen beugte sich tiefer auf ihre Nestelei. Sie wollte etwas erwidern, das ebenso natürlich wäre wie seine Worte, aber sie fand nichts, nichts als die gräßliche Phrase: „Ich bitte Sie, Herr Leutnant, fangen Sie nicht an zu schmeicheln!“

Ihre Stimme klang ein wenig heiser dabei.

Dann gingen sie nach der Stadt zu, erst den Fußpfad an der Wiese entlang, deren entfernteste Fläche zum Spielplatz hergerichtet war, dann die kurze Strecke Landstraße bis zu den ersten Häusern, schweigend, Seite an Seite.

Über Reimers lag es wie ein starker Bann. Es war ihm unmöglich zu sprechen. Er hörte die flüchtigen raschen Schritte neben seinen langsameren, er hörte das Rascheln des seidengefütterten Rockes im Rhythmus dieses Schreitens, und wenn der warme Abendwind nach dem Flusse zu strich, atmete er einen schwachen Duft ein. Er mußte an die schlanken, schönen Arme denken, die er im Sonnenlicht durch den dünnen Mull des Ärmels hatte schimmern sehen; von ihnen, von der köstlichen, glatten, weichen Haut dieser Arme, ging wohl dieser zarte Duft aus. Er verspürte plötzlich das Verlangen, diese schönen Arme zu küssen.

Frau von Gropphusen vermied es, ihren Begleiter anzusehen. Nur einmal schaute sie verstohlen zu ihm auf, mit einem scheuen, fragenden, zweifelnden Ausdruck. Zufällig wandte sich Reimers gerade zu ihr. Die Blicke begegneten einander und lösten sich langsam wieder von einander los.

Am Gartentor küßte er ihr zum Abschied die Hand. Sie schrak ein wenig zusammen und sagte mit einem mühsamen Versuch zu scherzen: „Mein Gott, was ist uns jetzt passiert? Im wärmsten Maiwetter haben wir alle beide eiskalte Hände.“ —

Reimers eilte verwirrt nach Hause.

Um ein halb neun Uhr war er bei Güntz zum Abendessen geladen. Es war Mittwoch, „sein“ Tag. Vor geraumer Zeit schon hatte es acht Uhr geschlagen, und er mußte sich noch umkleiden. Denn der Oberst, der sicherlich von drüben kam, liebte es gar nicht, seine Offiziere in Zivilkleidern zu sehen, wenn es sich nicht um eine Jagd oder eine andere sportliche Angelegenheit, eben Tennis z. B. handelte.

In seiner Wohnung fand er alles handgerecht bereit gemacht: frisches Wasser im Waschbecken, ein

Frottierhandtuch, Wäsche, die mittlere Überrockgarnitur, Stiefeln, Taschentuch, ein Paar neugewaschene Handschuhe.

„Haben Herr Leutnant sonst noch Befehle?“ fragte Gähler.

Reimers antwortete: „Nein, ich danke.“

Darauf zog sich der Bursche mit einer markierten Stellungnahme zurück. Der Leutnant brauchte beim Umziehen keine Handreichungen.

Reimers sah sich um: es fehlte nichts. Er konnte mit Gähler zufrieden sein. Selbst die angerissene Flasche Rotwein stand auf dem Tisch neben der mit perlfrischem Wasser gefüllten Karaffe. Ein Glas Wasser mit einem Schuß Rotspon darein war das beste Mittel, um den Durst zu löschen, den man vom Tennisplatze mitbrachte.

Hastig goß er ein Glas von dieser Mischung hinunter. Das kühlte wundervoll. Er bereitete sich noch ein zweites und trank es langsamer aus. Das Wasser war so kalt, daß die Wände des Glases anliefen. Aber es schien ihm, als sei die helle Glut, die ihm in der Kehle, in der Brust, im Kopfe, überall brannte, nicht dadurch ausgelöscht.

Er machte sich geschwind daran, sich umzukleiden. Es fehlten nur noch wenige Minuten an ein halb neun. —

Er war fast fertig und brauchte nur noch den Überrock anzuziehen — da verschwand plötzlich alles, was um ihn war und was er vorhatte, in eine weite unendliche Ferne. Er fühlte sich losgelöst von Raum und Zeit.

Mechanisch ließ er sich in einen Sessel nieder; er stützte den Kopf in die hohlen Hände und schloß die Augen.

Er dachte an Hanna Gropphusen, — wie wunderschön sie war, wie einzig wunderschön, — an den Blick, den sie zu ihm aufgeschlagen hatte, und an die Frage, die in ihren schönen, scheuen Augen geschrieben stand. Er meinte, diese Frage deuten zu können. „Soll ich wirklich noch einmal glücklich sein? Darf ich's wirklich hoffen? Und ärst du es, der mir das Glück brächte?" hatten die scheuen Augen gefragt. Aus einem unermeßlichen Abgrund von Unglück und Verzweiflung heraus hatten sie gefragt.

Wie unglücklich war diese Frau!

Und wie wunderschön! — —

Die Tür ging. Gähler trat ein.

Reimers fuhr auf: „Was wollen Sie?"

„Herr Leutnant verzeihen," stammelte der Bursche, „ich glaubte, Herr Leutnant wären fertig."

Er hatte Mütze und Säbel in der Hand.

„Schön! Gut! Geben Sie her!"

Der Leutnant vollendete in Eile seinen Anzug und lief nach der Waisenhausstraße.

Man setzte sich eben zu Tisch, als er den Garten betrat. In der Laube von wildem Wein war alles wie an den anderen Abenden. Die Menschen waren dieselben und die Stimmung, eine freie, herzliche Fröhlichkeit nach ehrlich getaner Pflicht. Aber Reimers kam sich dieses Mal wie ein Fremder vor. Er, der sonst der munterste unter den fünf Tischgenossen gewesen war, blieb diesen ganzen Abend still und versonnen. — —

Seine Leidenschaft für Frau von Gropphusen wuchs mit jedem neuen Tage. Er gab sich keine Mühe sie zu bekämpfen. Gewiß war die geliebte Frau die Gattin eines anderen, eines Kameraden, aber er glaubte ihr selbst in Gedanken mit keinem Wunsche

zu nahen, und wenn das einmal geschehen sollte, fühlte er sich stark genug, sich zu bezwingen.

In der Tat fiel kein Wort zwischen den beiden, das nicht ebenso gut Dritte hätten vernehmen können. Selbst bei der Begrüßung oder beim Abschied gab es keinen bedeutsamen, innigeren Druck der Hand, nur die Blicke tauschten heimliche Geständnisse aus, redeten von einer großen, heißen Liebe, klagten ein furchtbares, tiefstes Leid und spendeten süßesten Trost, umarmten und liebkosten sich.

Und wenn es nur anging, standen sie sich auf dem festgestampften Kies, durch das dünnmaschige Netz getrennt, gegenüber. Die Frau wußte, daß sie dem Geliebten in ihrer Schönheit ein herrliches Fest rüstete, und der Mann hing mit verehrenden Augen an dem edlen Spiel ihrer wundervollen Glieder.

Natürlich bemächtigte sich der Garnisonklatsch des willkommenen Opfers. Die Gropphusen hatte seit dem Flirt mit Major Schrader einen ganzen Winter lang keinen Anlaß zum Gerede gegeben. Um so geschäftiger waren nun die bösen Zungen an der Arbeit.

Es dauerte nicht lange, so richteten einzelne von den jüngeren Herren halb scherzhafte, mehr oder weniger unzarte Bemerkungen an Reimers.

Der kleine Dr. von Fröben drohte mit dem Finger, und gestattete sich bloß ein beziehungsreiches: „Ja, ja. Stille Wasser sind tief!“ Landsberg indessen gratulierte ihm geradezu.

„Sie sind glücklich,“ sagte er mit der Miene eines Jammertropfes, „ich — ?“

Und er erging sich in plumpen Lobpreisungen der körperlichen Vorzüge Frau von Gropphusens, „dieses eminent rassigen Weibes“, wie er sie nannte.

Reimers wies ihn grob zurück.

Im Grunde öffneten ihm solche Anzapfungen nur die Augen darüber, wie jungenhaft zurückgeblieben er gegenüber den anderen in seiner ganzen Weltanschauung war.

„Sie sind ein merkwürdiger, jugendlich-unwirklicher Mensch," hatte ihm vor kurzem einmal der Oberst gesagt. Reimers glaubte es fast selbst. Über ein Frauenzimmer, dessen Huld man gekauft hatte, dachte man allenfalls so wie Landsberg, nicht aber über eine Frau, der man gesellschaftliche Ehren erwies. Er wußte wahrhaftig nicht, ob Frau von Gropphusens Brust hoch oder tief ansetzte, — er wußte nur, daß die Frau schön war.

Am liebsten hätte er dem ekelhaften Landsberg eine Maulschelle heruntergehauen, aber das hätte nur einen Skandal gegeben, und den mußte er um der geliebten Frau willen vermeiden.

Jedenfalls zog er sich ein wenig von ihr zurück. Niemals sollte sie seinetwegen leiden. Er hielt sich zeitweilig vom Tennisplatz fern und wenn er da war, spielte er nicht mehr ausschließlich mit ihr.

Hanna Gropphusen war dann wie niedergeschmettert. Sie verstand ihn nicht. Was tat es, daß die Klatschmäuler über sie herfielen? Ungerechterweise noch dazu? Sie war es gewöhnt und hatte eine derbe Haut, durch die die Stiche von solchem Geschmeiß nicht hindurchdrangen. Und er war ein Mann. Deshalb wollte er sich von ihr wenden? Von ihr, die sich zu seinen Füßen hätte niederwerfen und betteln mögen: „Laß mir deine Liebe! Ich lebe ja nur durch dich!"

Ein krampfhaftes Schluchzen stieg ihr in der Kehle empor. Um sich nicht davon überwältigen zu lassen, mischte sie sich unter den dichtesten Schwarm, in die lebhafteste Unterhaltung. Sie gab sich laut und lär-

mend, nur um ihn fühlen zu lassen: „Ich bin doch noch da!“, und wie eine wilde Sehnsucht überkam es sie, sich ihm um jeden Preis bemerkbar zu machen, selbst auf die Gefahr hin, ihm wehe zu tun, ja gerade deshalb, um ihm wehe zu tun.

Sie kokettierte dreist mit den Herren und sagte mit einer tonlosen, zitternden Stimme Abscheulichkeiten, die sich ungeheuerlich in ihrem Munde ausnahmen.

Eines Abends waren sie noch zu dritt auf dem Spielplatz, sie, Reimers und Landsberg, an den sie in dieser schrecklichen Zeit ihre unnatürlich lebhaften Worte mit Vorliebe richtete. Gerade weil sie wußte, daß er Reimers verhaßt war. Übrigens fühlte sich der Tropf dadurch nur geschmeichelt.

Man ruhte vor dem Nachhauseweg noch ein wenig aus.

Landsberg hatte sich im Gras der angrenzenden Wiese gelagert und sah beharrlich geradeaus.

Reimers empfand diese liegende Stellung als eine Flegelei und schaute finster zu dem Kameraden hinüber. Unwillkürlich folgte er der Richtung seiner Blicke.

Hanna von Gropphusen hatte sich auf einen Stuhl gesetzt und achtlos die Beine übereinandergeschlagen. Bis zum Knie hinauf waren sie in den grauen Strümpfen sichtbar.

In Reimers quoll eine ungeheuere Wut empor. Er wollte den schmutzigen Burschen in die Höhe reißen und ihn ohrfeigen.

Da hatte auch Frau von Gropphusen Landsbergs Blicke bemerkt. Sie wandte sich verächtlich ab und ordnete langsam ihr Kleid.

Reimers stand auf. Er mußte etwas zerbrechen,

zerstören, zerschmeißen. Wirbelnd schwang er das Rakett in der Hand, um es dem Buben an den Schädel zu werfen, — plötzlich ließ er es sinken. Es hatte einen Ruck im Handgelenk gegeben. Das Rakett entfiel ihm.

„Was haben Sie?" fragte Frau von Gropphusen.

„Nichts," gab er rauh zur Antwort. „Ich wollte mich nur verabschieden, gnädige Frau."

Er verbeugte sich steif. Es war ihm dunkel vor den Augen, und er sah nur verschwommen, daß die Frau aufgestanden war.

Einen Augenblick blieb sie stumm. Dann erwiderte sie mit unendlich sanfter Stimme: „Aber begleiten Sie mich heute nicht nach Haus, Herr Leutnant?"

„Wie gnä' Frau befehlen!"

Landsberg verabschiedete sich eilig und gedrückt, die zwei gingen langsam hinter ihm drein.

Am Abendhimmel hingen schwere Regenwolken, und zuweilen strich ein Windstoß über das Feld.

Reimers schritt schnell aus.

Einmal unterbrach Hanna Gropphusen das schweigende Nebeneinandergehen: „Sie haben sich die Hand verletzt?"

„Ja — nein —, ich weiß nicht."

Als sie am Gartentor der Gropphusenschen Villa anlangten, war es fast ganz finster geworden.

„Zeigen Sie mir Ihre Hand!" bat die Frau leise.

Reimers hielt sie wortlos hin. Das Handgelenk war dick geschwollen.

Plötzlich neigte sich Hanna darüber und hauchte einen flüchtigen Kuß über die wehe Stelle. Als sie sich wieder aufrichtete, liefen ihr Tränen über die Wangen.

Reimers beugte sich ein wenig. Er faßte ihre herabhängenden, kühlen, weißen Finger und küßte sie — lange.

„Hanna!“ schluchzte er dabei.

Sie strich ihm sanft über die Stirn und nickte traurig.

Dann ging er.

Ganz von fern schaute er zurück. Alles lag im Dunkel. Ein Blitz zuckte am Horizont entlang. Da unterschied er eine undeutliche Gestalt, die sofort wieder in der Finsternis versank. — —

Der Oberstabsarzt urteilte: „Es ist nichts Gefährliches, lieber Reimers. Sie haben sich übergriffen. Eine feste Bandage und Arnikaeinreibung! Dienst können Sie getrost tun, Tennis spielen natürlich einstweilen nicht.“ —

Damit war es ohnehin zu Ende. Der Abmarsch in die Schießübungen stand bevor.

Von den Kameraden erfuhr Reimers, daß auch Frau von Gropphusen nicht mehr auf den Spielplatz komme. Sie sei nicht wohl, hieß es, wolle ins Bad. Die Herren lächelten dabei. Sicher dachten sie für sich: „Aha! Es hat einen Krach gegeben!“

Ihm war das gleichgültig. Er wußte es besser.

Aber auch die vier Tischgenossen aus der Waisenhausstraße schienen mit dieser Wendung der Dinge gar nicht unzufrieden zu sein.

Wenn er früher zu spät gekommen war und sich entschuldigte: „Ich habe mich beim Tennis verspätet,“ da hatten sie allesamt eine fatale Art von Zugeknöpftheit zur Schau getragen, die erst ganz nach und nach vom Tische gewichen war, zuweilen auch gar nicht.

Mit einem Male traten sie ihm wieder mit der alten, offenen Herzlichkeit entgegen. Seine Handver-

letzung schien überhaupt niemand ernst zu nehmen, man hielt sie wohl für einen geschickten Vorwand.

Er redete dawider, was er konnte, er zeigte die Geschwulst, — sie hatte allerdings bereits wieder abgenommen —, aber nirgends fand er Glauben.

Das Allerseltsamste kam zuletzt.

Frau Kläre hatte mit Marie Falkenhein ein wenig im Garten promeniert und mochte wohl durch den Buben abgerufen sein, — so traf Reimers die Tochter des Obersts allein.

Er verabschiedete sich ehrerbietig.

Da sah ihm das junge Mädchen mit den klaren grauen Augen voll ins Gesicht und sagte: „Es freut mich aufrichtig, Herr Leutnant, daß Sie so entschlossen dem häßlichen Gerede ein Ende gemacht haben. Es tat mir um Frau von Gropphusen und auch um Ihretwillen leid, garstigen Dingen zuhören zu müssen und nichts dagegen sagen zu können."

Reimers verneigte sich. Er vergaß fast vor Staunen, Frau Kläre Adieu zu sagen.

So warm und herzlich hatte Marie Falkenhein ihm das gesagt, und so ehrlich und gut hatte sie ihn dabei angeschaut, daß er fast ein wenig Rührung verspürte.

Es kam ihm in den Sinn, daß der Mann, der das junge Mädchen einmal als Weib heimführte, ein stetes, ruhiges Glück finden würde. Es lag eine sichere Bürgschaft dafür in ihrem festen Blick.

Aber über den unberührten, klaren Augen des Mädchens sah er die gramvollen der unglücklichen Frau, die er liebte.

Er sah die schweren Tränen über die blassen Wangen herabrollen und sah, wie sie unbeweglich im flüchtigen Licht des Blitzes stand und darnach in der schwarzen, nächtlichen Finsternis versank.

VII.

„Hinaus in die Ferne
Mit lautem Hörnerklang!“
(Methfessel.)

Der durch Steindruck vervielfältigte Regimentsbefehl vom 31. Mai, dem Sonnabend vor Pfingsten, lautete:

1) Am 3. Juni 6³⁰ V. steht das Regiment zum Marsch nach dem Truppenübungsplatz in der Waisenhausstraße bereit. Spitze: Ecke der Braugasse. Reihenfolge: 1., 2., 3., 4., 5., 6. Batterie. Trompeterkorps mit Harmonieinstrumenten.

2) Das Regiment marschiert geschlossen bis Obergruna.

3) Die Gepäckwagen, Reservemannschaften pp. sind abteilungsweise vereinigt 5³⁰ V. in Marsch zu setzen. Die von den Abteilungen hierzu kommandierten berittenen Unteroffiziere sind für alle Vorkommnisse während des Marsches voll verantwortlich.

4) Vom 3. Juni an treten die vom Regiment ausgegebenen Bestimmungen über das Verhalten auf dem Truppenübungsplatz, bezw. bei den An- und Abmärschen in Kraft.

5) Am 5. Juni 11⁰ V. steht das Regiment ausgeruht auf der Straße Hinterriedern-Truppenübungsplatz bereit. Spitze: Kilometerstein 28,5. Reihenfolge: 6., 5., 4., 3., 2., 1. Batterie. Trompeter mit Harmonieinstrumenten.

6) Es wird erneut auf den diesseitigen Befehl vom 15. d. M. hingewiesen. Mannschaften ist für das Pfingstfest Urlaub **in keinem Falle** zu erteilen. Es ist den Mannschaften in geeigneter Weise bekannt zu geben, daß sie an Stelle des aus dienstlichen Gründen für Pfingsten ausfallenden Urlaubes nach den Schießübungen — soweit dessen würdig — auf Ersatz rechnen dürfen.

7) Die Vorbereitungen für den Marsch sollen möglichst schon bis heute Abend vollendet sein.

8) Für den ersten Feiertag unterliegt die Erteilung von Nachturlaub keiner Beschränkung; Nachturlaub für den zweiten Feiertag ist in keinem Falle zu erteilen.

gez. von Falkenhein.
Oberst und Regimentskommandeur.

Daß es nun auch für Pfingsten keinen Urlaub geben sollte, das hatte manchem von den Rekruten einen herzhaften Fluch entlockt. Man hätte sich gar zu gern wieder einmal zu Hause umgetan und sich den Verwandten und den Freunden in der Uniform gezeigt. Aber was half es? Man mußte sich schon fügen.

Den beiden Freunden Vogt und Klitzing war auch ein derber Strich durch ihre Rechnung gemacht worden. Sie hatte schon so schön gestimmt: Vogt hatte sich's vom Vater erbeten, den Kameraden mit auf Urlaub bringen zu dürfen. Nun — aufgeschoben war ja nicht aufgehoben.

Für den ersten Feiertag kamen sie darum doch nicht um Nachturlaub ein. Alle beide fanden kein Vergnügen daran, in den heißen Tanzsälen mit irgend einem Frauenzimmer herumzuspringen.

Weise dagegen war dort wie zu Hause. Kaum war den Rekruten der Ausgang in die Stadt frei gegeben worden, so hatte er schon eine Braut. Sehr schön war sie allerdings nicht und auch nicht allzu jung, dafür bezahlte sie ihm stets die ganze Zeche, und als er ihr die Heirat versprochen hatte, kaufte sie ihm sogar eine Extrauniform.

Der jugendliche Bräutigam machte unter den Kameraden nicht gerade feine Witze über seine liebesdurstige Dame, aber so ganz spaßhaft faßte er die Angelegenheit doch nicht auf. Die ältliche Braut betrieb am Eisenbahndamm in der Nähe des Flusses, im Viertel der Schiffs- und Kohlenarbeiter, einen schwunghaften Handel mit Fleischwaren und Cigarren. Er überlegte bei sich, daß dieser einträgliche Laden eine recht passende Ruhestätte für die Zeit nach dem Dienen sein würde, viel bequemer und einträglicher als seine schwere Schlosserarbeit in der Fabrik, besonders wenn man dabei ein wenig den Arbeiterführer spielte und den Handel ein bißchen politisch aufputzte. Dann war er des größtmöglichen Zulaufs sicher. Er wunderte sich, daß in dem kleinen Neste, das eine immerhin zahlreiche Arbeiterbevölkerung aufwies, noch keiner auf diese schlaue Idee gekommen war. So wollte er der Schlaukopf sein. — Vorausgesetzt natürlich, daß ihm inzwischen nicht etwas noch Besseres einfiel. —

Während er durch das vordere Tor in die Arme seiner Braut eilte, die schon wartend auf der Landstraße auf und ab ging, verließen Vogt und Klitzing die Kaserne durch den rückwärtigen Ausgang.

Langsam stiegen sie den Zickzackweg zur Höhe empor; sie hielten oben auf dem Ausblick eine kleine Rast und bummelten dann einen Feldweg entlang

nach einem Vorwerk, in dem ein grauhaariger Bauer nebenbei noch eine alte Schenkgerechtsame ausübte.

Vor Jahrzehnten war das Holzbergvorwerk eine Vorspannstation für die Fuhrleute gewesen, die ins Böhmische hinein wollten. Jetzt hatte die Eisenbahn den meisten Verkehr an sich gerissen, und selbst die neue Kunststraße hatte sich eine andere, ebenere Stelle herausgesucht, um die Gebirgsterrasse zu erklimmen.

Vogt hatte die einsame Wirtschaft ausgekundschaftet, und er ging fortan an jedem freien Feiertag hin, obwohl das Bier recht matt vom Zapfen lief.

Das Vorwerk war rings von Feldern umgeben. Die Stadt und die Kaserne langen hinter dem Abhang der Hochfläche versteckt, in der ganzen Runde sah man nichts als jungsprossiges Getreide und fette Wiesen; allenfalls in der Ferne ein Dorf mit seinen Ziegeldächern inmitten der grünen Gärten und nach der Grenze zu die Linien des Forstes, ganz am Horizont endlich den Gebirgszug, der im Sommerdunst verschwamm.

Das war ein Ausblick, der ihm Freude machte. Jawohl, da hatte Klitzing die Augen aufgerissen, dieser arme Teufel von einem Städter, der nicht einmal eine Weizenähre von einer Roggenähre unterscheiden konnte, geschweige denn die grünen Sprossen von Hafer und Gerste! Das war weit! Das war groß!

Der Bauer vom Vorwerk war ein Mann wie der Vater daheim, einer, der seinen Boden liebte, immer der Meinung, daß nur die Arbeit, die man selbst verrichtete, gut und recht war. Er und der junge Soldat waren bald gute Freunde und einmütig in dem Bedauern Klitzings, des Dritten, der so gar keine Ahnung davon hatte, was für eine Kraft und was für Schätze in der Erde steckten.

Während die beiden Bauern breit und umständlich ihre Meinungen austauschten, freute sich der Schreiber der köstlichen Ruhe, die über dem einsamen Hof lagerte.

Der Tisch war auf den gepflasterten Hof hinausgetragen worden. Eine breitkronige Roßkastanie hielt die heiße Sonne vom Platze ab. Die roten Blütenkerzen waren von Bienen umsummt und hauchten ihren starken Duft aus. Zuweilen rauschte ein leiser Wind durch die Äste und verschob den dichten Blätterschirm, so daß einzelne Strahlenkringel über die weißgescheuerte Tischplatte huschten.

Klitzing lehnte sich im Stuhle zurück und sah mitten in die Blätter und Blüten hinein.

Wie schön das alles war! Der Baum, der Schatten, der Frieden, der hier herrschte!

Nirgends noch hatte er eine so süße, erquickende Ruhe gefunden.

Er lächelte ein wenig.

Welchem Umstand hatte er es im Grunde zu danken, daß er diese schöne, friedliche Stätte betrat, die er sonst nie betreten haben würde? — Doch nur dem, daß er Soldat war.

„Wahrhaftig," dachte er, „alles hat sein Gutes." — —

Vogt hatte bei einer schicklichen Gelegenheit Sergeant Wiegandt gebeten, ihn mit Klitzing zusammenzuschreiben, wenn nach Vollendung der Ausbildung die Mannschaften der Batterie in „Geschützkorporalschaften" abgeteilt würden. Wiegandt hatte nicht nur dies getan, er hatte sie sogar beide zu seinem Geschütz, dem 6., genommen, Klitzing mit seinen scharfen Augen als Richtkanonier oder Nummer 2, Vogt als Nummer 1, der das Abfeuern oblag.

So kamen sie nebeneinander, nur durch das

Kanonenrohr getrennt, auf die Lafettensitze des 6. Geschützes zu sitzen.

Als Wegstetten mit seiner hellen, schneidigen Stimme sein „Batterie — aufgesessen!“ kommandierte, murmelte Vogt zu Klitzing hinüber: „So, nun kann die Reise losgehen.“

Die lange Kolonne der sechsunddreißig Geschütze und sechs Munitionswagen des Regiments setzte sich langsam in Bewegung. Im Anfange stockte der Marsch oft, und von der Musik an der Spitze hörte man über dem Gerassel und Getöse keinen Ton, zumal in der letzten Batterie am letzten Geschütz nicht, das nur durch den Munitionswagen von dem Ende des Zuges getrennt war. Hinter dem Wagen ritt noch als allerletzter Wachtmeister Heppner.

„Rührt euch!“ kommandierte vorn der Oberst, und die Zug- und Geschützführer gaben das Kommando nach rückwärts weiter.

Man konnte es sich nun bequem machen.

Vogt lachte Klitzing fröhlich an. Das war gar nicht übel, am dritten Pfingstfeiertage ein wenig sich spazieren fahren zu lassen. Die Sitze der Kanoniere waren zwar weder auf der Protze noch auf der Lafette mit weichen Polstern versehen, und die Geschütze entbehrten jeder Art von Federn, aber auf der ebenen Landstraße merkte man nicht viel von dem Schütteln und Rütteln; höchstens, wenn die Räder über frisch aufgeschüttetes Geröll knirschten, zitterte und zuckte es unter dem Sitze.

Zu allem Glück war am Nachmittag des Pfingstmontags ein derbes Gewitter niedergegangen, das den Staub auf den Straßen gelöscht hatte. Jetzt schien eine milde Sonne, die Luft war noch frisch vom Regen,

man kam einmal ein wenig heraus aus der Garnison, — was wollte man Besseres?

Vogt und Klitzing rollten ganz zufrieden in ihrer hartfederigen Equipage zwischen den blühenden Kirschbäumen der Chaussee hin. —

Der Munitionswagen, der noch hinter dem letzten Geschütz sich anreihte, war nur mit vier Pferden bespannt.

Jnoslawski saß auf dem Vordersattelpferd. Auch er war vergnügt und lachte den beiden Kameraden, die vor ihm auf der Lafette saßen, fröhlich zu. Scherzend trieb er seine zwei Gäule so an, daß die Pferdenasen beinahe die Gesichter der Kanoniere streiften. Die „Cora", die Jnoslawski ritt, schnappte sogar nach Vogts Kopfe.

Klitzing hatte sich mit einer etwas ängstlichen Miene weit zurückgebeugt, aber Vogt gab der Stute einen derben Klapps aufs Maul, so daß sie sich erschreckend bäumte. Jnoslawski verlor dabei die Bügel. Jm Augenblick war auch Heppner von hinten zu ihm vorgaloppiert.

Der Wachtmeister hatte die Frechheiten, die sich der Pole, seine Unkenntnis der deutschen Sprache vorschützend, seinerzeit gegen ihn herausgenommen hatte, keineswegs vergessen. Jetzt war eine gute Gelegenheit, dem Lümmel den faulen Spaß einzutränken.

Er ließ Jnoslawski nur die Bügel hoch nehmen.

Die „Cora" mit ihrem harten, hohen Trab ohne Bügel reiten, das genügte.

Jn der Tat verdüsterte sich Jnoslawskis Gesicht nach wenigen Augenblicken bedeutend. Es lief krebsrot an, und der Schweiß floß ihm in Strömen von der Stirn. Wie er sich auch setzte, immer trafen ihn die Stöße des trabenden Pferdes hart und schütternd.

Seine Eingeweide wurden heftig durcheinander geworfen. Er bekam Seitenstechen und biß krampfhaft die Zähne aufeinander.

Heppner sah von hinten den Helm des Fahrers unablässig auf und nieder tanzen. Er brauchte gar nicht vorzureiten, er konnte sich schon denken, wie das Gesicht des Polen ungefähr aussah.

Wie er beim Halt an Inoslawski herantrat, fand er seine Erwartung noch übertroffen.

Genau so wie damals, als ihm der Pole die Gebärde nachgemacht hatte, schlug er die Hände über dem Kopfe zusammen.

„Inoslawski! Kerl!" rief er, „wie siehst du denn aus?"

Der Fahrer sah stumm beiseite.

Für den Weitermarsch zündete er sich eine Pfeife an, auf deren Kopf eine Mutter Gottes gemalt war. Aber er schmauchte seinen Tabak mit mißmutiger Miene. Wenn man wie zerschlagen im Sattel hing, machte einem auch das Rauchen nicht mehr Spaß.

Erst am Abend, im Quartier, gewann er seine gute Laune wieder.

Der ganze Zug, das fünfte und sechste Geschütz und der Munitionswagen, lag mit Mann und Pferd in einem großen Gehöft zusammen, insgesamt ein Sergeant, ein Trompeter, zwei Unteroffiziere, einundzwanzig Mann und zwanzig Pferde.

Der Gutsbesitzer ließ es an nichts fehlen. Die Streu für die Mannschaften war dicht und weich geschüttet; saubere Laken waren über das Stroh gebreitet und warme Wolldecken zum Zudecken. Als Nachtmahl wurden zwei riesige gekochte Schinken aufgetragen, dazu eine Unmasse Kartoffelsalat, mit Speck angerichtet und mit Kopfsalat untermengt, eine wahre

Göttermahlzeit. Der noble Bauer hatte außerdem ein derbes Faß Braunbier und eine Hundertkiste Cigarren gespendet.

Die Leute wollten sich ihm dankbar erweisen. Sie zogen in geordnetem Trupp vor das schmucke Herrenhaus und brachten dem Gutsbesitzer ein Hoch aus.

Dann saßen sie noch singend und rauchend um die große Hoflinde herum, bis kein Tropfen mehr vom Hahne lief. Es war dabei dunkel geworden. Die meisten von den Mannschaften wurden allmählich schläfrig, nur ein paar schielten nach dem Brunnen hinüber, wo die Hausmägde für den nächsten Tag Kartoffeln wuschen und schälten. Aber es schlich sich keiner hin. Denn gleich bei der Ankunft hatten alle dem Besitzer versprochen, die Frauenzimmer auf dem Gute in Ruhe zu lassen. Dafür hatte wiederum er ihnen das Festmahl ausgerichtet.

Der Handel war ehrlich von dem Bauer gehalten worden, da durfte man sich wohl nicht lumpen lassen, und außerdem schien da ein altes, grobknochiges Frauenzimmer gewissermaßen als Schildwache bei den Mädels aufgestellt zu sein, ein richtiger böser Drache, der einen schon giftig anschaute, wenn man einen Eimer Wasser vom Brunnen holte.

Es war sicherer so. Den prachtvollen Schinken und den frischen Salat im Magen, wußte man, was man hatte.

Und daß der Gutsbesitzer die Mahlzeit auf den Abend gelegt hatte, wo man sich zum Einhauen Zeit nehmen und sich satt und voll essen konnte, ohne hernach Kanonen oder Pferde putzen und zum Dienst laufen zu müssen, das war erst recht eine gute Idee gewesen. So brauchten die Fahrer nur noch einmal nach den Pferden zu sehen, die sich am Heu

hatten gütlich tun dürfen, dann machten es sich alle bequem. Man streckte sich faul und schwer auf die weiche Streu und war eingeschlafen, kaum daß der Trompeter vor dem Hoftor den Zapfenstreich geblasen hatte.

Am zweiten Marschtage traf man es nicht wieder so günstig. Vogt und Klitzing lagen zusammen bei einem Häusler im Quartier. Der arme Teufel besaß nicht einmal eine Kuh. Aber es war wohl richtig, was die alten Mannschaften erzählten, — daß arme Leute zumeist bessere Quartierwirte waren als reiche. Der Tagelöhner setzte den beiden Kanonieren gepökeltes Fleisch mit großen Graupen vor, und zum Abendbrot bekam die Einquartierung Spiegeleier und grünen Salat. Aber die Häuslersleute selbst hielten sich mittags nur an das Gemüse und begnügten sich abends mit Brot und Schmalz. Auf dem Rittergute dagegen wurden die Zugskameraden mit salzigem Speck und Pellkartoffeln abgespeist. —

Am dritten Tage sollte das Regiment auf dem Truppenübungsplatze eintreffen.

Die Gegend wurde nun ebener. Der schwarze Boden nahm allmählich eine hellere Färbung an; an die Stelle des Laubwaldes traten Fichtengehölze, und zuweilen unterbrachen unfruchtbare Sandstrecken die Flächen der Getreidefelder.

Zuletzt breitete sich eine ganz flache Landschaft aus. Am Horizont wurde sie durch einen gewaltigen Forst begrenzt.

Im Näherkommen erkannte man vor dem Walde einzelne weiße Häuser, und seitlich vorwärts ragte ein hoher, dicker Wasserturm in der Ebene empor.

Hauptmann von Wegstetten ließ halten und ab=

sitzen. Die 6. Batterie war als erste am Sammelplatze angelangt.

Weiter zurück auf der eben durchmessenen Chaussee und auf einem Nebenwege sah man langsam die anderen Batterien herankommen. Schließlich trafen die beiden Abteilungskommandeure mit ihren Adjutanten ein und zuletzt der Oberst mit seinem Stabe. Er nahm die Meldungen der Stabsoffiziere entgegen und setzte sich nach einem kurzen Aufenthalt an die Spitze seines Regiments.

Das Trompeterkorps voran, zog die lange Reihe von Mannschaften, Pferden und Fahrzeugen in das Barackenlager ein. Dem Infanterieposten am Lattentore erlahmten beim Präsentieren fast die Arme. Es dauerte geraume Zeit, bis der letzte Offizier an ihm vorbei war.

Die Geschütze und Wagen fuhren nebeneinander auf einem Parkplatze auf. Die Pferde wurden ausgespannt und die Tornister von den Geschützen losgeschnallt. Dann rückten die Fahrer nach ihren Ställen ab, die Kanoniere nach den Wohnbaracken. Jedem einzelnen war bereits durch die Quartiermacher der Platz angewiesen, so daß man bloß sein Bett und seinen Schrank in Besitz zu nehmen brauchte.

Die jungen Mannschaften, die noch nicht im Lager gewesen waren, machten lange Hälse.

Im allgemeinen sah es ganz einladend aus. Eine breite Heerstraße lief, zu beiden Seiten von breiten Fußwegen begleitet, anscheinend kaum absehbar durch das ganze Lager. An ihr entlang waren dann zur Linken die Wohnbaracken, zur Rechten die Ställe erbaut.

Die Wohngebäude sahen eines wie das andere aus: in der Mitte ein einstöckiger, viereckiger Bau und

von ihm auslaufend je ein Seitenflügel, der die Mannschaftsstuben enthielt, hohe, luftige Räume, die bis unter das Holzgerüst des Schieferdaches reichten. Auf der Rückseite waren dann kleine überdachte Veranden vorgebaut, in denen bei schlechtem Wetter der Unterricht und die Appells abgehalten wurden.

Jenseits dieser Vordächer begann dann sogleich der Wald, ein dichtes Gehölz von schönen, stattlichen Fichten. Durch die Fenster drang der harzige Nadelduft in die Stuben.

„Siehst du, Heinrich," meinte Vogt zu Klitzing, „das ist nun unsere Sommerfrische. Nicht? Ist das nicht eine wahre Pracht, diese Luft?"

Der Schreiber hielt einen Augenblick mit Auspacken inne und sog den kräftigen Geruch tief in die Lungen.

„O ja," antwortete er, „hier läßt sich's schon aushalten." —

Eine „Sommerfrische" war allerdings die Zeit auf dem Truppenübungsplatze nicht gerade. Das merkten alle beide bald genug heraus. Es gab höllisch zu tun in diesen Wochen, aber man tat ganz gern mit. Das Scharfschießen war ein ander Ding als das Hantieren mit der Exerziermunition in der Garnison, das auf die Dauer namenlos langweilig wurde.

Es war ein ganz besonderes Gefühl, mit dem man die scharfen Geschosse in die Hand nahm, die so sauber in ihrem roten Anstrich, mit dem blanken Messing des Zünders und dem blitzenden Kupfer der Führungsringe ausschauten.

Das Häuschen, in dem die scharfe Munition ausgegeben wurde, lag, von einem hohen, dicken Erdwall umgeben, weit ab von den anderen Gebäuden in der Nähe des Parkplatzes. Daran sah man gleich,

wie gefährlich der Inhalt war. Aber die Feuerwerker, die die Schrapnells und die Zünder ausgaben, gingen gleichgültig mit den Geschossen um, als stäke nicht Tod und Verderben in jedem einzelnen. Und doch waren ein paar hundert Bleikugeln in jedem Schrapnell, die recht gut eine ganze Kompagnie außer Gefecht setzen konnten, die Sprengstücke des Mantels gar nicht gerechnet.

Vogt schleppte mit Klitzing einen Korb voll Schrapnells nach dem Munitionswagen hin. Es war eine tüchtige Last und eine unheimliche dazu. Aber der muntere Bursche konnte es nicht lassen, dem Kameraden einen kleinen Streich zu spielen.

Er blieb unterwegs plötzlich stehen, ließ den Korb ein wenig sinken und rief: „Heinrich, sieh doch! Die Dinger gehen los!"

Aber Klitzing erschrak nicht im geringsten. „Da wäre doch auch nichts weiter bei," erwiderte er ruhig.

„Na ja," meinte Vogt, „es war ja bloß ein Spaß."

Er hätte eigentlich wissen können, daß der Schreiber vor nichts irgendwie Furcht hatte, wie schwächlich er auch war. Was den Mut anbetraf, war er wirklich ein ganzer Kerl. — —

Übrigens schien das erste Schießen nicht gerade gefährlich zu werden. Nur vierundzwanzig Schrapnells, also für jedes Geschütz sechs Schuß, waren dafür ausgesetzt. Es war ein Schulschießen, gewissermaßen eine Übung für die jüngeren Offiziere, und Leutnant Landsberg sollte die Batterie kommandieren.

Die Mannschaften waren ungemein neugierig, was er wohl zustande bringen würde. Der geschniegelte, zimperliche Bengel war bei jedermann im höchsten Maße unbeliebt. Außerdem war er offen-

bar nicht gerade einer von den Klügsten, denn beim Bespannterezieren in der Garnison waren auf ihn allein mehr Tadel- und Scheltworte niedergehagelt, als auf die ganze übrige Batterie zusammen. Immer wieder hatte die Trompetenstimme Wegstettens über den Platz gegellt: „Herr Leutnant Landsberg, Sie sind nicht vor Ihrem Zug!“ „Herr Leutnant Landsberg, Sie haben viel zu viel Abstand!“ Ab und zu hatte der kleine Hauptmann auch einen grimmigen Fluch ausgestoßen, war auf seiner hochbeinigen „Walküre“ herangebraust und hatte sich in einer gröberen Tonart hören lassen: „Herr Leutnant Landsberg, dösen Sie nicht!“ oder „Herrr!! Passen Sie zum Donnerwetter endlich auf! Schlafen Sie nicht! Es ist schon spät am Tage!“

Die Geschützführer und Vorderreiter hüteten sich natürlich, den hochmütigen Menschen durch leise Zurufe aufmerksam zu machen, wenn er sich nicht mehr vor der Mitte des Zuges befand, falsche Richtung hatte, oder sonst einen Verstoß gegen das Exerzierreglement beging, — eine Unte-stützung, die sich selbst Leutnant Reimers gern gefallen ließ, der doch seinen Kram gründlich zu verstehen schien.

Aber Landsberg hatte sich das verbeten. „Ich verstehe meine Sache schon allein,“ sagte er.

Daraufhin ließ man ihn reiten, wohin es ihn gut dünkte, und freute sich, wenn es derb über ihn herging.

Nun sollte er heute gar die ganze Batterie kommandieren. Vorsorglich begleitete Wegstetten die Expedition des jungen Mannes, um nötigenfalls helfend einzugreifen.

Er sollte es bald nötig haben.

Die Batterie rückte vom Parkplatze ab und ver-

ließ das Barackenlager durch das Lattentor. Kurz darauf bog sie von der Straße ab und fuhr auf der Heide zurück, der riesigen Fläche des Übungsplatzes zu.

Plötzlich krähte die überschnappende Stimme Landsbergs: „Batterie — ha—lt!“ und gleich darauf: „Schrapnells, Aufschlag!“

Die Mannschaften grinsten. Ein paar von den Kanonieren waren abgesessen und standen ratlos da. Es sollte geladen werden und dabei war noch nicht „Umhängen!“ kommandiert! Wie sollte man aber laden, wenn die Lafetten- und Protzkästen noch verschlossen waren und wenn der Verschlußüberzug noch über dem Rohre lag? Der schlaue Herr Leutnant hatte das Kommando, das noch vor dem Abrücken vom Parkplatz hätte kommen müssen, vergessen.

Aber das Dümmste war, daß er nicht einmal merkte, was los war. Wegstetten hielt ruhig neben ihm. Er hatte die Bügel losgelassen und baumelte mit seinen kurzen Beinen gemütlich hin und her. Seine Augen blitzten höhnisch zu dem ratlosen Leutnant hinüber.

„Ja, Herr Leutnant Landsberg,“ sagte er achselzuckend, „wenn ich jetzt Kanonier wäre, ich wüßte auch nicht, was ich tun sollte!“

Der Leutnant hob seine tadellos behandschuhte Hand zum Helm und erwiderte: „Zu Befehl, Herr Hauptmann.“ Aber der erlösende Gedanke fiel ihm nicht ein.

Da richtete sich der Hauptmann auf, und seine helle Stimme schallte über die Batterie hinweg: „Umhängen!“

Nun kam Leben in die Mannschaften, jeder führte emsig die zugeteilten Obliegenheiten aus.

Wegstetten aber wandte sich zu dem Leutnant, der nicht sehr geistreich dreinschaute: „So, Herr Leutnant, nun dürfen Sie das Kommando wieder übernehmen.“

Er wartete den Gruß Landsbergs gar nicht erst ab. Die „Walküre“ bekam ein paar derbe Sporen hinter den Gurt und mußte seitwärts in einem weiten Zirkel galoppieren. Irgendwie mußte der Ärger sich Luft machen, wenn man so einen Offizier in der Batterie hatte, einen Menschen, der die Eigenschaften eines Dummkopfes und eines Faulpelzes, eines Gecken und eines Liederjahns in schöner Vereinigung aufwies. Als er sich endlich wieder zur Batterie zurückfand, hatte die dicke, große „Walküre“ Schaum zwischen den Hinterbacken, und ihre Flanken flogen.

Unterdessen ließ Landsberg laden.

Am 6. Geschütz brachte Truchseß, der Brauer, als Nummer vier das Schrapnell recht zaghaft heran. Wie leicht konnte so ein Biest losgehen! Gar, da nun die Zündschraube darauf geschraubt war, die das Ding draußen explodieren lassen sollte! So ein Vieh hatte auch seine Mucken!

Die alten Mannschaften wußten da schaurige Geschichten zu erzählen von Unglücksfällen, die schon beim Scharfschießen passiert waren. Da war beim Laden ein Geschoß nach hinten explodiert und hatte der Nummer drei ein richtiges Loch durch die Brust gerissen, genau von dem Kaliber wie das Geschoß. Hernach, als der Tote weggetragen worden war, hatte die Sonne durch den Leichnam geschienen, und mitten im Schatten des Körpers war ein heller Sonnenfleck aufgetaucht, kreisrund und genau so groß wie der Boden eines Geschosses.

Daran mußte der Brauer in einem fort denken,

und er schob das Schrapnell recht behutsam in das Rohr hinein. Aber Klitzing stieß es kräftig mit dem Ansetzer vor, daß das Metall des Geschosses hell gegen die Rohrwand klang.

Truchseß flüsterte: „Du, Landsmann, sei doch nich so derb! Das Aas kann doch losgehen!"

Aber Klitzing lächelte nur, und der Brauer dachte mürrisch: „Na ja, dem Schreiber scheint sein Leben ohnehin nicht viel Spaß zu machen, — aber mir doch!"

Er schob vorsichtig die Kartusche hinterdrein und atmete auf, als der Verschluß wieder zurückglitt und damit die Geschichte wenigstens nicht mehr nach hinten, auf ihn zu, losgehen konnte.

Die Batterie setzte sich nun wieder in Bewegung und fuhr in einem bequemen Trabe auf dem Übungsplatze vor.

Vogt schaute von seinem Sitze aus auf den Boden, über den man hinwegkam, eine sandige, mit hohen Heidekrautsträuchern bewachsene Fläche. Mißbilligend brummte er vor sich hin: „Ein gottverlassener Fleck Erde das! Was soll wohl da wachsen außer diesem zähen Krautgestrüpp?"

Dabei war der Boden durchaus nicht eben. Als die Batterie zur Linie aufmarschierte, mußte man sich fest gegen die Trittbretter der Sitze stemmen, um bei den Sprüngen des Geschützes nicht heruntergeschleudert zu werden.

Mitten in einem üppig wuchernden Heidekrautfelde wurde abgeprotzt. Es war ein ganz sonderbares Bild — die Kanonen und die einzelnen Kanoniere zwischen den friedlichen Sträuchern. Die blühenden Zweige reichten den blauen Geschützrädern fast bis zur Achse, den Menschen bis über die Kniee, und der Lafettenschwanz war ganz von ihnen überwuchert.

Wie durch einen kleinen Wald mußten sich die Bedienungsmannschaften erst einen Weg durchs Kraut treten.

„Schrapnells! Aufschlag! Geradeaus! Batterie vor dem Wegweiser am Waldrande! Drittes Geschütz! Zweitausendachthundert!" kommandierte Leutnant Landsberg. „Vom linken Flügel Feuer!"

„Vom linken Flügel Feuer" — das hieß, das 6. Geschütz sollte beginnen, sollte die Ehre haben, vom Regiment den ersten Schuß der diesjährigen Übung abzugeben.

Klitzing als Richtkanonier stellte den Aufsatz im Nu auf 2800, setzte sich rittlings auf den Lafettenkasten und kurbelte das Rohr herunter, bis das Ziel auf dem Korn aufsaß.

Die feindliche Batterie war nicht eben schwer zu entdecken. Man hatte dem jungen Offizier keine allzu schwere Aufgabe gestellt. Weit draußen, wo die Heide gelb und sandig schimmerte, hoben sich sechs dunkle, ziemlich breite Scheiben von dem hellen Boden ab, jede zu beiden Seiten von kleineren umgeben. Das waren die sechs bedrohten Kanonen mit ihren Bedienungsmannschaften.

Sergeant Wiegandt als Zugführer sah die Richtung nach. Er nickte zufrieden und kommandierte: „Sechstes Geschütz — Feuer!"

Darauf sprangen die Kanoniere aus dem rückwärtigen Geleise der Lafette, und Vogt riß auf „Feuer" die Abzugsschnur mit einem kurzen Ruck an sich.

Es gab einen gewaltigen Knall, und das Geschütz rollte schwerfällig wohl acht Schritt zurück. Im Augenblick war es wieder auf die alte Stelle vorgebracht.

Weit draußen aber in der Heide stob nach wenigen Sekunden erst eine helle Staubwolke auf, als ob eine

ungefüge Hand kräftig in den Sand gepatscht hätte, und kurz hinterher, fast gleichzeitig, verschwanden die Scheiben in einer großen grauen Rauchwolke. Als der Rauch sich verzogen hatte, waren die Mannschaftsscheiben zur Linken der dritten Geschützscheibe verschwunden, und auch die Kanone selbst schien beschädigt worden zu sein, sie stand ganz windschief da.

Der erste Schuß war ein Volltreffer.

Im Grunde bedeutete das weiter nichts, als daß eine ausgezeichnete Seitenrichtung genommen worden war. Die Entfernung stimmte rein zufällig genau mit der Schätzung überein.

Aber so etwas machte trotzdem Freude.

Oberst von Falkenhein hielt seitwärts von der Batterie auf seinem großen Schweißfuchs. Er hatte das Ziel mit dem Feldstecher beobachtet und ein leises anerkennendes „Donnerwetter!" vor sich hingemurmelt, als er durch das scharfe Glas draußen die Holzstücke im Rauche fliegen sah. Nun wandte er sich nach der Batterie und rief ein kurzes „Brav, der Richtkanonier!" hinüber.

Wegstetten war neben ihm abgesessen und schmunzelte. Jawohl, es blieb doch seine sechste Batterie, wenn sie auch ein Schafskopf kommandierte.

Das Schießen verlief ohne Störung. Nach der Ermittelung der Entfernung wurden die Schrapnells mit Brennzünder verfeuert. Nun krepierten sie pünktlich über dem Ziel. Die kleinen Wölkchen zeichneten sich zierlich von dem dunklen Waldhintergrunde ab. Auf der Erdoberfläche draußen sah es dann aus, als ob schwere Regentropfen auf eine staubige Landstraße fielen. Überall spritzten winzige Sandsäulen in die Höhe.

Die Kanoniere hatten sogleich nach dem ersten Schuß alle Scheu vor der scharfen Munition verloren. Selbst Truchseß faßte herzhaft beim Laden zu, und als die vierundzwanzig zugeteilten Schrapnells zu Ende waren, hätten sie gar nicht ungern länger mitgetan. —

Bei der Schießbesprechung kam Landsberg glimpflich weg. Er hatte vier scharfe Treffer von einem Schrapnell. Das war ein ganz erträgliches Ergebnis. Allerdings war es hauptsächlich dem Zufallstreffer des ersten Schusses zuzuschreiben, der allein die ganze Bedienungsmannschaft eines Geschützes außer Gefecht gesetzt haben würde.

Der Leutnant setzte eine hochmütige Miene auf, als ob er sagen wollte: „Bei mir war das ja selbstverständlich."

Falkenhein, der sich stets sorgfältig über jeden einzelnen Offizier auf dem Laufenden hielt und bisher nicht das Günstigste über den jungen Herrn gehört hatte, hielt es daher für angemessen, ihm ein wenig den Stolz zu beschneiden.

„Übrigens, Herr Leutnant Landsberg," sagte er, „hat es Ihnen Ihr Batteriechef auch sehr leicht gemacht. Als jüngster Offizier des Regiments hatten Sie auch die leichteste Aufgabe. Messen Sie daran Ihr wirkliches Verdienst und seien Sie versichert, daß man Ihnen nächstes Jahr nicht wieder solche Scheunentore als Scheiben hinbauen wird."

Darauf wandte er sich gemütlich zu Wegstetten und fragte: „Sind Sie nach dem Schießen hinausgeritten, lieber Wegstetten, und haben Sie sich die Scheibe — die mit dem vollen Treffer meine ich — angesehen?"

„Zu Befehl, Herr Oberst. Das Schrapnell muß beinahe innerhalb des Geschützes krepiert sein."

„Nicht wahr? — Und spaßhaft war es: der erste Schuß im Jahre ein Volltreffer. Das macht Ihnen keiner nach, Wegstetten!“

Der Hauptmann wehrte geschmeichelt lächelnd das scherzhafte Lob ab: „Es war doch nur Zufall, Herr Oberst.“

Aber der Oberst fuhr ernsthaft fort: „Nun, doch nur zur Hälfte. — Und noch eins, lieber Wegstetten. Sagen Sie, der Richtkanonier von diesem Flügelgeschütz mit dem Glücksschuß, — ist der vielleicht krank gewesen? Er fiel mir auf. Er sah ja wie das liebe Leiden Christi aus.“

Wegstetten gab Auskunft, soviel er selbst von dem Manne wußte. Das übrige tat Reimers dazu, nur Landsberg stand stumm dabei.

„Eigentlich müßten Sie mir das alles sagen können, Leutnant Landsberg!“ tadelte Falkenhein. „Sie haben doch die Rekruten ausgebildet und müßten daher auch darüber orientiert sein.“

Zu Wegstetten gewandt fuhr er fort: „Wenn der Mann so tüchtig ist, wie ich da höre, kann man ihm die Sache ja ein wenig leichter machen.“

„Zu Befehl, Herr Oberst,“ beeilte sich der Hauptmann zu erwidern. „Ich hatte vor, ihn im Herbste als Hilfsschreiber zu verwenden.“

Das war nicht wahr. So lange Zeit vorher konnte man an solche Einzelheiten unmöglich denken, auch als Chef der ausgezeichnetsten Batterie im ganzen Armeekorps nicht. Aber es machte sich vortrefflich, und außerdem war es eine wirklich praktische Idee.

Falkenhein nickte zufrieden: „Sehen Sie, mein lieber Wegstetten, das ist wieder mal ein Gedanke von Ihnen, der mitten ins Schwarze trifft. Man darf die Leute nicht über einen großen Kamm scheren. Einzeln

muß man sie sich ansehen. Der eine dient dem König am besten mit seinen kräftigen Armen und Beinen, Ihr Richtkanonier eben mit den Augen und mit der Feder."

Er legte die Hand an die Mütze, und die Herren verabschiedeten sich.

Sie hatten sehr verschiedene Gedanken, als sie ihren Wohnräumen zustrebten.

Reimers dachte voll warmer Bewunderung: „Was für ein Mann, der über seinen großen Pflichten noch mit dem kleinen Schicksal eines armen Teufels von Kanonier sich befaßt."

Wegstetten schmunzelte. Man durfte nur nicht maulfaul sein, nur nicht sein Licht unter den Scheffel stellen! Lieber einmal zuviel mußte man geben, als zu wenig. Dann tat man den Vorgesetzten einen kleinen Gefallen und sich selbst den allergrößten.

Landsberg endlich spottete für sich: „Über einen lappigen Kerl von Kanonier schwätzt der Mann beinahe ebenso lange wie über mein prachtvolles Schießen. Und das ist hernach der vielgerühmte Oberst von Falkenhein!" — — —

Am Morgen beim Scharfschießen hatten fast alle Kanoniere gern mitgetan, — aber das Geschützreinigen hinterdrein war nach niemandes Geschmack.

Dieses rauchlose Pulver ließ im Rohr einen abscheulichen, zähen Schleim zurück, der beileibe nirgends haften bleiben durfte. Da hieß es, immer wieder frisches Wasser in das Rohr schütten, Schmierseife darein mengen und mit dem Wischer so lange reiben und pumpen, bis das Wasser so spiegelklar wieder herausfloß, als es hineingegossen war.

„Kerls," pflegte Sergeant Wiegandt zu sagen, „wenn ihr nicht Appetit kriegt, das Wasser gleich

aus dem Rohr zu trinken, dann ist's noch nicht rein genug. Denn man immer weiter!"

Und hernach erst das Trocknen! Man mußte die Lappen und Tücher so dick um den Wischer wickeln, daß der Wulst kaum in die Mündung sich einführen ließ. Sonst blieben die Innenkanten und Winkel des gezogenen Rohres naß, und ein Fleckchen Rost auf dem blanken Metall, — das war beinahe so schlimm wie ein Totschlag. Es galt zu stoßen und zu würgen, zu ziehen und zu zerren, daß der Schweiß in Strömen von der Stirn troff. Dann wurde das Rohr mit einem gelinden Ölüberzug eingefettet, und am nächsten Tage begann das Schießen und hinterher die Plackerei des Reinigens wieder von neuem.

Da war es schon vergnüglicher, an den Nachmittagen über den Platz weg zu den Zielen hinaus zu wandern, nur im Drillichzeug und den Brotbeutel umgehangen, — zum Kugelsuchen. Die Heide brannte freilich in der glühenden Sonne, so daß man die Hitze des Bodens durch die Sohlen fühlte, aber das machte nichts aus bei der leichten Mühe. Dabei konnten sich diejenigen, die ein scharfes Auge hatten, einen gar nicht unansehnlichen Verdienst verschaffen. Die gußeisernen Sprengstücke galten allerdings nur wenige Pfennige das Kilo, schon mehr die Bleikugeln, das meiste aber die Messing- und Kupferteile. Wer Glück gehabt hatte, brachte es fast auf zwei Mark Erlös.

Das waren die Preise, die von der Militärverwaltung bezahlt wurden. Der Althändler gab natürlich mehr dafür, und so kam es, daß manches Stück an einer heimlich gekennzeichneten Stelle niedergelegt wurde, um hernach gelegentlich abgeholt und verschachert zu werden.

Besonders aber hatte sich in dem benachbarten

Forst trotz aller Wachen und Patrouillenreiter ein richtiger Nomadenstamm von Bummlern und Strolchen angesiedelt. Sie stürzten sich fast noch während des Schießens auf eine hervorstechend wertvolle Beute, einen Blindgänger etwa, und verschwanden blitzschnell, ehe ihnen die Posten zu nahe kamen. Zuweilen wurde bei einer Streife im Walde eine Hütte, wie sie sich diese Landstreicher aus Zweigen und Erde für die Nacht erbauten, gefunden und gestört. Aber die Bewohner waren natürlich längst geflüchtet. Dann wieder, wenn die Mannschaften sich zum Suchen zerstreut hatten, tauchten plötzlich zerlumpte Gestalten auf, die sich irgendwo wie Hasen in eine Furche geschmiegt hatten. Sie schlugen auf der Flucht vor der berittenen Patrouille Haken, abermals wie die Hasen, und rannten im gestreckten Galopp dem Dickicht zu, in das ihnen der Reiter nicht folgen konnte. — —

Die „Sommerfrische", von der Vogt und Klitzing im Anfang geträumt hatten, erwies sich also als eine Zeit, in der man vor Dienst und Arbeit beinahe nie zur Ruhe kam. Trotzdem wurden die Anstrengungen leichter ertragen, als in der Garnison. Einmal half die Mannigfaltigkeit der Übungen darüber hinweg, und dann war vor allem die fürchterlichste Plage des Soldatenlebens zu Hause gelassen worden, — jenes einförmige Drillen, unter dem man erstickte und dessen Zweck man niemals einsehen lernte.

Da war man beim Marschieren so gräßlich gezwickt und gezwackt worden, bis alles auf einen Schlag klappte und knallte, da war man beim Turnen wie ein steifer Pappelmann gehupft und gesprungen, anstatt frei die Kräfte zu üben und den Körper gelenkig zu machen, — und nun hatte es fast den Anschein, als sei die ganze abscheuliche Plage, die einem das

ganze Soldatsein verbittern konnte, nur für die eine Parade, nur für die eine Besichtigung dagewesen.

Das sahen selbst die dümmsten Leute, geschweige denn Vogt mit seinem einfachen, klaren Verstande, ein, daß die Schießübungen hier auf dem Truppenübungsplatze das Allerwichtigste von der ganzen Ausbildung waren. Hier zeigte sich's wenigstens einigermaßen ernsthaft, was man gelernt hatte. Und wo war da auch nur eine Spur von dem famosen Parademarsch, von dem Turnen auf Kommando? Hier war Klitzing, der zu Hause der allerjammervollste Soldat gewesen war, mit einem Male zu Ehren gekommen. Beim Preisrichten hatte er den ersten Preis erhalten, weit, weit vor allen anderen. Aber sein Marschieren war nicht besser geworden, und turnen hatte er auch nicht gelernt. Eigentlich war er also doch ein miserabler Soldat!

Vogt schüttelte den Kopf, wenn er darüber nachdachte.

Immerhin, — er, als Artillerist konnte noch zufrieden sein, andere waren weit schlimmer daran.

In die Nebenbaracken war vor einigen Tagen ein Infanterieregiment eingerückt. Man konnte die Bataillone exerzieren sehen, wenn man durch das Gatter hinter dem Stall auf den Platz hinausschaute.

Da war ein Major, ein dürrer, gelbhäutiger Mensch, — der konnte sich nie und nie zufrieden geben. Das Bataillon stand bis über Mittag draußen in der Sonne, und nach einer kurzen Eßpause fing die Schinderei von neuem an. Zum Teufel auch! Wie sollten ein paar hundert Menschen so gleichmäßig sein können, wie eine Maschine? Und was für einen Zweck hatte das? Erst klappte ein Gewehrgriff nicht. Dann, wenn der Griff geklappt hatte, flogen die Hände nicht

gleichzeitig und gleichartig zur Hosennaht, und wenn endlich die Hände gleichzeitig und gleichartig herunterflogen, klappte wieder der Griff nicht. Und beim Marsche gar! Da störte ein einziger, zu tief gehaltener Lauf die Linie der geschulterten Gewehre, und wenn die Gewehre in einer Linie lagen, machte einer die Kniee beim Ausschreiten krumm.

Die Fahrer von der Artillerie hatten sich an den Zaun gestellt. Sie polierten ihre Kandaren und Tauketten und lachten zu dem Theater draußen. Vogt aber fand das nicht im geringsten lächerlich. Was sollte das nur, daß diese paar hundert Menschen auf dem Platze dort so kindische Dinge trieben? Wollten sie etwa so in die Schlacht marschieren? Er dachte an die Scheiben draußen, die von Kugeln wie gespickt waren, wenn ein einziges Schrapnell richtig vor der Front krepiert war. Das wäre Wahnsinn gewesen. Kriechen mußten sie, laufen, springen und wieder kriechen! Und taten's auch, des Morgens, wenn sie ihre Gefechtsschießen auf dem Infanterieplatz abhielten, wo es dann so klang, als ob tausend Telegraphisten emsig bei der Arbeit wären, — immer tack — tack — tack — tack.

Wozu also dieser Unfug, der die Leute nur erbitterte?

Denn die Kameraden von der Infanterie zogen nicht eben heitere Mienen, und besonders auf den dürren, gelben Major richteten sie Blicke, die voll verhaltener Verwünschungen und Drohungen waren. Wenn sie dann einrückten, stellten sie ihre Gewehre in die Ecke, waren todmüde und fluchten über die Zwangsjacke, in der sie steckten.

Zu alledem trug eine Kompagnie des Bataillons die Kaiserabzeichen an den Ärmeln, — sie hatte also

am besten im Armeekorps geschossen. Gleichwohl wurde ihr genau so mitgespielt, wie den anderen, und die ausgezeichneten Schützen lernten ihren Rock trotz der Abzeichen am Ende genau so hassen, wie die anderen. Darnach kam es doch also darauf an, daß diese Masse von Menschen mit Armen und Beinen einer Maschine möglichst gleich kam. Das war wichtiger als das Schießen.

Vogt wußte nicht, was er davon denken sollte. Vielleicht hatte das alles doch seinen Sinn, er kannte ihn nur nicht.

Jedenfalls nahm er sich vor, den Vater darum zu befragen, der war ja Infanterist gewesen.

Einstweilen konnte er nicht anders, — die armen Kerls taten ihm von Herzen leid.

Und wahrhaftig, man brauchte durchaus nicht in allem mit einem Sozialdemokraten wie Weise übereinzustimmen, aber in manchen Dingen — da hatte er ganz zweifellos recht.

Weise begann jetzt des Abends, wenn die Unteroffiziere in den Kantinen saßen und die Mannschaften ihre Schemel in die offene Veranda nach dem Walde zu hinausgetragen hatten, das große Wort zu führen. Rauchend oder ihr Zeug instandsetzend, hockten die Kameraden um ihn herum und lauschten seinen Reden.

Wenn ein paar Kameraden, die vom Lande kamen, über ihre harte Arbeit, über die unbegrenzte Arbeitszeit und über den geringen Lohn sich beklagten, dann lachte er hell auf.

„Das laßt ihr euch gefallen von euren Herren Gutsbesitzern?“ höhnte er. „So dumm seid ihr? Ja, wenn ihr keinen Mucks dagegen sagt, verdient ihr's gar nicht besser! Noch ärger müßtet ihr geschunden werden!“

Und er erzählte, wie es in seinem Berufe als Maschinenschlosser zuging. Wenn einem da etwas zu Unrecht geschah, oder wenn der Lohn zu niedrig schien, dann gab es einen frischen, freien Streik. Natürlich suchte man sich dazu die passendste Zeit aus, in der die Fabriken die dringendsten Aufträge hatten. Die Gewerkschaft, der man selbstverständlich angehören mußte, hielt jeden Zuzug fern, und so kämpfte man's durch, bis wieder ein neuer Arbeitsvertrag geschlossen wurde. Meist setzte man ja nicht alles von den Forderungen durch, aber ohne irgend einen Vorteil für die Arbeiter lief selten ein Streik aus. Jawohl, man mußte den Leuten nur zeigen, daß man auch eine Macht war, daß man sich nicht auf dem Kopfe herumtanzen ließ, sondern auch seinen Teil an dem Gewinst haben wollte, den die Reichen doch nur durch den sauren Schweiß der Arbeiter verdienten und in die weiten Taschen steckten.

Die Kameraden aus den ländlichen Gegenden spitzten die Ohren und merkten sich diese einfache Weisheit. Die konnte man auch mal daheim verwenden, und wenn die dickköpfigen Gutsbesitzer nicht mitmachten, — ei was: dann rückte man eben aus und zog in die Stadt, wo man den so= und sovielfachen Lohn bekam und seine neun oder höchstens zehn Stunden arbeitete, keine Minute darüber!

Oder Weise rechnete vor, wie viel ein Tag in diesen Schießübungen wohl kostete. Das war ja nicht schwer auszurechnen. Ein Schuß kostete ungefähr fünfzehn Mark, und gegen einhundertundzwanzig Schuß hatte die eine, sechste Batterie, am Morgen getan. Sechs Batterien hatte das Regiment, vier Regimenter das Armeekorps, und dreiundzwanzig Armeekorps gab es in Deutschland.

„Mag's ausrechnen, wer will!" meinte Weise. „Jedenfalls reicht das Geld hin, um allen armen Teufeln der Welt mal einen guten Tag zu machen!"

Die Mannschaften nickten: das war sehr richtig.

Und Weise fuhr fort: das war ja nur ein kleiner Teil von dem Riesengelde, das es kostete, diese zahllosen Regimenter Infanterie, Kavallerie, Artillerie und was sonst noch, bei der Fahne zu halten. Er zog ein Blättchen hervor und las eine Summe ab, die Deutschland jährlich für sein Heer bezahlen mußte.

Da rissen die Kameraden die Augen auf! Ein Heidengeld war das, von dem man sich gar keine rechte Vorstellung machen konnte!

Manchmal wandte einer ein: „Aber sieh mal, Landsmann, wenn nun ein Krieg wird und wir haben keine Soldaten?"

Dann hielt Weise dawider: Krieg! Krieg!! — Was Krieg!! Wer macht denn den Krieg? — Willst du etwa, daß Krieg wird? Daß du dich hinstellen mußt, gerade so wie hier, draußen am Ziel, wo einem die Schrapnellkugeln in den Schädel fahren und in den Bauch?"

„Nein, — ich nicht."

„Oder du etwa, Findeisen?"

„Ich? — Gott verdamm' mich, — nein!"

„Oder du, Truchseß?"

Der Brauer sann nach und antwortete: „Ich? — Nein, wahrhaftig nicht. Ich will, daß Frieden ist. Aber die Franzosen drüben wollen vielleicht Krieg, oder die Russen."

„Hoho!" versetzte Weise. „Stell' dir mal vor: da drüben in Frankreich sitzen so einfache, arme Kerls zusammen, wie wir hier. Frag' sie mal, ob sie sich

plötzlich mir nichts dir nichts totschießen lassen wollen? Glaubst du, daß sie ja sagen werden?“

„Nein. Das glaube ich nun auch nicht. — Aber — aber wer will denn dann überhaupt den Krieg?“

Weise schwieg eine Weile und lachte ein wenig. Dann erwiderte er, die Achseln zuckend: „Ja — das weiß ich doch nicht. Niemand wahrscheinlich. — So viel ist nur klar: wir wollen ihn nicht.“

In der Veranda war es dunkel geworden, und die einzelnen Gesichter waren nicht mehr zu erkennen. Alle brüteten schweigend vor sich hin.

Endlich begann der Brauer seufzend: „Aber wozu dann das viele schöne Geld?“

Und Weise antwortete lustig: „Nicht? Landsmann, wenn's wenigstens ein paar Schoppen für jeden davon gäbe?“

„Ja, das wäre wohl gut,“ schmunzelte Truchseß, „ein paar Schoppen für jeden!“

Bei diesen Unterhaltungen pflegte Wolf, der hagere Kanonier vom alten Jahrgang, seitwärts an einer Holzsäule zu lehnen. Er hörte auf das Gespräch, aber er beteiligte sich nie daran.

Wenn dann die Kameraden sich in die Stuben zurückgezogen hatten, um sich niederzulegen, blieb er noch immer, in die wunderschöne Waldnacht hinausschauend.

Die Gewißheit, daß „der große Tag der Freiheit“ anbrechen mußte, stand für ihn so fest wie die Sonne am Himmel. Bei den eigenen Parteigenossen war er als ein Schwärmer und Phantast angesehen, der im nüchternen Parteikampfe zuweilen sogar unbequem werden konnte, wenn man sich einmal nicht gänzlich einwandfreier Mittel bedienen mußte. Er redete dann von einer „Befleckung der reinen Sache der Freiheit“

und ähnliche Phrasen, die sehr nett klangen, mit denen man aber keinen Hund vom Ofen locken konnte.

Er selbst freilich zögerte nicht, seine Überzeugung in Taten umzusetzen. Er schränkte seine persönlichen Bedürfnisse bis auf das Unentbehrlichste ein, nur um die Genossen bei irgend einem Ausstand zu unterstützen, und wie er bereitwillig seinen sauer verdienten Lohn hingab, mit dem er sich sein Leben hätte schmücken können, so würde er das Leben selbst hingegeben haben, wenn er der guten Sache damit hätte einen Dienst leisten können. Ohne seine im letzten Grunde weiche und träumerische Natur wäre er vielleicht ein Propagandist der Tat geworden, mehr passiv, wie er war, hatte er nur das Zeug zu einem Märtyrer.

Keiner sehnte so inbrünstig wie er das Ende der Militärdienstzeit herbei. Zweimal zurückgestellt, war er erst bei der dritten Musterung ausgehoben worden. Der Umstand allein, daß er drei Jahre älter war als die übrigen Rekruten seines Jahrgangs hätte ihn trotzdem nicht zu sehr von den Kameraden abgesondert. Aber er wehrte sich geradezu dagegen, sich unter sie zu mischen und vertraut mit ihnen zu werden. Er, der jeden Tag beklagt hatte, an dem er nicht für die Zwecke der Sozialdemokratie und der Revolution tätig gewesen war, die Lauen mahnend und die Säumigen anspornend, für die Gewerkschaften werbend und für die Ausständigen in irgend einem Winkel des Reiches sammelnd, — er sollte zwei lange Jahre hindurch kein Wort von dem über die Lippen gehen lassen, was ihm das Herz bewegte, was ihm einzig den Kopf beherrschte, was sich ihm mit jeder Silbe auf die Zunge drängte? — Das war ihm unmöglich. Und darum hielt er sich lieber von allem näheren

Verkehr fern. So war er am sichersten, keine Dummheit zu begehen, die ihm etwa noch eine Verlängerung des verhaßten Zwanges hätte eintragen können.

Sonst hatte er sich nur eine sehr unklare Vorstellung von dem Begriff der Freiheit machen können, jetzt meinte er zuweilen klarer zu sehen. Freiheit — das war die Zeit nach der Entlassung, die Zeit, in der er nicht mehr im Soldatenrock steckte. Eine einstweilige Auslegung natürlich, — aber vorderhand lag ihm diese Freiheit am meisten am Herzen.

Wenn er in diesen Wochen Weise seine heimlich aufreizenden Reden halten hörte, drängte es ihn jedesmal, hinzuzutreten und mitzusprechen, und er wußte, die Worte wären ihm viel überzeugender und fortreißender vom Munde geflossen als jenem. Aber er wußte ebenso genau, daß er dann Tags darauf in festem Gewahrsam sitzen würde, und schwieg. —

Auch ohne ihn war der Zweck erreicht. Man sah es den Bauernburschen und den anderen, die etwa bisher noch nichts von Sozialismus und Arbeiterbewegung gehört hatten, nach diesen Gesprächen deutlich an, wie ihnen die neue, schmackhafte Weisheit im Kopfe herumging, obwohl noch kein direktes Wort der Propaganda an sie gerichtet worden war. Es war die langsam und unmerklich vorschreitende Vorbereitung des Bodens, in dem die Saat später unfehlbar Wurzel schlagen mußte.

Und wenn dieser Erfolg schon bei der eigenen Truppe, wo der Dienst nicht lästig und drückend war, deutlich erkennbar zu Tage trat, wie mußten solche scheinbar harmlose Reden erst bei den Infanteristen drüben wirken, denen man fast absichtlich die geringe vorhandene Lust am Soldatenleben durch den tödlich langweiligen Paradedrill zu verleiden schien!

Vor kurzem war drüben ein Mann mitten im „Griffekloppen“ plötzlich wahnsinnig geworden. Er hatte getobt und geschrieen wie ein wildes Tier, dann waren Krämpfe eingetreten, in denen er sich mit Schaum vor dem Munde und gräßlich verdrehten Augen auf der Erde wand, darnach wiederum eine furchtbare Erschöpfung und eine so lange anhaltende Bewußtlosigkeit, daß man bereits alle Hoffnung verloren hatte, den Kranken wieder ins Leben zurückzurufen. Aber er war wieder „zu Sinnen“ gekommen und schaute nun mit blöden Augen vor sich hin, unverständliche Worte lallend und nicht fähig zu denken. Der Verstand war ihm verloren gegangen.

Wer wollte sagen, was an diesem Unglück schuld war? Die Sonne, die Überanstrengung, vielleicht eine ererbte Anlage, die früher oder später doch zur Katastrophe geführt hätte? Niemals würde sich das feststellen lassen. Aber die Mannschaften, die den armen Teufel gesehen und gehört hatten, wie er sich wand und wie er schrie, faßten ihre Gewehre krampfhaft fest, und allen stand derselbe Gedanke in den Blicken geschrieben.

Auf diese Art gestaltete sich gerade die Militärdienstzeit ungemein fruchtbar für die Sozialdemokratie. Es bedurfte nicht einmal eines so hervorstechenden Falles, daß einer zusammenbrach und hernach blödsinnig wurde, — die Verhältnisse warben ganz von selbst für den Sozialismus.

Wolf sah, welche Rolle Weise in der Batterie spielte.

So war es überall. Niemals bestand eine Rekrutenquote aus gleichgearteten Leuten, immer waren ländliche und städtische Elemente gemischt. Die Städter, wenn auch geringer an Zahl, hatten doch

über die Bauernburschen sofort ein Übergewicht. Sie waren geweckter und in der Erziehung des städtischen Lebens gewandter geworden als jene. Eben infolgedessen eigneten sie sich auch schneller die Erfordernisse des militärischen Dienstes an, so daß sie oft sogar bessere Soldaten wurden, als die schwer begreifenden Landrekruten. So geschah es ganz ohne willkürliches Zutun, daß die Städter unter den Mannschaften, fast ausnahmslos industrielle Arbeiter, über ihre Kameraden eine geistige Oberherrschaft ausübten, die sie natürlich nicht gerade zur Verherrlichung der patriarchalischen ländlichen Verhältnisse benutzten. Bei weitem die meisten von ihnen waren gar nicht mit Bewußtsein sozialistische Agitatoren, ganz unbewußt teilten sie den Kameraden die Ideen mit, die ihnen selbstverständlich erschienen, für jene aber einen Umsturz des ganzen Denkens bedeuteten.

Nun war der Acker gepflügt, und der Boden lag bereit da, den Samen zu empfangen. Und draußen ließ der Säemann nicht auf sich warten, dafür sorgte schon die Partei.

Was nützte es dann, daß in bestimmten Zwischenräumen die Kasernen bis auf den letzten Schrankwinkel nach sozialistischen Schriften durchsucht wurden, daß immer wieder das Verbot, sich an sozialistischen Betätigungen und Veranstaltungen zu beteiligen, verlesen wurde? Natürlich war keiner so fabelhaft dumm, dawider zu handeln, und die Wissenden lachten über diese naiven Verordnungen. Flugblätter und rote Schleifen hätte man allenfalls konfiszieren können, wie aber sollte man luftigen, flüchtigen Gedanken nachjagen? Diese unfaßbaren Verbrecher saßen vor Vergnügen zappelnd auf den Schränken und hielten sich die Nasen zu, wenn die Offiziere die schmutzigen

Hemden der Mannschaften auseinander wickeln ließen und mit den Säbelscheiden im muffigen Bettstroh stöberten.

Und bei ihm, Wolf, der natürlich von vornherein dem Regiment als höchst verdächtiges Element signalisiert worden war, wurde stets am eingehendsten gesucht. Wegstetten funkelte ihn jedesmal mit seinen messerscharfen Augen an, als ob er irgendwo im Kopfe nach einem besonderen Versteck für die sozialistische Kontrebande suchte. Gewiß doch, da innen war sie aufgespeichert, in Haufen, großen, großen Haufen, — aber zwischen seinen Strümpfen und Unterhosen war nichts verborgen.

O nein, er war auf der Hut. Sogar von den disputierenden Kameraden hielt er sich fern. Lieber lehnte er an der Holzsäule der Veranda. Er schaute in die Waldnacht hinaus und wartete auf den Tag, der ihm für sein Teil zunächst die Freiheit des Kommens und Gehens, des Tuns und Lassens, zurückgeben sollte.

Und er schwärmte und phantasierte weiter: jetzt war es noch Nacht, aber einmal mußte auch der andere Morgen heraufdämmern, der Morgen der großen, allgemeinen Weltfreiheit. Irgend einmal, — das war gewiß.

* * *

So voller Leben das Barackenlager an den Werktagen war, so still lag es an den Sonntagen da.

Der Umkreis, den die Mannschaften ohne Urlaub nicht überschreiten durften, war ziemlich weit gezogen. Drei große Bauerndörfer lagen darin, und in ihre Wirtshäuser ergoß sich Sonntags die Menge der im Lager verquartierten Soldaten. Die spekulativen Schankwirte waren vortrefflich auf diesen Massen-

besuch eingerichtet. Sie hatten im Freien große Brettergerüste aufgeschlagen, auf denen unermüdlich getanzt wurde. Die einzelnen Regimentskapellen spielten dazu auf, und Bier wurde an einem einzigen Sonntage oft mehr verschänkt, als das ganze Dorf den langen Winter über trank.

Allerdings mußten starke Patrouillen zum Ordnungsdienst auf diese Tanzplätze und Schankstätten abgeordnet werden.

Da es viel zu wenig Tänzerinnen gab, brach alle Augenblicke ein Streit aus, der selten gütlich beigelegt wurde. Gemeinhin kam es zu einer Schlägerei; zuweilen artete der Zank aber auch in eine richtige Schlacht aus. Denn abgesehen von den privaten Parteiungen spielten dann die Eifersüchteleien der einzelnen Waffengattungen und der „Kouleuren" untereinander eine Rolle.

In den Dörfern am Truppenübungsplatz war es übrigens ortsüblicher Gebrauch geworden, die Mägde nur mit monatlicher Kündigungsfrist zu dingen. Die Bauern konnten ihnen sowieso von dem Eintritt des Winters ab kaum noch schwere Arbeiten zumuten.

Es waren auch noch andere weibliche Wesen vorhanden, nicht Dienstpersonen, sondern Damen, die sich diese Dörfer als Sommerfrische erkoren hatten.

Diese verursachten der Kommandantur des Truppenübungsplatzes das meiste Kopfzerbrechen. Es kam vor, daß die Mannschaften vor den Türen dieser Sommerwohnungen Queue bildeten, wie die Leute vor den Bäckerläden bei einer Hungersnot, und wenn dann ein paar Betrunkene darunter ungeduldig wurden, entstand auch hier eine Prügelei. Übelwollende erlaubten sich über solche Vorgänge höhnische Glossen. Man wäre auch nur zu gern gegen das Übel eingeschritten

Es ging andererseits jedoch auch nicht an, an den bedrohten Stellen Posten aufziehen zu lassen. Schließlich half man sich dadurch, daß man auf die Ortsbehörden einen sanften moralischen Druck ausübte.

Und die wackeren Gemeindekollegien bereiteten dem Unfug durch eine administrative Ausweisung das verdiente Ende. —

Als die Kameraden sich zum Ausgehen fertig machten, fragte Vogt den Schreiber: „Nun, Heinrich, was wird aus uns? Wollen wir mitgehen, ein Glas Bier trinken und dem Rummel ein bißchen zusehen?"

„Wie du willst, Franz," erwiderte Klitzing.

„Also nicht," meinte Vogt. „Du sollst's doch gleich sagen, wenn dir was nicht paßt. Übrigens, ich hatte auch keine Lust, und, weißt du, Bier kriegen wir ja auch in der Kantine, — da gehen wir jetzt ein bißchen am Wald lang nach den Zielen heraus. Nicht?"

„Gerne, Franz."

Sie ließen die Kameraden abziehen und schlenderten dann langsam in den kühlen Wald hinein. Der große Trupp verließ das Lager durch das Lattentor und wanderte auf der harten Chaussee den Dörfern zu, die man in der Ferne liegen sah.

Vogt sah der Staubwolke nach.

„Begreifst du, was die an den Frauenzimmern finden?" fragte er.

„Nein, wahrhaftig nicht."

„Du machst dir wohl überhaupt nichts aus Frauenzimmern?"

Der Schreiber schüttelte verneinend den Kopf.

„Und du, Franz?" erkundigte er sich.

„Ich auch nicht. Jetzt wenigstens nicht."

Es war bei beiden die Wahrheit. Das Leben war ihnen in so anhaltender Arbeit verflossen, daß

sie niemals die Muße gefunden hatten, sich mit Liebeleien abzugeben. Und was man nicht kannte, vermißte man nicht.

Immer im Schatten des Waldrandes gehend, waren sie endlich an den Zielen angekommen. Die schwarzen, geteerten Brettscheiben waren für den nächsten Tag schon bereit gestellt und starrten mutig dem Schrecken der bevorstehenden Beschießung ins Gesicht.

Etwas seitwärts von der Hauptschußrichtung ragten die Ruinen eines Dorfes in den blauen Sommerhimmel. Der Staat hatte es bei einer Erweiterung des Platzes angekauft, und es war stehen geblieben, um die Wirkung der Geschosse gegen Gebäude zu erproben.

Die Granaten hatten auch redlich ihre Schuldigkeit getan. Starke Mauern waren von klaffenden Rissen durchzogen, Essenköpfe und Giebel umgeworfen. In einzelnen Häusern schienen die Geschosse gezündet zu haben, und was die Feuersbrunst an Holzteilen übrig gelassen hatte, das war von irgendwem gestohlen und weggeschleppt worden. Nirgends, wohin man auch blickte, waren in einem Flur Treppen oder in einer Stube Dielen zu sehen. Die Dachsparren und Tragebalken hatte man abgehauen und Türen und Fenster samt den Verschalungen herausgerissen. An die Wände waren mit Farbe und Rötel Zeichnungen geschmiert, scherzhafte Inschriften und Ferkeleien; meist aber lag der Kalkputz abgefallen unten am Boden, so daß das rohe Mauerwerk hervortrat.

Es war ein trostloses Bild der Verwüstung. Fast meinte man noch den Geruch des Brandes zu spüren.

Vogt sah finster über die Trümmer hinweg und sagte: „So also sieht's ungefähr auch im Kriege aus!

Gottsdonnerwetter! Es ist ganz richtig: den Krieg müßte man abschaffen!"

Klitzing lachte still vor sich hin.

„Wer fängt aber an?" versetzte er.

Der andere fuhr in die Höhe: „Das ist ja das Dumme!"

„Siehst du, Franz! Und weißt du, wir machen das nicht."

„Wer denn?"

„Die Zeit ganz von selbst, — das Leben."

Schweigend traten sie den Rückweg nach dem Lager an. Beinahe anderthalb Stunden lang waren sie bis zu der Dorfruine unterwegs gewesen. Nun stach die Sonne nicht mehr allzu sehr, — so gingen sie quer über die Heide. Zuweilen mußten sie einen Umweg um eine Grube machen, die ein aufschlagendes Geschoß in den Boden gewühlt hatte. An diesen Stellen trat die derbe, dunkle Erde unter der aufgerissenen, von Wurzeln durchzogenen Narbe zu Tage.

Vogt zerrieb einen Brocken davon zwischen den Fingern. Der Boden war nicht so schlecht, als man zuerst glaubte. Wenn auch nicht gerade Weizen darauf wachsen würde, Hafer gedieh ganz sicher. Und er stellte sich statt der unfruchtbaren Fläche mit dem halbverdorrten Heidekrautgestrüpp ein großes, wogendes Haferfeld vor.

War es nicht schade, daß diese Erde, zum Fruchttragen bestimmt, brach lag?

Mit einem Male fing Klitzing an: „Weißt du, Franz, am liebsten raufte ich mir einen Arm voll von dem Heidekraut aus und nähme ihn mit auf die Stube. Bloß daß ich immer den Geruch hätte!"

Vogt knurrte: „Du bist wohl nicht recht klug, Heinrich?“

„Wieso denn?“

„Na, solches Zeug, das zu nichts nutze ist!“

Vogt konnte den Schreiber schlechterdings nicht begreifen. Was konnte einer an dem dürren Kräuticht finden? Er schüttelte mißbilligend den Kopf und trat mit seinem breiten Stiefel eine Staude nieder, die, über und über mit roten Blüten bedeckt, ganz besonders frech sich ihm in den Weg drängte. —

Reichlich drei Wochen währte der Aufenthalt des Regiments auf dem Truppenübungsplatz, dann vollzog sich, abermals in drei Tagen, der Rückmarsch nach der Garnison.

Als die lange Reihe der Fahrzeuge durch das Lattentor das Lager verließ, dröhnten bereits vom Schießplatze die Schüsse der Truppenteile herüber, die am Abend vorher neu eingetroffen waren.

In der Garnison mußte die erste Zeit hauptsächlich auf die Wiederinstandsetzung der Bekleidung und Ausrüstung verwandt werden. Besonders aber tat den Pferden eine außergewöhnliche Pflege not. Von der runden Glätte, die die Gäule beim Ausmarsch zur Schau getragen hatten, war nicht mehr viel zu spüren, und selbst den Geheimmitteln des Hauptmanns Heuschkel war es nicht gelungen, die fortschreitende Magerkeit seiner Rappen aufzuhalten.

Da die Gespanne geschont werden sollten, fielen größere Exerzierübungen von selbst weg. Im ganzen war auch mit der Schießübung die Ausbildung der Mannschaften vollendet, es blieb nur übrig, das Gelernte tiefer einzuprägen und Kleinigkeiten hinzuzufügen.

„Herstellungsarbeiten am Geschütz“ war der

Dienstzweig, der noch die meiste Zeit in Anspruch nahm. Vogt zeichnete sich dabei besonders aus. Selbst die Unteroffiziere waren nicht leicht so findig und gewandt wie er, wenn es galt, einen angenommenen Deichselbruch oder ein zerschossenes Rad wiederherzustellen. Darin zeigte sich ein Nutzen seiner Erziehung: der Vater hatte es stets möglichst vermieden, Handwerker im Hause zu haben, er war sich selbst Schmied, Schlosser, Zimmermann und Stellmacher gewesen, und der Sohn hatte ihm darin nachgeeifert. Das kam dem Burschen nun trefflich zu statten, und da er es sonst nirgends zu einem besonders hervorragenden Soldaten gebracht hatte, setzte er seinen Ehrgeiz darein, wenigstens in dieser Dienstgattung sich hervorzutun. Er wollte doch nicht gegen Klitzing, den besten Richtkanonier der Batterie, ganz zurückstehen!

Insgeheim lauerten die beiden Freunde aber hauptsächlich auf den Urlaub, der den Mannschaften für die Zeit nach den Schießübungen verheißen war.

Am ersten Sonnabend des Juli durften sie reisen, und acht Tage waren ihnen bewilligt worden.

So lange waren nur sehr wenige beurlaubt, und der Hauptmann versäumte auch nicht, Vogt und Klitzing in einer kleinen Ansprache auf diese Vergünstigung hinzuweisen, die sie sich nur durch ihre tadellose Führung während der Schießübungen verdient hätten.

Das war eines von den kleinen Mitteln Wegstettens, die guten Elemente unter den Mannschaften immer von neuem anzuspornen, daß er die kargen Belohnungen, die der Dienst erlaubte, ihnen in einem besonders glänzenden Lichte erscheinen ließ. Er scheute dabei nicht vor unschuldigen Übertreibungen zurück und sprach von diesen acht Tagen Urlaub als

von einer höchst seltenen Auszeichnung, die jahrelang nicht vorgekommen sei.

Im allgemeinen verfehlte er dabei seinen Zweck nicht. Vogt und Klitzing standen, vor Stolz errötend, vor ihrem Batteriechef und hatten das Gefühl, sich bedanken und versprechen zu müssen, weiterhin ihre Pflicht tun zu wollen. Sie wußten nur nicht wie. Schließlich ermannte sich Klitzing zu ein paar stockenden Worten.

Der Hauptmann hörte ihn freundlich an. Er hatte bald erkannt, daß er es hier mit zwei braven, ehrlichen Burschen zu tun hatte, und schmiedete sein Eisen, indem er sie leutselig nach ihrer Heimat fragte. Als es dabei herauskam, daß der eine den andern zu sich eingeladen hatte, lobte er diese treue Kameradschaft. Aber vorsichtshalber fragte er Vogt, was denn sein Vater sei. Konnte das nicht am Ende auch so ein Umstürzler sein, dem dann gleich zwei auf einmal ins Netz liefen? Unwahrscheinlich war es ja, — so sah der Mann nicht aus — und die Antwort „Chausseegeldereinnehmer und Feldwebel außer Diensten" beruhigte 'hn vollkommen.

Er sah sich Vogt plötzlich genauer an. Wenn ihn nicht alles täuschte, hatte der Kanonier das Zeug zu einem brauchbaren Unteroffizier. Er beschloß, ihn jedenfalls im Auge zu behalten. Den anderen, den Schreiber, konnte man beim besten Willen nicht brauchen. Der kam im Herbste ins Bureau. Das war aber auch alles, was man aus ihm machen konnte.

Übrigens, wenn man die beiden Kerls ansah, waren sie ein sehr ungleiches Paar. Komisch, dachte er, wie sich zuweilen so ganz verschiedene Elemente zusammenfanden, der derbe Bauer vom Lande und der kränkliche Schreiber mit der Stubenfarbe,

die auch die Sonne des Truppenübungsplatzes nicht ganz hatte wegbrennen können, ein richtiges kümmerliches Produkt der Großstadt.

Er nahm sich vor, gelegentlich dem Oberst von dieser Verbrüderung von Stadt und Land zu erzählen. Falkenhein liebte solche Beweise einer individuellen Beschäftigung mit dem einzelnen Soldaten.

*   *
*

Der erste Sonnabend des Juli war für den Chausseegeldereinnehmer a. D. Friedrich August Vogt ein Tag der Unruhe. Er brummte und schalt unzufrieden mit sich selbst, wie man so alle Gesetztheit verlieren konnte.

Warum? — Weil einem der Junge, allerdings der einzige, zum ersten Male wieder nach Hause kam.

Das war doch wahrhaftig kein Ereignis, das einen so außer Rand und Band bringen durfte!

Dabei war es gerade eine Zeit, in der die Arbeit nicht übermäßig drängte. Man konnte sich nicht einmal durch tüchtiges Zugreifen die Erwartung verkürzen. Die Heuernte war längst zu Ende, und der Roggen brauchte noch etwa vierzehn Tage oder drei Wochen, bis er schnittreif wurde. Außerdem hatte der Chausseegeldereinnehmer gewissermaßen vorgearbeitet, um nur ja für den Sohn rechte Muße zu haben. Nun lief er unruhig umher, sah bald einmal im Stall nach den drei Kühen, die glänzend geputzt und gestriegelt ihre Mittagsmahlzeit bedächtig wiederkäuten, bald schaute er unwillkürlich durch das Fenster nach der Straße aus, auf der der Junge mit seinem Kameraden kommen mußte, obwohl es noch Stunden währte, bis der Zug unten im Tal an der Haltestelle ankam.

Hinterdrein zankte er mit sich, daß er es für einen alten Soldaten unpassend und zu weichherzig gefunden hatte, den Sohn an der Station abzuholen. Dann hätte er jetzt, da er von der Höhe aus den Zug hatte einlaufen sehen, wenigstens gewußt, ob der Franz wirklich mitgekommen und richtig ausgestiegen war.

Es hielt ihn nicht mehr im Hause. Er ging auf der Landstraße bis zu einer Stelle vor, von der aus er den Weg fast bis zur Bahnlinie verfolgen konnte. Unten fuhr der Zug wieder an, man sah die weißen Rauchwolken der Lokomotive hinter dem Stationsgebäude emporsteigen und hörte den Pfiff, — aber von den beiden Urlaubern war noch nichts zu erblicken. Sollte der Franz gar sich erst zu einem Glase Bier hingesetzt haben?

Nein doch, jetzt sah man zwei Menschen aus der Dorfstraße auf die freie Chaussee heraustreten, die Helme und die Uniformknöpfe blitzten in der Sonne, — das mußten sie sein!

Der Chausseegeldereinnehmer zog sich etwas zurück, so daß er gegen Sicht gedeckt war. Was brauchte der Junge zu wissen, daß sich sein Vater nach ihm die Augen aus dem Kopfe schaute? Er wartete noch im Hinterhalt, bis er die Kugeln auf den Helmen der beiden Soldaten unterscheiden konnte, — dann war kein Zweifel mehr: es war der Junge und sein Freund. Artillerist war sonst kein Bursche in der Nachbarschaft.

Als Vogt und Klitzing vor dem Einnehmerhaus ankamen, blickte der Vater wie ganz zufällig aus dem Fenster.

„Na, da seid ihr ja!“ sagte er und hieß alle beide mit einem derben Händeschütteln willkommen.

Ohne weiteres vermochten sich aber seine Augen nicht von dem Blick des Sohnes loszureißen. Was war der Franz doch für ein stattlicher, kräftiger Mensch geworden! Und der alte, brave, ehrliche Bursche war er auch geblieben, das stand ihm im Gesicht geschrieben! Aber gleichwohl konnte er ihm nicht gut um den Hals fallen. Da würde der Junge schön geguckt haben! Das war er von seinem Vater nicht gewöhnt!

Der andere, Franzens Freund, flößte mit seinem freien, offenen Blick sofort Zutrauen ein. Sonst freilich sah er aus, als ob er sein Leben lang nicht satt zu essen bekommen hätte. Der mußte einmal gehörig herausgefüttert werden! Nun, während des Urlaubs sollte es ihm an nichts gebrechen.

Die beiden Kanoniere waren geschwind eingerichtet, und natürlich hatte es sich der Franz nicht nehmen lassen, gleich noch am ersten Abend, während der Vater die Kühe molk und fütterte, nach den Feldern zu sehen. Er hatte fast ein wenig gehofft, daß irgendwo etwas versäumt sein möchte, weil er ja nicht bei der Bestellung dabei gewesen war. Aber nein. Der Vater hatte es nirgends und an nichts fehlen lassen.

Trotzdem merkte man dem Chausseegeldereinnehmer die doppelte Arbeit des Winters nicht im geringsten an. Franz freute sich über das frische, liebe Gesicht und über die lebendigen, frohen Augen des Vaters. Und wie gerade und aufrecht sich der Sechzigjährige noch hielt! Und vor allem, wie munter und lebhaft er sich gab! So munter, wie der Sohn es noch nie an ihm bemerkt hatte! —

In der Tat war der Chausseegeldereinnehmer angesichts der beiden jungen Soldaten ein ganz anderer

geworden. Er spürte plötzlich, daß das ruhige, gleichmäßig fließende Bauernblut das alte, frische Soldatenblut in ihm noch nicht ganz verdrängt hatte. Die Erzählungen der beiden Artilleristen über ihren Dienst fesselten ihn. Was war da nicht alles anders geworden seit seiner Dienstzeit! Er konnte nicht genug davon hören, und was er für unmöglich gehalten hatte, bewirkte der Anblick der Uniformen an seinem Tische: er ging aus sich heraus und erzählte von seinen Feldzugserlebnissen, zuerst zögernd, dann immer wärmer werdend und schließlich sich selbst an seinen Erinnerungen begeisternd.

Eines Abends, als der Vater geendet hatte, sagte Franz Vogt: „Vater, das ist ja richtig, daß man bei der Infanterie ganz anders ins Gefecht kommt als bei uns, aber ich bin doch froh, daß ich Artillerist bin.“

„Warum?“ fragte der Chausseegeldereinnehmer erstaunt.

Nun kam der junge Soldat auf seine Beobachtungen während der Schießübungen zu sprechen: wie er durch den Zaun das Infanteriebataillon stundenlang sich hatte plagen sehen, und wie doch nichts zu stande gekommen war, wie der dürre Major vor Wut geschäumt hatte, und wie endlich jener arme Teufel mitten im Dienst körperlich und geistig zusammengebrochen war.

„Sag' mir bloß, Vater,“ sprach er, „warum müssen die Griffe so ängstlich zusammen klappen? Was soll diese Gleichmäßigkeit in allen Kleinigkeiten für einen Zweck haben?“

Friedrich August Vogt hatte seinen Sohn ruhig ausreden lassen, obwohl ihm die Worte auf der Zunge brannten. Nun aber begann er: „Junge, sieh mal, das kannst du als einfacher Soldat nicht so ohne wei-

teres verstehen. Aber du kannst mir glauben, dieser Drill, das ist das Allerwichtigste, das, was jedem Soldaten zuerst beigebracht werden muß. Denn das allein gibt den militärischen Gehorsam, die soldatische Unterordnung, die Disziplin. Das gibt den Zusammenhalt, daß eine Kompagnie auch dann nicht auseinander läuft, wenn eins von euren neumodischen, gruseligen Schrapnells einschlägt. Ohne den Drill würden die Feiglinge ohne Federlesen Kehrt machen und ausreißen und schließlich die Mutigen mit fortreißen. Der Drill zwingt sie, zu bleiben und sich zusammenzuschließen."

Und er erzählte von den Schlachten des großen Feldzugs: wie da die Schützenschwärme zuweilen auseinander gestoben wären, wie aber dann die geschlossenen Kompagniekolonnen durchgedrückt hätten, wie sich die Reihen immer wieder geschlossen hätten, wie einer in die Lücke des anderen getreten wäre, und wie sie nicht nachgegeben hätten, bis der Feind erreicht war und das Handgemenge begann.

„Das war dieser eiserne Drill!" schloß er. „Ohne den hätten wir einpacken können, mein Junge, und darum wollen wir ja nichts auf ihn kommen lassen."

Dabei blieb er, selbst noch als ihm der Sohn erzählte, wie er bei dem Gefechtsexerzieren der Infanterie nirgends eine geschlossene Kolonne habe vorrücken sehen, wie vielmehr die Kompagnien allesamt zerstreut, mit gekrümmtem Rücken oder gar kriechend, gegen die angenommenen Ziele vorgegangen seien.

„Das wirst du dann nicht recht gesehen haben," meinte der Vater.

Klitzing nahm an diesen Auseinandersetzungen nur wenig Anteil. Er war derselben Ansicht wie sein Kamerad, aber er wollte dem freundlichen, weißbärtigen

Mann, der ihn so gütig aufgenommen hatte, nicht widersprechen und führte nur im Scherze sich als Beispiel an, daß er bei der Parade so schlecht abgeschnitten und hernach doch auf dem Schießplatze einen Preis und ein ellenlanges Lob erhalten hätte.

Er fühlte sich unbeschreiblich glücklich im Vaterhause des Freundes.

„Du, Junge," hatte der Chausseegeldereinnehmer gleich am ersten Abend des Urlaubs gesagt, „du siehst ja prachtvoll gesund aus, aber dein Freund, der arme Kerl, der soll sich nur recht gründlich bei uns ausruhen. Es tut ihm sehr not."

So schlief Klitzing Tag für Tag bis tief in den Morgen hinein. Er schämte sich ein wenig, wenn er so spät erst zum Vorschein kam. Aber dieses ganz ungehinderte Sichgehenlassen war gar zu wundervoll, und außerdem redeten ihm die beiden Vogts so dringlich zu, ja nur die Ruhe der Urlaubswoche auszugenießen, daß er sich gar nicht erst Mühe gab, anders zu werden.

An den Nachmittagen ließ der alte Vogt nicht einmal seinen Sohn etwas angreifen.

Er schickte dann die Jungens fort. „Geht, Jungens!" sprach er, „macht, daß ihr fortkommt! Tut einen Gang, trinkt irgendwo ein Glas Bier, — was ihr wollt! Genießt eure paar Tage!"

Dann zogen sich die beiden Burschen an. Sie setzten sich zu einem Trunk ins Wirtshaus oder ließen sich im Freien die warme Sonne auf den Pelz brennen. Vogt hatte dem Freund seinen Lieblingsplatz gezeigt, die Stelle, von der aus man drüben über dem Fluß die Burg der Kreisstadt sah. Da legten sie sich ins Gras. Der Bauer mußte immer einmal aufstehen. Er hatte keine Ruhe: er mußte sich die umliegenden Felder besehen. Der Schreiber aber lag in dem kurzen

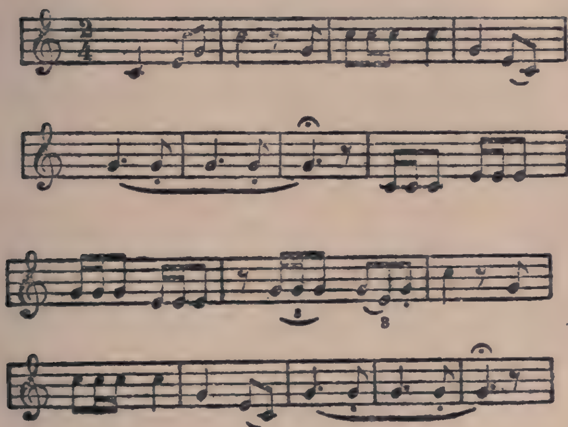
Grase und blinzelte unter den halbgeschlossenen Lidern hervor in den Sommerhimmel.

Eines Abends fragte ihn der Chausseegeldereinnehmer: „Nun, Klitzing, wie gefällt's Ihnen denn bei uns auf dem Dorfe?"

Da antwortete er: „Herr Vogt, wenn ich nur wüßte, wie ich Ihnen danken könnte! Am liebsten bliebe ich wahrhaftig ganz hier! Ich habe ja nie gewußt, daß ein Mensch jemals so glücklich sein könnte, wie ich jetzt."



VIII.



(„Wecken“.)

Walther Freiherr von Frielinghausen war am 1. Juli zum Gefreiten ernannt worden.

Damit hatte er die erste Staffel auf der Leiter der militärischen Ehren erklommen. Er fühlte keine rechte Befriedigung darüber. Seitdem er sich nur mehr selbst verantwortlich war, diente ihm einzig noch eine Art Anstandsgefühl Wegstetten gegenüber als Ansporn. Der Hauptmann hatte sich damals an ihn als an einen anständigen Menschen gewandt, — darin sollte er sich nicht getäuscht haben.

Im übrigen war es Frielinghausen herzlich gleichgültig, ob er die beiden Knöpfe am Kragen trug. Was nützte dieses Stückchen nach vorwärts auf der Bahn eines von vornherein verpfuschten Lebens?

Auf dem Truppenübungsplatz hatte er Gelegenheit gehabt, die Feuerwerker und Feuerwerksoffiziere, deren einer er künftig sein sollte, in ihrer Tätigkeit zu beobachten. Was er da gesehen hatte, war ihm durchaus nicht verlockend erschienen. Die Aufsicht über die Munition, die Sprengung von Blindgängern draußen an den Zielen, das Abnehmen der gesammelten Sprengstücke und außer der Zeit der Schießübungen irgend eine ähnliche untergeordnete Beschäftigung in den Pulver- und Geschoßfabriken, — das sollte sein Lebensberuf sein. Und ehe man dazu gelangte, galt es noch die Klippe eines schwierigen Examens zu umschiffen. Wahrhaftig ein Elend und eine Schinderei sondergleichen um ein Nichts.

Daß er nach Wegstettens Bestimmung schon als Gefreiter Unteroffiziersdienste tun mußte, hatte dabei auch seine Schwierigkeiten. Als Kanonier war er immer der Meinung gewesen, alles besser zu wissen als diese ungebildeten Kerls, die Unteroffiziere, und er hatte sich zuweilen auf den Augenblick gefreut, in dem er würde kommandieren dürfen, dann wollte er schon seine Weisheit an den Mann bringen. Nun war das Befehlen plötzlich entschieden schwerer als das Gehorchen, und weniger Tadel gab es bei weitem nicht, eher mehr. Natürlich wurde man gewöhnlich vom Vorgesetzten beiseite genommen, wenn irgend etwas auszusetzen war, aber das machte die Sache nicht besser. Man wurde gescholten wie ein dummer Junge, und die Mannschaften merkten doch stets, daß es eine Rüge gesetzt hatte.

Über ein einziges hatte er sich bei seiner Ernennung frohen Erwartungen hingegeben: er sollte Reitunterricht erhalten. Aber auch diese eine Freude schlug in das Gegenteil um.

Heppner nahm ihn nach seiner Art scharf heran und erlaubte ihm keine Erleichterung. Frielinghausen mußte wie jeder Rekrut mit dem Reiten auf Decke beginnen. Nach langer Zeit begann dann das fast noch schwierigere Balancieren auf dem glatten Sattel ohne Bügel, und endlich gestattete ihm der Wachtmeister zuweilen, die Bügel herabzunehmen. Es gab Stunden, in denen er zwanzig und mehr Mal vom Gaule purzelte, und schließlich ging er nur mit Angst und Bangen zum Reitunterricht. Er war zu haltlos, als daß er diese Schwäche hätte besiegen und sich zusammenraffen können. Jedesmal, wenn das Pferd nach einem Sturze reiterlos sich davonmachte, freute er sich über die Minuten, die über dem Einfangen für die Reitstunde verloren gingen, und nie brachte er es fertig, die Hände auf die Hüften gestützt, durch den Sprunggarten zu gehen. Vor jedem Hindernis krallte er seine Finger in die Mähne.

Heppner wütete über diese Feigheit, aber er konnte schreien und toben, so viel er wollte, — stets wieder griffen die Hände Frielinghausens nach dem rettenden Halt.

Der Wachtmeister ließ am Ende den langen Menschen bei seiner Schlappheit. Er hatte den Eindruck, daß Wegstetten über den Gefreiten Gutes hören *wollte*, und Frielinghausen brauchte als Feuerwerker, wenn er Kartuschen nachwog und Zündschrauben prüfte, schließlich auch nicht gerade ein Reitkünstler zu sein.

Je weniger Frielinghausen auf dem Gaule leistete,

desto mehr rühmte er sich seiner Künste, sobald der Unterricht zu Ende gegangen war.

Er war zugleich mit seiner Ernennung zum Gefreiten von Stube IX weg nach der Unteroffiziersstube verlegt worden. Wegstetten hatte damit seinem Schützling eine kleine Vergünstigung zu gewähren vermeint, aber Frielinghausen fühlte sich in der neuen Umgebung nicht weniger unglücklich als in der Gemeinschaft der Rekruten.

Das mußte wahr sein: die Unteroffiziere betrachteten und behandelten ihn vom ersten Augenblick an als Kameraden. Keiner ließ ihn fühlen, daß er noch nicht die Tressen besaß. Der Gedankenkreis indessen, in dem sie sich bewegten, war kaum weiter als der der ehemaligen Stubengenossen. Um den Dienst, um Pferde und um Frauenzimmer drehten sich ihre Gespräche. Zumal schienen sie allesamt große Reiter vor dem Herrn zu sein. Wenn Heppner darüber gefragt worden wäre, hätte man meist das Gegenteil zu hören bekommen, aber das war das Münchhausengelüst aller Unteroffiziere der berittenen Truppengattungen: lieber wollte einer ein Dummkopf sein, als ein Pferd nicht reiten können.

Zu solchen Unterhaltungen gab wohl auch Frielinghausen sein Scherflein. Im übrigen war er sehr im Zweifel, was ihm lieber war: die verschlossene Ablehnung der gemeinen Soldaten aus Stube IX oder das gutgemeinte, grobvertrauliche Entgegenkommen der Unteroffiziere. Er neigte fast mehr zu Stube IX.

Das wurde anders, als die Unteroffiziersstube einen Zuwachs erhielt, einen Zwangsinsassen, — den Einjährig-Freiwilligen Trautvetter.

Hauptmann von Wegstetten hielt darauf, daß, wie seine ganze sechste Batterie, auch seine Einjährigen

vor den übrigen im Regiment sich auszeichneten. Wenn sie sich gut führten, konnte er reizend liebenswürdig sein, im anderen Falle hielt er um so weniger mit einer rücksichtslosen Strenge zurück, als es sich um junge Leute handelte, deren Bildung ein erhöhtes Maß von Anforderungen erlaubte.

Bei Trautvetter waren alle seine Bemühungen vergebens gewesen. Der Einjährige blieb ein Tunichtgut, ein Saufaus und Liederjahn, und ein dienstlich unbrauchbarer Dummkopf dazu. Im bürgerlichen Leben gab er sich für einen „Landwirt“ aus. Und er hatte eine Unmasse Geld! Da er elternlos und mündig war, konnte er darüber nach Belieben verfügen.

Alle Erziehungsmittel — Strafexerzieren, Rapporte, Urlaubsverweigerung, Arrest — hatten bei ihm nicht angeschlagen. So war Wegstetten endlich zu dem Entschluß gekommen, ihn in der Kaserne wohnen zu lassen.

Der Einjährige, ein gedrungener Mensch mit einer außergewöhnlich breiten Brust, einem Stiernacken und einem großen, viereckigen Schädel, nahm die Strafe mit Gleichmut auf sich. Er räumte seine Habseligkeiten seelenruhig in den Schrank ein und blickte sich gleichgültig in der kahlen Stube um. Seine kleinen Augen schienen in einer immerwährenden Trunkenheit zu schwimmen, so daß ein herzlich gutmütiger Ausdruck, der ihnen trotz allem eigen war, fast nie zum Vorschein kam.

Es war ihm einerlei, wo er wohnen sollte. Zum Essen mußte er ja doch die Kaserne verlassen dürfen. Und gab es nicht auch in der Kantine Bier? Wenn man es sich ein Stück Geld kosten ließ, gab der Verwalter trotz des Verbots einen Kasten voll Flaschen-

bier her. Die Unteroffiziere tranken natürlich mit, — dann hatte man sie schon halb und halb am Bändchen.

Er behielt recht: fast keiner widerstand den guten Cigarren, die er freigebig austeilte, und einer Einladung zum Bier. Selbst der Wachtmeister kam dann in die Unteroffiziersstube herauf. So etwas durfte man sich doch nicht entgehen lassen. Nur Vizewachtmeister Heimert blieb fern; er hatte noch für seine bevorstehende Hochzeit zu richten und zu schmücken. Und Sergeant Wiegandt promenierte lieber mit seinem Schätzchen Frieda die abendlich stille Landstraße talaufwärts, immer noch ein schüchterner Liebhaber, aber weit zuversichtlicher in seinen Zukunftshoffnungen, nachdem er einen Schutzmannsposten in einem Städtchen des flachen Landes zugesichert erhalten hatte. Ein Glücksfall ohnegleichen — ein Schutzmannsposten mit dreizehnhundert Mark Gehalt und hundertundzwanzig Mark Kleidergeld, die Dienstwohnung gar nicht zu rechnen, nach nur sechsjähriger Dienstzeit!

Ein besonders nahes Verhältnis bildete sich aber zwischen Frielinghausen und dem Einjährigen.

Trautvetter hatte ein paar Semester in Breslau landwirtschaftlichen „Studien" obgelegen. Er wäre gar zu gern Korpsstudent geworden, aber da er niemals ein Abiturientenexamen bestanden hatte, wurde er zu seinem größten Leidwesen von allen Korporationen zurückgewiesen. Da traf es sich gut, daß er in Frielinghausen einen Menschen entdeckte, der des Comments kundig war. Das führte die beiden zuerst zusammen, und dann sorgte die Gemeinsamkeit der verhältnismäßig höheren Bildung für den weiteren Zusammenhalt.

Frielinghausen hatte nun gute Tage. Der Einjährige zahlte für ihn und ließ ihn an seinen Gelagen

und Vergnügungen teilnehmen. Zuweilen, wenn er schlechter Laune war, behandelte er ihn allerdings wie einen Lakaien, aber im allgemeinen konnte er ein ganz verträglicher Kumpan sein.

Es gewann sogar den Anschein, als hätte Trautvetter für den entgleisten Freiherrn wirklich ein echtes Gefühl übrig, denn er untersagte ihm grob, jemals an dem Spiel sich zu beteiligen, das nun zu den Trinkbelustigungen als Würze hinzukam.

Der Einjährige hatte seinen Grund dazu. Mit einer geradezu rätselhaften Hartnäckigkeit blieb ihm das Glück treu. Seine kleinen, schwimmenden Augen schienen die Kartengeber zu hypnotisieren, und seine großen, breiten Hände schienen nur dazu da zu sein, zu gewinnen und Geld einzustreichen. Er machte sich nicht das geringste Gewissen daraus, dem Wachtmeister und dem Trompetersergeant Henke, die seine beständigen Partner waren, Geld abzunehmen, — warum spielten die Kerls mit? — aber Frielinghausen wollte er nichts abgewinnen.

Wenn den beiden Unteroffizieren das Geld ausgegangen war, borgte Trautvetter bereitwillig. Er ließ sich Schuldscheine dafür geben, die zuletzt auf sehr beträchtliche Summen lauteten.

Im allgemeinen rechnete er kaum damit, sein Geld je wiederzuerhalten. Dafür waren aber die papiernen Schuldscheine sehr wirksame Waffen, mit denen sich allerlei Vorteile erkämpfen ließen. Es dauerte nicht lange, so mußte der Wachtmeister ganz nach seiner Pfeife tanzen.

Der Einjährige war schlau genug, den Bogen nie zu überspannen. Wenn Heppner abgesetzt wurde, war ja auch seine eigene Herrlichkeit zu Ende. Aber innerhalb dessen, was man ohne Gefahr zu laufen

wagen durfte, bestand er fest darauf, daß ihm sein Willen getan wurde. Er stieg in den Nächten, in denen eine Revision nicht zu befürchten war, mitsamt dem Wachtmeister aus der Kaserne aus. Wenn der Posten gerade um die Ecke gebogen war, krochen sie aus dem Fenster und schlüpften in eine nahegelegene Wirtschaft, in der sich dann das Zechen und Spielen bis in den Morgen hinein erstreckte.

Heppner mußte sich zähneknirschend dem unbequemen Joche fügen. Er konnte gar nicht mehr anders. Bereits schuldete er Trautvetter fast tausend Mark. Woher sollte er diese Riesensumme jemals nehmen? Es blieb dabei, er hing vollkommen von der Gnade dieses Menschen ab.

Manchmal war er in Versuchung, den Einjährigen bei einem von den geheimen nächtlichen Ausflügen umzubringen. Es wäre ihm nicht auf einen Totschlag angekommen, um den lästigen Gläubiger los zu werden und seine Schuldscheine wieder zu bekommen, aber dieser Ausweg war ihm auch verschlossen. Zu viele wußten um sein Verhältnis zu Trautvetter. Es war lächerlich, an so etwas zu denken.

Und doch wurde ihm diese Abhängigkeit von Tag zu Tag drückender. Der Freiwillige gab in der letzten Zeit nur mehr widerwillig sein Geld her, daneben verursachte ihm der Kerl Scherereien über Scherereien.

Solange Trautvetter bei nüchternen Sinnen war, verlangte er wenigstens nichts Unmögliches in Erleichterungen und Vergünstigungen von ihm, aber wenn er getrunken hatte, war schlecht mit ihm auszukommen. Dann tobte er und verlangte unsinnige Dinge von Heppner, die für einen Wachtmeister ungefähr so unerreichbar waren wie der Mond am

Himmel. Er wollte plötzlich Unteroffizier werden oder ein paar Wochen Urlaub haben, Wünsche, deren Erfüllung ganz und gar ausgeschlossen war. Und wenn Heppner ihm das vorhielt, fuchtelte er ihm mit den Schuldscheinen vor der Nase herum und drohte, sie Wegstetten vorzulegen.

Der Wachtmeister fand keinen anderen Ausweg aus dieser Not, als daß er sich um so hartnäckiger auf das Glücksspiel versteifte. Daher allein konnte ihm Rettung kommen. Wenn er an einem solchen Abend die tausend Mark gewonnen haben würde, war er der ganzen abscheulichen Sache ledig, und er schwur sich, dann ganz gewiß keine Karte mehr anzurühren, und nebenbei — sobald er erst die Verschreibungen in Händen haben würde — dem Einjährigen auch einmal seinerseits zum Tanze aufzuspielen, — zu einem scharfen Tanze!

Natürlich brauchte er zum Spielen Geld. Er selbst hatte keines mehr, keiner borgte ihm, — so griff er am Ende die Batteriekasse an. Von Fall zu Fall ersetzte er dann den Schaden, aber mit jedem Male wurde der Fehlbetrag größer.

An einem Morgen im Anfang des August fragte Wegstetten: „Wachtmeister, haben die Einjährigen schon ihr Futtergeld bezahlt?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann."

„So? Dann machen Sie Ihre Kasse mal nachher zur Revision fertig. Ich gehe nur eben hinüber aufs Regiment. Dann legen Sie mir die Bücher und das Geld vor."

Heppner brachte sein „Zu Befehl" kaum heraus. In der Kasse fehlten über hundert Mark. Die Zeit drängte, Wegstetten konnte in einer halben Stunde wieder da sein.

Er lief zu Heimert. Heimert war ihm kein Freund, das wußte er, aber er war stets ein guter Kamerad gewesen. — Der Vizewachtmeister war mit dem Pionierkommando auf dem großen Exerzierplatz. Das war eine gute halbe Stunde entfernt.

Trautvetter! — Wo war Trautvetter?

Er mußte diesmal aushelfen. — In der Stube fand er ihn nicht, draußen, wo die Fahrer die Pferde am Bergabhang grasen ließen, sah er ihn auch nicht. Endlich entdeckte er ihn in der Kantine.

„Trautvetter, Sie müssen mir hundert Mark borgen!" keuchte der Wachtmeister.

„Müssen?" fragte der Einjährige höhnisch. „Müssen? — Daß ich nicht wüßte!"

„Doch, Sie müssen!"

Heppner hatte ihn aus der Kantine verdrängt und verhandelte nun mit ihm auf dem leeren Flur.

„Ja, ja! Sie müssen, Trautvetter!" wiederholte er.

Nun war auch dem Einjährigen das verstörte Gesicht des Wachtmeisters aufgefallen. Es mußte diesmal etwas ganz Besonderes vorliegen, das war klar, und deshalb war er bereit, zu helfen. Denn es lag ihm nichts daran, den Mann zu Grunde zu richten.

„Was ist denn los?" erkundigte er sich.

Heppner murmelte scheu: „Plötzliche Revision, — das Geld fehlt, natürlich hätte ich es ersetzt."

Trautvetter verstand.

„Ja, dann freilich!" erwiderte er.

Er war im Begriff, die Geldtasche hervorzuziehen, da hielt er plötzlich inne.

„Ich habe gerade selbst kein Geld bei mir," rief er erschrocken. „Muß es denn gleich sein? Heute Nachmittag können Sie haben, was Sie brauchen."

„Nein, nein! Gleich! Wegstetten ist nur hinüber aufs Regiment."

„Verdammt! Was machen wir da?"

Der Wachtmeister glaubte, der Freiwillige w o l l e ihm nur nicht leihen. Er wurde dringlicher und bat: „Trautvetter, ich bitte Sie um alles in der Welt! Sie wollen doch bloß nicht! Aber tun Sie's nur das einzige Mal noch! Ich bitte Sie! Ich bitte Sie!!"

Achselzuckend hielt ihm der Einjährige sein Portemonnaie hin. Es war nur einiges weniges Silbergeld darin, nicht einmal ein Goldstück.

„Sehen Sie doch selbst, Wachtmeister!" sagte er. „So ein Kerl bin ich doch nicht, daß ich Sie in der Tinte sitzen ließe."

Aber Heppner glaubte ihm immer noch nicht. Er bat und drohte. Schließlich fiel der starke Mensch vor Trautvetter auf die Kniee und hob die flehend gefalteten Hände zu ihm empor.

„Nur das einzige Mal! Nur das einzige Mal!!"

Der Einjährige wehrte ihn rauh ab. Er empfand Ekel vor dem jammernden Riesen.

„Stehn Sie auf, Wachtmeister!" versetzte er. „Das hat ja alles keinen Zweck. Ich würde Ihnen das Geld geben, aber ich habe, weiß Gott, gerade keines bei mir. Lassen Sie uns lieber überlegen, wo wir welches herkriegen!"

Der Wachtmeister hatte sich wieder aufgerichtet und sah ihm gespannt ins Gesicht.

„Warten Sie hier!" sagte nach kurzem Überlegen Trautvetter. „Ich will sehen, daß ich Landmann die hundert Mark abpumpen kann."

Landmann war der andere Einjährige der Batterie, ein sehr junger Student, ein bißchen unpraktisch, aber sehr diensteifrig und der Liebling des Haupt-

manns. Er ging im Stalle auf und ab und beaufsichtigte das Hereinführen der Pferde von der Weide.

Trautvetter trat auf ihn zu. „Lieber Landmann,“ bat er, „können Sie mir, bitte, Geld leihen? Ich habe mein Futtergeld noch nicht bezahlt, und Wegstetten hat darnach gefragt.“

„Gern,“ antwortete der Gefragte. „Aber wieviel brauchen Sie denn? Sehen Sie, zwanzig Mark habe ich bei mir, mehr nicht.“

Trautvetter nahm das Goldstück und bedankte sich: „Danke schön. Vielleicht bekomme ich das übrige anderswo.“

Der Wachtmeister sah ihm mit Angst und Bangen ins Gesicht. Der Einjährige zuckte die Achseln und wies das Geld: „Er hatte nicht mehr.“

Mit einem Male deutete er auf die Kantine. „Der muß borgen!“ flüsterte er.

Der Verwalter weigerte sich. Auch als ihm Trautvetter zehn, zwanzig Mark für das Ausborgen bot, blieb er hartnäckig.

Wütend schlug der Freiwillige auf den Tisch.

„Ochse!“ rief er. „Tust du's für fünfzig?“

Da überlegte der Verwalter. Er war erst am Tage vorher revidiert worden. Es hatte also keine Gefahr für ihn, und fünfzig Mark —!

„Geben Sie mir einen Schuldschein!“ verlangte er.

Und Trautvetter schrieb ihm den Schein über einhundertundfünfzig Mark. Daraufhin bekam er eine Hundertmarknote.

„Schlechtes Geschäft!“ brummte er.

Der Verwalter kehrte sich verlegen ab.

Heppner nahm das Geld in Empfang, und als Wegstetten, vom Regimentsbureau kommend, wieder

in das Dienstzimmer trat, fand er den Wachtmeister beim Aufzählen der Kasse.

Es war sogar zu viel Geld darin.

„Das bekomme ich," erklärte Heppner. „Der Einjährige Trautvetter hat das Futtergeld mit einem Hundertmarkschein bezahlt, und damals war noch nicht genug zum Herausgeben da. Ich habe das Fehlende zugelegt."

Der Hauptmann nickte zufrieden. Zu viel Geld in der Kasse — das konnte man sich gefallen lassen. —

In dem Freiwilligen hatte der Vorgang mit dem Wachtmeister einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen. Seit dem Augenblick, in dem Heppner vor ihm auf den Knieen gelegen hatte, war eine Wandlung in ihm vorgegangen.

Ganz unsagbar widerwärtig war diese Szene gewesen. Ein grimmiger Ekel, auch vor sich selbst, hatte ihn dabei überwältigt. Halb unbewußt hatte ihm der Anblick des großen, stattlichen Mannes, der winselnd und heulend sich auf dem Boden wand, zur Erkenntnis gebracht, wie nahe er selbst einer solchen Erniedrigung war.

Am nächsten Morgen übergab er dem Wachtmeister die Schuldscheine.

Heppner errötete. „Warum?" fragte er. „Ich kann sie vielleicht noch einmal bezahlen."

Trautvetter antwortete ruhig: „Nein, lassen Sie nur! Ich habe das Geld ja nur gewonnen, und Spielschulden brauchen Sie auch vor Gericht nicht zu bezahlen. Ich hätte es Ihnen lieber gar nicht erst leihen sollen."

Der Wachtmeister drückte ihm die Hand. Er erinnerte sich, daß er sich einmal mit dem Gedanken

getragen hatte, seinen Gläubiger umzubringen, — er konnte die Augen nicht zu dem Einjährigen aufschlagen.

„Ich danke Ihnen,“ sagte er leise.

Mit einem Male nahm Trautvetter eine streng dienstliche Haltung an und versetzte: „Wenn ich Herrn Wachtmeister noch um etwas bitten dürfte, so möchte ich, daß Herr Wachtmeister möglichst nicht mehr spielten.“

Heppner blickte ihn erstaunt an. Diese unleidliche Abhängigkeit von dem Untergebenen, diese Bloßstellung vor der ganzen Batterie, sollte also zu Ende sein? Es wollte ihm gar nicht in den Sinn, daß einer so ein anständiger Kerl sein konnte. Aber man sah es dem Freiwilligen an, daß es sich diesmal nicht bloß um eine Laune oder um einen Spaß handelte.

Und er erwiderte bestimmt: „Ja, ich verspreche es Ihnen, Trautvetter, ich spiele nicht wieder.“

Es war ihm in diesem Augenblick ernst mit seinem Versprechen, und er hatte das Gefühl, als wäre das die rechte Stunde, auch anderweitig gute Vorsätze zu fassen und vielleicht ein neues, besseres Leben anzufangen.

Einige Tage später fragte Wegstetten: „Wachtmeister, wie führt sich der Einjährige Trautvetter außerdienstlich? Im Dienst bin ich seit ein paar Tagen recht zufrieden mit ihm.“

Heppner antwortete: „Er ist viel ernster geworden, Herr Hauptmann, und läßt sich nichts mehr zu schulden kommen.“

Der Batteriechef nickte zufrieden.

„Sehen Sie, Wachtmeister,“ sagte er, „mein Mittelchen hat geholfen. Ich denke, wir heben den Kasernenzwang wieder auf. Teilen Sie ihm das mit!“

Die Insassen der Unteroffiziersstube weinten dem

Einjährigen keine Träne nach. Er war ihnen in der letzten Zeit zu langweilig geworden. Nur der Gefreite von Frielinghausen suchte ihn noch ein paar Mal auf.

Es war aber lange nicht mehr so lustig bei Trautvetter wie ehedem, es gab kein Kommersieren mehr bei ihm, und der ganze Mensch schien gräßlich solide geworden zu sein. Da stellte auch Frielinghausen mit der Zeit seine Besuche ein.

* * *

Der Freiwillige hatte auch dem anderen seiner beiden Hauptschuldner, dem Trompetersergeant Henke, die ausgestellten Schuldscheine zurückgegeben.

Der Pistonkünstler indessen fühlte sich dadurch keineswegs zur Dankbarkeit verpflichtet. Er hatte nie daran gedacht, diese Schulden zu begleichen, daher war es ihm auch einerlei, ob er die Zettel mit seiner Namensunterschrift zurückbekam oder nicht. Sie waren doch für den Einjährigen keinen Pfennig wert. Ein Winkeladvokat hatte ihm auf seine vorsorgliche Erkundigung die Auskunft gegeben, daß Spielschulden nicht klagbar wären.

Warum da also dankbar sein?

Lisbeth dagegen, seine hübsche blonde Frau, war ganz gerührt durch die Großmut Trautvetters. Sie konnte keine so feinen Unterschiede machen wie ihr Mann; Schulden blieben für sie Schulden, und diese weißen Papiere, auf denen sich Henke zu so ungeheuren Summen bekannte, hatten den Schlaf aus ihren Nächten vertrieben. Sie vergoß einige Tränen der Ergriffenheit, als sie die Schuldscheine im Küchenfeuer verbrannte.

„Gottchen! Ach Gottchen!“ seufzte sie. „Was muß der Einjährige für ein guter, lieber Mensch sein! So viel Geld in einem wegzuschenken!“

Der Trompeter lachte sie aus.

„Dumme Gans!" schalt er. „Hab' ich dir nicht gesagt, daß er im Grunde gar nichts zu fordern hatte? Spielschulden waren's, und die kriegt er bei keinem Gericht zugesprochen!"

„Na," versetzte Lisbeth. „Es war doch auch anderes bei. Deine neue Uniform hast du dir von dem geborgten Gelde machen lassen und die schönen Lackstiefel dazu, und das halbe Dutzend weiße Glacés hast du dir von gekauft."

Das hörte der Gatte nicht gern. Er knurrte: „Halt's Maul!"

Aber die hübsche Frau beharrte: „Nein, nein. Es ist doch ein guter, lieber Mensch!"

„Ein versoffenes, fettes Schwein ist er!" fuhr Henke auf. „Kannst dir 'n ja mal ansehen."

„Das kann passieren!" antwortete Lisbeth zu seiner Verblüffung. Und sie setzte dem erstaunt aufhorchenden Manne einen Plan auseinander, den sie sich ausgedacht hatte, um den Geldverhältnissen des Haushalts aufzuhelfen. Sie wollte für die Einjährigen die feine Wäsche waschen und plätten, und er, Henke, sollte deshalb mit den einzelnen reden.

Der Trompeter hatte nichts dawider einzuwenden. Im Gegenteil! Jeder Pfennig, den sie verdiente, war ihm hochwillkommen. Sie hätte nur schon früher auf diese Idee geraten sollen.

Von da an stand die junge Frau, die in ihrer Schlankheit immer noch wie ein Mädchen aussah, die Tage über vor dem Waschzuber und hinter dem Plättbrett. Sie hatte flott zu tun, denn die Wäsche, die sie lieferte, war nicht nur blütenweiß gewaschen und tadellos geplättet, — darauf achteten die Einjährigen leider gar nicht so sehr, — sondern es machte den jungen

Herren auch Freude, wenn die Ware von so einem bildhübschen Persönchen, wie es die blonde Trompetersfrau in ihrem glatten, knappen Kleide abgab, ins Haus gebracht wurde. Lisbeth Henke quittierte mit dem gleichen, artigen Lächeln über ihr wohlverdientes Geld und über die mehr oder minder anzüglichen Schmeicheleien. Wenn die jungen Leute zu keck wurden, hatte sie eine ganz allerliebste Art, sie abfallen zu lassen, so daß schließlich keiner sich wieder eine Dreistigkeit erlaubte.

Ein ganz eigenartiges Verhältnis bestand zwischen ihr und Trautvetter. Sie lernte den dicken Freiwilligen als einen gutmütigen Menschen kennen, der wenigstens jetzt gar keine von den schlimmen Eigenschaften mehr besaß, die ihr Mann ihm angedichtet hatte; früher mochte das ja allerdings anders gewesen sein. Er war sehr verlegen geworden, als sie ihm nochmals herzlich für die Rückgabe der Schuldscheine gedankt hatte, und da er einmal von dem Leichtsinn ihres Mannes wußte, kam es fast von selbst dahin, daß sie oft über Henke sprachen. Wie zwei gute Freunde sprachen sie über ihn. Die Frau hatte das Bedürfnis, sich über ihren Gatten einmal frei auszulassen, zumal demjenigen gegenüber, der bereits so hochherzig ihren Sorgen zu Hilfe gekommen war, und Trautvetter gab ihr Ratschläge, so gut sie ihm eben einfielen.

Die junge Frau gefiel ihm in ihrer fleißigen, fix zugreifenden Art. Früher hätte er wohl unbedenklich versucht, sie für sich zu gewinnen, jetzt empfand er eine unwillkürliche Achtung vor ihrer zuversichtlichen Tatkraft, und die Liebe, die sie zu ihrem Manne hegte, rührte ihn. Er konnte freilich den Trompeter nur für einen gehörigen Lumpen halten, aber trotzdem wollte er das tapfere Weib nicht im Stiche lassen. Er

wurde der beste Kunde ihrer Wäscherei und wechselte sogar doppelt so oft, als es seine Gewohnheit war, das Hemd, um ihr einen recht reichlichen Verdienst zu verschaffen. Daneben mochte er es auch sehr gern leiden, wenn ihn die Trompetersfrau mit ihren hübschen dunklen Augen dankbar ansah und ihm plaudernd gegenüber saß, das ein wenig schmale Gesicht von einem schönen blonden Flechtenkranz gekrönt, zart und schlank wie ein junges Mädchen, so recht geschaffen dazu, gestützt und geleitet zu werden.

Anstatt dessen war sie ein mißachtetes Arbeitstier für ihren Laffen von Mann! Er, Trautvetter, hätte sie schon hegen und pflegen wollen, wie sie es wert war.

Der Trompeter hatte bald herausbekommen, daß seine Frau über den Einjährigen eine gewisse Macht besaß. Sofort benutzte er seine Entdeckung, indem er ihn durch Lisbeth unter allerhand Vorwänden um kleine Darlehen ersuchen ließ. Die verlangten Summen wurden um so größer, je bereitwilliger Trautvetter das Geld hergab.

Lisbeth schämte sich der Lügen, die sie vorbringen mußte. Sie wollte den gutmütigen Menschen nicht betrügen und weigerte sich jedesmal, die Aufträge auszuführen, aber Henke brachte sie am Ende stets dazu. Wenn sie ihm dann das Geld gab, lachte er höhnisch. Es war doch prachtvoll, eine hübsche Frau zu haben, die einem das so leicht zutrug! Er brauchte nicht einmal eifersüchtig zu sein, — sie war ja hilflos in ihn verliebt.

Aber mit der Zeit gingen der Frau die Augen auf. Sie lernte ihren Gatten genauer betrachten und durchschaute ihn mit jedem neuen Tage klarer. Wie blind war sie gewesen! Nun, da sie sehend geworden war, verschwand ihre Neigung im Augenblick, und

es blieb nur ein dunkles Gefühl der Zugehörigkeit zu ihm in ihr übrig.

Das Unrecht, das sie, ihrer törichten Leidenschaft gehorchend, begangen hatte, wollte sie wenigstens dadurch wieder gut machen, daß sie dem Einjährigen die Wahrheit nicht länger verhehlte. Sie sagte ihm gar nichts von der erneuten Forderung ihres Mannes, sondern gestand aus freien Stücken, daß all das Geld, das er ihr angeblich für Wirtschaftsanschaffungen, Plättkohle und dergleichen gegeben hatte, für ihren Mann bestimmt gewesen sei. Der hatte sich eine vergoldete Uhrkette, einen Extrasäbel und gar silberne Sporen dafür gekauft.

Trautvetter sah auf ihren blonden Kopf hinab. Sie hielt das erglühende Gesicht gesenkt und mochte nicht aufschauen.

„Ich habe es mir gedacht," sagte er.

Ohne den Blick emporzuheben, fragte sie: „Ja, aber warum taten Sie es dann?"

Der Freiwillige zögerte eine Weile, dann antwortete er leise: „Ich dachte, es geschähe Ihnen damit ein Gefallen und eine Freude, Frau Lisbeth."

Die junge Frau sah ihn einen Augenblick voll an. Dann stand sie schnell auf, nahm ihren Wäschekorb und ging.

Henke hatte sie dieses Mal besonders sehnsüchtig erwartet. Er unterhielt gerade ein Liebesverhältnis mit einer Chansonettensängerin, die während des Augustviehmarktes im Saale des Schützenhauses den Bauern ihre uralten Couplets vorsetzte. „Gräfin Miramara" erfreute sich großen Beifalls, denn ihr Kostüm reichte oben und unten nur eben zu, die Blöße ihres angejahrten, üppigen Körpers zu bedecken, aber sie wies die Bauern zurück, so verlockend sie auch mit ihren

Talern, dem Erlös ihrer Rinder und Schweine, klimperten. Sie erkor sich den zierlichen, schwarzbärtigen Trompeter.

Nun wollte sich Henke als noblen Kavalier zeigen. Er gedachte der Gräfin ein Armband zu verehren.

„Gib das Geld her!“ fuhr er Lisbeth an.

„Ich habe keins!“ erwiderte sie. „Trautwetter gibt nichts mehr her.“

„Ach Unsinn! Mach' keine Umstände und rück' damit heraus!“

Die Frau blieb ganz ruhig und wiederholte achselzuckend: „Ich habe kein Geld.“

Henke kaute an seinem Bärtchen. Das war ein fataler Strich durch die Rechnung. Was würde die Gräfin sagen, wenn er sein Versprechen nicht hielt?

Harmlos fing er von neuem an: „Ach, er gibt schon. Du mußt nur ein bißchen nett zu ihm sein!“

Lisbeth stutzte. „Wie meinst du das?“ fragte sie.

„Na, ihr Frauen könnt doch alles bei einem Manne durchsetzen, wenn ihr nur wollt! Also, nicht wahr? Sei nur recht nett zu ihm! Mir soll es egal sein.“

Mißmutig verließ er das Zimmer. Er sann nach, wie er sich bei der Gräfin Miramara herausreden könnte. — Sehr einfach: der Goldarbeiter hatte an dem Schmuckstück noch zu ändern. Das klang sehr glaubhaft.

Die blonde Frau blieb allein zurück. Sie schüttelte nachdenklich den Kopf. Was hatte er nur mit seinem „nett sein“ gemeint?

Bei einer Besorgung in der Stadt traf sie den Einjährigen. Sie gingen eine Strecke zusammen. Lisbeth war durch ihr Geständnis frei geworden und plauderte munter darauf los.

Plötzlich fielen ihr die dunklen Andeutungen ihres

Mannes ein, und sie fing lächelnd an: „Wissen Sie, Herr Trautvetter, was mein Mann zu mir gesagt hat? — Ich sollte nur recht nett zu Ihnen sein. Bin ich denn nicht nett zu Ihnen?"

Trautvetter frug hastig zurück: „Wie hat er denn das gemeint?"

„Na," schwatzte sie lustig, „ich hab' nämlich wieder Geld von Ihnen bringen sollen. Aber das tu' ich nun mal nicht mehr. Und da meinte er, ich sollte nur recht nett zu Ihnen sein, dann würden Sie mir schon Geld geben."

Sie erschrak. So heftig stieß der dicke Mensch den Säbel auf den Boden, und ganz rot und zornig sah er dabei aus.

„Das sieht dem Schandkerl ähnlich!" rief er.

„Was? Wieso nur?"

Trautvetter konnte seine Empörung nicht in sich verschließen. Er stieß hervor: „Wissen Sie, Frau Lisbeth, was er gemeint hat? — Daß Sie meine Geliebte werden sollten!"

Abermals traf ihn ein voller Blick aus ihren Augen, dann senkte die Frau den Kopf und ging stumm neben ihm her.

„Ich will umkehren," sagte sie plötzlich.

Er hielt ihr die Hand hin und bat: „Verzeihen Sie, Frau Lisbeth! Bitte!"

Sie nickte nur schweigend und wandte sich den eben gegangenen Weg zurück.

In ihrer kleinen Wohnstube fiel sie matt in den Stuhl, in dem sie beim Ausbessern der Wäschestücke zu sitzen pflegte. Die Fensterflügel waren weit geöffnet. Sie hörte den Bach plätschern und in der großen Erle die Insekten schwirren und summen. Ein Zug kam von oben herab. Wie er näher rollte, sah

sie mechanisch zum Fenster hinaus. Es fiel ihr zum ersten Male auf, daß die kleinen Lokomotiven bei der Talfahrt stets verkehrt angekoppelt waren. Der Lokomotivführer winkte herauf, aus den Wagenfenstern schauten Leute. Alles glitt wie hinter einem Schleier vorüber und war doch ganz deutlich zu sehen. Das Rollen der Räder wurde leiser und verlor sich allmählich.

Endlich raffte sie sich auf. Unablässig begann sie in der kleinen Stube auf und ab zu wandern. Sie mußte Gewißheit haben, ob der Einjährige mit seinem Verdacht recht hatte, und dazu bedurfte es einer List. Ihr Plan war bald gemacht. Es war ja so einfach: sie brauchte sich nur so zu stellen, als wollte sie der Andeutung ihres Mannes folgen, — dann mußte er sich erklären.

„Du," fing sie am Abend an, „Trautvetter hat mir heute etwas Merkwürdiges angeboten. Sobald er mit Dienen fertig ist, will er ein Gut kaufen, weit weg von hier, und ich soll ihm die Wirtschaft führen. Wenn du einwilligst, sollst du dann monatlich hundert Mark bekommen."

Henke schwieg eine Zeitlang. Er war im Zweifel, was er dazu sagen sollte. Lisbeth selbst war so seltsam starr, fast unheimlich starr, andrerseits schien sie aber auch gerade nicht entrüstet zu sein. Und dieses Anerbieten —, glücklicher konnte er es ja gar nicht treffen.

Mit einem wehleidigen Ton in der Stimme erwiderte er: „Ja, Lisbeth, wenn du mich nicht mehr lieb hast, wenn du das für dein Glück hältst und mich darum verlassen willst —"

Er kam nicht weiter.

Leichenblaß im Gesicht stand ihm die Frau mit einem Male gegenüber. Sie schüttelte die bebenden

Hände wider ihn und spie verächtlich vor ihm auf die Diele. Dann war sie aus der Stube verschwunden.

Er sah ihr verblüfft nach.

„Also eingegangen!“ murmelte er vor sich hin. Nun, gar zu tragisch nahm er die Geschichte nicht. Entweder benahm sich Lisbeth wieder vernünftig, oder — er war sie eben los.

Oder ein drittes!

Gräfin Miramara hatte ihm versichert, daß er ein ungeheueres Geld verdienen würde, sobald er als Pistonvirtuos auf dem Brettl aufträte. Morgen reiste sie nach Böhmen ab. Wenn er sich ihr anschlösse? Auf das Desertieren kam es ihm nicht an: er hatte seine vollzähligen Papiere zur Hand, und Desertion war kein Verbrechen, wegen dessen man ausgeliefert wurde. Und Österreich war groß — und lustig, wie die Gräfin versicherte! Ungarn zumal!

Wahrhaftig, das war das beste!

Am nächsten Tage war Henke jenseits der Grenze. Er hatte vorher alles, was nur irgend verwertbar war, zu Geld gemacht, nur seine Trompete hatte er mitgenommen. Statt des Artilleristenrockes trug er nun eine reichverschnürte Phantasieuniform, die alle Vorzüge seines Wuchses ins hellste Licht setzte, und Abend für Abend blies er seine Bravourstückchen.

Und er wurde ein Liebling der Damen. —

Frau Lisbeth aber beantragte die Scheidung ihrer Ehe wegen böswilliger Verlassung. Sie mußte ohne weiteres obsiegen.

Zuerst wollte sie sich einen kleinen Laden in der Stadt einrichten, um darin ein Wasch- und Plättgeschäft zu betreiben, aber der Einjährige Trautvetter bat sie, lieber einige Zeit als Wirtschafterin auf ein Gut in Dienst zu gehen.

„Warum?“ fragte sie.

Er hatte Mühe mit der Antwort. Endlich brachte er heraus: „Ich habe Sie nämlich sehr lieb, Frau Lisbeth. Und wenn Sie dann erst geschieden sein werden, dann wollte ich Sie fragen, ob Sie mich nehmen wollten.“

Lisbeth lächelte ein wenig und meinte: „Das können Sie doch gleich jetzt fragen!“

„Nun?“

„Ja.“

Das klang sehr herzlich und ehrlich. Trautvetter drückte ihr die Hand und sagte: „Das ist gut!“

Und sie fügte ganz freimütig und munter hinzu: „Übrigens wäre ich am Ende auch Ihre Geliebte geworden.“

„Ach nein,“ versetzte Trautvetter, „in gewissen Fällen ist mir eine Frau lieber.“

* *
*

Trotz der Wärme der Augustsonne wurde es mit Julie Heppner von Tag zu Tag schlechter.

Der Oberstabsarzt zuckte die Achseln und sprach: „Es hilft nichts mehr, Wachtmeister, — Sie müssen sich auf das Schlimmste gefaßt machen.“

Heppner erwiderte mit scheinheiliger Miene: „Es ist ja nur eine Erlösung für sie. Sie leidet ja zu sehr.“

Es war wahr, Julie Heppner litt unsägliche körperliche Qualen, Beklemmungen, die sie dem Tode nahe brachten, und Hustenanfälle, die ihr die Brust zerrissen, — aber alles das wog federleicht im Vergleich zu der Last der seelischen Leiden, unter der sie fast zusammenbrach.

Sie belauerte den Gatten und die Schwester mit niemals müden Blicken. Mit Grauen sah sie, wie

Ida immer mehr die Scheu vor ihr außer acht ließ und sich ihrer Leidenschaft immer rückhaltloser hingab. Und dem Manne blieb das nicht verborgen. Er beobachtete mit höhnischer Befriedigung, wie sich der Widerstand des jungen Mädchens verringerte. Bald mußte ihm die ersehnte Frucht halb von selbst in den Schoß fallen.

Schon verbargen sich unter den Neckereien, die der Wachtmeister auch in Gegenwart der Kranken mit der Schwägerin trieb, heiße, suchende und tastende Berührungen, heimliche Umarmungen, die dem Mädchen das Blut ins Gesicht trieben und es erschauern machten. Und die unglückliche Frau war verurteilt, zuzuschauen, wie die Hände des Gatten die Schwester wie scherzend umfangen hielten und wie das Mädchen schlaff und bebend sich ihm überließ. Es wehrte sich nicht einmal im Scherz mehr gegen diese Angriffe des Schwagers.

„Ihr Schweine! O ihr Schweine!!" keuchte die Kranke.

Ida reckte sich auf und versetzte: „Was willst du nur? Du? Ja? Darf sich Otto nicht einmal mehr einen Spaß erlauben? Das geht doch bloß mich an? Ja?" —

Sie bäumte sich in dem harten, rücksichtslosen Egoismus der Verliebtheit gegen Juliens Vorwürfe auf. Wie? Wollte dieses elende Restchen Leben noch Ansprüche erheben auf den Mann, der sie, die junge, frische, liebte und den sie wieder liebte?

Trotzig reckte sie ihre prachtvolle, blühende Gestalt in die Höhe. O ja, sie hatte auch ein Recht zu lieben, und sie bestand darauf.

Die Kranke sank zurück und knirschte wieder

zwischen den Zähnen: „Ihr Schweine! O ihr Schweine!!"

Warum schalt sie eigentlich noch? Hatte sie es nicht kommen sehen? —

Sie lachte bitter vor sich hin. War es nicht das beste, sich drein zu schicken, die Augen zu schließen und auf den Erlöser Tod zu warten?

Aber nein. Diese Schamlosigkeit, diese Roheit, die ihr die beiden gleichsam ins Gesicht schleuderten, vermochte sie nicht zu ertragen. Sie zersann sich den Kopf, wie sie sich an ihnen rächen könnte, — stets und stets vergebens. Das war ja das Schreckliche, daß sie noch lebend eine Tote war, so kraft- und machtlos, so hilflos wie eine Tote!

Dann geschah das Letzte, das Schändlichste.

Sie sah die Schmach kommen und ahnte, daß sie bevorstand, als Heppner und Ida vor ihr standen und ihr Adieu sagten, er in seiner Extrauniform, die Centenarmedaille und die Verdienstschnalle auf der linken Brust, die Schwester im hellen Kattunkleid, Nacken und Arme bloß, den Sonnenschirm und das hellbraune Jackett in der Hand. Beim Hinausgehen faßte er die Schwägerin um den vollen Arm, seine Blicke hafteten gierig an ihrer weißen Haut, und er preßte noch zwischen Tür und Angel einen wilden Kuß auf ihren Nacken.

Da wußte die Kranke plötzlich, daß noch vor Abend ihr Elend den Gipfel erreicht haben würde. Sie schloß die Augen, und hinter den geschlossenen Lidern jagten sich folternde, schreckliche Gedanken, die ihr die rasendste Eifersucht eingab, und Bilder, von einer wütenden Gier nach Rache vorgemalt, die ihr ein wollüstiges Grausen einflößten. —

Der Wachtmeister und seine Schwägerin waren

an diesem Tage zu einer Feier geladen, die der Militärverein „Kampfgenossen 1870/71“ zum Gedächtnis der Schlacht von St. Privat veranstaltete.

Konzert, Festaufführung und Tanz lautete das Programm.

Das Trompeterkorps des Regiments spielte im Garten des Schützenhauses sein patriotisches Repertoire, zuletzt natürlich das Schlachtenpotpourri von Saro. Und die Kampfgenossen saßen mit Kind und Kegel an den Tischen, tranken sehr viel Bier und erzählten ziemlich blutrünstige Kriegserlebnisse, auch wenn sie den ganzen Feldzug etwa bei einer Feldbäckereikolonne „mitgefochten“ und niemals einen bewaffneten Feind zu Gesicht bekommen hatten.

Gegen Abend rief eine Trompetenfanfare zum Festspiel in den Saal.

Schon unter den Linden des Gartens hatte die Hundstagssonne den Gästen warm gemacht. Im Gedränge des überfüllten Saales entwickelte sich nun eine unerträgliche Glut.

Die Stuhlreihen waren viel zu eng gestellt, damit die Menge der Teilnehmer überhaupt Platz fände. Wer sich dann einmal niedergelassen hatte, konnte unmöglich wieder von seinem Sitz fort, er blieb zwischen seinen Nachbarn eingekeilt.

Kurz bevor der Vorhang aufgezogen wurde, hatten Heppner und Ida zwei leere Stühle entdeckt. Der Wachtmeister setzte sich zuerst. Der geringe Raum, der darnach noch von dem Nachbarstuhl übrig blieb, war viel zu schmal für die kräftigen Hüften des Mädchens.

So kam es, daß ihm die Schwägerin halb auf dem Schoße saß. Er spürte durch ihren dünnen Kattunrock hindurch die Wärme ihres Blutes und ihre

festen Formen. In dem verdunkelten Saale waren sie eng aneinander gepreßt. Der helle Schweiß perlte ihnen auf der Stirn und sie atmeten mühsam und keuchend. Aber wie auf eine Verabredung rührten sie kein Glied. Sie horchten nur den Stimmen ihres Blutes, dessen Pulse sie in der engen Berührung deutlich schlagen fühlten.

Keines von den beiden vernahm ein Wort des Festspiels, das auf der Bühne vorgeführt wurde. Sie starrten beide geradeaus, ohne sich bewußt zu werden, was ihre Augen sahen. Ob dieses regungslose Aneinandergeschmiegtsein Sekunden währte oder Stunden, — sie wußten es nicht.

Endlich zeigte der allgemeine Gesang der Königshymne das Ende des Spiels an. Die Zuschauer atmeten auf und schoben sich geduldig und schwerfällig durch die engen Türen aus dem Saale in den abendlichen Garten, indem sie mit den Tüchern die heißen Gesichter trockneten und sich Luft zufächelten.

Otto Heppner und Ida verharrten auch dann noch regungslos. Endlich stand das junge Mädchen matt auf und ging mit unsicheren Schritten, an den Stuhlreihen anstoßend, der Tür zu. Der Wachtmeister folgte ihr. Die Glieder waren ihm schwer und wie eingerostet.

Im Garten war das Gas angezündet worden. Die offen brennenden Stichflammen gaben ein zitterndes Licht.

Ida sah bleich aus und stützte sich erschöpft auf einen Stuhl.

„Ich möchte am liebsten gehen," sagte sie.

Er stimmte bei: „Warum nicht?" und bot ihr das Jäckchen zum Überziehen.

Aber das Mädchen nahm es ihm aus der Hand

und hing es über den Arm. Eine fliegende Glut strömte ihr durch den Körper und erzeugte ein leises Prickeln und Kitzeln auf der Haut. Nackend hätte sie gehen mögen.

Stumm nebeneinander herschreitend verließen sie den Restaurationsgarten.

Das Schützenhaus lag auf der halben Höhe des Berges. Zwei Wege führten von ihm aus zur Kaserne: die Landstraße unten im Tale und ein Fußweg, der am Abhang hin nach dem Wäldchen hinter der Kaserne und talaufwärts noch weiter sich hinzog.

Heppner schlug den Fußpfad ein.

Der Abend hatte keine Kühlung gebracht. Das Laub hing regungslos an den Zweigen. Die Dämmerung begann der Nacht zu weichen.

Das Mädchen fühlte die laue Luft wie ein mildes Bad auf der bloßen Haut des Nackens und der Arme.

Am Rande des Wäldchens drehte sich das Paar noch einmal um. Die Lichter des Gartens blinkten durch die Dunkelheit. Man vernahm kaum mehr den Lärm des Festes, nur eine Trompete und das Rumpeln des Kontrabasses, der den Tanztakt markierte, schallte deutlich herüber.

Im Schatten der Bäume legte Heppner den Arm um die Schultern der Schwägerin. Sie fuhr leicht zusammen und schüttelte sich wie unter einem Froste. Eng aneinander geschmiegt gingen sie langsam weiter, immer noch schweigend.

Auf dem Ausblick oberhalb der Kaserne machten sie Halt und schauten in das Tal hinab. Wenige trübe Lichter aus den Ställen und Mannschaftsstuben erhellten die dunklen Mauern. In dem weiten Gebäudeviereck schien jedes Leben erstorben zu sein.

Sie wandten sich und wanderten weiter. Die heiße Hand des Mannes lastete schwer auf der Schulter des Weibes, die Kehle war ihm zugeschnürt, die Arme gelähmt, er konnte nicht einmal das Gesicht drehen und ihr ins Antlitz sehen.

Das Wäldchen hörte auf. Wiesen erstreckten sich zu beiden Seiten des Wegs; rings lagerte das Dunkel der Nacht.

Im Tale rollte ein Zug abwärts. Eine Funkenwolke stiebte aus dem Schornstein der Lokomotive; die Fenster der erleuchteten Wagen warfen helle Vierecke auf die schwarze Erde, die rastlos neben dem Zuge hinglitten und mit ihm in der nächtlichen Ferne versanken. Darnach war nirgends mehr ein Lichtschein zu sehen, der eines Menschen Spur verriet.

Plötzlich blieb das Mädchen stehen. Mit einem Ruck löste sie sich aus dem Arm des Mannes. Es stieß einen halblauten Schrei aus, der wie die Wehklage eines nach hartem Kampfe Besiegten klang, und warf sich ihm mit einer wilden Gebärde an die Brust. — —

Nach einer Nacht voll schrecklicher Phantasien und Träume war Julie Heppner ruhiger geworden. Sie sträubte sich dagegen, daß ihre schlimme Ahnung Wahrheit geworden sein könnte. So abscheulich, so grausam konnten die beiden nicht sein, ihr, der Sterbenden, dieses letzte Leid zuzufügen.

Aber die Ahnung wurde ihr zur Gewißheit, als sie das veränderte Betragen des Gatten und der Schwester bemerkte.

Das Unruhige und Suchende war aus dem Verkehr der beiden verschwunden. Sie gaben sich freier, ein offenes Einverständnis waltete zwischen ihnen, und

ihre Blicke wünschten und ersehnten nichts mehr, sondern erzählten sich von einem genossenen Glück.

Von nun an trug sich die Kranke unablässig mit Rացheplänen, und ihre Gedanken verdichteten sich allmählich zu dem wilden Entschlusse, das ehebrecherische Paar zu töten.

Sie fühlte, sie mußte sich dazu halten. Ihre Zeit war abgelaufen. Sie konnte bereits nur mehr wenige wankende Schritte tun, und bald würde ihr die Schwäche des verfallenden Körpers nicht mehr gestatten, das Lager zu verlassen.

Zuvörderst ließ sie Ida nicht von ihrer Seite. Auf diese Art konnte sich wenigstens die Schmach nicht draußen in irgend einem Winkel wiederholen.

Unter den Wimpern hervor belauerte sie jede Bewegung, jedes Mienenspiel des Mädchens. O, wie sie die Schwester haßte!! Dieses gesunde, blühende Geschöpf mit dem herrlichen Wuchs, den vollen weißen Armen und der prachtvollen Brust! Wie sie sie haßte! Ihre Frische, ihre Jugend, ihre Schönheit, ihr weiches, blühendes Fleisch, mit dem sie den Mann verführt hatte! Das er liebkost hatte!

Und wie das buhlerische Frauenzimmer siegessicher dasaß! Wie gleichmäßig die volle Brust unter der leichten Bluse atmete, wie sie es sich bequem machte, ein Bein über das andere schlug, daß auch da ihre Schönheit sichtbar würde! Wie verträumt sie vor sich hinblickte, ein wenig lächelnd! An eine verruchte Umarmung zurückdenkend.

Und sie ahnte nicht, daß sie der Rache verfallen war! Daß sie dem Tode nahe war! Näher als die Sterbende selbst! —

Aber der Sand rann unaufhaltsam im Stundenglase des verlöschenden Lebens.

Beständige Hustenanfälle von fürchterlicher Gewalt verscheuchten jeglichen Schlaf aus den Nächten der Kranken. Da verschrieb ihr der Stabsarzt Morphium. Er verordnete sogleich eine ziemlich starke Dosis. Das arme Weib war nahe am Verscheiden; warum sollte man ihr nicht die letzten Tage erleichtern, die letzten Qualen lindern? Für alle Fälle machte er den Wachtmeister auf die Gefährlichkeit der Medizin aufmerksam; er wies ihn an, den Trank nur genau nach Vorschrift zu verabreichen.

Heppner fragte: „Wird sie auch wirklich darnach schlafen, Herr Oberstabsarzt?“

„Gewiß,“ antwortete der Arzt, „tief und fest. Im Anfang der Nacht würden Sie sie gar nicht wach bekommen, wenn Sie auch wollten. Und sehen Sie, vielleicht erhalten wir sie dann auch durch die besseren Nächte noch einige Zeit am Leben. Aber — Sie müssen immer auf alles gefaßt sein, Wachtmeister! Man kann das nicht vorhersagen. Es kann plötzlich kommen, es kann aber auch noch Wochen, ja noch bis in den Winter hinein dauern. Ihre Frau scheint eine zähe Natur zu sein.“

In der Tat bewirkte der Trank, daß die Kranke allnächtlich in einen tiefen Schlaf fiel.

Julie konnte den Stabsarzt gar nicht genug loben, daß er ihr eine so ausgezeichnete Medizin verschrieben hatte. Diese Ruhe war eine wundervolle Erquickung. Man schluckte einen Löffel voll und schmeckte nicht einmal sehr das Bittere in dem süßen Himbeersirup. Dann senkte es sich nach einiger Zeit wie ein leiser Nebel auf die Augen, man fiel sanft wie in ein weiches, weiches Bett zurück, träumte noch ein wenig vor sich hin, hörte auch noch eine Weile, was in dem Zimmer geschah, dann kam der herrliche, feste, prächtige Schlaf.

Nach dem Erwachen lag es einem zwar ein wenig schwer in den Gliedern, aber gleichwohl spürte man die kräftigende Wirkung der langen, ungestörten Nachtruhe.

Zuweilen glaubte die Kranke sogar wieder Hoffnung schöpfen zu dürfen. Wenn sie sich besonders wohl fühlte, gewann sie einen Teil des Willens zum Leben zurück. Das würde ja die herrlichste Rache sein, wenn sie den beiden zum Trotz noch leben blieb, jahrelang vielleicht!

Dann packte sie wieder die Gewalt der Krankheit. Sie verzweifelte von neuem und dachte nur noch über ihre Rache nach.

Eines Morgens lag sie vor sich hinbrütend auf ihrem Lager. Sie versuchte, die Vorgänge der Nacht sich ins Gedächtnis zurückzurufen. Es war etwas geschehen, etwas Besonderes, das sie unklar durch den Schleier der Betäubung geschaut hatte. Sie war trotz der Schläfrigkeit darüber erschrocken, entsetzt gewesen, nachher war ihr der Vorfall gänzlich entschwunden. Nun jagte sie der schwachen Spur angestrengt mit ihren Sinnen nach.

Es war kurz vor dem Einschlafen gewesen, in der leichten Verwirrung der Empfindungen, die vor der letzten Wirkung des Morphiums einzutreten pflegte, da hatte sie ein leiser Husten aus dem Hindämmern wieder ein Stück rückwärts nach dem Wachsein hingeführt. In diesem Zustand hatte sie gemerkt, daß Otto, ihr Mann, sich leise im Bett erhob. Sitzend hatte er eine Zeitlang gelauscht, dann war er behutsam zu ihr hingeschlichen und hatte lange vor ihrem Bett gestanden.

Nun besann sie sich: sie hatte in der fürchterlichen Angst geschwebt, daß er ihr ein Leids antun möchte,

daß er mit seinen großen, starken Händen ihren schwachen Hals umklammern und sie erwürgen möchte. Sie war ja zu schwach, um sich zu wehren, ja, sie hatte gewußt, daß sie nicht einmal würde schreien können. Aber nichts dergleichen war geschehen. Er war nur immer bewegungslos vor ihr gestanden und hatte ihr ins Gesicht geblickt. Das hatte sie durch die in der Müdigkeit zugefallenen Lider hindurch gefühlt.

Schließlich war sie allmählich in Schlaf gesunken, und nur ganz zuletzt meinte sie noch gespürt zu haben, daß ihr Mann sich von ihrem Bett weg wandte.

Aber eben darnach war noch etwas geschehen, — das, was ihr die halbschlafenden Gedanken mit einem jähen Ruck emporriß, das, was ihr das wohltätige Dunkel des Schlummers so grell wie ein Blitz erhellt hatte.

Sie preßte die Hände an die Stirn, als ob ihr kein Gedanke entschlüpfen sollte. Sie schloß die Augen und zwang sich, noch einmal die Empfindungen der Nacht zu durchleben.

Da fand sie es. Und die Erkenntnis traf sie wie ein pfeifender Peitschenhieb, daß sie auf ihrem Lager zusammenzuckte, die Hände in die Decke krallte und in ihr Tuch biß, um nicht schreien zu müssen vor Grimm und Haß.

Von ihr weg hatte sich der Mann nach der Stubentür zu gewandt! Nach der Tür, hinter der die Schwester schlief!

Ei wohl! Jeden Abend schloß die keusche Ida die Tür zu, so daß der Riegel laut genug ins Schloß schnappte, aber wenn sie den Schlüssel wieder umdrehte, dann geschah es sicherlich leise und ganz unhörbar. Darum also hatte sie vor kurzem die Schlösser

geölt! Sie hatte gesagt, sie knarrten und quietschten, — o, der Grund war ein ganz anderer gewesen!

Und ihren Schlaf, für den sie, die gequälte Kranke, so namenlos dankbar war, nutzte das schamlose Paar! Auch diese Erquickung, auch dieses elende Restchen Glück vergällten sie ihr!

Denn niemals würde sie diese wunderbare, erleichternde Medizin wieder an die Lippen führen, damit jene dann ihre Abscheulichkeiten treiben könnten! Niemals! Und wenn es das Leben gelten sollte! Es war ja ohnehin nichts daran zu halten, an diesem jammervollen, freudlosen Leben.

Oder nein! Sie wollte heucheln, scheinbar den Trank einnehmen und sich dann schlafend stellen, um hernach ihre Rache an den beiden Ehebrechern zu nehmen.

Wie — das wußte sie vorderhand nicht. Aber bald mußte es geschehen. In zwei Tagen rückte das Regiment zu den Herbstübungen aus. Bis dahin mußte die Strafe vollzogen sein, — sie fühlte, länger reichten ihre Kräfte nicht aus.

So blieb ihr eine Nacht, um sich Gewißheit zu verschaffen, ob das Schreckliche Wahrheit war, und, wenn ihre Vermutung sich bestätigte, noch eine Nacht, eine große, letzte, herrliche Nacht, — die Nacht der Rache. —

Am Abend hatte sie ihr Tuch zur Hand, um die Medizin heimlich hineinzugießen.

Der Wachtmeister tat ihr selbst den roten Saft in den Löffel. Er sah behaglich zu, wie die dickliche Flüssigkeit einer Schlange gleich aus dem engen Flaschenhalse hervorkroch, auf dem Metall des Löffels fast wie eine Kugel zusammengeballt blieb und erst allmählich sich ausbreitete. Er maß sorgfältig die

Menge ab, genau nach der Vorschrift des Arztes, „einen Eßlöffel, nicht gar zu voll“. Im Anfang war ihm einmal der Gedanke gekommen, daß ihn eine doppelte Dosis ganz von dem Weibe befreien könnte, das nur noch ihm zur Last sein elendes Leben schleppte. Wozu? — hatte er dann überlegt. Das Ende kam wohl auch ohne sein Zutun in allerkürzester Frist.

O nein, ein Mörder wollte er nicht sein.

Er goß, und als ihn der Löffel zu voll dünkte, schüttete er eine Kleinigkeit des Saftes wieder in die Flasche zurück.

„Auf daß nichts umkomme!“ sagte er lächelnd zu der Schwägerin.

Und er verkorkte die Flasche fest. Er dachte, — damit nichts von dem schlafbringenden Geiste der Medizin verdunstete.

Die Kranke beobachtete ihn mit lauernden Blicken. Sein zufriedenes Lächeln schien ihr bereits die erste Bestätigung ihres Verdachtes zu enthalten. Das war die Freude über die bevorstehende Liebesnacht, die ihm die Wirkung des Tranks versprach, und als er sich zu Ida gewandt hatte, war ein Blick des Einverständnisses zwischen den beiden getauscht worden, und die Schwester hatte dem Manne verheißungsvoll zugenickt.

Behutsam trug der Wachtmeister den gefüllten Löffel zu der Kranken hin. Sie griff darnach. Aber als sie ihm dabei ins Gesicht sah, in die sicheren, frechen Augen, die sie, die Betrogene, beinahe verächtlich streiften, da begann ihre Hand zu zittern, und sie führte die Medizin hastig an den Mund. Ihr Vorhaben war ihr in diesem Augenblick der Hast ganz aus dem Gedächtnis entschwunden. Sie hatte bereits den größten Teil des Saftes hinuntergeschlürft, als sie an ihren Plan dachte.

Sie hielt jäh inne mit Schlucken und wischte sich den kleinen Rest der Flüssigkeit mit ihrem Tuch von den Lippen. Vielleicht war die geringere Menge nicht stark genug, sie in Schlaf zu versenken.

Die Schwester führte sie in die Schlafkammer. Der Wachtmeister wollte erst noch einmal die Ställe und Stuben revidieren.

Die Kranke lag regungslos in ihrem Bett und wartete. Im Liegen überkam sie die gewohnte Müdigkeit, die ihr früher so erquickend genaht war, die sie ehedem so freudig willkommen geheißen hatte, aber sie fühlte, so stark, so überwältigend wie sonst legte sich diesmal die sanfte Lähmung nicht auf ihre Glieder und auf ihr Denken. Der Körper ruhte und schien ihr erstarrt zu sein in dieser Ruhe, aber ihre Sinne vermochte sie wach zu erhalten.

Nebenan in der Stube hörte sie Ida hantieren, aufstehen, gehen und wieder niedersitzen. Eine Schere fiel zu Boden, — mit einem halblauten Schimpfwort bückte sich die Schwester darnach und hob sie auf.

Dann blies der Trompeter draußen den Zapfenstreich. Durch das geschlossene Fenster hindurch hörte sie ihren Mann mit dem Wachtmeister der fünften Batterie sprechen, der ihn noch zu einem Glase Bier im Unteroffizierskasino überreden wollte. Heppner lehnte erst ab, schließlich tat er doch mit.

Mit einem Male fiel ihr ein, wie wenig ihr Gatte in den letzten Tagen ausgegangen war. Das war nicht seine Art, zu Hause zu hocken. Da mußte es etwas geben, was ihn festhielt, und sie wußte ja nun am besten, was ihn fesselte. Das war ein neues Glied in der Kette der Beweise, alles, alles stimmte überein! Die Schande war also wahr!

Aber sie kämpfte trotzdem weiter gegen die Müdigkeit an, die ihr die Lider herabzog und ihr die Ohren zu verschließen drohte.

Die Schwester bereitete sich nebenan zum Niederlegen. Julie hörte sie das Nähzeug zusammenkramen, dann rauschte draußen in der Küche die Wasserleitung; Ida kehrte in die Stube zurück und schloß die Tür nach dem Flur zu.

Eine Zeitlang blieb alles still.

Nun näherten sich leise Schritte, wie auf nackten Sohlen, der Kammertür. Die Klinke wurde sachte niedergedrückt und die Tür halb geöffnet. Die Schwester horchte, ob die Kranke schliefe.

Julie hielt den Atem an. Es dünkte sie eine Ewigkeit, bis die Tür wieder geschlossen wurde.

Dann drehte sich laut und vernehmlich der Schlüssel im Schloß, rücksichtslos laut, in schreiendem Gegensatz zu der vorhergehenden, leisen Behutsamkeit. Es klang wie eine höhnische Herausforderung: „Hör' nur, soviel zarte Umstände machen wir noch mit dir! Betrogen wirst du freilich doch!"

Die Schritte der nackten Füße entfernten sich nicht von der Tür.

Nicht das geringste Geräusch war vernehmbar, aber die Kranke fühlte, daß jetzt der Schlüssel das wohlgeölte Schloß wieder rückwärts bewegte, und plötzlich vernahm sie auch einen fast unhörbaren Ruck, das Schnappen einer Feder, — der Riegel war in seine erste Lage zurückgeglitten. Die Bahn zu der Schande war wieder frei.

Die unglückliche Frau hatte niemals etwas anderes erwartet, als daß sich ihr Verdacht bestätigen müßte. Jedoch in einem armen, letzten Winkelchen ihrer Seele war doch noch eine flehende Hoffnung

hängen geblieben, daß das Gefürchtete nicht eintreten möchte, eine Bitte, daß sie aus dieser Nacht von Niedertracht und Schmach einen allerkleinsten Schimmer Licht sich in den Tod mitnehmen könnte. Die endliche Gewißheit brach nun die Kraft ihres bis zum äußersten angespannten Willens.

Sie verfiel in den doppelten Schlaf der Betäubung und der Erschöpfung, und wachte erst zu einem einzigen, matten Umsichsehen auf, als die schweren Schritte der Mannschaften auf dem Steinpflaster nach den Ställen zu dröhnten.

Nach einem flüchtigen Blick sank sie wieder in ihren schlafsüchtigen Zustand zurück. Aber sie hatte gesehen, daß die Tür zur Stube nur angelehnt war. Und ihr Mann lag noch fest schlafend in seinem Bett. —

Am Vormittag dieses Tages gab es in der Batterie unmäßig viel zu tun. Tags darauf, früh sechs Uhr, sollte das Regiment in die Herbstübungen abrücken.

Der Wachtmeister fand kaum Zeit, in der Wohnung die Sachen zusammenzuwerfen, die er mitzunehmen gedachte.

„Ida," rief er nur eben zur Tür herein, „mach' mir ein Butterbrot zum Frühstück zurecht und schick' mir's hinüber nach dem Bureau!"

Julie war auf ihren gewohnten Platz gebettet, auf das Sofa, an das der Tisch eng herangerückt war. Die Schwester saß über einer Näharbeit.

Etwas unwillig über die Störung stand sie auf und holte sich Brot und Butter aus der Küche herzu. Mit dem starken Brotmesser schnitt sie zwei Scheiben herunter, strich sie mit Butter und trug sie weg.

Brot und Messer waren dicht an der Tischkante liegen geblieben. Das Messer schaukelte erst ein wenig

auf der runden Kruste hin und her, dann rutschte es langsam von dem Laib herunter und fiel flach auf die Decke, in die sich die Kranke eingehüllt hatte.

Zuerst ließ Julie es achtlos liegen; Ida mochte es wegnehmen, wenn sie wiederkam. Plötzlich aber zuckte es ihr wie eine Erleuchtung durch den Sinn. Es war ein Wink des Schicksals, daß dieses Messer auf ihr Lager geglitten war. Gewiß, dieses Messer sollte das Werkzeug ihrer Rache sein. Sie nahm es hastig in ihre matte Hand und betrachtete es. Es hatte eine starke, spitze Klinge, die durch Fleisch und Bein dringen mußte; frisch geschliffen schien es auch zu sein. Sie befühlte es an der Schneide und verletzte sich ein wenig den Finger. Eine winzige Blutspur haftete davon an dem blanken Stahl, und daneben klebten die Spuren des durchschnittenen Gebäcks. Immer wieder mußte sie die starke Klinge betrachten.

Als sie die Flurtür schließen hörte, verbarg sie das Messer eilig unter der Decke.

Die Schwester trat wieder in das Zimmer und wollte sich gleichfalls ihr Frühstück schneiden. Suchend blickte sie auf dem Tische umher.

„Hast du das Brotmesser, Julie?“ fragte sie. „Es lag doch eben vorhin hier.“

Die Kranke antwortete mürrisch: „Ich? — Nein.“

„Dann werd' ich es wohl mit in die Küche genommen haben.“

Aber auch in der Küche war es nicht zu finden.

Ärgerlich fing das junge Mädchen an zu schelten: „Mein Gott, eben habe ich doch damit Otto das Frühstück geschnitten! Es muß ja doch hier sein.“

Sie kramte ihre Näherei durcheinander, — vergebens.

„Hast du es nicht auch liegen sehen, Julie?“ fragte sie nochmals. „Hier auf dem Brote?“

„Nein,“ erwiderte die Kranke, „da lag es nicht. Da hätte ich es sehen müssen. Vielleicht hast du's aus Versehen mit hinüber ins Bureau genommen?“

„Das ist möglich.“

Am Nachmittag fragte Ida den Schwager: „Otto, weißt du vielleicht, ob ich heute vormittag das Brotmesser bei dir im Bureau habe liegen lassen?“

Der Wachtmeister antwortete: „Das kann schon sein. Ich will mal nachsehen lassen.“

Dann kam die Rede nicht wieder auf das vermißte Messer. —

Julie Heppner fühlte sich seltsam kräftig und gesund, seitdem sie eine so vortreffliche Waffe in der Hand hatte. Endlich war für sie die Stunde da, in der sie für die jahrelangen Peinigungen, für die ganze unermeßliche Schmach ihrer Ehe Rache nehmen konnte. Und sie maß den Gatten und die Schwester mit triumphierenden Blicken als zwei unrettbar ihr verfallene Opfer.

Noch am Abend war so viel zu packen und zu rüsten, daß niemand daran dachte, der Kranken die Medizin zu reichen.

„Otto, gib die Medizin herüber,“ verlangte sie, „ich kann sie mir schon selbst zurecht machen.“

Der Wachtmeister stutzte und schaute höhnisch lächelnd zu der Schwägerin hinüber. Zum Teufel! Beinahe hätte man sich durch diese alberne Hetzerei um die letzte Nacht vor der langen Trennung gebracht, wenn nicht die Betrogene selber vorgesorgt hätte.

Ida lachte ebenso vor sich hin.

Er trug seiner Frau den Löffel und die Flasche hin und mahnte: „Du, nimm aber ja nicht zuviel!“

Aber er dachte: vielleicht nimmt sie doch etwas mehr, als verordnet ist, — um so tiefer wird sie schlafen.

Dann machte er sich mit der Schwägerin von neuem an das Packen.

„Da!“ sagte die Kranke, indem sie den Löffel hinhielt. „Etwas mehr ist es, glaube ich, doch geworden als sonst.“

Sie hatte ein wenig von der Flüssigkeit an den Löffel geschmiert und wischte sich scheinbar mit ihrem Tuche die Lippen.

Heppner versetzte: „Na, wenn es bloß nicht mehr als ein Löffel voll ist, dann geht's.“

Die Frau begann von neuem: „Ida, willst du mich nun nicht hinausbringen? Ich fange schon an, müde zu werden.“

„Gleich, gleich!“ antwortete die Schwester, „laß uns nur erst fertig packen! Gleich bin ich so weit.“

Und sie verschnürte das Köfferchen, das die Habseligkeiten des Schwagers enthielt, so weit sie für das Manöver gebraucht wurden.

Es schlug gerade zehn Uhr. Der Trompeter blies den Zapfenstreich.

„So spät schon?“ brummte der Wachtmeister. „Gib her! Ich trag es gleich selbst zum Packwagen.“

Er nahm den Koffer und wandte sich zum Gehen. In der Tür hielt er noch einmal inne und fuhr fort: „Ich gehe bloß noch mal durch die Batterie, dann lege ich mich hin. Es heißt zeitig heraus morgen früh.“

„Schön,“ versetzte die Schwägerin, „ich hab's auch satt. Ich bin hundemüde.“

Wieder lag die Kranke auf ihrem Bett und wartete. Sie hatte das Messer unter der Decke mit in die Kammer genommen und hielt es krampfhaft mit der Hand umspannt. /

Nebenan in der Stube räumte die Schwester eilig ein wenig auf. Die Tür war halboffen geblieben, so daß ihr Hin- und Hergehen und ihr Wirtschaften deutlich vernehmbar in die Kammer hinüberklang. Zuletzt kleidete sie sich aus, hastig, als ob sie von irgend etwas gehetzt und angetrieben würde.

Durch den Spalt der Türe fragte sie leise in die dunkle Kammer hinein: „Julie, schläfst du?"

Und noch einmal, lauter und eindringlicher: „Julie, schläfst du?"

Eine Zeitlang blieb sie lauschend stehen. Dann legte sie sich nieder.

Die Tür blieb offen, und die Kranke hörte, wie sie sich unruhig im Bett hin und her warf.

Etwa eine Stunde später schloß der Wachtmeister den Flurzugang auf. Er legte sich auf dem Korridor die gespornten Stiefel ab und schlich sich behutsam in die Kammer.

Und wiederum ein gedämpftes: „Julie, schläfst du?"

Die Frau hätte auflachen mögen über die Narren, die sich so an der Nase herumführen ließen. Einen Augenblick war sie versucht zu antworten, um ihnen ihren sauberen Plan zu durchkreuzen, — aber sie schwieg. Wenn die beiden erschöpft in Schlaf gesunken waren, verfielen sie ihrer Rache um so sicherer.

Der Mann streifte geschwind die Uniform ab. Dann trat er wieder an ihr Lager und lauschte — wie in der vorhergegangenen Nacht.

Die Kranke blieb unbeweglich. —

Die verratene Frau lag starr auf ihrem Lager. Sie krampfte die Faust um den Messergriff, daß die Nägel ins Fleisch eindrangen, und biß sich die

welken Lippen blutig, um nicht vor rasender Empörung zu schreien.

Sie litt Höllenqualen, und diese Pein dünkte sie endlos, ewig zu sein wie die Hölle.

Tausendmal schon, meinte sie, müßte der Morgen angebrochen sein, und immer noch hielt sich das schändliche Paar umfangen.

Endlich nahm die Schmach ein Ende.

Das Weib schlief bereits, als der Mann sich von ihr schlich. Sie antwortete nicht auf den leisen Abschiedsgruß, den er von der Tür aus zurückrief.

Der Mann legte sich aufatmend nieder und war im Augenblick in einen tiefen Schlaf gefallen.

Die Kranke zögerte noch eine Weile.

Dann richtete sie sich auf. Das Schnarchen und Röcheln des Mannes übertönte das geringe Geräusch dieser Bewegung. Nun stand sie mit ihren nackten Füßen auf den Dielen. Das Messer hielt sie fest in der Rechten.

Wen von den beiden sollte sie zuerst strafen? Ihn, ihren erbarmungslosen Peiniger, den Verderber ihres ganzen Lebens? Oder sie, die Hure, das Mensch, die gemeine Dirne, die ihre Schmach voll gemacht, zum Gipfel gehäuft hatte?

Beide mußten sie sterben, das war gewiß. Aber zuerst sollte sie daran glauben, diese Schamlose, dieses hündische Schwein!

Eine Flut von Schimpfworten, so unflätig sie sich nur erdenken ließen, lag ihr auf der Zunge. Sie wollte sie der Sterbenden ins Ohr schreien, jauchzen, jubeln, wenn ihre Rache genommen war.

O, das war dann ihr Triumph! So — auf diese Art — blieb sie die Siegerin, nach all der Schande, nach all den Qualen!

Und sie tastete sich mit vorsichtigen Griffen an dem Bett entlang. Mit wankenden Schritten überschritt sie die Schwelle und trat in die Stube ein.

Von außen fiel das fahle Licht der anbrechenden Morgendämmerung herein, gerade hell genug, um die einzelnen Gegenstände unterscheiden zu lassen. Es sah wüst in dem Zimmer aus, überall umhergestreute Kleidungsstücke, die Stühle unordentlich gestellt, auf dem Tisch die Reste der Abendmahlzeit.

Über dieser Unordnung brütete eine schwüle Hitze. Der Dunst der ganzen abscheulichen, verbrecherischen Schande erfüllte die erstickende Luft.

Die Kranke wankte. Es wurde ihr trübe vor den Augen.

Aber mit einem Ruck richtete sie sich auf und trat an das Bett heran.

Die Schwester schlief, das Gesicht unter dem verwirrten Haar verborgen und in die Kissen gedrückt.

Mit einem Male regte sie sich. Sie streckte sich langsam aus und dehnte sich, so daß die Decke mit einem leichten Rauschen auf den Boden glitt.

In dem ungewissen Licht schimmerte die weiße Haut des blühenden Körpers.

Die Frau heftete ihre brennenden Augen auf diese Schönheit. Plötzlich verzerrte ein wildes Lachen ihren Mund, und sie hob das Messer.

Ein herrlicher Gedanke war ihr gekommen.

In den ehebrecherischen Schoß der Schwester wollte sie die Klinge stoßen, Gerechtigkeit übend, Maß für Maß.

Da stieg ihr ein Blutschwall im Halse empor und erstickte sie. Sie taumelte und griff mit zuckenden Händen in die leere Luft. Das Messer entglitt der

geöffneten Faust und klirrte auf den Boden. In einem dumpfen Fall brach die Sterbende zusammen.

Die Schlafende drehte sich träge herum.

„Laß, Otto!“ murmelte sie.

Mit einem Male stieß sie einen gräßlichen Schrei aus, eilte in die Kammer und rüttelte den Mann, der kaum aus dem Schlafe zu wecken war.

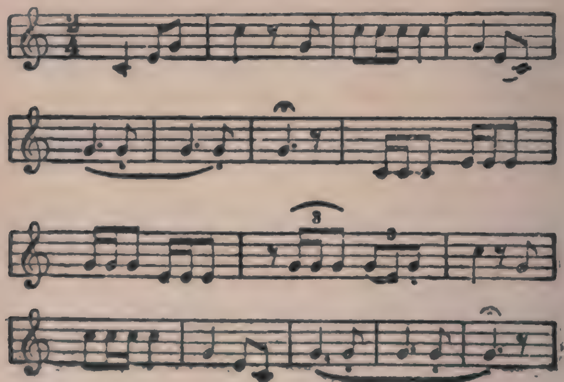
Er folgte ihr, noch halb betäubt.

Julie Heppner lag tot in ihrem Blute.

Der Gatte und die Schwester betrachteten sie mit scheuen Blicken. Als sie das Messer neben der Leiche blitzen sahen, schauerten sie zusammen.

Der Tod war an ihnen vorübergestreift.

Draußen blies der Trompeter vom Dienst die fröhliche Fanfare zum „Wecken“:



IX.

„Die Kugeln sind alle von Eisen und Blei
Und manche Kugel geht manchem vorbei."
(Altes Soldatenlied.)

Kläre Güntz nährte ihren Knaben.

Durch das dichte Laub des Birnbaums schien die Sonne auf die mütterliche Brust und auf das runde Gesicht des Kindes. Wenn die Strahlen die munteren Augen des Buben trafen, haschten zwei dicke Fäustchen nach den hellen Lichtern und gaben sich Mühe, sie wegzuschieben. Die zarten Fingerchen griffen in die leere Luft. Da hörte der Knabe zu trinken auf und schaute mit erstaunten Blicken nach dem unbegreiflichen Wunder. Gleich darauf aber drückte er wieder seine Nase in die weiche Brust und setzte sein Mahl fort.

Die Mutter neigte sich mit einem strahlenden Lächeln über ihr Kind und drückte es behutsam an sich.

Auf der einen Seite von einer hohen Mauer, auf der anderen von dichtem Gesträuch begrenzt, schien dieser Gartenplatz allen Berührungen und Geräuschen der Außenwelt als eine Stätte des Glücks und des Friedens entrückt zu sein. Ringsum herrschte jene Stille eines Sommermorgens, in der man Segen und Fruchtbarkeit von den Frühsonnenstrahlen auf Blatt, Blüte und Halm tropfen zu hören meint.

Das Kind trank noch ein paar leise Züge, dann sank das Köpfchen matt und satt auf das Kissen zurück. Kläre legte den kleinen Burschen in den Wagen. Er blinzelte noch ein paarmal mit dem Ausdruck höchster Zufriedenheit in den Tag hinein, dann bettete er sich behaglich auf die Seite und schlummerte ein.

Die junge Mutter stützte das Kinn auf den Korbrand des Wagens und ließ keinen Blick von ihrem Knaben. Tränen traten ihr in die Augen.

In der feierlichen Ruhe dieses Morgens, in der Abgeschiedenheit dieses Gartenflecks, angesichts ihres Kindes, das als ein Abbild der Gesundheit vor ihr schlief, von dessen kräftigem Saugen ihr noch hinterdrein die Brust ein wenig schmerzte, — in dieser Fülle des Glückes fühlte sie sich so von Dankbarkeit durchdrungen, daß sie weinen mußte, heilige Tränen der Freude über die Seligkeit zu leben.

Mit einem Male schrak sie empor.

Kläre Güntz hielt solche Augenblicke der Ergriffenheit zwar nicht gerade für unstatthaft, aber keinenfalls durfte man sich so weichen Regungen allzu lange hingeben. Das Bewußtsein eines so großen Glückes mußte erst recht in mutiges Handeln umgesetzt werden. Eines wie das andere bedeutete eine höchste Ausstrahlung des Lebens, jenes innere Überwältigtsein durch die Freude des Daseins, und ein stolzgehobenes Tätigsein in der Überzeugung vom Werte der Arbeit. Sie neigte dazu, der letzten Ansicht noch den Vorzug zu geben.

Deshalb richtete sie sich straff auf und nahm eifrig ihre Näharbeit zur Hand.

Aber diese Beschäftigung der Hände vollzog sich beinahe mechanisch. Kläre Güntz konnte, wie Cäsar, zweierlei auf einmal treiben: flicken, stopfen, nähen

oder was sonst in diesen Gattungsbegriff gehörte, und zugleich nachdenken.

Ihr Gatte machte ihr Sorge.

Gesundheitlich nicht. Denn er wurde von ihr mit aller hausfraulichen Sorgfalt und Liebe und nach allen Regeln der Hygiene gepflegt und gehegt. Aber er, der sonst so fest auf seinem Platze in der Welt gestanden hatte, litt an einer inneren Unsicherheit. Seine Stimmungen waren ungleich, und zuweilen bemächtigte sich des heiteren, zielbewußten Menschen eine unentschlossene Niedergeschlagenheit.

Diese Verstimmungen hatten im Dienst ihren Grund. Das hatte Kläre sofort herausbekommen. Die ewigen Zänkereien mit dem unangenehmen Chef, dem alten Saufaus Mohr, trugen die Schuld. Der Hauptmann nämlich, der in dem ihm beigeordneten ältesten Oberleutnant den Rivalen und Nachfolger witterte, stemmte sich mit Hand und Fuß gegen jede bessernde Maßregel, die Güntz in der Batterie einzuführen versuchte. Das gab dann Hin- und Widerreden, unangenehme Beschwerden und Rechtfertigungen und täglichen Verdruß.

Der Oberleutnant hielt es für unangemessen, diese dienstliche Angelegenheit bei den gemeinsamen Abendmahlzeiten vor dem Oberst zur Sprache zu bringen, und Falkenhein, der es eigentlich erwartet hatte, war hinterdrein der Meinung, daß Güntz den Kampf mit Mohr durchfechten wolle, so gut oder so schlecht es eben ging. Wessen Partei er als gewissenhafter Kommandeur nehmen mußte, stand ihm von vornherein fest.

Am Ende machte Frau Kläre den ewigen Verstimmungen ein Ende.

Güntz hatte ihr streng verboten, je sich in dienstliche Dinge zu mischen, aber sie redete sich vor sich

selbst heraus, daß sich dieses Verbot auf einen so außerordentlichen Fall nicht hätte beziehen können. Sie faßte daher den Entschluß, sich an den Oberst zu wenden. Dabei war sie ehrlich genug, ihren Selbstbetrug sich zu gestehen. Wann würde ihr ein Fall wohl nicht außerordentlich erscheinen, in dem es sich um ihren Gatten handelte?

Aber wenn sie sah, mit wie albernen und kleinlichen oder sogar ungehörigen Gesuchen zu Gunsten der Männer die anderen Regimentsdamen, mehr oder weniger taktvoll an die Vorgesetzten herantraten, warum sollte sie die Gelegenheit, die gerade für sie infolge der Nachbarschaft so günstig lag, nicht einmal in einer wirklich ernsten Sache ausnutzen?

Der Oberst erfüllte auch in der Tat ihre Bitte um Güntz' Versetzung, und Kläre war nicht wenig stolz auf ihren Erfolg. Im Grunde durfte sie sich ihn indessen nur zum kleinsten Teile zuschreiben.

Allerdings hatte ihr Falkenhein aufmerksam zugehört, während er gewöhnlich die Damen nur aus Galanterie zu Ende reden ließ. Er schätzte eben die tüchtige, kluge Frau aufrichtig hoch. Aber er würde auch ihr Ersuchen ohne weiteres abgeschlagen haben, wenn ihm nicht selbst die Notwendigkeit der erbetenen Maßregel eingeleuchtet hätte. Die ohnehin gelockerte Disziplin der fünften Batterie litt unter den fortgesetzten Reibungen der beiden Offiziere immer mehr. Er hielt Mohr für ein dem königlichen Dienst geradezu schädliches Element. Unbegreiflicherweise war der Hauptmann bis jetzt durch irgendwelche fremdartige Einflüsse — man sprach von einem verwandten, sehr einflußreichen Ministerialdirektor des Kultusressorts — noch gehalten worden, aber er, der Regimentskommandeur, wollte in den Konduiten schon dafür sorgen,

daß der unbrauchbare Herr spätestens im Frühjahre den Abschied bekam. Bis dahin hieß es notgedrungen die Lotterwirtschaft noch mit ansehen. Aber Güntz mußte von der fünften Batterie weg. Es traf sich gut, daß Wegstetten zu den österreichischen Manövern abgeordnet wurde. So übernahm Güntz die Führung der sechsten Batterie, und die Angelegenheit erhielt damit sogar einen sehr natürlichen Anstrich, da dem ältesten Oberleutnant des Regiments dieses Kommando ohnehin zufallen mußte.

Güntz merkte von der kleinen Intrigue seiner Frau nicht das geringste. Er übernahm sein neues Amt mit frischem Mut, und die neuartige Stellung schien ihm zu behagen. Trotzdem fand er sein früheres, fröhliches Gleichgewicht nicht ganz wieder. Über irgend etwas war er nicht mit sich im Reinen, irgend etwas quälte ihn auch jetzt noch.

Kläre, durch ihren letzten Scheinerfolg ein wenig eitel geworden, hätte gar zu gern auch diese letzte Wolke vom Himmel verscheucht. Sie hatte Gefallen an der Rolle der „Fee" gefunden, — aber beim besten Willen bekam sie nicht heraus, was den Gatten niederdrückte. Wenn man ihn fragte, antwortete er ausweichend: „Ich weiß nicht, was du willst. Man hat doch auch mal ernstere Anwandlungen."

Die „ernsten Anwandlungen" kamen leider nur ein wenig oft.

Nun sann die junge Frau immer wieder nach. Sie prüfte alle Möglichkeiten, — aber nirgends fand sie etwas Stichhaltiges. —

In Wahrheit fühlte sich Güntz mit jedem Tage weniger von der Offizierslaufbahn befriedigt. Beinahe glaubte er, seinen Beruf verfehlt zu haben. Es war nur sehr hart, das erst zu erkennen, nachdem man

die zwölf frischesten Jahre des Lebens daran gegeben hatte. Immerhin hielt er die Zeit für eine einschneidende Änderung noch nicht für zu spät, und er ging sehr ernstlich mit dem Plane um, den Abschied einzureichen, um sich einer ingenieurtechnischen Tätigkeit, seiner alten Neigung, ganz zu widmen.

Die Lust dazu war ihm schon während des Kommandos zur Artillerie-Prüfungs-Kommission gekommen, und er hatte die Rückkehr in den Frontdienst gewissermaßen als eine Probe auf das Exempel angesehen, ob er sich von neuem in den Trott des Alltags hineinfinden könnte. Am Ende bestimmte er sich selbst eine Frist, nach der er sich endgültig entscheiden wollte: ein Jahr wollte er Batteriechef sein, dann sollte es heißen entweder — oder.

Während der Mißhelligkeiten mit Hauptmann Mohr war er oft versucht, sogleich ein Ende zu machen. Aber nach diesen besonders ungünstigen Verhältnissen durfte sich sein Schicksal doch nicht entscheiden. Brav und gewissenhaft kämpfte er seinen Unmut stets wieder nieder.

Am fünfzehnten August übernahm er die Führung der 6. Batterie. Er atmete in dem neuen Tätigkeitsbereiche erleichtert auf, aber seltsamerweise kehrte ihm auch jetzt die volle Lust zum Soldatenhandwerk nicht zurück.

Dabei war die Batterie Wegstetten, soweit ein Offizier überhaupt einen Einblick in den Zustand einer Truppe gewinnen konnte, in einer tadellosen Verfassung.

Der einzige, der nicht in die schöne Ordnung hineinzupassen schien, war Leutnant Landsberg. Der junge Mann war in eine wahre Freudenraserei verfallen, als Wegstettens Abkommandierung bekannt

gegeben wurde. Die Hand des Chefs hatte schwer auf ihm gelastet; Wegstetten hatte sich zugeschworen, den Leutnant zu einem tüchtigen Offizier zu erziehen, und da kein Mittel bei dem interesselosen Herrn verfing, wollte er ihm wenigstens das Vergnügen gründlich versalzen, die Vorzüge der Offiziersstellung zu genießen, ohne dafür auch nur den bescheidensten dienstlichen Ansprüchen zu genügen.

In Wegstettens Abwesenheit glaubte Landsberg viel eher nach seinem Gefallen leben zu können. Oberleutnant Güntz, der die Batterie führen sollte, war doch eben halb und halb ein Kamerad, der ganz unmöglich ebenso schroff den Dienst handhaben konnte, wie ein regulärer Hauptmann und Batteriechef.

Mit einer gewissen Selbstverständlichkeit nahm er sich daher gleich von Anfang an Eigenmächtigkeiten heraus, die ihm unter Wegstettens Regiment als ungeheuerliche Majestätsverbrechen erschienen wären. Er erschien zu dem wenigen angesetzten Dienst nicht allzu pünktlich und blieb zuweilen sogar ganz fern, selbst wenn die Reihe des Wochendienstes an ihm war.

Güntz versuchte zuerst durch Reimers freundschaftlich auf Landsberg einzuwirken, aber der junge Herr faßte das als eine höchst private, sehr überflüssige Streberei von Seiten des Kameraden auf. Als ihm Reimers schließlich erklärte, er handle im Auftrage des Batterieführers, wehrte er lachend ab: „Nee, lieber Reimers, das machen Sie mir nicht weis, da kenne ich den gemütlichen, dicken Güntz besser als Sie, sein Freund!"

Dabei blieb er. Er nahm das gütliche Zureden des Kameraden einfach nicht ernst. Reimers wußte nicht, ob er ihn mehr für dumm oder für frech halten sollte. Es war eine Mischung von beidem.

Güntz aber fuchtelte mit seinem Reitstock grimmig in der Luft herum und sagte zu dem Freund: „Ei sieh! So steht das Ding? Nun, dieses Bürschchen kriege ich klein!"

Dann lud er sich wenigstens einen Teil der Gedanken, die ihn gerade in diesen Tagen mit schweren Zweifeln bedrückten, von der Seele und fuhr fort: „Siehst du, mein Junge, dieser Landsberg soll mir in kurzem de- und wehmütig zu Kreuze kriechen. Es sind ja Mittel dazu da, mehr wie genug. Aber das Schlimme ist, daß der Mensch nicht eine Ausnahmeerscheinung ist, sondern der Vertreter einer Gattung. Allerdings ein ganz besonders übles Exemplar, die Krone dieser Gattung. Aber sie laufen zahlreich genug herum, diese dekorativen Offiziere! Diese Kerls, denen das, was den Offiziersberuf eigentlich ausmacht — aufrichtige Hingabe an den Dienst auch im Geringsten, Nebensächlichsten und immer im Ausblick auf die Verwendung im Ernstfall —, eine fürchterlich gleichgültige Beigabe ist, die Uniform aber und die Ehren und Vorteile, die sie gewährt, die große Hauptsache! Wenn das so weiter geht in dem äußerlichen, hohlen Geiste, wie er jetzt Mode ist, wird schließlich einmal die Mehrzahl zu ihnen gehören. Und deshalb nützt es am Ende nicht gar zu viel, wenn man wenigstens mal einen auf eine Zeitlang zur Raison bringt. Sobald er einen etwas milderen Chef erwischt, reißt die Schlamperei sofort wieder ein. Und überleg' dir die Perspektive, mein guter Junge! Wenn diese schlappe, interesselose Bande avanziert, was wird dann? Nur teilweise werden diese nichtsnutzigen Leutnants vernünftig, wenn sie zum Hauptmann aufrücken. Bei der großen Mehrzahl ist die Lotterei, die Oberflächlichkeit in den langen zehn oder mehr Jahren sozusagen

zur Lebensauffassung geworden, die sie trotz aller Verantwortlichkeit nicht los werden und aus der heraus sie dann handeln. Dann, wenn sie auf einmal nichts taugen, werden sie entweder abgewimmelt und essen als Pensionäre ein unverdientes Gnadenbrot — natürlich nur in diesem Falle unverdient —, oder aber, wenn sie eine Cousine oder einen Großonkel irgendwo sitzen haben, die ein gewichtiges gutes Wort einlegen, oder wenn sie aus guter oder gar bester Familie oder recht gottesfürchtig sind, dann hat der liebe Gott ein Einsehen und läßt den Schaden dadurch noch größer werden, daß die untauglichen Hauptleute sogar Stabsoffiziere werden."

Reimers wollte erwidern, aber Güntz wehrte seinen Einwand mit einer entschiedenen Geste ab und fuhr fort: „Für den heutigen jungen Offizier ist die Unlust zu dem, was seinen Beruf ureigentlich ausmacht, tatsächlich und leider geradezu typisch. Jawohl, Unlust ist das, oder Nichtachtung, oder wie du es sonst nennen willst. Der junge Mann steht auf einem höchst verantwortungsvollen Posten, und man erweist ihm Ehren, wie sie nur einem ganz und gar fertigen Menschen gebühren, trotz seiner Jugend! Und wie peinlich hält er darauf, daß es keiner daran fehlen läßt! Aber er? Ich sage dir, diese ganze Leutnantszeit, wie sie von den meisten Kameraden betrachtet und ausgenutzt wird, kommt mir vor wie ein richtiges Studentenleben. Man bummelt, tut gerade den Dienst, den man tun muß, lacht sich eins, wenn man angepfiffen wird, dann amüsiert man sich dafür desto mehr und flucht immer mehr über jedes Stündchen Dienst, das dazwischen kommt. Nichts als eine fortgesetzte Bummelei! Denn Hauptmann wird ja am Ende jeder, der nicht gerade wegen Dummheit arretiert werden

muß, — sobald er nicht Wechsel fälscht oder irgend was anderes pecciert, natürlich."

Reimers wandte ein: „Na, weißt du, so furchtbar einfach ist die Sache denn doch nicht!"

Aber Güntz erwiderte: „Doch, und immer doch! Die einfachen Formeln, nach denen sich unser Dienst vollzieht, so aufzunehmen, daß sie für die Besichtigungen ausreichen, das ist kinderleicht. Und darauf ist der Vorgesetzte für sein Urteil angewiesen! Aber sie so geistig zu verarbeiten, daß man sie zu jeder Zeit und unter jeden Verhältnissen zur Hand hat, — denn ausprobiert sind sie auf ihre Güte hin —, das ist allerdings schwer und erfordert eine lange, gründliche Arbeit. Wer hat aber dazu Lust und Laune? Auf die Besichtigungen hin wird allein gearbeitet. Wenn man nur da gut abgeschnitten hat, dann ist man fein raus! Im übrigen mag der liebe Gott sorgen! Man hat so einen Kerl wie Landsberg in der Batterie, man soll ihn erziehen, — sehr schön! Aber wie wird's gemacht? Da werden wahre Listen ersonnen, um den Mister Landsberg durchzuschleppen. Von allen Seiten wird er geleitet und gepäppelt. „Hierhin!" „Dorthin!" „Mehr links!" — alles wird dem Herrn zugeflüstert, damit nur ja alles schön klappt. Daß der besichtigende Vorgesetzte dadurch ein falsches Bild erhält, das ist gleichgültig. Es hat alles schön zusammengestimmt, basta! Ein Lehrer darf in seiner Klasse gute und schlechte Schüler haben, — aber wehe dem Batteriechef, der sich durch einen schlechten Offizier blamiert! Er hat ihn nicht erziehen können! Und anstatt, daß ein unfähiger Mensch hinausgetan wird, wenn er's verdient, wird noch ein gut Teil Mühe und Arbeit an ihn verschwendet, vollkommen für die Katz! Fauler Zauber! Anstatt daß man den jungen Leuten

tausenderlei von den Verpflichtungen vorschwatzt, die Ehre des Standes nach außen zu vertreten, sollte man ihnen lieber beibringen, wie sie sie innerlich hochzuhalten haben, — durch ehrliche und gewissenhafte Hingabe an ihre Pflicht!"

„Du übertreibst!" murmelte Reimers.

„Ich wollte selbst, ich tät's!" antwortete Güntz. „Aber geh mal hin zu jedem einzelnen von den Kameraden, frag' sie: Macht es Ihnen Freude, Rekruten auszubilden? Stehen Sie früh mit dem frischen Entschlusse auf: heute will ich mal tüchtig dazu helfen, dem König gute Soldaten zu erziehen? Oder brummen Sie beim Erwachen: der Teufel hole das dreckige Rekrutenpack? — Und mit eben dem löblichen Gedanken stehen sie dann dabei!"

„Warum fragst du aber nicht lieber, mit was für Gedanken man in den Schießübungen und im Manöver aufwacht?"

„Mein Junge, weil das eine aus dem andern hervorgeht. Ohne Rekrutenausbildung keine Schießübung und kein Manöver. Es ist doch nicht anders, als daß wir bei den Mannschaften die Stelle eines militärischen Lehrers einnehmen. Nun, die Schießübungen sind gewissermaßen das Examen für die Leute, das Manöver, das weißt du ja auch, lehrt die Mannschaften gar nichts Neues, es ist mehr eine Prüfung für die höheren Offiziere. Der Lehrer aber, der nur im Examen prunken will, der nicht um des Unterrichtens selbst willen alle Lust und Begeisterung auf seinen Beruf verwendet, — der kann mir gestohlen bleiben!"

„Und doch hast du unrecht!" beharrte Reimers.

„Ja, das wohl —"

„Siehst du, da sagst du es selbst!"

„Aber anders, als du denkst. Ich meine nämlich,

die jungen Offiziere tragen nur zum Teil die Schuld an ihrem Fehler, den anderen Teil trägt das ganze System."

„Welches System?"

„Nun, das System unseres ganzen Heeresdienstes, unserer militärischen Erziehung."

„Hat es sich nicht in drei Feldzügen bewährt?"

Güntz schwieg eine Weile, dann antwortete er ablenkend: „Ja gewiß. Aber das ist dir doch nicht fremd, daß sich ein System stets genau so lange bewährt, bis es zusammenkracht?"

„Übrigens," fuhr er fort, „das gehört zu meinen Privatgedanken, die ich dir einstweilen noch verheimlichen muß. Ich bin eben dabei, die letzte Probe zu machen. Dann werde ich mich entschließen müssen."

„Wozu?"

„Ob ich Offizier bleibe oder nicht."

Das traf Reimers wie ein Schlag. „Güntz, du bist toll!" rief er.

Der Freund schüttelte ernst den Kopf und sagte: „Wir werden ja sehen."

Dann warf er mit einem energischen Ruck die vorzeitigen Sorgen hinter sich, sein Gesicht heiterte sich auf und nahm einen fröhlichen, kampfesfreudigen Ausdruck an, und er sprach: „Vorderhand wollen wir aber mal den Mister Landsberg unter die Kandare nehmen. Solange ich die Offiziersepauletten trage, solange werfe ich auch nicht die Flinte ins Korn."

Reimers drang in ihn, ihm endlich seine Befürchtungen anzuvertrauen, aber Güntz wich aus.

„Ich weiß," wehrte er ab, „das ist eine Frage, die gerade dir gewissermaßen ans Leben geht. Da wäre es das himmelschreiendste Unrecht, dich schon jetzt mit Dingen zu beunruhigen, die mir selbst noch

schwankend und nicht genügend erwiesen erscheinen. Wart's darum ab, lieber Junge!"

Und Reimers gab sich zufrieden mit diesem Bescheid, schwere Sorge im Herzen, denn er kannte Güntz als einen überaus gewissenhaften und bedachtsamen Menschen, und doch fast siegesgewiß. Eine solche Flut von verteidigenden, für ihn ganz unwiderlegbaren Beweisen und Entgegnungen brannte ihm auf der Seele. — —

Einstweilen nahm Güntz frisch den Handschuh auf, den ihm der Übermut Landsbergs hingeworfen hatte. Er hatte sich vorgenommen, die Keckheit des jungen Herrn, wenn irgend möglich, nur mit denjenigen Mitteln zu zähmen, die ihm als Batterieführer zu Gebote standen. Trotz seiner ehrlichen Wut über den laffigen, uniformierten Müßiggänger sträubte sich das ihm eigene große Maß von Gutmütigkeit und Kameradschaftlichkeit dagegen, dem Leutnant ernsthafte Ungelegenheiten zu bereiten. Theoretisch war er felsenfest von der Schädlichkeit des Typus Landsberg überzeugt, aber in der Praxis griff er im höchsten Grade ungern zu scharfen Mitteln. Wie die meisten von jenen hellblonden Menschen, die zur Korpulenz neigen, brachte er die Willenskraft, die ihm aus den hellen Augen strahlte, am liebsten nur gegen sich selbst zur Geltung. Gegen sich übte er jede Strenge, und für seine Angelegenheiten zog er allenthalben auch die äußersten Konsequenzen, — anderen gegenüber blieb er möglichst lange liebenswürdig und versöhnlich.

Aber der Indolenz Landsbergs war mit so harmlosen Maßregeln nicht beizukommen.

Güntz beauftragte ihn, die vom Regiment angeordnete Revision der Kammern zu überwachen — und fand ihn in tiefem Schlafe auf einem sorgfältig

aus Decken hergerichteten Lager. Das war eine grobe Pflichtverletzung, denn dem Befehle zufolge sollte sich der revidierende Offizier die Bestände vom Kammersergeanten vorzählen lassen. Und nicht genug damit: Landsberg hatte auch noch Kanoniere als Schnurrposten ausgestellt, um nicht vom Batteriechef überrascht zu werden, — Mißbrauch der Dienstgewalt also.

Zur Rede gestellt, entschuldigte er sich: „Ich bitte gehorsamst um Verzeihung, aber ich meinte wirklich, es käme auf ein paar Dutzend Hufnägel, die eventuell fehlen, nicht an."

Güntz verspürte nicht die geringste Lust, dem Leutnant einen leicht möglichen Fall vorzuhalten, in dem das Fehlen von „ein paar Dutzend Hufnägeln" tatsächlich eine Batterie hätte teilweise zur Unbeweglichkeit verurteilen können; er erteilte ihm kurz und scharf einen Verweis.

In streng vorschriftsmäßiger Haltung nahm Landsberg die Strafe entgegen. Aber eine ganz unverhältnismäßige Wut glimmte in seinen Blicken empor. So wenig war dem jungen Mann die dienstliche Unterordnung in Fleisch und Blut übergegangen, daß er den Verweis, den er von Wegstetten ohne weiteres hingenommen haben würde, beinahe für eine Beleidigung hielt, weil er ihm von einem nur zeitweiligen Vorgesetzten erteilt worden war, den zufällig noch ein paar Wochen vom Hauptmannsrang trennten. Er nahm sich allen Ernstes vor, über Güntz Beschwerde zu führen, und ersuchte zuvörderst den Batteriekameraden Reimers um die vorgeschriebene Vermittlung, die einer Beschwerde stets vorangehen muß. Reimers indessen wies ihn höflich und bestimmt ab und tat noch ein übriges, indem er ihm zum so und sovielten Male gütlich zuredete, durch einen regeren

Diensteifer allen weiteren Mißhelligkeiten von vornherein vorzubeugen.

Scheinbar war Landsberg überzeugt, und sein Verhalten gab eine Zeitlang nur selten Anlaß zu Tadel. Aber im Kreise der jüngeren Herren ließ er dunkle Andeutungen fallen, daß er für die ihm widerfahrene „Beleidigung“ an dem ekelhaften Streber und Gesinnungsprotz Güntz schon einmal gehörige Revanche nehmen würde. Er lebte sich allmählich in einen wahren Haß gegen Güntz hinein, und durch diesen Haß bekam sein vorher leeres Leben einen bestimmenden Inhalt. Er schwor es sich zu: Güntz mußte ihm vor die Pistole, und wenn es ihm sein Portepee kosten sollte.

Im Grunde beruhte diese jähe Wut auf der gewaltigen Enttäuschung, die ihm der Offiziersberuf bereitet hatte.

Zum Teufel auch! Er verfügte über einen stattlichen Zuschuß und hatte als Leutnant sein junges Leben, gehoben durch den glänzenden Rahmen der Uniform, zu genießen gedacht. Nun stellte sich plötzlich der anscheinend so einfache Plan als eine höchst zweischneidige Geschichte heraus. Als man die ekelhafte Plackerei als Fähnrich und auf Kriegsschule glücklich hinter sich hatte, war ja immer noch Dienst zu tun! Das war schon unter Wegstetten im höchsten Grade unbequem gewesen, aber so peinlich und so beständig war ihm selbst dieser nicht im Nacken gesessen wie jetzt Güntz. Wenn er sich nur bei den Besichtigungen zusammengenommen hatte, waren ihm von Wegstetten die Zügel doch ein wenig locker gelassen worden, aber wie es Güntz trieb, das war nichts anderes als persönliche Schikane. Und als Schlimmstes kam noch hinzu, daß man ewig diese bos-

haften Quengeleien als dienstliche Anordnungen stumm hinunterschlucken mußte. Man hielt den Mund, legte die Hand an die Mütze und quittierte noch für die gnädige Strafe mit einer dankenden Verbeugung.

Durch jeden Tadel wurde Landsbergs Grimm neu angefacht. Am Ende war er entschlossen, einen Streit mit Güntz vom Zaune zu brechen und ihn dabei irgendwie tätlich zu beleidigen. Dann war ein Duell unvermeidlich.

Natürlich mußte der Zwist einen möglichst privaten Charakter tragen. Landsberg sann über Mittel und Wege nach, wie sich das Renkontre herbeiführen ließ, aber alle Gründe und Gelegenheiten dünkten ihn albern und an den Haaren herbeigezogen.

Schließlich führte ein Zufall die Entscheidung herbei.

Die Offiziere der zweiten Abteilung des Regiments pflegten ein paarmal in den Sommermonaten auf dem „Auer," einem einsamen Waldwirtshaus, zu kegeln. Der „Auer" war etwa eine Stunde Wegs von der Garnison entfernt und lag bereits inmitten des meilenweiten Kiefernforstes, der sich über das Gebirge bis zur Grenze hinzog. Die jüngeren Herren legten den Weg zu Rad zurück, die älteren zu Pferd oder auch im Krümper.

Major Schrader hatte diese Ausflüge eingerichtet und trug die Kosten dafür. Sie sollten gewissermaßen die Gelegenheit zu persönlichem Verkehr zwischen ihm und seinen Offizieren abgeben. Andere Vorgesetzte veranstalteten Gesellschaften oder gar Bälle, — er, als Junggeselle, lud seine Herren auf den „Auer" ein.

Er behauptete ein Freund des Landlebens zu sein, und in der Tat ging es ländlich bescheiden bei diesen Partien her. Pilsener Bier, daneben höchstens ein

Korn- oder Wachholderschnaps, bildete das Getränk, und beim Essen spielten frische Eier und frische Butter, schwarzes Landbrot und kräftiger Schinken die Hauptrolle. Der Klatsch freilich wollte wissen, die Auerwirtin sei eine ehemalige Geliebte des Majors. Schrader wehrte sich lachend gegen diesen Verdacht, obwohl er sich der stattlichen, drallen und peinlich sauberen Frau nicht hätte zu schämen brauchen. Tatsache war jedenfalls, daß noch niemand einen Auerwirt zu sehen bekommen hatte und daß die beiden halbwüchsigen derben Knaben der Wirtin, die beim Kegelaufsetzen munter halfen, eine überraschende Ähnlichkeit mit dem Major aufwiesen.

Im Hofe des Auerwirtshauses, als man beim Aufbruch von einer solchen Schraderschen Kegelei die Räder aus dem Schuppen fuhr, kam Landsbergs Groll zum Ausbruch.

Gerade in diesem Augenblick dachte er nicht im entferntesten an seine Rache. Er hatte, dem leichten Biere schwerere Getränke vorziehend, fast allein eine halbe Flasche Wachholder bis auf den Grund geleert und war eher schläfrig gestimmt, so daß er nicht sogleich sein Zweirad herausfand. Güntz sagte ihm darüber eine harmlose Neckerei, und davon ausgehend, entbrannte ein heftiger Zank.

Schließlich wandte sich Güntz achselzuckend ab. Er hielt Landsberg für betrunken. Da eilte ihm der Leutnant plötzlich nach und führte einen Schlag nach ihm. Die niederfallende Hand streifte Güntz nur am Arm. Sogleich warfen sich auch die anderen Herren dazwischen und hielten Landsberg fest. Der junge Mensch war in eine Art Raserei verfallen, stieß mit den Füßen um sich und hatte Wutschaum vor dem Munde.

Schrader ließ ihn von seinem Adjutanten und

Hauptmann Madelung im Wagen nach Hause führen. Dann wandte er sich an Reimers: „Nicht wahr, lieber Reimers, Sie sorgen dafür, daß Ihr Freund Güntz ruhig nach Hause kommt?"

Reimers verbeugte sich und antwortete sein: „Zu Befehl, Herr Major." — —

Güntz winkte dem Freunde zurückzubleiben. Von der dunklen Kegelbahn aus sahen sie zu, wie die Kameraden nach der Stadt sich aufmachten, alle durch den Zwischenfall bedrückt, statt der vorhergegangenen Lustigkeit eine tiefe Verstimmung auf den Gesichtern, halblaut sich unterhaltend und die leisen Worte mit vorsichtigen Gesten begleitend.

Und der Hof des Auerwirtshauses selbst schien sich verändert zu haben. Vorher war es der schlichte, freundliche Hof eines wohlhabenden, ländlichen Gasthauses gewesen, und die flackernden Lichter der Laternen, die der Hausknecht in beiden Händen hochhielt, hatten im Verein mit dem hellen Mondlicht den Platz beschienen, die hellen Kalkwände der Gebäude und Schuppen, die Ackergerätschaften und Leiterwagen in den Winkeln, die fröhlichen Gesichter der aufbrechenden Gäste und die weiße Schürze der rundlichen Wirtin. Nun hatte ein kalter Luftzug aus dem nächtlichen finstern Forst die ganze Heiterkeit und Fröhlichkeit des Bildes verwischt, der Hof war leer, die Wirtin in das Haus zurückgetreten, und das Mondlicht flimmerte blaß und bleich über die Wände, Pflüge und Fahrzeuge und vermochte nicht die grämlichen Schatten aus den Ecken zu verscheuchen.

Ein paar Minuten lang ging Güntz schweigend in der kiesbestreuten Kegelbahn auf und ab. Reimers setzte sich in die kleine Bohnenlaube, wo noch das leere Fäßchen auf seinem Eisbett lag. Wenn Güntz draußen

auf dem Kegelbrett stehen blieb, hörte man die Tropfen des schmelzenden Eises in das irdene Becken fallen. Sonst war es ganz still, — bis wieder die Schritte auf dem knirschenden Kies sich näherten.

„Ich denke, nun können wir uns aufmachen," sprach Güntz mit seiner ruhigen Stimme, die nur etwas spröde klang.

Reimers antwortete: „Gern — wie du willst."

„Denn man zu!"

Auf dem Hofe blieb der Oberleutnant plötzlich stehen. Er räusperte sich und sagte: „Teufel auch! Ich habe einen unerträglichen Durst."

Reimers bot sich an: „Ich hole dir ein Glas Bier aus der Schänkstube."

„Nein, laß nur! Wasser wird mir besser tun," versetzte Güntz.

Damit kehrte er in die Laube zurück, holte ein Glas und ging zum Brunnen. Der Schwengel schrie mißtönend in die Stille der Nacht hinein.

Reimers sah im Mondenlicht, wie der Freund das klare Wasser mit gierigen Zügen trank, noch einmal das Gefäß füllte und noch einmal leer trank.

Dann schritten sie nach dem Schuppen, in dem die Fahrräder untergebracht waren.

„Das herrlichste Wasser, das ich je getrunken habe!" sagte Güntz mit einem Seufzer der Befriedigung. „Kraft vom Wald und von der Erde!"

Der Schuppen war von einer trübseligen Öllampe spärlich erleuchtet. Die beiden Räder lehnten an der Wand. Außen war noch ein drittes zurückgeblieben, das Landsbergs. Güntz schob es in den bedeckten Raum zurück.

„Schade drum!" meinte er. „Der Nachttau verdirbt die Vernickelung."

Der Hausknecht ließ sich nicht blicken, trotzdem er sein Trinkgeld noch zu erhalten hatte, — so schoben sie die Räder langsam zum Tore hinaus.

Vor dem Aufsitzen sprach Güntz: „Ich bitte dich, Junge, geh' morgen zeitig zu Landsberg und überbring' ihm die Pistolenforderung. Die Meldung an den Ehrenrat besorg' ich schon allein."

Reimers antwortete ein einfaches „Ja". Dann fragte er noch: „Und was für Bedingungen?"

Der Oberleutnant überlegte einen Augenblick.

„Mein Gott," erwiderte er schließlich, „das setzt doch das Ehrengericht fest. Sag' also einstweilen fünfzehn Schritt, dreimaliger Kugelwechsel."

„Schön."

„Dann los! Aber vorsichtig! Es ist scheußlich dunkel."

Langsam fuhren die Freunde die abfallende Straße hinab. Solange der Weg durch den Wald führte, hüllte der Schatten der Bäume die Fahrbahn in eine undurchdringliche Finsternis. Erst auf der freien, mondbeschienenen Chaussee ließ sich die Schnelligkeit der Fahrräder ausnützen.

Die Straßen der Stadt lagen menschenleer im Halbdunkel, trotzdem eben erst Mitternacht von den Uhren geschlagen hatte.

Wortlos fuhren die beiden Offiziere bis vor das Gartentor der Güntzschen Wohnung. Der Oberleutnant wollte sich kurz verabschieden, da hielt ihn Reimers fest.

„Du, Güntz," sagte er stockend, „ich muß immer daran denken, daß eine Herausforderung aus dienstlichen Gründen unstatthaft ist. Und — ich glaube, der Fall liegt hier vor."

„Natürlich," erwiderte Güntz, „der innere Grund ist zweifellos dienstlich. Landsberg will sich revanchieren, weil ich ihn scharf herangenommen habe. Aber der äußere ist eben ganz anders geartet. Außerdem muß ich ihn doch fordern, lieber Junge."

„Du hast recht," gab Reimers zu.

Er stand noch eine Weile nachsinnend auf das Rad gelehnt, da drückte ihm Güntz die Hand und sprach: „Gute Nacht, lieber Kerl!"

Und Reimers antwortete: „Gute Nacht, mein guter Güntz!"

Er blickte dem Freunde nach, der mit festen Schritten den dunklen Laubengang des Gartens betrat. Noch eine Weile blieb er nachdenklich vor dem Gartentor stehen; darauf radelte er langsam nach seiner Wohnung. —

Güntz hing im Treppenflur vorsichtig sein Zweirad auf die Halter und stieg behutsam die Treppe zu den Schlafräumen, die im einzigen Stockwerk der kleinen Villa lagen, hinauf.

Er hatte für die Sommermonate, in denen der Dienst unter Umständen schon um fünf Uhr oder noch früher begann, sein Lager in einem Stübchen neben dem Schlafzimmer der Frau und des Kindes aufgeschlagen. Aber die Verbindungstür wurde stets offen gehalten.

Mit wenigen Griffen hatte er den Säbel abgelegt und sich der gespornten Stiefel entledigt. Nun trat er auf die Schwelle des Schlafzimmers und horchte in den dunklen Raum hinein. Vom Garten her hob ein leises Lüftchen die herabgelassene Fenstergardine mit der Regelmäßigkeit eines Pendels auf — und ließ sie wieder fallen. Irgendwo draußen im Grase saß ein Heimchen und zirpte, und durch das feine

Geräusch hindurch hörte er die tiefen, friedlichen Atemzüge der beiden Schläfer, die langsamen, lauten der Frau und die leisen, schnelleren des Kindes.

Güntz lehnte am Türpfosten und horchte immer wieder auf das zarte, gleichmäßige Geräusch. Eine Welt von Glück schloß dieses Zimmer für ihn ein, und der Atem der schlummernden Geliebten dünkte ihn die köstlichste Musik.

Mit einem Male überlief ihn in der warmen Augustnacht ein Frost. Eine bleierne Müdigkeit lähmte fast seine Glieder, und ein einziger gräßlicher Gedanke füllte sein Denken aus.

Mühevoll streifte er seine Kleider ab, und ein schwerer Schlaf nahm ihn in seine Arme. — —

Das Ehrengericht genehmigte die Forderung, aber es milderte die Bedingungen des Zweikampfs und setzte an die Stelle des dreimaligen Kugelwechsels einen zweimaligen bei fünfzehn Schritten Distanz. Am nächsten Morgen früh einhalb sechs Uhr sollte das Duell auf dem Revolverschießstand des Regiments stattfinden.

Reimers stellte sich, nachdem er am Morgen die Forderung an Landsberg ausgerichtet hatte, dem Freunde auch als Sekundant zur Verfügung. Er flüsterte Güntz Ort und Zeit zu, während dieser im Dienstzimmer am Tische Unterschriften erledigte.

Der Oberleutnant nickte kurz und antwortete: „Gut, ich spreche nachher noch mit dir."

Reimers verließ darauf das Bureau wieder, und Güntz blieb allein am Pult zurück.

Alle Meldungen waren schon unterschrieben, nur die letzte lag noch vor ihm.

Immer und immer wieder las er sie durch, vom ersten bis zum letzten Worte:

„Die sechste Batterie meldet gehorsamst, daß bei dem Weidenlassen der Pferde auf den fiskalischen Wiesen südlich der Kaserne im Laufe des Sommers kein Fall von Kolik oder sonstigen Darm- bezw. Magenkrankheiten vorgekommen ist.“

Aber so oft er auch die Zeilen durchstudierte, — er fand keinen Sinn heraus.

Er dachte nicht einmal an den Zweikampf. Der Kopf war ihm taub und leer, und er las immer von neuem die Meldung über das Weidenlassen der Pferde.

Wachtmeister Heppner trat an ihn heran und fragte: „Wann befehlen Herr Oberleutnant, daß morgen die Batterie zur taktischen Übung bereit steht?“

Mit einem Male war Güntz wieder bei der Sache. Er unterschrieb die Meldung und lehnte sich zurück.

„Morgen? Hm!“ murmelte er.

Einhalb sechs Uhr fand das Duell statt. Er überlegte: in einer Viertelstunde konnte man bequem den kurzen Weg vom Schießstand zur Kaserne zurücklegen.

„Punkt sechs,“ antwortete er dann bestimmt.

Heppner erwiderte: „Zu Befehl, sechs Uhr,“ und schrieb die Zahl in das Befehlsbuch.

„Jawohl, sechs Uhr,“ wiederholte Güntz.

Wenn es ihm nicht mehr möglich war, führte eben Reimers die Batterie.

Es war Mittwoch, der Tag, an dem Reimers bei den Güntz' zu essen pflegte. Er wollte sich entschuldigen, damit der Freund sich ungestörter der Frau und dem Kinde widmen könnte, aber Güntz wehrte ab: „Keine Spur, mein Junge! Soll etwa die Kläre den Braten riechen? Nein, nein! Du kommst mit.

Zieh' du nur möglichst ein anderes Gesicht! Das ist die Hauptsache."

Und er war den ganzen Rest des Tages von einer schönen, harmlosen Heiterkeit, kaum daß zuweilen in seiner Stimme ein innigerer Ton mitschwang.

Dagegen fragte Frau Kläre: „Aber was haben Sie nur heute, Herr Leutnant Reimers, sind Sie nicht wohl?"

Und Reimers versetzte: „Leider ja, gnädige Frau, die Hitze hat mich wohl ein wenig angegriffen."

Kläre erwiderte: „Aber das tut mir wirklich leid."

„Na, fuhr sie munterer fort, „es geht in einem hin. Heute scheint überhaupt ein Pechtag zu sein. Der Oberst kann auch nicht abends noch herüberkommen, er ist nach Kühren zu seinem Vetter gefahren." —

Reimers verabschiedete sich ungewöhnlich früh. In der Wohnung übergab ihm Gähler einen Brief Falkenheins.

Der Oberst schrieb:

Mein lieber Reimers, ich komme gegen 11 Uhr von Kühren zurück und bitte Sie, mich jedenfalls am Abend noch einmal aufzusuchen.

Ihr v. F.

Das war ein Hoffnungsschimmer! Vielleicht konnte dieses unselige Duell doch noch verhütet werden! Der Regimentskommandeur hatte ja in gewissen Fällen die Befugnis, das ehrengerichtliche Urteil zu suspendieren und bei Majestät einen Immediatbescheid zu erwirken.

Reimers konnte sich freilich nicht recht denken, worauf dieses Einschreiten gegründet sein sollte. Gerade der Fall Güntz-Landsberg lag so klar und eindeutig wie irgend möglich: ein Wortstreit, daraus hervorgehend die tätliche Beleidigung, wenn auch nicht

eben schwerer Art, die sich durch keine Revokation aus der Welt schaffen ließ, — eigentlich war der Zweikampf unvermeidlich.

Falkenhein wartete bereits. Der gesetzte, klare Mann war in einer fast fieberhaften Erregung. Ruhelos schritt er im Zimmer auf und ab, beständig einen Knopf des Überrocks auf- und zuknöpfend.

„Ich danke Ihnen, lieber Reimers," sagte er mit halblauter, gepreßter Stimme und in stoßweisen Absätzen redend, „daß Sie gekommen sind. Sagen Sie, Sie sind morgen sein Sekundant?"

„Zu Befehl, Herr Oberst," antwortete Reimers.

Falkenhein fuhr fort zu sprechen, immer einzelne Sätze vor sich hin flüsternd, wie in einem Selbstgespräch.

„Das ist gut, daß Sie dabei sein werden. Ja, das ist gut. — Ich — mußte Sie aber noch einmal sprechen vorher. Es ist wahr, ein Kommandeur soll seine Entschlüsse allein fassen, das hab' ich auch getan, — aber nun muß ich auch noch mit jemand reden können. Ich — bin nicht in Kühren gewesen, ich habe den Wagen weggeschickt und bin durch den Wald gelaufen. Lange, — allein. Dieses Duell nämlich — ist ein Unfug, ein abscheulicher Unfug. Jawohl! Aber die Hände sind mir gebunden. Ich kann nichts dagegen tun. Und wenn es schlimm abgeht, trage ich doch einen Teil der Verantwortung. Mein bester Offizier, der beste, vortrefflichste Mensch, gegen einen albernen Tunichtgut! Weiß Gott, zuweilen gebieten die Gesetze den baren Unsinn, und manche Begriffe sind ebenso greulich unsinnig. Ich habe mir den Kopf zerbrochen, wie ich den Schaden heilen könnte. Es ist unmöglich. Ich weiß, daß der eigentliche Grund bei Landsberg dienstlicher Verdruß ist, trotzdem — ich durfte nicht einschreiten."

Der Oberst blieb dicht vor dem Leutnant stehen und fragte, ihm scharf in die Augen blickend: „Halten Sie nun wirklich Güntz in seiner Ehre gekränkt?"

Reimers schwieg. Ein „ja" erschien ihm ganz und gar unsinnig, und doch konnte er nicht „nein" sagen.

Falkenhein hatte seine Wanderung durch das Zimmer wieder aufgenommen, ohne eine Antwort abzuwarten. Eine Zeitlang blieben die beiden Männer stumm. Der Oberst war an die düster brennende Lampe herangetreten und schraubte den Docht bedächtig in die Höhe. Der junge Offizier stand noch immer auf dem Platz an der Tür, wo er seine erste Verbeugung gemacht hatte. Im helleren Schein der Lampenglocke sah er den Abglanz der heftigen inneren Bewegung im Antlitz des Obersten.

Endlich trat Falkenhein wieder an ihn heran.

„Nun, die Sache muß ihren Lauf nehmen," sagte er in einem etwas freieren Tone. „Um eins wollt' ich Sie nur noch bitten: bringen Sie mir morgen, sobald alles vorüber ist, Nachricht, ganz persönlich, die offizielle erstattet mir ja Kauerhof, — der Unparteiischer ist, nicht wahr? Beeilen Sie sich aber! Ja? Und gar, wenn alles glücklich abgegangen ist! Reiten Sie dann ruhig drei Kreuze!"*)

Er hielt die Hand des Leutnants in der seinen und drückte sie fest und herzlich. Ein Teil des guten Mutes schien ihm zurückgekehrt zu sein. Er schloß, ganz leise lächelnd: „Nur dürfen Sie mir nicht dabei

---

*) Die Schnelligkeit, mit der militärische Meldungen befördert werden sollen, wird durch Kreuze ausgedrückt. Ein Kreuz bedeutet, daß abwechselnd Schritt und Trab geritten werden soll, zwei Kreuze — starken Trab, drei Kreuze endlich — so schnell als möglich, was die Kräfte des Pferdes hergeben.

den Hals brechen! Und nun, auf ein glückliches Wiedersehen!" —

Im Vorübergehen schaute Reimers nach der Güntzschen Villa hinüber. Alles war dunkel, nur im Erdgeschoß, in dem Arbeitszimmer des Freundes, glänzte ein ruhig brennendes Licht. Nach oben warf es einen stark gedämpften Schein. Reimers kannte diesen Schimmer. Er ging von der Arbeitslampe des Freundes aus, die, mit einem dunkelgrünen Schirm überdeckt, die Schreibtischplatte hell beleuchtete, das übrige Zimmer aber in einem milden Dunkel ließ.

Güntz saß an seinem Schreibtisch und hatte mehrere Blätter Schreibpapier vor sich liegen. Länger als eine Stunde starrte er schon auf die weißen Bogen und überlegte.

Kurz nach zehn hatte Kläre den Knaben noch einmal genährt, dann war sie, das schläfrige Kind zärtlich im Arme wiegend, die Treppe hinaufgestiegen. Der Gatte hatte ihr durch eine Spalte der Tür nachgeschaut, und das Eiapopeia, mit dem sie den Knaben in Schlaf summte, klang ihm lange im Ohr.

Nun saß er da und wußte nicht, ob er die klugen, treuen Augen seines Weibes und die drolligen, immer erstaunten seines Kindes je wieder zu sich aufgeschlagen sehen würde.

Ein schwerer Kampf spielte sich in ihm ab, und ein paarmal hob er die Hand empor, wie um eine drückende Last von der Stirn wegzuschieben.

Der Kuckuck rief von der Ofenecke her zwölfmal, dann klang von draußen der schwere, schöne und volle Ton der Stadtkirchenglocken, und eine geraume Zeit hinterdrein, ein ewiger Nachzügler, der schrille Schlag der Waisenhauskapelle.

Der neue Tag war angebrochen.

Da richtete sich Güntz kräftig in die Höhe, neigte sich über die weißen Blätter und füllte mit fliegender Feder Bogen um Bogen.

Er hatte sich entschlossen, den Abschied zu erbitten. Vor dem Duell noch sollte das Gesuch an das Regiment abgehen, gleichviel welche Deutung diesem Schritte beigemessen wurde. Nun zeichnete er für Reimers die Gründe auf, die ihn zu dem plötzlichen Entschluß bewogen hatten. Nur für Reimers. Wenn der dann wollte, mochte er die Niederschrift dem Oberst zeigen. Das Urteil aller anderen war gleichgültig.

Er bat den Freund im Anfang, zu glauben, daß er dem Zweikampf sich nicht aus Feigheit entziehe. Dafür konnte er allerdings nur sein bisheriges Leben als Beweis anführen, — das Leben eines ruhigen, entschlossenen Mannes, der stets mit ganzer Person für seine Anschauungen eingetreten war.

Nun, Reimers mußte ihn ja doch kennen.

Aber dann: dieses Duell war unsinnig, aus einer lächerlichen, äußeren Veranlassung hervorgegangen und ungerecht in höchstem Grade, trotzdem beide Duellanten mit gleichen Waffen, unter gleichen Bedingungen, mit gleichem Wind und gleicher Sonne sich gegenübertreten würden. Ungerecht, weil der Einsatz von grundverschiedenem Werte war. Ein reifer Mann, der in seinem Berufe Tüchtiges geleistet hatte und noch zu leisten versprach, maß sich mit einem jungen, haltlosen Menschen, der bisher allenthalben versagt hatte. Dazu verstärkten die Pflichten, die Güntz als Gatte und Vater auf sich genommen hatte, die Unebenbürtigkeit des Gegners. Eine absolute Null stand einem Einser gegenüber, einem Zähler in doppelter Beziehung.

Güntz erklärte rund heraus, daß er sein Leben für

zu wertvoll halte, um es in die Wagschale dieses Streites zu werfen.

Dann ging er des näheren auf die Zweifel ein, die ihn bereits seit Wochen verfolgt und ihm nahegelegt hatten, das Ehrenkleid des Offiziers abzulegen, — die starken Zweifel, ob nicht der deutsche Offizier unter den bestehenden Verhältnissen einer ganz und gar aussichtslosen Arbeit sich unterziehe.

Für einen schlechterdings unproduktiven Beruf mochte er den Offiziersberuf nicht erklären. Die alljährliche Hervorbringung einer kolossalen Menge Soldaten, die das Ansehen des Reiches stützte und ihm dadurch den Frieden sicherte, war zweifellos ein positiver Faktor im politischen und damit zugleich im wirtschaftlichen Leben.

Aber war diese Schutzwehr, die sich Jahr für Jahr aufs neue ergänzte und verstärkte, wirklich ein so sicheres Bollwerk, daß es auch Stürmen standhalten konnte?

Gerade daran zweifelte er.

Die Organisation des deutschen Heeres beruhte auf Grundsätzen, die fast auf ein Jahrhundert der Geltung zurückblicken konnten. In preußischen Institutionen siegreich bewährt, waren sie auf das neue Reich übertragen worden und bestanden noch, seit dem großen Kriege keiner ernstlichen Prüfung wieder unterworfen und in diesen drei Jahrzehnten nur in Nebensächlichkeiten abgeändert. In drei langen Jahrzehnten eines ungeheuren Fortschritts! Eines Fortschritts, dessen Geschwindigkeit in einem Jahrzehnt die Welt ebenso weit voranbrachte, wie ehedem ein Jahrhundert!

Die Art der militärischen Erziehung der Mannschaften war, aus einer patriarchalischen, bureaukratischen Zeit stammend, dieselbe bevormundende,

pedantische geblieben, immer noch mit der Voraussetzung eines vorhandenen Patriotismus rechnend. Dabei war an die Stelle der früheren Einfalt der ländlichen Rekruten ein grundverschiedenes Element getreten: die stark sozialdemokratisch beeinflußte Gesinnung der industriellen Arbeiter, die zwar nicht die Mehrzahl der Kontingente stellten, aber stets vermöge ihrer entwickelteren Intelligenz einen beherrschenden Einfluß ausübten.

Anstatt daß nun diese entwickeltere Intelligenz nutzbringend verwertet wurde, spannte man nach wie vor alles in den polnischen Bock eines Drills, der mechanischer auch nicht zur Zeit Friedrichs des Großen eingebleut worden war. Nur die Stockprügel waren weggefallen. Und über diesem schrecklichen Drill ging, vor allem bei der Infanterie, eine unwiederbringliche kostbare Zeit für die kriegsmäßige Ausbildung der Soldaten verloren. Die ganze Erziehung der Mannschaften war in weit höherem Maße durch Besichtigungs- und Paradezwecke geleitet, als durch Rücksichten auf eine Verwendung im Kriegsfall, — die einzige vernünftige Grundlage der ganzen Einrichtung.

Güntz führte die Klage eines Freundes an, eines Hauptmanns in einem der bevorzugtesten Infanterieregimenter, der alljährlich über den Vorbereitungen zu den militärischen Theatervorstellungen vor auswärtigen fürstlichen Besuchen, über Spalierbilden und anderen unnützen Veranstaltungen so viele Tage für die gefechtsmäßige Schulung seiner Kompagnie verloren hatte, daß er, als ernster, pflichttreuer Offizier, selbst seine Versetzung in ein Linienregiment beantragt hatte, wo es wenigstens mit einem geringeren, anscheinend unerläßlichen Maße an Besichtigungsdrill getan war.

Und dieses rein mechanische Band des Drills sollte

Leute zusammenhalten, denen durch den hölzernen, steifen Dienstbetrieb alle Freudigkeit genommen wurde und die zum nicht geringsten Teile das Gegenteil von Patriotismus in der Brust trugen! Der Drill sollte ihre Disziplin erhalten! — Er hielt sie zusammen wie ein eiserner Reifen ein Faß, dessen trockene Dauben beim ersten Anstoß nach innen zusammenfallen!

O ja, es waren zuletzt Versuche mit fortgeschritteneren Sinne unternommen worden, aber mit Widerstreben und in der Überzeugung des Mißlingens. Daher sie denn auch niemals günstig ausfallen konnten.

Den Mannschaften gegenüber stand ein Offizierskorps, das, großenteils vom ehrlichsten Willen beseelt, doch eine Erziehung der Rekruten zu einem überzeugten und bewußten Gehorsam, zu einem freiwilligen Patriotismus in die Wege zu leiten nicht imstande war. Durch eine einseitige Erziehung und ein ausgeprägtes, stark exklusives Standesbewußtsein auf einen engen Kreis der Erkenntnis und Erfahrung beschränkt, stand es den Veränderungen der neuen, schnelllebigen Zeit, die auch im Heerwesen sich bemerkbar machten, fremd gegenüber. Der Offizier war infolge Herkunft und Erziehung durch einen wahren Abgrund von dem Empfinden und Denken des gemeinen Soldaten getrennt, und umgekehrt begriff der Soldat den Geist nicht, aus dem heraus er vom Offizier behandelt wurde. So kam es, daß der Offizier zumeist von den Mannschaften eine ziemlich niedrige Meinung hegte, während der Soldat auch nicht verfehlte, sich seine Ansicht zu bilden. Ein paar Offiziere haßte er oder verlachte er, die meisten waren ihm gleichgültig, und nur gegen ganz wenige fühlte er wirklichen Respekt, aufrichtige Anhänglichkeit und Ergebenheit.

Die Ausdauer, mit der das deutsche Offizierskorps den alten Grundsätzen der Heeresorganisation getreu blieb, war einer besseren Sache wert. Auf seine ruhmvollen Traditionen pochend, wies es alle Tadel als übelwollende Nörgelei zurück, selbst wenn sie aus der eigenen Mitte kamen. Es erinnerte in dieser Beziehung an die Militärs des zweiten französischen Kaiserreichs, die im Vertrauen auf eine in mehreren Feldzügen glänzend bewährte Routine mit selbstverbundenen Augen dem Zusammenbruch von Sedan entgegengegangen waren, und nicht weniger an die Erben der fridericianischen Traditionen, die selbstzufrieden aus dem Lorbeer des großen Königs sich eine Schlafstätte ihrer Eitelkeit und Überhebung gerichtet hatten und darum bei Jena des Erbes verlustig gingen, das sie nicht zu erwerben verstanden hatten.

So war es ein Ideal von bestreitbarem Werte, dem das deutsche Offizierskorps seinen Fleiß und seine Kräfte widmete. Und geradezu seltsam berührte es, wie wenig die Parallele mit dem unheilvollen Jahre 1806 trotz der in die Augen springenden Vergleichspunkte die Selbstsicherheit der Militärs berührte. Hier wie dort die Klage über eine einseitige, rückständige Bildung des Offiziers, die ihn dem fortschreitenden Fühlen des Volkes entfremden mußte, hier wie dort eine kastenartige Abgeschlossenheit, zum Teil in eine Selbstüberhebung ausartend, die ihn dem Bürger lächerlich machen mußte, und endlich hier wie dort der steife, hölzerne Dienst, der mechanische Drill, der vor dem überzeugten, begeisterungsgetragenen Ansturm der Revolutionsheere trotz aller persönlichen Tapferkeit gründlich versagte. Schlimmer noch als die Niederlagen in den Feldschlachten muteten aber die feigen Festungskapitulationen an, die jenen folgten. Nun,

diese Kommandanten verstanden es gewiß, Bataillons-evolutionen zu kommandieren, Richtungen nachzusehen und die Zöpfe auf die reglementarische Länge zu prüfen, auch die Gewehrgriffe und der Parademarsch hatten wohl geklappt, aber über all dem Drill und all der Pedanterie war ihnen das neue, ausschlaggebende Moment einer neuen Zeit des Heeresdienstes, der neue Patriotismus, die Liebe zum Lande fremd geblieben. Sie hatten in einem streng persönlichen Dienstverhältnis zu ihrem Könige gestanden, aber das reichte nicht mehr aus, ihnen Halt zu geben. Sie hatten tausendmal „Es lebe der König" gerufen, und sie verrieten den König, als sie ihn verloren wähnten, — weil sie es nicht anders wußten.

Und sie hatten zu lange Soldaten gespielt, als daß sie noch hätten Soldaten sein können.

Darnach wiesen die Scharnhorst, Boyen, Gneisenau den Heeresdienst in die neuen Bahnen der Zugehörigkeit zum Volkstum. Ihr Werk wurde durch die beispiellosen Siege der Jahre 1870/71 gekrönt. Seitdem hatte sich die Grundlage des Systems, das Volk, in jeder Beziehung verändert, in jedem neuen Jahrgange in noch vermehrtem Maße, — das System selbst war unverändert geblieben, und der deutsche Offizier widmete sich ihm, in der weitaus überwiegenden Mehrzahl mit dem alten Mute, mit der alten Pflichttreue.

Aber auch der Schatz von ausgezeichneten Eigenschaften, der dem deutschen Offizierkorps eigen war und der es zu seiner stolzen Höhe geführt hatte, blieb nicht unangetastet.

Es war nur menschlich natürlich, daß der Untergebene, bei der Art der Beurteilung und der daraus hervorgehenden Beförderung, dem Vorgesetzten gegen-

über höchst persönlich zugeschnittene Rücksichten im Dienstbetrieb seines Bereiches walten ließ, ein Verhalten, das zuweilen in unkameradschaftliche, widerwärtige und den Interessen des Heeres direkt schädliche Kriecherei ausartete, während andererseits in der nach unten nicht eingeengten Machtbefugnis des Übergeordneten und Beurteilenden persönliche Laune und Neigung trotz allen Widerstrebens zu der objektiven Abwägung hinzutreten mußten. Es mußte ferner bange Sorge erregen, daß sich Avancements nicht allein auf militärische Erfolge, sondern auch auf Siege gründeten, die auf dem Parkett der Fürstenhöfe erfochten waren. Zu diesem Umstand, der für eine ernstliche Probe der Befähigung wenig angenehme Aussichten eröffnete, trat noch ein anderer, der gleichfalls die Tüchtigkeit des Heeres herabzusetzen geeignet war: der in der Armee immer mehr einreißende Luxus. Notgedrungen und zum Heile des Heeres mußte sich das beste Material des Offizierskorps, die Angehörigen des alten adeligen und nichtadeligen „Armeeadels", davon fern halten. Diese Offiziere, die oft schon in der vierten oder fünften Generation dem Könige als Soldaten dienten, hielten fest an der spartanischen Einfachheit der Lebensführung und an der altpreußischen Bedürfnislosigkeit, mit ihnen alle diejenigen, die ihren Beruf tiefer als etwa einen Sport erfaßt hatten. Sonst machte sich ungehindert ein unsoldatischer Luxus breit, der besonders die jungen Subalternoffiziere ihre Pflichten vernachlässigen ließ und sie teilweise absolut untüchtig zu ernsthaften Strapazen machte, trotz zahlreicher Verordnungen üppig weiter wuchernd, weil es an einem führenden Beispiel gebrach. Dazu entbehrte dieser Luxus durchaus jedes graziösen Moments, das den Aufwand etwa Ludwigs des Vierzehnten verschönt hatte, er ging plump und

täppisch auf große Massenentfaltung hinaus und betätigte sich auf den ungeeignetsten Gebieten. Die alte, einfache Uniform, in der die Armee ihre großen Siege erfochten hatte, genügte schon längst nicht mehr. Immer neue Verzierungen, Medaillen, Bändchen und Schleifchen erfand man. Als ob je Äußerlichkeiten wie ein neuer Knopf der mangelnden Lust zum Heeresdienst ernstlich hätten aufhelfen können!

Das Kelchglas mit abgebrochenem Fuß, aus dem König Wilhelm den Ruhm der Sieger von St. Privat in einem abscheulichen Krätzer trank, stand in einem bemerkenswerten Gegensatze zu dem Porzellan und zu den Ziergläsern, in denen die deutschen Offiziere des ostasiatischen Expeditionskorps Champagner und ausgesuchte Delikatessen den französischen Kameraden darboten. Wenn ein notwendiger, eiliger Rückzug den Chinesen einige Gepäckstücke der deutschen Bagage in die Hände gespielt haben würde, hätten sich die Söhne des himmlischen Reiches ähnlich vergnügen können wie die hessischen Husaren, die nach Wörth das Gepäck Mac Mahons erbeuteten. Nur die Kostüme der Halbweltdamen hätten etwa gefehlt, und für Schnurrbartbinden hätten die braven Mongolen keine Verwendung gehabt. — — —

Beim Schreiben war es Güntz leicht und frei geworden. Er war einer Last ledig, die ihn zentnerschwer bedrückt hatte.

Am Schluß seiner Ausführungen faßte er noch einmal seine Ansicht kurz zusammen: die Mehrzahl der Mannschaften zum Heeresdienst unwillig und jedes Patriotismus bar, dazu noch in verknöcherten Grundsätzen mit Hintansetzung des Kriegsgemäßen erzogen, das Offizierkorps in Vorurteilen und veralteten Anschauungen befangen, in Überschätzung des

herrschenden Systems jegliche Reform von vornherein als unnütz verurteilend, ohne Fühlung mit den Mannschaften, im ganzen Heere ein Hinneigen zu äußerem Schein und eine beginnende Abnahme des beruflichen Ernstes, und unter den bestehenden Verhältnissen nirgends ein Ausblick nach einer heilsamen Änderung.

Er schloß: „Ich kann die Arbeit, die ich als Offizier leiste, nicht mehr für nutzbringend halten und bin daher entschlossen, meinen Beruf aufzugeben. Ein kleines Rädchen in einer gewaltigen, komplizierten Maschine, wahre ich mir gleichwohl das Recht, meine geringe Leistung einzustellen, und mache von diesem Rechte Gebrauch, nachdem ich erkannt habe, daß die Triebkraft, die diese Maschine treibt, zu erlahmen droht und nach meinem Ermessen erlahmen muß, sofern nicht der Bau des ganzen Werkes einer durchgreifenden Änderung unterzogen wird. Daran aber ist in absehbarer Zeit nicht zu denken.“ — —

Er legte die Feder aus der Hand und blickte nachdenklich auf die Bogen, die dicht beschrieben vor ihm lagen.

Es war alles wohl überlegt und oft durchdacht, was er da aufgezeichnet hatte, — aber war es recht, in diesem Augenblick die Nutzanwendung daraus zu ziehen? War es recht, daß er das Versprechen brach, das er sich selbst gegeben hatte: sich abermals sorgsam zu prüfen, ein Jahr noch als Hauptmann und Batteriechef auszuharren, ehe er den einschneidenden Entschluß faßte? Er glaubte ehrlich, es sich nicht als Feigheit auslegen zu müssen, daß er das Spiel des Duells, bei dem die Einsätze so ungleich waren, nicht mitspielte. War es aber recht, daß er darum sein Wort brach? Mußte er nicht an dem Beruf, dem er einst sein Leben gewidmet hatte, festhalten, bis er sich

ganz freiwillig, ganz überzeugt, ohne jeden Hintergedanken, von ihm lossagte? Selbst auf die Gefahr hin, sein Leben durch die — berechtigte oder nicht berechtigte, — jedenfalls aber vorhandene und ihm bekannte Eigenart dieses Berufes einzubüßen? —

Die Lampe begann unter dem grünen Schirme trüber zu brennen und flackerte mit einem hastigen Zischen. Die Kuckucksuhr zeigte einhalb fünf Uhr.

Güntz stand auf und reckte sich. Mit festen Schritten trat er zum Fenster. Er schob die Gardinen weit zurück und öffnete beide Flügel.

Draußen wich die warme Sommernacht der Morgendämmerung. Vogelstimmen begrüßten den nahenden Tag, und der Garten strömte nach einer erquickenden Ruhe den Duft der Erde aus. Ein kühler Frühwind wehte in das Zimmer, blähte die Vorhänge und löschte die schwächliche Flamme der Lampe aus. Er kühlte dem Manne die Augen und füllte seine Lungen mit frischem Odem.

Da richtete sich Güntz hoch auf.

Er ging zum Schreibtisch zurück, schichtete die losen Blätter sorgfältig übereinander und verschloß sie im Schubfach.

Recht oder unrecht — er wollte sein Versprechen halten.

Er warf ein paar Worte auf einen Zettel: „Meine Kläre, ich habe dich unendlich lieb. Dich und den Buben. Sei tapfer!“

Er sah sich um, wohin er das Papier legen könnte. Am Ende faltete er es und beschwerte es mit einem Feuerstein, der wie ein Pilz geformt war. Auf der Hochzeitsreise hatte er ihn am Strande der Helgoländer Düne aufgelesen.

So war es am besten. Er wußte, daß die Papiere auf seinem Schreibtisch unangetastet blieben. Wenn es sein konnte, nahm er den Zettel selbst wieder weg, wenn nicht, fand ihn Kläre noch früh genug.

Der Bursche klopfte und brachte den Kaffee. Er hatte das Bett seines Oberleutnants unberührt gefunden und zog ein erstauntes Gesicht.

Der Kaffee war zu heiß, aber das Wasser in der Karaffe war wundervoll kalt. Güntz feuchtete das Taschentuch an und wischte sich die Übernächtigkeit von der Stirn und aus den Augen.

Und wieder trat er zum Fenster in die schöne Morgenluft. Er war guten Muts. Es war ihm, als ob ihm heute nichts Böses geschehen könnte.

Draußen klapperten Hufe auf der Straße. Der Pferdepfleger brachte die Braune. Vor dem Gartentor hielt er und zupfte dem Tier sorgsam eine Strohfaser aus der Mähne.

Güntz ließ den Gaul ruhig auf und ab führen. Er wartete auf Reimers, der auch sogleich da sein mußte.

Bald klang in den gemächlichen Schritt des geführten Pferdes ein lebhafter Trab. Güntz kannte das unruhige Zappeln. Die „Dohle", die Reimers ritt, trabte so. Er verließ das Haus und schritt durch das Gittertor auf die Straße.

„'Morgen, Junge!" sagte er und reichte dem Freunde die Hand in den Sattel.

Reimers antwortete halblaut: „'Morgen, Güntz!"

Dann saß der Oberleutnant auf, und die beiden trabten schweigend die Straße entlang.

Außerhalb der Stadt ließ Güntz seine Stute in Schritt fallen. „Wir haben noch Zeit," meinte er.

Mit einem Male aber parierte er und lauschte. Man hörte von der Stadt her trabende Pferde und das Rollen eines Wagens.

„Die andern,“ sagte der Oberleutnant, „denn man voran!“

Der Revolverschießstand lag in halber Höhe des Abhangs auf einer terrassenförmigen Abflachung des Höhenzuges, ein glatter Rasenplan, der auf beiden Seiten von hohem Gesträuch eingefaßt war. Am unteren Ende war ein Schuppen aus starken Bohlen errichtet, in dem das Handwerksgerät und die Scheiben untergebracht waren. Auch eine Tragbahre befand sich darin, um für den Fall eines versehentlichen Unglücks beim Scharfschießen als Transportmittel zu dienen. In die Wände waren starke Ringe eingefügt, an die die Pferde der aufsichtführenden Offiziere gekettet werden konnten.

Güntz und Reimers saßen an dem Schuppen ab und banden ihre Gäule mit den Trensenzügeln fest. Noch einmal drückte Reimers dem Freunde die Hand, indem er ihm mit Augen voll ehrlicher Sorge ins Gesicht schaute. Sprechen konnte er nicht.

Nebeneinander traten sie an den Rand der Terrasse. Man konnte von hier aus auf die Landstraße im Tale hinabsehen. Ein Wagen rollte darauf heran, drei Reiter ritten hinter ihm her; Landsberg, der kleine Dr. von Fröben, sein Sekundant, und Gretzschel, der hauptsächlich auf die Pferde acht geben sollte.

Am Fuße der Höhe hielt der Wagen. Kauerhof stieg aus, den Pistolenkasten in der Hand, und nach ihm der Oberstabsarzt und der Assistenzarzt, zu zweit den Verbandkasten schleppend. Die drei anderen Herren ritten langsam hinter ihnen her den steilen Weg hinauf.

Vor dem Schuppen fand eine kurze, höfliche Begrüßung statt; dann blieb Gretzschel bei den Pferden zurück. Die Tiere schnaubten in die Morgenluft hinein und schüttelten sich unter den Sätteln, so daß die Bügel aneinander klangen. Die Offiziere begaben sich in drei Gruppen nach dem Schießstand. Kauerhof hatte sich den beiden Ärzten angeschlossen, — er hatte immer ein wenig Angst, daß eine Formalität außer acht gelassen würde, — die Gegner gingen mit ihren Sekundanten.

Der dicke Assistenzarzt pustete noch von der Anstrengung des Bergsteigens und machte sich mit Andreae daran, den Inhalt des Verbandkastens bereit zu legen. Zuletzt warf der Oberstabsarzt ein weißes Tuch über die blanken Bestecke.

Auf allen Gesichtern lag eine seltsam gedrückte Scheu. Fast hatte es den Anschein, als wären diese Männer zu einem Unrecht versammelt. Nur Güntz blickte klar und frei vor sich hin.

Die vorgeschriebenen Versöhnungsversuche verliefen erfolglos. Güntz schüttelte ablehnend den Kopf.

So machte sich Kauerhof daran, die Distanz abzumessen. Er hatte lange Beine und maß die fünfzehn Sprungschritte so weit als möglich.

In diesem Augenblick ging über den jenseits des Tales aufsteigenden Bergen die Sonne auf. Sie beschaute sich verwundert die frühe Veranstaltung und zeichnete groteske Schatten von dem springenden Unparteiischen. Dann traf sie die blanken Läufe der Pistolen und spiegelte sich darin.

Kauerhof lud, und die Sekundanten trugen den beiden Gegnern die Waffen zu. Die Hähne waren noch nicht gespannt. Güntz nickte Reimers unmerklich zu, als er den Kolben in die Hand nahm.

Der Unparteiische stellte sich darauf an seinen Platz und überzeugte sich mit einem Blick, daß alles bereit war. Die Duellanten standen an den Barrierenstrichen, die Sekundanten seitwärts von ihnen. Er zog seine Uhr heraus und sprach, auf das Zifferblatt blickend: „Ich werde zählen: Fertig eins, — drei Sekunden — — zwei — wieder drei Sekunden — halt! Zwischen eins und halt dürfen die Herren schießen.“

Noch einmal sah er sich um. Die vier Offiziere standen unbeweglich im hellen Licht der Sonne, Landsberg die schmale Seite bietend, Güntz mit seiner breiten Brust dem Gegner zugewendet, der Assistenzarzt wischte sich den Schweiß von der Stirn, Andreae kraute sich nervös das Haar.

Der Unparteiische zählte.

Sofort auf eins hob Landsberg die Pistole und schoß. Güntz hörte die Kugel zu seiner Linken vorbeipfeifen. Er hatte den Lauf ein wenig seitwärts von der Schulter seines Gegenübers gerichtet und drückte auf den Abzug. Der Schuß versagte. Er hatte unterlassen, den Hahn zu spannen.

Bei Landsbergs Schuß waren zwei Stare aus dem Gebüsch aufgeflattert und vom Schuppen her hörte man Gretzschel beruhigend den Pferden zusprechen.

Sonst lag die Welt in der herrlichen Ruhe des frühesten Morgens. Die Sonne stieg langsam am Himmel empor.

Auch der zweite Versöhnungsversuch mißlang.

Zum zweiten Male kommandierte Kauerhof.

Güntz sah beim Zielen die Pistole des anderen gerade auf seine Brust angeschlagen. Da schaute Landsberg auf, und ein Hundertstel einer Sekunde trafen sich die Blicke der Gegner.

Landsberg hatte seinen Mann eben noch so sicher gefaßt gehabt, — da begann plötzlich seine Hand zu schwanken und er feuerte blindlings ab, gerade als er die Kugel Güntz' an sich vorbeisausen hörte.

Güntz stand unverletzt, ein glückliches Lächeln auf seinem gutmütigen, offenen Gesicht.

Reimers eilte zu ihm und griff nach seiner Hand. Am liebsten wäre er dem Guten um den Hals gefallen.

Nun kam die Aussöhnung zustande, und als sich die Gegner die Hände gaben, senkte Landsberg den Blick vor den ehrlichen Augen des Oberleutnants.

Mit einem Male war der scheue Ausdruck von allen Gesichtern verschwunden. Es gab ein Aufatmen und Glückwünschen, die beiden Ärzte packten ihre grusligen Bestecke wieder ein, und jeder drängte zum Fortkommen, um den glücklichen Ausgang des Zweikampfes den Kameraden mitzuteilen.

Güntz schalt auf Reimers, der den steilen Weg hinunter Trab ritt. „Junge, willst du denn den Hals brechen?" zankte er. „Wohin hast du's nur so eilig."

Reimers wandte sich froh lachend im Sattel zurück: „Der Oberst wartet. Die Meldung hat drei Kreuze!"

Und er schlug auf der Chaussee einen flotten Galopp an.

Der Oberleutnant ließ ihn reiten. Er für seine Person konnte sich Zeit nehmen. Es war zehn Minuten nach einhalb sechs Uhr und erst sechs Uhr sollte die Batterie zur taktischen Übung abrücken.

Der Wagen und die drei Reiter überholten ihn. Doktor von Fröben und Gretzschel grüßten mit einer offenen Freude im Gesicht, Landsberg ein wenig steif. Aus dem Wagen warf ihm der Oberstabsarzt

eine Kußhand zu. Güntz dankte und ritt sein gemächliches Tempo weiter.

Als er an dem präsentierenden Posten vorbei durch das Kasernentor ritt, verschwand gerade die Staubwolke, in die Reimers gehüllt war, am Ende der Chaussee zwischen den ersten Häusern der Stadt.

Der Oberst schaute von der erhöhten Laube des Gartens aus die Straße entlang. Reimers erkannte ihn von weitem, und da ihm nichts besseres einfiel, nahm er die Mütze vom Kopf und schwenkte sie ein paar Mal hin und her. Zwei Einjährige, die ihm in diesem Augenblick ihre Ehrenerweisung machten, schauten sich verblüfft an. Als der Offizier vorüber war, brachen sie in ein Gelächter aus.

Falkenhein winkte energisch ab, als Reimers sich anschickte, abzusitzen. „Bleiben Sie! Bleiben Sie!“ rief er. „Also alles glücklich verlaufen?“

„Zu Befehl, Herr Oberst,“ antwortete Reimers, noch außer Atem durch den schnellen Ritt.

Der Oberst atmete auf.

„Das macht mich froh, — sehr, sehr froh!“ sagte er. „Kommen Sie näher, mein lieber Reimers! Ich muß Ihnen die Hand drücken. Vor Freude!“

Der junge Offizier trieb seine Stute dicht an die Gartenmauer heran und reichte Falkenhein seine Hand hin!

„Nicht wahr,“ fuhr der Oberst fort, „da ist Ihnen auch ein riesiger Stein vom Herzen herunter? Wirklich, das ist schön, das ist gut, das macht mich glücklich. Und Ihnen, lieber Reimers, danke ich für die schnelle gute Botschaft. Wenn ich Orden zu verleihen hätte, wären Sie jetzt Ritter. Aber nun warten Sie wenigstens etwas! Der Bursche mag Ihr Pferd führen, Sie müssen ein bißchen bei mir frühstücken!

Nämlich — damit ich's nur gestehe —, vorhin hab' ich den Thee nicht hinuntergebracht."

Reimers entschuldigte sich: „Herr Oberst sind sehr gütig, aber Herr Oberst verzeihen, — der Dienst gestattet nicht, der liebenswürdigen Einladung zu folgen."

„Der Dienst?" erwiderte Falkenhein. „Was für Dienst? Über diesen aufregenden Geschichten hab' ich den Beschäftigungsplan rein vergessen."

„Sechs Uhr Übung im Gelände, Herr Oberst."

Der Kommandeur lächelte.

„Sechs Uhr?" meinte er. „Das sieht Güntz ähnlich. Ich glaube fast, er hat sich einen Merkzettel gemacht: fünf Uhr dreißig Duell, sechs Uhr taktische Übung und höchstens ein „eventuell" in Klammern dazugesetzt. Aber es ist ganz recht so. Dann reiten Sie nur zu und grüßen Sie mir Güntz."

„Zu Befehl, Herr Oberst." —

Am Kasernenhof wartete Gähler auf seinen Leutnant. Er reichte ihm den Helm und das Bandelier zu und nahm die Mütze in Empfang.

Die Batterie war zum Abrücken bereit. Reimers trieb sein Pferd zu einem kurzen Galopp an und sprengte auf Güntz zu.

„Melde mich gehorsamst zur Stelle," meldete er.

Güntz nickte ihm lächelnd zu und kommandierte mit seiner hellen, klingenden Stimme: „An die Pferde! — Batterie — aufgesessen!" und „Batterie zu einem rechts brecht ab — marsch!"

Er ließ die sechs Geschütze an sich vorüberrollen, dann galoppierte er auf der linken Seite nach vorn und ließ rühren.

Reimers befand sich auf seinem Platze als Zugführer, da ritt Güntz an ihn heran.

„Komm, Junge," sagte er. Und die beiden Offiziere setzten sich in einem schlanken Trabe an die Spitze. Die Batterie folgte in einem gehörigen Abstande.

Reimers sah dem Freund mit freudestrahlenden Augen ins Gesicht. „Alter, lieber, guter Güntz, ich freue mich!" sagte er.

Der Oberleutnant murmelte nur: „Ja, ja, lieber Junge."

Mit einem Male zuckte eine Schelmerei in seinem Blick auf, und er begann in einem höchst ernsthaften Tone: „Übrigens, Junge, wenn du königliche Dienstpferde derartig abrackerst wie eben jetzt deine Braune, werde ich dich nächstens mal einsperren."

Reimers lachte und strich seiner unruhig zappelnden Stute über die Mähne: „Ach geh, Alter! Außerdem — die „Dohle" ist zäh. Sieh' nur, sie hat kein nasses Haar."

Güntz nickte und versetzte: „Na, dann will ich dir den Unfug noch einmal durchgehen lassen."

Damit trabte er an. Gleichzeitig beschrieb er mit der Hand einen Kreis in der Luft, das Zeichen für die Batterie, die nächsthöhere Gangart einzuschlagen.

Der Marsch ging talaufwärts. Zur Linken lag am Abhang der Schießstand, mit seinem dichten Strauchwerk ein anmutiges Bild abgebend.

Der Oberleutnant blickte hinauf und sprach halb für sich: „Na, hoffentlich sind die Stare wieder zur Ruhe gekommen, die wir mit unserem Schießen so erschreckt haben."

Eine kurze Strecke dahinter breitete sich zu beiden Seiten der Chaussee die große Roggenstoppel aus, deren Besitzer das Betreten und Befahren seines

Grundstücks Güntz erlaubt hatte, und die Übung nahm ihren Anfang.

Mitten im Exerzieren näherten sich plötzlich von der Stadt her zwei Reiter. In dem dichten Staub konnte man nicht sogleich unterscheiden, wer es sein mochte. Wachtmeister Heppner erkannte zuerst den großen Schweißfuchs des Obersten. In der Tat war es der Kommandeur und sein Adjutant.

Güntz galoppierte ihnen entgegen und erstattete seine Meldung.

Falkenhein dankte.

„Ich wollte Ihnen nur ein wenig zusehen," sagte er einfach. Dabei strahlte ihm die helle Freude aus den Augen, daß er den ihm liebgewordenen Offizier heil wiedersah.

Er näherte sich der Batterie und begrüßte sie mit seiner mächtigen Stimme: „Guten Morgen, sechste Batterie!"

Vielstimmig schallte es zurück: „'Morgen, Herr Oberst!"

Falkenhein ritt langsam durch die Reihe der Lafetten und Protzen, mit seinem scharfen Blick alles musternd, dann sprach er: „Ich bitte, Herr Oberleutnant Güntz, fahren Sie fort!"

Es war ein Glückstag. Alles ging wie am Schnürchen, kein Fehler, ja, nicht das geringste Versehen lief unter.

Am Schluß der Übung befahl der Oberst die Offiziere und die zugführenden Unteroffiziere der Batterie zu sich. Seine Kritik enthielt nur Anerkennungen, und er krönte sein Lob, indem er sagte: „Ich freue mich, daß die sechste Batterie wiederum, auch unter einer anderen Führung als der gewohnten, sich so ausgezeichnet bewährt hat, und ich bin stolz

darauf, ein Regiment zu kommandieren, dem so vortreffliche Offiziere und Unteroffiziere und eine so tadellos ausgebildete Batterie angehören."

Er reichte Güntz die Hand und flüsterte ihm halblaut zu: „Doppelt freue ich mich, dreifach, — hundertfach, mein lieber Güntz."

Und Kauerhof, der es sich als Adjutant angewöhnt hatte, stets die Gefühle seines Chefs zu teilen, möglichst noch in höherem Grade, zeigte eine entzückte, beseligte Miene.

Darauf wandte Falkenhein mit einem freundlichen Gruß seinen Fuchs und trabte, gefolgt von seinem Adjutanten, der Kaserne zu.

Güntz ließ einrücken.

Nachdenklich ritt er neben Reimers an der Spitze der Batterie. Das uneingeschränkte Lob des Obersten machte ihm große Freude, aber bereits vorher hatte er einen noch höheren Lohn gefunden: er war seit langem zum ersten Male wieder mit ganz überzeugtem Herzen bei seinem Berufe als Offizier gewesen. Wie mit verjüngten, von jedem Zweifel freien Kräften hatte er an diesem Morgen seinen Dienst getan, ohne daß der kleinste schale oder bittere Rest zurückgeblieben war.

Er dachte an den Stoß beschriebener Blätter, den er in der Nacht in seinen Schreibtisch geschlossen hatte. Wann war er auf dem Holzwege gewesen? Da am Schreibtisch oder jetzt auf der Roggenstoppel, in die die Geleise der Geschützräder sich tief eingegraben hatten? —

Nun, in jedem Falle hatte er Recht gehabt, die selbst auferlegte Probezeit nicht plötzlich abzubrechen, denn es war doch seltsam, wie ein ruhiger, sicherer Mensch, für den er sich halten zu dürfen glaubte,

zwischen so entfernten Gegensätzen in so kurzer Frist so hin und her schwanken konnte. In der Nacht war er fest entschlossen gewesen, den Abschied zu nehmen, — wenige Stunden später dünkte ihn dieser Schritt fast eine Unmöglichkeit.

So wenig hatte es also mit seiner vermeintlichen Ruhe und Bestimmtheit auf sich? —

Aber er gelobte sich, die Probezeit, die er nicht verkürzt hatte, andererseits auch nicht zu verlängern. Ein Jahr Batteriechef, — dann mußte es entschieden sein.

Für diesen Tag vermochte er seiner Freude und seiner guten Laune keine Zügel mehr anzulegen.

Frau Kläre schalt auf den Gatten, der ihr mit seinen Neckereien und Torheiten keinen Augenblick Ruhe ließ und sogar den Buben aus dem besten Schlafe weckte.

Und Güntz stand glückstrahlend bei Mutter und Kind, lachte aus Herzensgrund über das Jammergeheul seines zürnenden Knaben und brannte sich seine Cigarre mit einem Fidibus an, den er bis auf den letzten Papierrest verkohlen ließ.

Er hatte ihn aus dem Abschiedszettel unter dem pilzartigen Briefbeschwerer aus Feuerstein gefaltet.



X

„Morgenrot! Morgenrot!
Leuchtest mir zum frühen Tod!“
(Hauff.)

Stube IX sollte auch nach der Übersiedelung des Freiherrn Walther von Frielinghausen zu den Unteroffizieren „adlig“ bleiben, wie Weise höhnisch bemerkte. In Frielinghausens Schrank zog wenige Tage vor dem Ausrücken zum Manöver Graf Egon Plettau ein.

In der Batterie liefen über Plettau allerlei ungeheuerliche Gerüchte um. Darnach schien er ein richtiger Schinderhannes zu sein. Ein geohrfeigter Leutnant und ein an die Wand geworfener Wachtmeister spielten die Hauptrollen in dem Gerede. Tatsächlich kannten von der Batterie nur Heppner und die ältesten Unteroffiziere den rabiaten Grafen von Angesicht zu Angesicht, und schon zwei Mannschaftsjahrgänge waren während der fünf Jahre Festungsgefängnis, die Plettau zuletzt verbüßt hatte, aus der Batterie verschwunden, ohne seine Bekanntschaft gemacht zu haben.

Die Insassen der Stube IX erwarteten einen bleichen, von der langen Haft gebeugten Menschen zu sehen, aber der neue Kamerad stellte sich als ein ganz erträglich gesund aussehender, nur etwas magerer Mensch von mittlerer Größe heraus, und statt einer finsteren, gewalttätigen Miene trug er ein freundliches,

gutmütiges Gesicht zur Schau. Seine Augen blickten meist recht spöttisch drein, zuweilen aber nahmen sie einen entschlossenen, halsstarrigen Ausdruck an.

Mit den Kameraden war er bald gut Freund. Er nannte sie nicht anders als „Kinder" und spielte sich scherzhaft auf den Erfahrenen, Väterlichen hinaus. „Kinder, das versteht ihr nicht, dazu seid ihr noch viel zu grün!" war seine Lieblingsredensart.

Am meisten näherte er sich dem Freundespaar Vogt—Klitzing, und außerdem sah man ihn oft mit Wolf zusammen, der durch die Nähe der ersehnten Entlassung einen Teil seiner Verschlossenheit zu verlieren schien und heiterer und offener, nicht mehr wie ein unheimlicher Verschwörer, umherging. Dagegen behandelte Plettau Weise sehr kalt und absprechend, so sehr der Sozialdemokrat sich auch Mühe gab, ihm zu gefallen.

Von den Unteroffizieren wurde der Graf sehr zart angefaßt. Sie hatten die Weisung erhalten, im Rahmen des dienstlich Erlaubten alles zu tun, daß der Unglücksmensch nun endlich seine Dienstzeit vollendete. Einer, Käppchen, ging darin sogar noch über diese Grenze hinaus, bewogen durch ein besonderes „sollte" aus dem Sagenkranze, der Plettaus militärische Laufbahn umschwebte. Der wilde Graf „sollte" einmal geäußert haben, wenn beim Revolverschießen sein Revolver gerade mit sechs Patronen geladen wäre, da würde er sich herumdrehen und der Reihe nach die sechs Vorgesetzten niederknallen, die ihn irgendwie drangsaliert hätten. Käppchen meinte, man könne nie wissen, was geschähe, und hatte sich für diesen Fall als besonderen Grundsatz das Sprichwort „Vorsicht ist die Mutter der Weisheit" aufgestellt.

Graf Egon Plettau nahm diese Rücksichten mit

selbstzufriedener Genugtuung auf. „Kinder,“ pflegte er zu sagen, „die Leute wissen ganz gut, daß sie mir Respekt schuldig sind. Bei einer zweijährigen Dienstzeit acht Jahre dienen und noch nicht fertig sein, das ist auch eine Leistung, die gar nicht hoch genug zu schätzen ist. Im Grunde könnte ich mich in einer Schaubude sehen lassen. Gebt euch also Mühe, mir nachzueifern!“

Auf das Manöver freute er sich mit einer ehrlichen, fast kindlichen Freude. Trotz seiner acht Jahre Dienstzeit hatte er noch keines mitgemacht. Es war immer „etwas dazwischengekommen“.

Oberleutnant Güntz, der Batterieführer, hatte zuerst gezögert, das enfant terrible der Batterie in die Herbstübungen mitzunehmen. Die Vorschrift verlangte zwar, daß jeder Soldat mindestens eine Schießübung und ein Manöver mitmachen sollte, aber auf einen Antrag konnte auch wohl einmal eine Ausnahme stattfinden. Schließlich entschloß er sich doch, es bei der Regel zu lassen. Die wenigen in der Garnison zurückbleibenden Mannschaften kamen zuweilen rein aus Langeweile auf allerhand Torheiten, im Manöver dagegen herrschte die gewohnte strenge Zucht, so daß ein so unsicherer Kantonist da am Ende noch besser aufgehoben war.

Indessen bekam Plettau vor dem Abmarsch noch eine eingehende Ermahnung zu hören. Er sagte zu allem: „Zu Befehl, Herr Premierleutnant“, und als er auf die neue Form „Oberleutnant“ aufmerksam gemacht wurde, erwiderte er ehrerbietig: „Zu Befehl, Herr Oberleutnant. Herr Premierleutnant verzeihen, man ist „da“ ein wenig außer der Welt.“

Güntz mußte sich abwenden, um das Lachen zu verbeißen. Auch er war neugierig gewesen, den be-

rüchtigten gräflichen Kanonier kennen zu lernen, und auch er war enttäuscht. Plettau schien ihm ein ganz guter Kerl zu sein, vielleicht fürchterlich verbummelt, aber keinesfalls schlecht. Er war erfreut, daß er sich in seiner Beobachtung nicht getäuscht hatte: den ersten beiden Angriffen Plettaus gegen die Vorgesetzten lag bei ehrlicher Betrachtung eine vorhergegangene Schikane, fast eine Mißhandlung, zugrunde, und gar die letzten fünf Jahre waren ihm zudiktiert worden, weil er einen Sergeanten, der erwiesenermaßen einen Kameraden mißhandelte, zu Boden geschlagen hatte. Staunenswert blieb darnach nur der fröhliche Gleichmut, mit dem der Graf sein Schicksal trug.

Plettau aber sprach nach dieser Unterredung mit dem Batteriechef vor den Kameraden der Stube IX sein Bedauern aus, daß er „seinen alten Hauptmann Wegstetten nicht habe begrüßen können," und er freute sich zu hören, daß Oberleutnant Güntz nur zeitweilig die Batterie führte, so daß er, der älteste Kanonier, seinen verehrten Chef nach dem Manöver wiedersehen konnte. — —

Für die Herbstübungen wurden die Mannschaften und Pferde neu auf die einzelnen Geschütze verteilt. Vogt und Klitzing blieben auf ihren Plätzen. Im übrigen war das Geschütz folgendermaßen besetzt:

6. Geschütz.

Geschützführer: Unteroffizier Vertler—Christine.
Vorderreiter: Fahrer Nowack—Zenobia, Egon.
Mittelreiter: Fahrer Inoslawski—Viper, Eidechse.
Stangenreiter: Gefreiter Sickel—Türke, Cavalier.
Kanoniere: Graf Plettau, Wolf, Truchseß, Klitzing, Vogt.

Zugführer des dritten Zuges war Fähnrich Gysinger, soeben erst von der Kriegsschule zum Regi-

ment zurückgekommen und für den zur ersten Batterie versetzten Leutnant Landsberg eingetauscht.

Die Verteilung der Pferde hatte zum ersten Male Vizewachtmeister Heimert vorgenommen. Heppner schüttelte den Kopf, als er die Zusammenstellung der sechs Zugpferde für das sechste Geschütz las.

„Du," sagte er zu Heimert, „das geht nicht. Vorder- und Mittelpferde — ganz schön, aber an die Stange muß unter den Sattel ein anderer Gaul. Der „Türke" ist zu alt, gerade wo die sechste Kanone bei Aufmärschen immer den weitesten Weg hat."

„Hab' ich dem Hauptmann auch gesagt," versetzte Heimert, „denn die Sache stammt nämlich noch von Wegstetten. Ich wollte den „Cyrus" an die Stange und den alten „Türken" an den Packwagen. Aber weil die andern fünf die hellsten Braunen sind, hat Wegstetten auf dem „Türken" bestanden. Dafür hat er dann auch Sickel darauf gesetzt, unsern besten Fahrer. Er meinte, der würde schon rausholen, was not tut."

Heppner blieb bedenklich. „Ja freilich," gab er zu. „Aber der alte „Türke" hat eben nicht mehr viel zum Rausholen. Meinst du nicht, daß wir die Sache anders machen können?"

„Nein," antwortete der Vizewachtmeister. „Du weißt ja, wenn Wegstetten sich einmal auf etwas versteift hat, dann ist nichts zu machen."

Der Wachtmeister zuckte die Achseln und sprach: „Na, wenigstens tragen wir zwei dann nicht die Verantwortung. Wenn nur die Sache gut abläuft! Wir haben nämlich verdammt bergiges Terrain diesmal zum Manöver. Ein Quartier liegt dicht an der Grenze, über sechshundert Meter hoch, — die reine Gebirgsartillerie!"

Immer wieder ging er mit seinem unzufriedenen

Gesicht um die sechs Pferde herum. Sie paßten hübsch zusammen, an Farbe und der Größe nach. Für eine Parade würde er sie genau so zusammengestellt haben. Aber ein Manöver war doch keine Parade! Da kam es allein auf die Zugkraft der Tiere an, und es machte nichts aus, daß der dunkelbraune „Cyrus" in die helle Gesellschaft kam. Und er kannte doch den „Türken". Vierzehn Jahre waren zwar noch kein Alter für einen Gaul, aber es war bei den Tieren wie bei den Menschen: eins war mit sechzehn Jahren noch vollständig auf dem Damme, ein anderes hatte schon mit zwölf oder noch weniger abgewirtschaftet. Der „Türke" war jedenfalls fertig.

„Meinetwegen!" brummte er schließlich. Gegen einen ausdrücklichen Befehl des Hauptmanns ließ sich ja doch nichts anordnen. — —

Am 30. August sechs Uhr früh stand die Batterie zum Aufbruch in das Manöver auf dem Kasernenhofe bereit.

Schon kurz nach dem Wecken waren im Stalle und auf den Stuben allerhand Gerüchte umgelaufen, daß bei den Heppners etwas passiert sei, und als man eben aufsitzen wollte, wurde es von einem dem andern erzählt: die Wachtmeisterin war gestorben.

Nun, das war eine höchst persönliche Angelegenheit, um derentwillen nicht der geringste Aufenthalt stattfinden konnte. Heppner blieb natürlich bis zum Begräbnistage daheim, und Käppchen versah bis dahin die Geschäfte des Wachtmeisters. Gleichwohl war die frohe Ausmarschstimmung gestört, und ein leise einsetzender Regen tat das übrige, um keine rechte Laune aufkommen zu lassen.

Diesmal marschierte die sechste Batterie als erste hinter dem Trompeterkorps, aber die stolzen Klänge

des Hohenfriedberger Marsches paßten schlecht zu den mißmutigen Gesichtern der Mannschaften und zu dem grauen Wetter.

Klitzing saß wiederum neben Vogt auf der Lafette des sechsten Geschützes. Aber es war anders als bei dem Marsch in die Schießübungen zur Pfingstzeit.

„Das ist ein böser Anfang!" sagte er zu dem Freunde. Halb für sich fügte er hinzu: „Wer weiß, wie das Ende sein wird."

Allmählich verstärkte sich der Regen, so daß der Oberst beim ersten Halt die Mäntel anzuziehen befahl. Die Kanoniere hockten nun leidlich trocken auf ihren Sitzen, aber den Berittenen lief das Wasser in die hohen Stiefel, so daß die Füße beim Auf- und Abwippen des Trabes mit einem lauten schmatzenden Geräusch wie in einem Butterfasse auf und nieder patschten. Beim großen Halt legten sich nachher die Fahrer im Rasen auf den Rücken und streckten die Beine in die Luft. Dann rieselte ihnen das Wasser in kleinen Bächen aus den Stulpen heraus.

Am schlimmsten aber war Unteroffizier Käppchen daran. Er war stets ein miserabler Reiter gewesen und hätte eigentlich mit dem Packwagen marschieren sollen, in dessen Schoßkelle er sich auf mehr als einem Marsche schon ungemein wohlgefühlt hatte, nun mußte er plötzlich „Dornröschen," das Reitpferd des Wachtmeisters, das nervöseste Tier der ganzen Batterie, besteigen. Roß und Reiter waren von Anbeginn an durchaus uneins, und als sich Käppchen krampfhaft mit den Unterschenkeln festklammerte, kam es zur Katastrophe. Sporen hatte die Stute vom Wachtmeister fast nie zu fühlen bekommen, und nun kratzte ihr der Batterieschreiber unablässig die Flanken wund. Das ließ sich „Dornröschen" nicht gefallen.

Zuerst wurde Käppchen bügellos, dann verlor er den Sitz und schließlich glückte es ihm gerade noch, den Hals des Pferdes zu umklammern. In dieser seltsamen Lage überholte er auf dem durchgehenden Tiere die ganze Batterie. Das schallende Gelächter der Mannschaften machte die Stute nur noch toller, und wenige Meter vor der Spitze der Kolonne schleuderte ein jäher Satz zur Seite den Unteroffizier in den tiefen Straßenkot. —

Käppchen meinte im Fallen, das sei sein letztes, aber er fand sich heil im Schmutze wieder. Tot stellen konnte er sich nicht wohl, — so stand er langsam auf. Er blickte an sich hinunter: schauderhaft sah er aus.

„Dornröschen" aber schlug vor Freude, daß sie den schlechten Reiter los war, ein paar Mal hoch hinten aus, schüttelte sich und wieherte höhnisch. Dann galoppierte sie noch eine Strecke, nahm in einem prachtvollen Sprunge den breiten Straßengraben und begann in einem Maisfelde die zarten jungen Kolben abzuknappern.

Güntz, der Batterieführer, lachte hell auf, als er an den übel zugerichteten Schreiber herangekommen war. Er nahm ihm die Quartierausweise ab und hieß ihn das Pferd einfangen und darnach nachkommen. Zur Unterstützung gab er ihm einen Trompeter bei.

Der unglückselige Käppchen aber wusch sich vor der Jagd erst den Kot aus dem Gesicht. Unterdessen trabte die Batterie an, und sofort gab „Dornröschen" seine Weide auf und setzte sich an die vorschriftsmäßige Wachtmeisterstelle hinter dem letzten Geschütz. Der Trompeter erbot sich, die Stute dem Schreiber zurückzubringen, aber Käppchen schwur hoch und teuer, das

Rabenvieh nie wieder zu besteigen. Lieber wollte er zu Fuß marschieren, erklärte er.

Die Batterie hatte schon drei Stunden im Quartier geruht, da kam der Batterieschreiber erst an, lendenlahm und hundemüde.

Sein erstes war, sich vom Knecht des Quartierwirts die Peitsche zu leihen. Er schwippte sie grimmig durch die Luft und machte sich auf den Weg nach „Dornröschens" Stalle. Aber in der Tür trat ihm der Pfleger der Stute entgegen und weigerte sich schlechterdings, ihn einzulassen.

Käppchen befahl ihm als Vorgesetzter, zur Seite zu gehen, da versetzte der Fahrer: „Zu Befehl, Herr Unteroffizier, ich gehe, — aber ich rufe sofort Herrn Oberleutnant Güntz. Herr Unteroffizier wissen, er liegt mit hier auf dem Gute."

Darauf wollte es der Batterieschreiber nicht ankommen lassen. Drohend und schimpfend entfernte er sich schließlich.

Der Fahrer aber trat zu „Dornröschen" in den Stand und tätschelte ihr zärtlich den Hals.

„Sei man ruhig, mein Röschen!" schmeichelte er. „Er darf dir nix tun. Hast's ganz recht gemacht! Immer runter mit dem Kerl, wenn er nicht reiten kann!"

Und die Stute spitzte die regen Ohren und rieb zutraulich den schönen Kopf an der Schulter ihres Wärters.

*   *
*

Das Manöver nahm seinen Anfang und Fortgang. Ein Tag war dem andern sehr ähnlich. Höchstens der Schauplatz wechselte. Im übrigen war es beinahe, als ob sich die Übungsvorgänge nach einer Schablone vollzögen.

In der Frühe versammelte sich die Brigade. Die zugeteilte Kavallerie war meist schon vorgetrieben und schickte ihre Meldungen zurück. Diese Husaren oder Ulanen waren Teufelskerle, sie verfehlten nie den Feind. Dann setzte sich erst die Avantgarde in Bewegung, und nach einer bestimmten Zeit folgte das Gros. Während des Marsches wurden die Batterien gewöhnlich nach vorn befohlen, und nun gab es einen Aufmarsch. Wenn man ungesehen vom Gegner in die Feuerstellung gelangen und ein überraschendes Feuer eröffnen wollte, schlich man sich beinahe auf den Knieen in die Linie, oder es ging in einem tollen Galopp über Gräben und Hindernisse vorwärts, wenn man im Bereich des feindlichen Feuers war.

Wenn dann die Kanoniere von ihren Sitzen in die Höhe geworfen wurden, schlugen die Infanteristen, die seitwärts, zur Verwendung bereit, auf der Erde lagen, ein helles Gelächter an.

Aber so ein Aufmarsch war prächtig anzusehen. Die Erde schien unter dem Dröhnen der schweren Geschütze zu zittern, die Taukettten klirrten, und das Sattelzeug knarrte. Die Pferde lagen fest im Geschirr, und die Mähnen flogen. Aber immer wurden die Tiere von den Fahrern zu noch rasenderem Laufe durch Sporen und Peitsche angestachelt. Da lag der Graben vor der Front. „Graben!" rief der Zugführer warnend nach hinten. Die Vorder- und Mittelpferde nahmen das Hindernis dicht hintereinander, aber der Stangenreiter mußte noch im Sprunge die Deichsel mit dem Riemen ein wenig anheben. Darnach schlugen die Räder der Protze und der Lafette in zwei gewaltigen Stößen auf den jenseitigen Grabenrand auf und warfen die Kanoniere wie Federn in die Luft, daß sie sich krampfhaft an die Lehnen anklammern mußten.

Da hatten die Infanteristen gut lachen. Aber wie nach dem Ende des Manövers der Abmarsch in die Quartiere sich vollzog, da schauten sie neidisch hinterdrein, wenn die Artilleristen sich in ihre hartfederigen Equipagen setzten und nach Haus gefahren wurden. Die Infanterie hatte womöglich noch den Staub zu schlucken, den die vorüberrollenden Geschütze aufwirbelten, und den Hohn obendrein, wenn die Kanoniere den armen „Fußlatschern" im Vorbeifahren Kußhände zuwarfen und den Dorfschönen Grüße zu bestellen versprachen.

Auch im Manövergefecht selbst waren die Artilleristen besser daran. Der Infanterist hatte immerfort zu marschieren, dann verfeuerte er kriechend oder liegend seine Platzpatronen und machte am Ende noch einen Sturmlauf gegen den „erschütterten" Feind. Die Batterien aber blieben zumeist in ihren Stellungen und gaben nur zuweilen einen Schuß ab, um die Munition für die letzten Manövertage im größeren Verbande zu sparen. Dazu hatten sie einen prachtvollen Überblick über das Gefecht und konnten in aller Ruhe zusehen, wie die dunklen Schützenlinien sich allmählich näherten, oder auch wie ein ehrgeiziger Eskadronschef eine unmögliche, aber sehr schneidige Attacke ritt.

So waren die Mannschaften durch das Manöver einstweilen nicht allzu stark in Anspruch genommen. Desto mehr wurden die Pferde durch den Dienst in dem bergigen Gelände mitgenommen. Sie verloren in kurzer Zeit das in den langen müßigen Sommermonaten angefütterte stattliche Fleisch. Die Batteriechefs zogen sorgenvolle Gesichter, wenn sie sich an den Ruhetagen die Gäule blank, ohne Sattel und Geschirr, vorführen ließen, und von Hauptmann

Heuschkel wurde erzählt, daß er beim Anblick seiner abgemagerten Rappen in Tränen ausgebrochen sei.

Oberleutnant Güntz setzte sich leichter darüber hinweg. Wenn die Pferde auch nicht mehr so rundlich aussahen, — leistungsfähig blieben sie jedenfalls. Es schien fast, als ob sie zäher aushielten, nachdem das überflüssige Fett heruntergearbeitet war. Und im übrigen: hatte nicht auch er dem Burschen auftragen müssen, die Knöpfe des Überrocks zurückzusetzen? — —

Vogt betrachtete die Gegend natürlich mit den Augen eines Bauern. Der Boden im Gebirge war nicht schlecht, freilich nicht der schwere Weizenboden seiner Heimat, aber doch von einer kräftigen, bindigen Erde. Wenn nicht die rauhen Jahreszeiten in dieser Höhe fast zwei Drittel des Jahres hausten, dann hätte er schon mehr als Roggen und Hafer gebracht. Aber die Landleute erzählten ihm von Ernten, bei denen sie die letzten Hafergarben aus dem ersten Herbstschnee hatten herausgraben müssen, und von Aussaaten, die noch Anfang Juni erfroren waren. Da konnte man es begreifen, daß es großenteils im Gebirge hieß: „Kartoffel, dir leb' ich, Kartoffel, dir sterb' ich."

Er selbst riß einmal erstaunt die Augen auf, als am Morgen die ganze Landschaft mit Reif bedeckt vor ihm lag, — in den ersten Septembertagen! Die Sonne machte sich ja sogleich an die Arbeit und schmolz das Weiß hurtig weg, aber im Schatten, in den hinein ihre Macht nicht reichte, war noch am Mittag das welke Laub der Holzapfelbäume vom weißen Frostschleier übersponnen.

An den Ruhetagen griff Vogt beim Einernten der Feldfrüchte wacker zu, und es machte ihm Freude,

daß er noch ebenso wie früher die Garben auf den hochbeladenen Wagen reichen konnte und daß seine Sense noch mit genau so sicheren Strichen und genau so dicht über den Boden hin in das spärliche Grummetgras der Bergwiesen hineinschnitt.

Während Klitzing nach der Arbeit sich hinlegte und seine matten Glieder ausruhte, war Vogt noch lange bei seiner bäuerlichen Arbeit, und die Müdigkeit nach dieser segenbringenden Tätigkeit dünkte ihn köstlicher als die faule, träge Zeit, die man oft als Soldat genießen konnte, sobald nur erst die schlimme Ausbildungsperiode vorüber war.

Abends, nach dem Appell, ging er noch hinaus und mähte bis zur hereinbrechenden Dämmerung ein Stück Wiese. Wenn er dann, die Sense auf der Schulter, nach dem Hofe seines Quartierwirtes zurückkehrte, vergaß er zuweilen ganz und gar, daß er den Soldatenrock trug.

Die Pärchen, die eng umschlungen im Grünen spazierten, an Wegwindungen plötzlich auftauchten und ebenso plötzlich hinter dichten Hecken verschwanden, versetzten ihn wieder in die Wirklichkeit zurück.

Vogt überlegte, wie merkwürdig es doch war, daß er so wenig für die Frauenzimmer übrig hatte. Hin und wieder gefiel ihm wohl ein besonders hübsches, frisches Mädel, und er hätte es auch ganz gern recht tüchtig beim Kopfe genommen und geküßt, aber dazu war er allemal zu schüchtern, und bei den gemalten Frauenzimmern, die in der Garnison ihr Wesen trieben und den frischen, starken Burschen mehr als entgegenkommend anlächelten, mochte er nicht in die Lehre gehen.

Da behagten ihm die derben Dorfmädchen schon besser. Aber eines Abends hatte er ein Erlebnis.

das ihm auch an den Tugenden der ländlichen Schönen starke Zweifel erregte.

Der Tag war sehr heiß gewesen, und noch nach Sonnenuntergang bebte eine schwüle Hitze in der Luft. Vogt ging gemächlich zwischen den meist schon abgeernteten Feldern und blies den Rauch seiner Pfeife vor sich hin. Dabei musterte er die Äcker mit scharfen Augen. Er hätte nicht sorgsamer hinsehen können, wenn die Felder ihm gehört hätten.

Plötzlich tönten aus einer kleinen Talniederung laute, gellende Hilferufe hervor. Eine Frauenstimme war es, die anhaltend und jämmerlich schrie.

Im ersten Augenblick griff Vogt nach seinem Seitengewehr. Aber er hatte es in seinem Quartier gelassen. Nun, er verfügte ja über zwei starke Fäuste, und so lief er querfeldein auf die Baumgruppe des kleinen Tales zu und rief mit heller Stimme, was ihm gerade einfiel: „Halt! Halt!! Wer da?“

Näher kommend sah er ein paar Soldaten in eiligem Laufe unter den Bäumen weg nach dem Dorfe zu eilen und darnach auf der kleinen Wiese vor dem Wäldchen ein ganz besonderes Etwas, das er sich nicht zu erklären vermochte.

Als er ganz nahe herantrat, kam er schließlich dahinter, daß es sich da um einen Streich handelte, den irgendwelche Kameraden einer Magd gespielt hatten.

Sie hatten ihr die Röcke über den Kopf gestülpt und die Säume mit einem Bindfaden fest zugebunden. Die Kameraden nannten das „eine Tulpe drehen“. Nun lief das Frauenzimmer sehr komisch herum. Sie trug keine Unterkleider und war daher vom Gürtel an nackt. Der Oberkörper aber, Kopf und Arme

steckten in einem Gefängnis von wollenen Röcken, aus dem jetzt nur mehr ein dumpfer Ton hervordrang.

Vogt sagte sehr höflich: „Warten Sie, ich werde Sie gleich frei machen."

Er zog sein Taschenmesser und schnitt den Bindfaden durch. Die Röcke fielen herab, und ein zerzauster Kopf kam zum Vorschein. Schämig verbarg die Magd ihr Antlitz in den Händen, aber zwischen ihren gespreizten Fingern hindurch schaute sie erwartungsvoll dem Soldaten ins Gesicht.

Der wackere Befreier stand stumm und ohne sich zu rühren an ihrer Seite.

Nun ließ die Magd die Hände sinken. Ein derbes, grobes, aber ganz hübsches Gesicht wurde sichtbar, und ein voller, etwas großer Mund lächelte den Kanonier zart an.

Noch immer stand der Brave, ohne sich vom Fleck zu bewegen.

Da kehrte sich das Mädchen schroff um und brummte: „Dummes Aas!"

Darnach ging sie schweigend in die zunehmende Dämmerung hinein. Noch einmal drehte sie ihr Gesicht nach dem Kanonier um.

Vogt betrachtete sich nachdenklich den Fleck, auf dem sie so seltsam bekleidet vor ihm geweilt hatte. Als er die Augen von dem Rasen wieder in die Höhe hob, war die Schöne in den ersten Schatten der nächtlichen Dorfstraße verschwunden. — —

Am Montag der dritten Woche nach dem Ausmarsch aus der Garnison begannen die Manöver der beiden Divisionen des Armeekorps gegeneinander.

Die doppelte Anzahl Truppen scharte sich auf dem Sammelplatz zusammen und bot in dem hellen Sonnenlicht ein buntes, bewegtes Bild.

An diesem Tage schien der Sommer für eine kurze Frist noch einmal zurückgekehrt zu sein. So tiefblau wölbte sich der Himmel, und so heiß prallten die Sonnenstrahlen auf die Erde hernieder. Trotzdem empfand man die Hitze nicht als eine drückende, sie war durch die kühleren Lüfte des Gebirges von Dunst und Schwüle gereinigt.

Die sechste Batterie des Osterländischen Feldartillerie-Regiments war der Avantgarde zugeteilt und hielt sich marschbereit. Kanoniere und Fahrer standen, des Befehls zum Aufsitzen gewärtig, hinter den Geschützen und neben den Pferden.

Vogt wunderte sich über Klitzing. Noch niemals hatte der Freund eine solche Munterkeit an den Tag gelegt. Die Augen strahlten ihm, und die Wangen waren ihm leise gerötet. Vogt dachte bei sich, daß der Schreiber, wenn er sich so lebhaft gab, eigentlich ein ganz hübscher, stattlicher Bursche war. Er hatte sich herausgemacht beim Militär.

Nun, er war's schon zufrieden; gutmütig mit dem Finger drohend, fragte er: „Du, Heinrich, du hast doch nicht etwa schon ein paar hinter die Binde gegossen? Oder was ist denn das sonst für ein Glückstag?"

Klitzing antwortete: „Ach, du, mir ist heute — ich weiß selber gar nicht wie. Kräfte hab' ich, und wohl ist mir, und ich bin ordentlich zitterig, als ob mir heute ein großes Glück passieren müßte. Weißt du, wenn mir's nur früher mal so gegangen wäre, zu Hause, — da hätte ich ein Lotterielos gezogen und hätte sicher das große Los gewonnen!"

Vogt versetzte: „Na, denn paß nur auf den nächsten solchen Tag auf, daß du's da nicht versäumst!"

Der Schreiber schüttelte den Kopf.

„Ach nein,“ erwiderte er, „solche Tage kommen nur einmal und dann nie wieder. Da werde ich wohl schon auf das große Los verzichten müssen und als armer Teufel sterben. Aber schön ist's doch, wenn man sich mal so froh und frei fühlt. Und nun noch die Luft und die prachtvolle Sonne dazu!“

Er nahm Vogt derb bei den Schultern und schaute ihm mit seinen glücklichen Augen ins Gesicht.

Da rief plötzlich von den Pferden her eine grobe Stimme: „Euch Kerls ist doch immer zu wohl! Was ihr nur bloß immer zu feixen habt!“

Der Gefreite Sickel schaute mit einer mürrischen Miene nach hinten und schüttelte verächtlich den Kopf. Ihm, als Fahrer, galten die Kanoniere nur halb.

Was hatte so ein Kerl für ein leichtes Leben! Er dagegen, — um was mußte er sich nicht alles sorgen? Er trat zu seinem Gespann und betrachtete kummervoll sein Sattelpferd, den „Türken“. Der Wallach stand mit hängendem Kopfe da und rührte und rüttelte sich nicht. Am Morgen hatte er nicht gefressen. Was sollte man nun auf einem kranken Stangensattelpferd machen? Er hatte den Hafer dem Hellbraunen auf seinen Händen vors Maul gehalten, aber der „Türke“ nahm kein Körnchen. Da meldete er die Sache dem Geschützführer, aber es war bereits zu spät, das kranke Tier auszutauschen. Der Packwagen mit dem „Cyrus“ war schon unterwegs. Der arme „Türke“ mußte schon diesen Tag noch mittun.

Zum Glück ließ sich die Übung, wenigstens im Anfange, recht mild an.

Die Avantgarde setzte sich in Bewegung, ein Bataillon Infanterie voraus, dann die Batterie und hinter ihr die übrigen beiden Bataillone des Regi-

ments. Der Marsch ging in einem Talgrunde aufwärts eine mäßig ansteigende Chaussee entlang. Zu beiden Seiten zogen sich ziemlich steile Höhen hin.

Seit dem Aufbruch mochte wohl eine Stunde und mehr verflossen sein, da zeigten sich endlich die Meldereiter der Kavallerieoffizierspatrouillen. Sie kamen aber nicht von vorn, sondern seitwärts zur Linken den gestrüppbewachsenen Abhang herunter. Diesmal schienen sie es gewaltig eilig zu haben. Die Pferde waren schaumbedeckt und trieften von Schweiß.

Und sogleich bog die Spitze der Avantgarde von der Straße ab und schlug den nächsten Weg ein, der in steilen Windungen auf die Höhe zur Linken führte. Es war ein böses Stück Arbeit. Die Zugpferde lagen fast schräg im Geschirr und stapften in kleinen, schnellen Schritten mit den Hinterhufen nach, um die Last der Kanonen fortzubringen.

Wachtmeister Heppner, der neben Sergeant Wiegandt als „Schließendem" hinter dem letzten Geschütz ritt, brummte vor sich hin: „Ich sage es ja: die reine Gebirgsartillerie!"

Er trabte ein paar Schritte vor, um sich zu überzeugen, wie es mit dem „Türken" stand, bei dem seine Voraussage so pünktlich eingetroffen war. Der Hellbraune war schon über und über naß vor Schweiß und keuchte vor Anstrengung.

Heppner kraute sich den Kopf; dem armen Vieh durfte heute nicht mehr viel zugemutet werden.

Aber das Schlimmere stand noch bevor.

Güntz war mit dem Avantgardenkommandeur nach vorn galoppiert, und kaum hatte die Batterie den Abhang vollständig erklommen, so kam schon der Befehl zum Aufmarsch. Eine leicht geneigte Hochebene war dabei noch zu überwinden; hinter dem Kamm

sollte die Batterie so schnell als möglich in Stellung gehen.

Hintereinander kamen die Kommandos: „Trab!" und „Galopp — marsch!"

Der Fähnrich prellte mit seinem Zuge viel zu weit nach rechts, gerade nach der Stelle, wo das Gelände am jähsten abfiel, und Unteroffizier Vertler, der Führer des sechsten Geschützes, ließ es damit noch nicht genug sein und nahm einen Abstand, der wohl um das Doppelte zu groß war. Auf diesem Flecke bis zum Kamm vorzukommen, war rein unmöglich.

Heppner sah unruhig hinüber.

Schnell entschlossen übertrug er Sergeant Wiegandt seine Obliegenheiten als Wachtmeister und sprengte nach dem rechten Flügel, um die Sache irgendwie noch ins Lot zu bringen.

Aber das Unglück hatte bereits seinen Anfang genommen.

Das sechste Geschütz war aus dem Galopp in Trab und aus dem Trab in Schritt gefallen. Schließlich konnten die sechs Pferde das Geschütz keinen Zoll weiter bringen.

Der Boden war von einer glatten, harten Grasnarbe bedeckt, die den Hufen wenig Halt bot. Zitternd und schnaubend hielten die Tiere das Gewicht des Geschützes in der Schwebe, indem sie, nach vorn geneigt, stampfend mit den Hinterhufen festen Fuß zu fassen suchten. Die Kanoniere waren abgesessen und suchten, in die Speichen der Räder greifend, nachzuhelfen.

Der Wachtmeister hielt daneben und feuerte besonders den Stangenreiter an.

„Los, Sickel!" rief er. „Zeig', was du kannst!

Willst unser bester Fahrer sein und kommst das Bergelchen nicht rauf. Los, mach' dein Meisterstück!"

Und der Gefreite hing sich fast auf den Hals des „Türken", um die greifende Hinterhand zu entlasten, und wirklich kam das Geschütz ein paar Zentimeter weiter. Aber da knickten die Hinterfüße des „Türken" ein, das Tier brach zusammen und glitt auf dem glatten Boden aus.

Durch diesen Ruck hatten auch die übrigen fünf Pferde ihre Widerstandskraft verloren. Sie begannen rückwärts zu treten.

„Die Bremskette vor!" brüllte Heppner.

Vogt sprang hinzu und schlang blitzschnell die Kette um die Speiche. Einen Augenblick hielt sie aus, dann gab es einen hellen, metallischen Ton, und die Kette zersprang.

Und nun rollte das Geschütz den Abhang hinunter, immer schneller und die sechs machtlosen Pferde hinter sich herschleifend. Eines nach dem anderen rutschte auf dem schlüpfrigen Rasen aus und wurde mit fortgerissen, wild mit den Hufen in die Luft schlagend oder die Beine in den Tauen verwickelt. Nur dem Vorderreiter glückte es, aus dem Sattel zu kommen; er blieb, regungslos vor Schreck, auf dem Abhang liegen. Inoslawski und Sickel tauchten in dem Gewühl der Pferdeleiber unter.

Bei diesem Anblick stieß der Wachtmeister einen gräßlichen Fluch aus. Er sprang aus dem Sattel und warf Plettau, der ihm zunächst stand, die Zügel zu. Dann lief er den Hang hinunter.

Ein Zufall hatte das Allerärgste verhütet. Am oberen Rande des Abhangs befand sich eine Mulde mit einer ebenen Sohle. Vielleicht waren früher einmal aus der Vertiefung Steine gebrochen worden. Auf

diesem ebenen Grunde war das Geschütz zum Stehen gekommen, so daß es vor dem Sturz in die volle Tiefe des steil eingeschnittenen Tales bewahrt geblieben war.

Aber es sah fürchterlich genug in der Mulde aus. Die sechs Pferde lagen eng aneinander gedrängt. Immer wieder versuchten sie sich aufzurichten, aber in dem dichten Knäuel hinderte eines das andere. Zwischen dem Schnauben und Prusten der rasenden Tiere hörte man das Stöhnen Sickels, der irgendwo unter einem Gaule lag. Inoslawski war durch einen Glücksfall frei gekommen und stand seitwärts, mit blöden Blicken das Unheil anstierend.

Heppner hatte sich im Augenblick gefaßt. Er rief die vier Kanoniere heran und sprang selbst als erster in die Mulde hinunter. Oertler, der Geschützführer, hielt zu Pferde am Rande der Grube und schien nicht begreifen zu können, was geschehen war.

Sofort hatte der Wachtmeister Sickel erblickt. Er lag mit dem linken Beine unter dem Leibe des „Türken“ und verkroch sich hinter dem Halse des Wallachs, um nicht von den Hufen des wütend ausschlagenden Mittelhandpferdes getroffen zu werden.

„Ran, Vogt und Truchseß!“ befahl Heppner. „Wir wollen ihn vorziehen.“

Sie faßten den Gefreiten unter den Armen an und suchten ihn unter der Last des Pferdes hervorzuzerren. Aber das ging nicht so leicht, und in demselben Augenblicke, als sie sich zum zweiten Male niederbeugten, machte eines der vorderen Pferde eine Drehung und riß Vogt um.

Der Kanonier fiel, verwickelte sich in den Zugtauen und konnte nicht wieder in die Höhe.

Von neuem begann die „Eidechse“, das Mittelhandpferd, auszuschlagen. Sie hatte in der Hinter-

backe einen klaffenden Riß, aus dem das Blut in Strömen floß, und gebärdete sich vor Schmerz wie rasend. Auf dem Rücken liegend drehte sie sich hin und her. Die glattgelaufenen blanken Eisen blitzten immer näher an Vogts Kopfe vorbei und streiften ihn schließlich, so daß ihm der Helm vom Kopfe flog und das Blut unter dem kurzgeschorenen blonden Haar hervorschoß. Der nächste Schlag mußte ihm den Schädel zerschmettern.

Klitzing sah die unvermeidliche Gefahr, und plötzlich warf er sich mit seinem Körper blindlings auf die wütend dreinhauenden, eisenbeschlagenen Hufe.

Da lag der Freund, verloren, nicht zu retten, das scharfe, schwere Eisen mußte ihn tödlich treffen. Blitzschnell flog es dem Schreiber durch den Sinn, wie damals Vogt für ihn geblutet hatte. War das nicht jetzt die Stunde des Dankes? War vielleicht das sein Lebenszweck, dem anderen, Kräftigeren, das Leben zu erhalten?

Und war nicht heute sein Glückstag? Es dünkte ihn, daß er Riesenkräfte in sich hätte. O ja, er wollte diese ungebärdigen Hufe mit seinen Armen niederdrücken, bis der Freund gerettet war. Und er warf sich getrosten Mutes als ein starker Schirm und Schutz zwischen den Freund und die Gefahr.

Im nächsten Augenblick traf ihn ein wilder Schlag des Hufeisens in die Seite. Er wurde fortgeschleudert, taumelte und fiel leblos zu Boden. Sein Gesicht war leichenbleich, und Blut trat zwischen seinen Lippen hindurch.

Aber währenddessen bekam Vogt seine Füße frei und richtete sich behende auf. Doch sogleich befiel ihn ein Schwindel. Er setzte sich auf den Abhang und stützte den schmerzenden Kopf in die Hände.

Wiederum stieß der Wachtmeister seinen Fluch aus.

Er blickte verzweifelt von dem fürchterlichen Wirrsal auf und er sah den Geschützführer, immer noch mit stumpfsinnigen Augen in die Mulde hinabstarrend.

„Kerl!" schrie er ihn an. „So schlaf' doch nicht ein!"

Mit bewunderungswürdiger Klarheit gab er seine Befehle: „Reite, was dein Vieh läuft, und hole Arzt und Roßarzt! Lazarettgehilfen auch!"

Und sofort fügte er noch hinzu: „Und schick' die Bespannung vom fünften Geschütz hierher und melde die Sauerei!"

Denn wie für Mensch und Tier gesorgt werden mußte, so durfte auch der Dienst nicht zu kurz kommen. Das Geschütz mußte in jedem Falle möglichst schnell wieder marschfertig gemacht werden und in die Feuerlinie einrücken.

Der Unteroffizier verschwand im Galopp.

Nun machte sich Heppner von der anderen Seite an die Entwirrung des Tierknäuels.

Er befreite zunächst die Vorderpferde von den hemmenden Geschirrteilen und half ihnen auf. Sie schienen unverletzt zu sein, schüttelten sich und traten unruhig hin und her. Er ließ sie von dem Vorderreiter zur Seite führen.

Dann wandte er sich zu den Mittelpferden. Inoslawski unterstützte ihn dabei. Das Sattelpferd war heil, aber die „Eidechse" hatte in der Hinterbacke eine klaffende Wunde. Man hätte fast den Arm hinein legen können. Wolf mußte sie am Trensenzügel halten und hatte Mühe, sie zu bändigen.

Auch das Stangenhandpferd richtete sich gutwillig auf, aber gerade der „Türke", unter dem Sickel sich in seinen Schmerzen krümmte, hatte Schaden genommen.

Der rechte Hinterfuß schien gebrochen zu sein. Schließlich richtete sich der Wallach auf den Vorderbeinen halb in die Höhe, und in diesem Augenblick zog Truchseß den Fahrer unter dem Sattel vor. Sickel machte einen schwachen Versuch aufzustehen, aber er fiel ohnmächtig zurück.

Der Wachtmeister wischte sich den Schweiß von der Stirn!

Zum Teufel! Das war ein schweres Stück Arbeit gewesen!

Er sah sich um: drei Mann und zwei Pferde kaput. Nun, es hätte auch noch schlimmer ablaufen können.

Am schlechtesten stand es wohl mit Klitzing. Der Schreiber lag noch immer regungslos da, und nur der beim Atmen sich bewegende blutige Schaum vor dem Munde verriet, daß noch Leben in dem starren Körper war.

Der Wachtmeister ging zu dem Bewußtlosen hin und bettete ihm behutsam den Kopf auf den Brotbeutel. Dann richtete er sich langsam wieder in die Höhe und blickte lange in das totenblasse Gesicht. Er hatte den schwächlichen Menschen nie leiden mögen. Aber Donnerwetter ja! Was der da heute getan hatte, das war anständig, das war brav gewesen!

Wollte denn aber der Schreiber gar nicht wieder aus seiner Ohnmacht aufwachen?

Heppner ließ sich aus seiner Satteltasche eine Glasflasche voll Kognak reichen und rieb dem Kanonier sorgsam die Stirn. Er versuchte, ihm einen Tropfen zwischen die Lippen einzuflößen, — alles war vergebens. Kein Zucken, kein Laut. Die Augen blieben geschlossen.

Und der Wachtmeister schaute ungeduldig aus, ob nicht ein Arzt herankäme.

Die anderen beiden Verletzten schienen weniger mitgenommen zu sein.

Dem Gefreiten kehrte sogleich das Bewußtsein zurück, als er den Kognak auf der Zunge spürte. Er nahm einen gehörigen Schluck und antwortete auf des Wachtmeisters Frage, wie es ihm gehe: „Zu Befehl, gut, Herr Wachtmeister. Bloß das linke Bein scheint nicht in Ordnung zu sein. Ich werde es mir wohl ein bißchen verstaucht haben."

Vogt versuchte sogar aufzustehen, um dem Wachtmeister in der vorgeschriebenen strammen Haltung Rede zu stehen, aber er taumelte wieder zurück und erwiderte matt, es drehe sich ihm noch alles im Kopfe. Sonst sei ihm aber nichts passiert.

Von oben, vom Abhang her, tönten Hufschläge und das Klirren von Geschirrketten herab. Es war Unteroffizier Vertler und der Bespannungszug des fünften Geschützes, immer noch nicht der Arzt. Aber Vertler meldete, ein Trompeter sei auf der Suche nach ihm und einstweilen käme der Lazarettgehilfe heran.

Nun war für den Wachtmeister keine Zeit mehr, sich um die Verwundeten zu kümmern. Er vertröstete sie auf den Lazarettgehilfen und den Arzt. Auch für die Pferde ließ sich einstweilen nichts tun. Der „Türke" lag immer noch hilflos auf dem Rücken, und die „Eidechse" hatte sich endlich beruhigt. Auf drei Beinen stand sie da, den beschädigten Hinterschenkel schonend und den Kopf hängen lassend. Das Blut fing an auf der Wunde zu gerinnen und einen natürlichen Verband zu bilden. Heppner band sie in Vogts Nähe an einen Baumstumpf.

Dann ließ er das Geschütz bespannen. Der

„Türke" wurde aus dem Geleise geschleift, und Jnoslawski vertrat mit seinem Mittelsattelpferd und mit dem Stangenpferd die Stelle des Stangenreiters. Vor ihm zogen die zwei Vorderpferde, und wiederum vor diese war die ganze Bespannung des fünften Geschützes gestellt. Heppner ließ die Deichsel vorsichtig nach der Seite wenden, wo die Mulde am flachsten anstieg. Auf seinen Zuruf legten sich die zehn Pferde gemeinsam ins Geschirr, die drei übrig gebliebenen Kanoniere halfen in den Rädern nach, und langsam bewegte sich die Last den Abhang hinauf.

Nachdem die Protze einmal erst den Rand überwunden hatte, war das Spiel gewonnen. Die lange Reihe der fünf Pferdepaare brachte das Geschütz in die Feuerlinie, und es reihte sich geschwind in die Feuerordnung ein, nicht anders, als ob ein Ausfall von Mannschaften und Pferden nur zu Übungszwecken angenommen worden wäre. Der Geschützführer half als Richtkanonier aus, und Graf Plettau übernahm Vogts Obliegenheiten. Die Bedienung des Geschützes vollzog sich nicht weniger schnell, als wenn noch zwei Mann mehr daran teilgenommen hätten, und Schuß um Schuß dröhnte gegen den Feind.

Der Steinbruch war so gelegen, daß die Schallwellen der Kanonenschläge darüber hinweg glitten. Man hörte nur wie aus weiter Ferne leise Erschütterungen.

Immer noch hatte sich Klitzing nicht gerührt. Der Gefreite war erschöpft von neuem zurückgesunken, nachdem er sich ein bequemeres Lager für den Kopf zurechtgemacht hatte, und Vogt lehnte am Abhang, den wirren Kopf in die Hand gestützt. Das Blut sickerte ihm zwischen den Fingern durch und tropfte ihm aufs Knie. Er suchte und überlegte und konnte doch nicht

begreifen, was sich ereignet hatte. Das Hufeisen des Gaules hatte ihm an die Stirn gepocht, — dessen vermochte er sich zu entsinnen, und es war ihm auch haften geblieben, daß darnach abermals der beschlagene Huf nach ihm ausgeholt hatte, aber von da an war ihm die Erinnerung entschwunden.

Gleitend und rutschend eilte der Lazarettgehilfe den Abhang hinunter. Drei lagen da. Zwei davon hatten die Augen offen, der dritte nicht. Zu dem wandte er sich zuerst. Er ließ ihn Äther riechen, versuchte, ihn aus der Labeflasche zu tränken und rieb ihm die Stirn. Er öffnete ihm Rock und Halsbinde und klopfte ihm die Handteller. Alles umsonst. Aber der arme Teufel atmete wenigstens noch, wenn es auch in der Brust nur noch wie ein Gurgeln und Röcheln klang.

So wandte er sich einstweilen zu den beiden andern. Er gab Vogt ein Stück Verbandwatte und hieß ihn es an die Wunde drücken. Dann setzte er ihm die Flasche an den Mund und ließ ihn trinken. Vogt nahm einen vollen Schluck. Die Flüssigkeit schmeckte säuerlich und erquickend und drang ihm prickelnd und gleichsam weckend durch die Nase in den Kopf.

Sickel lehnte energisch das Getränk ab.

„Geh mir mit deiner Suppe, Knochenbrecher!" sagte er. „Aber wenn du 'nen Schnaps hast, den nehm' ich gern."

Der Sanitätssoldat hatte keinen.

„Wo fehlt dir's denn?" fragte er den Gefreiten.

„Hier hab' ich meinen Knacks weg," antwortete der Fahrer, indem er auf sein Bein zeigte.

„So?" versetzte der Lazarettgehilfe. „Na, im großen ganzen scheint dir's aber nicht schlecht zu gehen. Was ist nur bloß mit dem hier? Er wacht und wacht nicht auf!"

Dabei wies er auf den regungslosen Klitzing.

Sickel meinte: „Vielleicht bringt ihn kaltes Wasser zu sich. Da links unten fließt welches. Man hört's von hier aus."

„Dann will ich mal runter," erwiderte der Sanitätssoldat.

Er legte die Labeflasche zu Vogts Füßen nieder und kletterte durch das Gestrüpp abwärts. Man hörte dürre Zweige unter seinen Schritten knacken und die Äste der Sträucher hinter ihm zusammenschlagen. Darnach war es wieder ganz still.

In großen Zwischenräumen dröhnten ein paar vereinzelte Schüsse herüber, und irgendwo in einem Busche begann eine Amsel zu schlagen. Die Sonne schien hell in die Mulde hinein.

Vogt hob langsam den Kopf in die Höhe und blickte sich erstaunt um. Der Trank hatte ihn wunderbar erfrischt. Wo war er nur? Neben ihm stand ein Gaul und blutete aus einer klaffenden Wunde am Hinterschenkel. Nicht weit davon lag ein Kamerad, wie ein Toter hingestreckt, leichenblaß, mit geschlossenen Augen, blutigen Schaum vor dem Munde. — Das war doch Klitzing!

Er griff sich nach der Stirn, und mit einem Male teilte sich in seiner Erinnerung der verhüllende Vorhang. Er erkannte, was darnach geschehen war, als er den Huf nach seinem Schädel hatte zucken sehen. Ein dunkler Körper hatte sich zwischen ihn und das blanke Eisen geworfen, — auf den war der Schlag gefallen. Es hatte einen dumpfen, schrecklichen Ton gegeben, und dann — dann war er in die Höhe getaumelt.

Und plötzlich wußte er alles: Klitzing war es gewesen, der sich da für ihn geopfert hatte, der

Freund hatte ihn vor dem tödlichen Schlage des Hufeisens bewahrt und lag nun dort auf dem Rasen bleich, bewußtlos, die Augen fest geschlossen, — vielleicht tot.

Da öffneten sich schwerfällig die Augen des Ohnmächtigen, ein matter Blick suchte in der Runde und blieb mit einem Ausdruck grenzenloser Hingebung auf Vogt haften.

Vogt stürzte zu dem Schreiber hin.

Er warf sich zu ihm nieder und nahm das blasse Gesicht in seine Hände.

„Heinrich!" rief er. „Mein guter, lieber Heinrich! Das hast du für mich getan!"

Helle Tränen liefen ihm über die Wangen, und er konnte vor Schluchzen nur immer wieder stammeln: „Heinrich! Mein guter, lieber Kerl!"

Es war, als ob Klitzing sprechen wollte. Die Lippen bewegten sich ein wenig, aber es kam kein Wort zwischen ihnen hervor. Eine kraftlose Hand hob sich zur Schulter des Freundes empor, streichelte ihn matt und fiel schwer zurück.

Von neuem schlossen sich die Augen, und die Lider blieben geschlossen, so inständig Vogt auch bat und flehte: „Heinrich, Heinrich! So sag doch, wo dir's fehlt, daß ich dir vielleicht helfe?"

Sickel schaute den beiden Kameraden nachdenklich zu. Er dachte an den Augenblick vor dem Abmarsch, wie froh und lustig da die beiden Kanoniere beieinander gestanden hatten.

Mit einem Male drehte er den Kopf zur Seite und lauschte.

„Der Doktor kommt," sagte er.

Gerade war der Lazarettgehilfe mit einer Blechschale voll Wasser wieder aus dem Gebüsch hervorgekommen.

„Wirklich?“ fragte er. „Woher weißt du das?“

„Ich höre den ‚Brutus‘,“ antwortete der Fahrer.

Und in der Tat ließ sich ein Geräusch vernehmen, das an das unwillige Grunzen eines Schweines erinnerte. Der „Brutus“, der es auf der Lunge hatte und ewig hustete, gab solche Laute von sich, wenn er galoppieren mußte.

Gleich darauf stieg der dicke Assistenzarzt Rademacher in den Steinbruch hinunter. Ein schneller Ritt lag hinter ihm. Er war dunkelrot im Gesicht und triefte von Schweiß.

„Nun, was ist hier los?“ fragte er.

Er wandte sich zuerst an den Fahrer, aber Sickel wehrte ab: „Herr Assistenzarzt verzeihen, ich habe Zeit. Der andere da braucht es nötiger.“

Rademacher beugte sich zu Klitzing nieder. Als er den roten Schaum vor dem Munde gewahrte, zog er unwillkürlich ein ernstes Gesicht. Er legte das Ohr auf die Brust und horchte lange.

„Was ist dem Mann passiert?“ erkundigte er sich.

Vogt zeigte auf die „Eidechse“, die mit stumpfen Augen herüberschaute, und gab zur Antwort: „Die da hat ihn mit dem Eisen an die Brust geschlagen.“

„Sehr?“

„Zu Befehl, Herr Assistenzarzt. Er hatte sich dazwischen geworfen, daß ich nicht wieder getroffen würde.“

Der dicke Assistenzarzt blickte erstaunt auf. Das war ein Ereignis, das in der Rauheit des Soldatenlebens seltsam zart berührte. Er sah die Tränen in den gutmütigen Augen des Burschen und begriff.

„Sie waren wohl gute Freunde?“

„Zu Befehl, Herr Assistenzarzt. Und — und — wie steht es nun mit ihm?“

Rademacher sah unschlüssig auf den Todwunden hinab und antwortete ausweichend: „Tja —, mal abwarten."

Noch einmal horchte er, dann stand er auf. Seiner Überzeugung nach hatte der Verletzte höchstens noch Stunden zu leben, vielleicht sogar nur Minuten.

„Ist er noch einmal zum Bewußtsein gekommen?" fragte er noch.

„Zu Befehl. Aber nur ganz kurze Zeit."

Der Arzt zuckte die Achseln.

„Und was haben Sie?" wandte er sich an den Gefreiten.

„Das Bein hier, Herr Assistenzarzt, ist nicht ganz in Ordnung. Der „Türke" dort hat mir darauf gelegen. Da werd' ich's mir wahrscheinlich verstaucht haben. Wenn es Herr Assistenzarzt einrichten möchten, dann geht's schon wieder."

Rademacher zog dem Fahrer mit Hilfe des Sanitätssoldaten die Reithose herab. Er war schnell fertig.

„Zweimal gebrochen haben Sie den Oberschenkel," sagte er. „Aber einrichten wollen wir's Ihnen schon."

Sickel hörte mit offenem Munde zu.

„Dann kann ich wohl nicht mal mit entlassen werden?" erkundigte er sich.

Der Assistenzarzt lächelte: „Nein, Freundchen, seine vier bis sechs Wochen wird das wohl dauern."

Das war dem Fahrer außer dem Spaße, und er schalt laut vor sich hin. Es hätte getrost noch weher tun können, obwohl er ohnedies die Engel singen hörte, — aber nicht entlassen werden, das war hart, das hätte nicht kommen dürfen.

Während dessen legte der Lazarettgehilfe ge-

schickt einen Verband um Vogts Stirne. Rademacher schaute nachsinnend auf Klitzing herab. Schließlich kehrte er sich weg. — Ein hoffnungsloser Fall.

Er schickte den Trompeter, der mit ihm gekommen war, nach einem Krankenwagen. Ganz in der Nähe hatte er einen auf der Straße halten sehen.

Unruhig auf und ab gehend, suchte er die Zeit des Wartens abzukürzen. Jedesmal, wenn er an dem Schreiber vorüberschritt, schaute er nach den schwer atmenden Lippen. Es war ein wahres Wunder, daß der Mensch noch lebte. Drei Rippen waren gebrochen und hatten die Lunge so schwer verletzt, daß ein starker Bluterguß stattgefunden hatte.

Endlich kamen vier Trainsoldaten mit zwei Tragbahren die Höhe herunter.

Klitzing wurde zuerst gebettet.

„Wohin soll er kommen?" fragte der vordere Träger.

Rademacher überlegte und antwortete dann: „Oben, gleich am Bergrande, ist ein Gehöft, ein Vorwerk oder sowas. Dahin! Auf meine Verantwortung."

Die Träger setzten sich in Bewegung. Vogt schloß sich ihnen an. Der Arzt hatte auf seinen fragenden Blick zustimmend genickt.

Auch Sickel sollte eben weggetragen werden, da kamen zwei Roßärzte an, um nach den verletzten Pferden zu sehen. Der Fahrer bat: „Herr Assistenzarzt verzeihen, ich möchte nur noch zu gern wissen, was mit meinem Gaul ist."

Rademacher hieß die Trainsoldaten warten.

Ebenso schnell wie bei dem Reiter war die Diagnose bei dem Pferde gestellt. Der Roßarzt richtete

sich auf und sagte zu seinem Kollegen: „Die linke Hinterfessel ist gebrochen."

„Und was wird da, Herr Roßarzt?" fragte der Fahrer.

Der Angeredete zuckte die Achseln. „Futsch!" sagte er.

Sickel sah nach dem „Türken" hinüber. „Armer, alter Kerl!" brummte er vor sich hin.

Und er ließ sich an den Kopf des Braunen hintragen, faßte ihn zärtlich bei dem Stirnschopf und tätschelte ihm die Backe. Und der „Türke" rappelte sich mühsam in die Höhe und rieb seine Nase an dem Bein seines Reiters.

Da warf sich der Gefreite heftig auf die andere Seite und trieb die Träger zur Eile: „Nun macht, daß ihr mich wegbringt!"

Der „Türke" sah mit seinen großen Augen der Bahre nach, und als sie hinter dem Höhenrande verschwunden war, schnaubte er ängstlich.

Kurze Zeit darauf war es in der Steinbruchsmulde wieder so einsam und ruhig wie in der Zeit vor diesem Morgen, als die Amseln in dem wildwuchernden Buchengesträuch genistet hatten. Aber Gräser und Stauden waren ringsum zerstampft. Der Fleck sah wie der Schauplatz eines Kampfes aus, und inmitten des Kampfplatzes lag der Kadaver des „Türken."

Am Spätnachmittag kamen Mannschaften mit Hebezeug und fuhren den schweren toten Gaul auf einem Karren zum nächsten Abdecker. — —

Als Vogt und die Krankenträger den Abhang erklommen hatten und das Gebäude zu Gesicht bekamen, das der Assistenzarzt gemeint haben mußte, hielten sie zweifelnd inne. Dr. Rademacher hatte von

einem Vorwerk oder einem Gehöft gesprochen, — das war aber ein richtiges kleines Schloß, das sie erblickten. Indessen — weit und breit war kein anderes Dach zu sehen, es mußte wohl das rechte sein.

Das Manöver hatte sich seitwärts gezogen, und die weite Hochfläche lag menschenleer da.

In dieser Einsamkeit machte der Bau einen fast unheimlichen Eindruck.

Das Schlößchen mochte vor langen Jahren einem der Edelleute, die in dieser wildreichen Waldgegend ausgedehnte Flächen besaßen, als Jagdhaus gedient haben. Von einem turmartigen, mit einer runden Kuppel gekrönten Mittelbau liefen zwei kurze Seitenflügel aus. Die Gebäude waren von einer parkartigen Anlage umgeben, deren zopfig steife Linien noch deutlich sich erkennen ließen. Aber die Hecken waren ungekürzt in die Höhe geschossen und bildeten undurchdringliche grüne Mauern, und die zierlichen, gestutzten Bäumchen von ehemals waren zu ernsten, stattlichen Baumgruppen emporgewachsen, beide zusammen mit dem Wiesengrund des Bodens einen Naturpark bildend, dessen freie, einfache Schönheit in einem scharfen Gegensatz zu der überladenen, verschnörkelten Bauart des Schlößchens stand. Rings um die ganze Besitzung lief ein kunstvoll geschmiedetes, reichverschlungenes Eisengitter, von Sandsteinsäulen gestützt, die mit verwitterten Eberköpfen geschmückt waren.

Die Krankenträger blickten durch die mit einer Grafenkrone gezierte Tür nach dem Eingang des Gebäudes. Blanke Steinplatten führten zu einer kleinen Freitreppe. Nirgends war eine Spur von Lebendigem zu entdecken. Und doch mußten Bewohner vorhanden sein. Längs der Steinplatten welkten Grashalme, die aus den Fugen des Ganges

gejätet waren, in der Wärme des Mittags, die Messinggriffe des Türschlosses blinkten hell wie frisch geputzt und in den blitzenden Fensterscheiben spiegelte sich die Sonne.

Es schien beinahe so, als ob das Schloß seinen Herrn erwartete.

Endlich entdeckte Vogt in der Türsäule einen Klingelzug ebenso blink und blank geputzt wie die Türbeschläge. Er zog daran, und es gab einen hellen, lauten Glockenton.

Eine geraume Zeit verfloß, ohne daß sich hinter dem Gitter etwas regte.

Schon griff Vogt zum zweiten Male nach dem Zuge, da öffnete sich die Tür über der Freitreppe, und eine alte, weißhaarige Frau trat auf die Schwelle. Sie war nicht anders gekleidet als eine alte Bäuerin der Gegend. Langsam kam sie auf dem Plattengang zum Tor heran, ein Schlüsselbund in der Hand.

Der Trainsoldat sprach sie an: „Sagen Sie, Frau, können Sie uns ein Lager geben für den Mann da und noch einen anderen? Die beiden sind hier verunglückt und können vorderhand nicht weiter transportiert werden."

Die Alte schaute den Ohnmächtigen, der wie ein Toter auf der Trage lag, eine Weile stumm an, dann sagte sie mit einer ruhigen Stimme: „O ja, hier ist Platz genug."

Sie schloß das Tor auf und ließ die Träger und Vogt ein.

„Wo ist der andere?" fragte sie dabei.

Der Trainsoldat antwortete: „Er kommt gleich nach."

Die Frau nickte stumm und drehte den Schlüssel

wieder im Schlosse um. Dann wandte sie sich nach einem Seitenflügel.

Der Träger ging dicht neben ihr und flüsterte ihr zu: „Der hier wird Ihnen nicht lange zur Last fallen, Frau. Es ist bald mit ihm zu Ende.“

Wiederum betrachtete die Alte sinnend das todblasse Gesicht auf dem grauen Leinenkissen der Bahre. Sie zögerte und blieb schließlich stehen.

Mit einem Male drehte sie sich um und ging auf die Freitreppe im Kuppelbau zu.

„Wir können ihn auch hierhin betten,“ murmelte sie.

Die drei Soldaten traten in eine hohe Halle. Durch ein gemaltes Fenster fiel ein gedämpftes, feierliches Licht von außen herein, wie in einer Kirche, und der Boden war mit polierten Steinen ausgelegt. Mißtönend kreischten die nägelbeschlagenen Stiefel darauf.

Vogt und die beiden anderen machten große Augen, aber schon hatte die Frau zwei hohe Flügeltüren zurückgeschlagen und wies in ein Zimmer. Sie selbst trat nicht mit ein.

„Ich hole nur Leinzeug,“ sagte sie.

Die Träger setzten aufatmend die Bahre nieder und schauten sich erstaunt rings um.

Der Raum war ein Eckzimmer. Durch zwei deckenhohe Fenster flutete das helle Tageslicht herein. Die Fenster reichten fast bis auf den Fußboden und waren durch weißgestrichene Zwischenrahmen in eine Unmenge kleiner Felder geteilt. Der Boden war in verschiedenfarbigen Hölzern sauber gemustert, und gebeiztes Eichenholz bekleidete die Wände bis weit über Mannshöhe hinauf. An der Seitenwand stand ein breites, niedriges Lager. Eine verblichene seidene

Steppdecke bedeckte die Bettkissen, und oben an der Wand war ein hölzerner Betthimmel angebracht, von dem aus früher wohl Vorhänge über das Lager herabgefallen waren. Die hölzernen Falten des Schnitzwerks liefen unter einer Königskrone zusammen.

Die Alte kam mit zwei feinen, schneeweißen Leintüchern zurück.

„Da hinein soll er?" fragte der Trainsoldat, auf das Prunkbett weisend.

Sie bejahte durch ein Neigen des Kopfes und bereitete emsig das Lager. Im Augenblick war sie mit ihrer Arbeit fertig: eins der riesigen Laken als Bettuch und eins unter die Seidendecke.

Draußen schellte wieder die laute, helle Glocke.

„Der andere," meinte der Trainsoldat.

Und die Frau verließ mit ihren leisen, huschenden Schritten das Zimmer.

Die beiden Träger machten sich nun daran, Klitzing zu entkleiden. Unter ihren geübten Händen ging es rasch und leicht von statten, und bald darauf lag der Schreiber auf dem Lager unter der Königskrone, in die seidene Decke eingehüllt.

Darauf fragte der eine: „Was machen wir jetzt?"

Der andere antwortete: „Ja, wir müssen doch jedenfalls zum Wagen zurück. Wollen den Doktor fragen, der draußen mitgekommen sein wird."

Der erste stimmte bei.

„Du," wandte er sich an Vogt, „du bleibst doch derweile hier? Oder bist du auch zu marode?"

Vogt schüttelte den Kopf, und die Trainsoldaten nahmen ihre Bahre auf und verschwanden, behutsam auftretend, in der Tür.

Die Freunde blieben allein zurück.

Vogt war mitten im Zimmer stehen geblieben.

Der Kopf war ihm schon ganz frei gewesen, aber mit einem Male wurde es ihm von neuem dunkel vor den Augen, und er mußte sich in einen der gewaltigen Armstühle setzen, die an den Wänden entlang standen.

War das nun Wirklichkeit, was er heute erlebt hatte, oder nur ein böser Traum? Das Unglück dort im Steinbruch, und dann das hochherzige Opfer des Freundes und zuletzt die königliche Pracht dieses einsamen Schlosses?

Er rieb sich die Augen, um aus dem Schlafe zu erwachen und den schlimmen Traum zu verscheuchen. Aber es wurde nicht anders: er sah schon recht. Er fühlte den Verband an der Stirn, wo ihn der Huf gestreift hatte, und dort unter dem weißen Laken lag Klitzing, immer noch bewußtlos, einem Toten ähnlicher als einem Lebenden.

Auf leisen Sohlen schlich er zu dem Lager hin. Er kniete davor nieder und drückte sein heißes Gesicht in die kühle Seide der Decke. Dann richtete er sich wieder auf und starrte unverwandt auf des Freundes Antlitz. Wollte denn der Treue gar nicht mehr aufwachen, wenigstens auf einen Augenblick, damit er ihm danken könnte?

Aber Klitzings Lider blieben geschlossen, und sein Körper rührte sich nicht. Nur der Atem ging kurz und röchelnd.

Da zerschnitt die grelle Glocke zum dritten Male die Stille, und gleich darauf trat Oberstabsarzt Andreae in das Zimmer, gefolgt von Dr. Rademacher und einem Oberlazarettgehilfen.

Er überflog die seltsame Umgebung mit einem flüchtigen verwunderten Blicke und trat sogleich an das Bett.

Vogt war bei seinem Eintritt aufgestanden und nahm mühsam die vorschriftsmäßige Stellung ein.

Andreae winkte ihm ab und fragte, auf Klitzing deutend: „Er ist immer noch nicht aufgewacht?"

„Nein, Herr Oberstabsarzt."

Nun neigte sich Andreae über das Lager und horchte lange auf der Brust des Kranken. Schließlich fühlte er noch den Puls. Die Hand fiel wie leblos auf die Decke zurück.

„Sie werden leider recht haben, Kollege," sagte er zu dem Assistenzarzt, und als ihn der Sanitätsfeldwebel fragend anblickte, fügte er, die Schultern hochziehend, hinzu: „Nichts zu machen."

Darauf trat er zu Vogt. Er legte dem armen Burschen gütig die Hand auf die Schulter und sprach: „Herr Assistenzarzt Rademacher hat mir erzählt, daß der arme Kerl da sich für Sie geopfert hat. Sehen Sie, es tut mir herzlich leid, daß ich's Ihnen sagen muß, aber ich mag es Ihnen nicht verhehlen: Ihr Freund hat wirklich sein Leben für Sie hingegeben. Er hat nur noch ganz kurze Zeit zu leben."

Vogt blieb krampfhaft in seiner militärischen Haltung. Sonst meinte er zusammenbrechen zu müssen. Stockend fragte er: „Wird er denn nicht noch einmal aufwachen, Herr Oberstabsarzt?"

„Das kann man nicht wissen," antwortete der Oberstabsarzt, „ich glaube aber nicht."

„Aber ich darf doch bei ihm bleiben?"

„Ja, das sollen Sie. Sie sind diese Nacht hier verquartiert. Sie sind ja selber wenigstens revierkrank, — und morgen, — das erlebt Ihr Freund leider doch nicht, wahrscheinlich nicht einmal den Abend. Also fassen Sie sich nur! Sie dürfen ja bleiben. Und seien Sie stolz darauf, einen so braven Kerl zum Freunde ge-

habt zu haben! Solche Menschen sind selten, und Treue bis in den Tod, — das gibt's eigentlich gar nicht mehr. Weiß Gott, es ist jammerschade, daß wir dem Mann nicht helfen können."

Andreae war selbst von den außergewöhnlichen Begleitumständen dieses Falles ergriffen, aber er hatte noch andere Pflichten und durfte seinen Gefühlen nicht nachhängen.

Er reckte sich in die Höhe und sprach in bestimmtem Tone weiter: „Sie, Vogt, müssen wir auch noch nachher verbinden, jetzt heißt's aber erst dem Fahrer das Bein einrichten. Kommen Sie, Kollege! Sie auch, Feldwebel! Der Kanonier bleibt einstweilen bei seinem Kameraden."

In der Tür kehrte er sich noch einmal um und nahm mit einer aufmunternden Gebärde die Schultern scharf zurück und den Kopf hoch. „Fassung!" sollte das heißen, „vernünftig sein!"

Der Kanonier war dem Arzt mit den Blicken gefolgt. Als sich die Tür geschlossen hatte, hefteten sich seine Augen auf das blasse Gesicht des lieben Freundes. Es war also wahr? Klitzing sollte sein Leben für ihn hingeben? Und niemand mehr konnte helfen?

Es stieg ihm heiß in der Kehle empor, und schließlich machte sich sein Schmerz in einem Tränenstrom Luft.

Nach diesem heftigen Ausbruch wurde er ruhiger. Er begann zu überlegen. Mußte er denn schon jetzt verzweifeln, während dort der Freund noch lebend lag und immer noch mit seinen schwachen Kräften dem Tode widerstand? Waren nicht schon viele, die die Ärzte aufgegeben hatten, neu zum Leben erwacht? Konnte nicht ein Wunder geschehen, das ihm seinen lieben Freund wieder schenkte?

Und er dachte nach, wie dem Schreiber zu helfen wäre. Vielleicht fehlte es dem Kranken an frischem, gesundem Blut. Er hatte davon gehört, daß des einen Blut in die Adern des anderen übergeleitet werden könnte. — Nun, Klitzing sollte sein bestes Herzblut haben, soviel nur nötig war. Er wollte es hernach dem Oberstabsarzt sagen. Manchmal kam ja ein ganz einfacher, törichter Mensch auf einen Gedanken, der den gelehrtesten Ärzten nur gerade nicht eingefallen war.

Schließlich betrachtete er wieder den Freund.

Wie blaß er da lag! Und wie schmal sein Gesicht auf dem weißen Tuche sich ausnahm! Klitzing hatte doch eigentlich ein feines, vornehmes Gesicht, und man hätte ganz gern glauben können, ein wirklich feiner Herr läge in dem schönen Bett, wenn nicht die bestaubten, häßlichen Uniformstücke daneben über der Stuhllehne gehangen hätten.

Vogt dachte zurück, wie er ihn manchmal mit dieser kränklichen Blässe geneckt hatte; er prüfte sich, ob er ihn nicht auch anderswie gekränkt hätte, und machte sich Vorwürfe über jedes rauhe Wort, mit dem er zuweilen Klitzing aufgerüttelt hatte, wenn es auch noch so gut gemeint gewesen war. Wie anders, wieviel freundlicher und liebevoller hätte er oft sein können! Und wie anders wollte er sein, wenn der Freund aller Hoffnungslosigkeit der Ärzte zum Trotz wieder genas! Vielleicht durch sein eigenes, kräftiges Blut geheilt, so daß dann jeder dem anderen das Leben gerettet hatte! —

Aber als er darnach während des Verbindens seiner Kopfwunde dem Oberstabsarzt seinen Vorschlag unterbreitete, schüttelte Andreae nur ablehnend den Kopf.

„Nein, guter Freund,“ sagte er, „da hilft aller

gute Wille nichts mehr. Nach menschlichem Ermessen ist Ihr braver Kamerad rettungslos verloren."

Die Ärzte verließen schließlich das Schlößchen, nachdem sie für die Zeit ihrer Abwesenheit dem Sanitätsfeldwebel die notwendigen Maßregeln anbefohlen hatten. Rademacher als Arzt vom Dienst wollte vor Nacht noch einmal Nachschau halten.

Vogt löffelte auf den Befehl des Feldwebels einen Teller Milchsuppe aus, er selbst hätte kaum an Speise und Trank gedacht. Dann aber machte sich der Blutverlust und die Erschöpfung der Nerven geltend. Er drückte sich in die Ecke eines steifarmigen Sofas, das Kopf an Kopf zu Klitzings Bett stand, und fiel in einen schweren Schlaf.

Der Klang von Stimmen weckte ihn. Er schlug die Augen auf und gebrauchte geraume Zeit, um sich in die Wirklichkeit zurückzufinden.

Wieder sprachen die Stimmen. Draußen im Garten mußten sich zwei unterhalten, ein Mann und eine Frau.

Vogt trat an das Fenster und blickte durch die Scheiben. Dicht an der Mauer war ein Stück Park zu Gemüsebeeten umgepflügt. Ein bärtiger Mann grub den Boden mit einem Spaten um, die alte Frau ging ihm zur Hand und zerkleinerte die zu großen Erdschollen mit einer Hacke.

„Aber Mutter, ich begreife nur das nicht," sagte der Mann, „warum Sie ihm das Fürstenzimmer gegeben haben."

Die Alte hörte einen Augenblick zu arbeiten auf und stützte sich auf den Stiel ihres Werkzeuges. Dann erwiderte sie mit ihrer ruhigen, einförmigen Stimme: „Sie sagten mir, daß r bald sterben würde, und die Toten sind die größten Könige der Erde."

Der Bärtige blickte erstaunt auf. „Warum, Mutter?“ fragte er.

Und die weißhaarige Frau antwortete in dem alten, gleichgültigen Tone: „Sie sind frei. Sie haben keine Wünsche und keine Sorgen mehr. Niemand mehr kann ihnen etwas zuliebe oder zuleide tun.“

Der Sohn entrüstete sich.

„Mutter!“ versetzte er, „wenn Sie solche Reden führen, kann man es den Bauern nicht verdenken, daß sie Sie für nicht richtig im Kopfe halten.“

Die Alte lächelte verächtlich und bückte sich wieder zu ihrer Arbeit.

Nach einer Weile fügte sie noch hinzu: „Übrigens kann die Gutsverwaltung in Wien auch gar nichts dawider haben. Wenn bei uns Platz für Einquartierung verlangt wird, müssen wir ihn geben, so gut wir ihn haben.“

Der Sohn erwiderte nichts, und beide fuhren emsig in ihren Verrichtungen fort.

Vogt sah ihnen eine Zeitlang gedankenlos bei ihrem Graben und Hacken zu. Als er sich in das Zimmer zurückwandte, fiel ihm die dumpfe Luft des lange nicht gelüfteten Raumes beklemmend auf die Brust. Der Jodoformgeruch seines Verbandes dünkte ihn unerträglich. Er riß an den beiden untersten Fensterriegeln. Die Rahmen klemmten, und er mußte alle Kraft anwenden, um das verquollene Holz auseinander zu bringen. Endlich gaben die Flügel nach, aber es öffneten sich nicht nur ein paar Scheiben, sondern das ganze, deckenhohe Fenster teilte sich und ließ einen leisen Wind ein, der im Augenblick allen Dunst aus dem Zimmer fegte.

Durch diese Öffnung erst, die wie ein Tor ins

Freie führte, sah Vogt das Köstlichste an diesem Zimmer: — den Ausblick.

Das Schlößchen war auf einer kleinen Erhebung der Hochebene erbaut. Diese Hochfläche senkte sich allmählich in das Tiefland hinab, aber die Täler waren scharf und schroff in das Gebirge eingeschnitten. Der Erbauer hatte sich ein kühn aus der Talwand hervorspringendes Plateau ausgesucht, um darauf sein Jagdhaus zu errichten. Nun schaute man das fast geradlinig verlaufende Tal von dieser Warte aus eine weite Strecke entlang. Die Berge, die zu beiden Seiten den munteren Lauf eines Baches begleiteten, wurden allmählich niedriger, die Talsohle gewann immer mehr an Breite und Anmut, und schließlich zeigte sich ganz am Ende des Tales ein Ausschnitt der Ebene, in deren Fernedunst der Wasserlauf sich unmerklich verlor.

Gerade dieser entfernteste Fleck Erde war von den Strahlen der untergehenden Sonne am hellsten beschienen. Zwischen den ernsten, dunklen Waldungen der Talhänge nahm er sich wie ein schöner Garten Eden aus, wie die lichte Verheißung des gelobten Landes; Fruchtbarkeit und Segen, Frieden und Glück schienen dort zu wohnen.

Nun trat die Sonne, schon ein wenig rötlich strahlend und nahe am Horizont, hinter dem diesseitigen Talvorsprung hervor. Eine Flut von Licht strömte durch die weite Öffnung in das Zimmer und umfloß wärmend und belebend den Todwunden auf dem Prunkbette.

Vogt glaubte einen Seufzer gehört zu haben und eilte zu dem Lager hin.

Aber Klitzing ruhte noch genau so starr wie vorher auf dem weißen Laken, und der Atem ging noch immer keuchend ein und aus.

Und doch empfand Vogt einen frohen Schreck.

Hatte sich nicht das Gesicht des Kameraden verändert? War es nicht lebensvoller geworden? Ein Ausdruck des Schmerzes schien sich jetzt in den Zügen auszuprägen, und die bleiche Farbe schien einer ganz leisen Röte gewichen zu sein. Zuweilen flog sogar ein flüchtiges Zucken über das Antlitz, die Lippen öffneten sich ein wenig, und die geschlossenen Augenlider zitterten.

Aber dann lag der Schreiber sogleich wieder starr und steif da.

Trotzdem richtete sich Vogt, wie von einer Last befreit, von dem Bett in die Höhe. Mit einem Male — er vermochte nicht zu sagen wieso — war eine starke Zuversicht über ihn gekommen, daß der Freund genesen mußte, daß er alle Krankheit und alles Leiden siegreich überwinden würde. Mit frischen Schritten ging er im Zimmer umher. Er betastete die Verzierungen des Holzbelags an den Wänden und beschaute mit hellen Augen die Pracht der Möbel und die mit nackten Engelchen bemalte Decke.

Jetzt, da er Gewißheit hatte, daß der Kamerad davon kam, daß der liebe Kerl da in dem breiten Bett unter dem hölzernen Himmel und von einer Königskrone überdacht der Gesundheit entgegenschlummerte, konnte er sich diese seltene Umgebung immerhin einmal recht genau betrachten.

Bei seinem Rundgange bemerkte er ein vergilbtes Blatt, das mit einer Zwecke an den Türpfosten festgeheftet war. Er blieb davor stehen und las die darauf geschriebenen Zeilen. Sie waren in altertümlich gekrausten Zügen geschrieben und gaben offenbar eine Notiz für den Kastellan ab, wenn er Fremden das Schloß zeigte.

Auf dem Zettel stand:

„In diesem Prinzensaal haben genächtigt
A. D. 1750 des Königs von Pohlen Majestät, der durchlauchtigste Herr Fridericus Augustus, Churfürst von Sachsen, zur Saujagd anwesend mit unserem gnädigsten Herrn,
A. D. 1752 der durchlauchtigste Herr Fridericus, Herzog zu Gotha, zur Jagd auf Dammhirschen mit unserem gnädigsten Grafen;

es haben gerastet dahier
A. D. 1757 Friderici secundi, des Königs von Preussen Majestät, als sie das Gebürg nach Böhmen passieret,
A. D. 1813 Seine Exzellenz, der Kaiserlich Französische General Vandamme."

Vogt lachte vor sich hin. Zum Teufel! Da war Klitzing in eine vornehme Gesellschaft geraten. Zwei Könige, ein Herzog und ein General! Und er freute sich auf das erstaunte Gesicht des Freundes, wenn er ihm erzählen würde, wer da alles vor ihm in dem großen Prunkbett gelegen hatte.

Er ging zu dem Lager zurück, um sich gleich noch einmal das Schauspiel zu besehen, wie ein gemeiner Kanonier, ein armer Schreiber, in einer Königsbettstatt schlief.

Aber da war unterdessen etwas geschehen, etwas, das ihn im Schreiten plötzlich stille stehen ließ und ihn sprachlos machte, — Klitzing war erwacht.

Der Kranke hatte den Kopf zur Seite geneigt. Seine Augen standen weit offen und sahen durch das hohe Fenster hinaus. Nun streiften sie mit einem Blicke den Freund; sie schienen ihn zu erkennen und leuchteten in einer innigen Freude auf. Dann kehrten sie zu dem Bilde zurück, das sich ihnen im Rahmen des Fensters bot. Ungeblendet blickten sie in die abendliche

Glut der Sonne, die schon zur Hälfte unter den Horizont untergetaucht war.

Das Antlitz des Sterbenden war in einem ruhigen Glücke verklärt. Er stand auf der Schwelle des Paradieses und meinte es in jener schönen Landschaft der fernen Ebene zu schauen, die das scheidende Tagesgestirn nur mehr mit einem zartgetönten Schimmer übergoß.

Und die Erde rüstete sich, dem Scheidenden einen Abschiedsgruß zu weihen.

Der Sommer, der schon vor dem rauhen Herbste in ein wärmeres Land geflohen war, machte sich auf und kehrte auf den Flügeln eines lauen Windes über die Berge zurück. Sein Odem wärmte die erkaltenden Glieder des zur Ruhe Gehenden.

In seinem Hauche gedachten die Vögel der schöneren Zeiten des Jahres und sangen den Ohren des Müden ein sanftes Schlummerlied.

Die Wipfel der Bäume neigten sich und fächelten der todwunden Lunge ihren köstlichsten Duft.

Und die Sonne küßte die Augen des Sterbenden, und er lebte durch ihr Licht. Unverwandt schaute er in die strahlende Scheibe, bis sie sank und verschwand.

Als er sie nicht mehr sah, irrte ein Ausdruck der Angst über seine Züge. Es war, als ob er sich in der Finsternis fürchtete, als ob er etwas Entschwundenes suchte.

Da schloß er die Augen und fand das Paradies.



XI.

„Reserve hat Ruhe,
Reserve hat Ruh'.
Und wenn Reserve Ruhe hat
So hat Reserve Ruh'."
(Reservistenlied.)

Das Generalkommando gab „in Anbetracht der besonderen Umstände und in vorzugsweiser Erwägung der aus einer Befolgung des vorgeschriebenen Weges resultierenden Umständlichkeiten" dem Antrag des Osterländischen Feldartillerie-Regiments Nr. 80 statt und willigte ein, daß „der am 16. September tödlich verunglückte Kanonier Heinrich Karl Klitzing der 6. Batterie im nächsten zuständigen Friedhofe beerdigt werde." Die Ordre schloß: „Die Kosten des Begräbnisses des pp. Klitzing sind einstweilen vom Regiment zu liquidieren, demnächst aber bis 1. Oktober a. c. anher zu melden."

Demzufolge wurde die Feier auf Donnerstag, den 19. September, vier Uhr nachmittags, festgesetzt.

Aber das Manöver hatte sich während der drei dazwischen liegenden Tage nach der Ebene gezogen, so daß zwischen dem Jagdschlößchen und dem Quartierort, den das Regiment am Beerdigungstage belegen sollte, nahezu drei Meilen lagen. Diese Entfernung zurückzulegen brauchte es einen Fußmarsch von vier Stunden.

Es war daher unmöglich, eine größere Zahl Mannschaften an dem Begräbnis teilnehmen zu lassen. Die Leute würden von den Übungen des Vormittags erschöpft sein und sollten am nächsten Morgen wieder frisch ihren Dienst tun. So verlas denn der Wachtmeister am Mittwoch Abend einen Befehl, „diejenigen, die der Feierlichkeit beiwohnen wollten und sich den beschwerlichen Hin- und Rückmarsch zutrauten, sollten vortreten.“

Die Mannschaften zogen bedenkliche Gesichter. Fast alle hätten gern dem Kameraden, der einen so rühmlichen Tod gestorben war, die letzte Ehre erwiesen, aber acht Stunden auf den Beinen — noch dazu nach den Anstrengungen des Manövers — das war zu viel.

Nur drei meldeten sich: Graf Plettau, Wolf und Truchseß.

Oberleutnant Güntz zeigte eine erstaunte Miene. Von den ersten zwei hätte er es niemals erwartet, und für den schwerfälligen Brauer bedeutete der Entschluß sicherlich auch eine große Überwindung. Aber brav war es jedenfalls von ihnen gemeint, und so mochten sie denn ihren Willen haben.

Für Vogt, der mit einem Heftpflaster über seiner Stirnwunde schon wieder Dienst tat, wollte er selbst sorgen: der Kanonier sollte auf dem Bock des Krümpers neben dem Kutscher hinfahren. Denn er als Batterieführer und Reimers als Leutnant der Batterie waren nebst dem Wachtmeister gewissermaßen verpflichtet, an dem Begräbnis teilzunehmen. Außerdem sollte Sergeant Wiegandt als Vertreter der Unteroffiziere mitfahren, und schließlich hatten sich aus dem Stabsquartier Oberst von Falkenhein und Major Schrader mit ihren Adjutanten angesagt.

Das Jagdschloß hatte am Ende des einen Seitenflügels einen kleinen, zu einer Kapelle eingerichteten Raum, und an den Park schloß sich ein von einer Hecke umfriedigter Platz, der als Gottesacker diente.

Die Grabsteine trugen bis auf den jüngsten, frischesten alle den Namen Scheithauer. Die Angehörigen der Kastellansfamilie waren es, die darunter ruhten. Das Amt schien sich schon in sechs Generationen vererbt zu haben. Zuletzt war nur eine Tochter übrig geblieben. Diese letzte Scheithauer, die alte, wunderliche Frau, hatte einen Gottfried Stelzner geheiratet, der vor einem Jahrzehnt gestorben war. Und gleichsam zur Rechtfertigung, daß ein Stelzner sich in die alt eingesessene Familie der Scheithauer eindrängte, war auf seinem Stein eingegraben: „Hier ruhet in Gott Gottfried Stelzner, Schloßverwalter und Ehegatte der Martha Katharina Stelzner, geborenen Scheithauer."

Dann war noch ein namenloses Grab da, das eines Handwerksburschen, den man im Winter erfroren im Walde gefunden hatte. Es war nicht zu erkunden gewesen, wer er war und von wo er kam, aber die Alte hatte ihm genau den gleichen Stein auf den Hügel setzen lassen wie den Scheithauers und ihrem Mann. Statt eines Namens war ein einfaches Kreuz darein gemeißelt.

Der Pfarrer des Dorfes unten im Talgrunde war gehalten, die gottesdienstlichen Verrichtungen in dem Jagdschlosse zu versehen. Das reiche Wildpretdeputat, das ihm als Entgelt zustand, war längst in eine stattliche Rente umgewandelt worden und vermehrte das Einkommen des Stelleninhabers beträchtlich. Aber die Pfarrherren waren verwöhnt, weil ihr geistlicher Beistand so selten in Anspruch genommen

wurde, und betrachteten selbst den seltenen Fall als eine unwillkommene Plage.

Daher gedachte der Pfarrer, ein kleiner, dicker, kurzatmiger Herr, auch dieses Mal durchaus nicht den Rahmen des üblichen Begräbnissermons zu überschreiten. Er wunderte sich nicht wenig darüber, daß sogar ein Oberst und ein Major einen gemeinen Kanonier zur letzten Ruhe begleiteten — der Oberst hatte noch dazu seine Ordensbänder angelegt —, und er beschloß, im Grunde nur um der Offiziere willen, über den „hochherzigen Opfertod des teueren Verstorbenen" sich etwas länger auszulassen.

Draußen ging ein feiner Regen nieder. Deshalb fand die kurze Feier in der Schloßkapelle statt.

Es fehlte dem armen Schreiber im Tode an nichts.

Der Major hatte die Summe, die für das Begräbnis ausgeworfen werden konnte, aus eigenen Mitteln verdoppelt. Ein schöner eichener Sarg stand infolgedessen in der Mitte des kleinen Raumes. Er war von den Kränzen bedeckt, die die Batteriekameraden, Schrader namens der Abteilung, und Falkenhein für das Regiment, dem Toten widmeten. Es waren volle Lorbeerkränze, mit schlichten Schleifen geschmückt. Die weißhaarige Kastellanswitwe aber hatte alles gepflückt, was der Herbst im Parke an Blumen noch verschont hatte, und die vielfarbigen Astern und Georginen mit Immergrün zu Girlanden gewunden, die den Sarg ein wenig phantastisch bekränzten. In einer Ecke des Dachbodens war ihr eine vielleicht vor einem Jahrhundert vergessene Kiste voll altertümlich gegossener Lichter unter die kramenden Hände geraten, und sie hatte zwei vielarmige Leuchter damit besteckt.

Nun brannten die Kerzen mit ihren feierlichen

Flammen auf dem Altare, ihr Wachs verbreitete einen leisen Weihrauchduft, und der Lorbeer erfüllte die Kapelle mit seinem herben Geruch. Der Pastor stand zu Häupten des Sarges und sprach seine Predigt, hinter ihm hatte sich der Küster mit gefalteten Händen aufgestellt. Zu beiden Seiten saßen die Offiziere und Mannschaften. Sie hielten die Helme auf den Knieen und sahen mit ernsten Gesichtern darauf nieder. Die Alte kauerte in einem Betstuhl und verbarg ihr Gesicht in den Händen. Damit war die Kapelle gefüllt. Der Sohn der Alten stand, den mächtigen Oberkörper in einen altväterlichen schwarzen Rock gepreßt, bereits in der Tür.

Als der Geistliche sein „Amen" gesprochen hatte, nahmen die vier Kanoniere den Sarg auf die Schultern und trugen ihn nach dem kleinen Friedhof. Der Küster schritt voran, dann folgten der Reihe nach hinter dem Sarge der Pfarrer mit den beiden Stabsoffizieren, Güntz und Reimers, die zwei Adjutanten, Heppner und Wiegandt, und zuletzt die Frau mit ihrem Sohne.

Klitzing hatte auf Erden nicht Eltern und nicht Verwandte gehabt, und er hatte nur einen, — Vogt, — Freund genannt, und doch empfanden in diesem Augenblick, bei diesem seltsamen Leichenbegängnis, alle eine aufrichtige Trauer. Wachtmeister Heppner, dem gewiß kein weiches Herz in der Brust schlug, mußte sich zusammennehmen, um nicht dem Beispiel Wiegandts zu folgen, dem die hellen Tränen in den Schnauzbart liefen.

Am Grabe sprach der Pastor den Segen und das Gebet. Dann hoben die vier Soldaten den Sarg an den schwarzen Bändern in die Höhe, der Küster nahm die haltenden Bretter weg, und der Verschiedene schwebte langsam zu seiner Ruhestätte hinab.

Keiner der Kanoniere hatte es sich träumen lassen, dieses Amt je zu verrichten. Aber es vollzog sich alles mit einer schönen, gemessenen Würde.

Der Oberst trat noch einmal vor und weihte dem Toten ein paar einfache Worte. Er redete von der echten kameradschaftlichen Treue, die er bis in den Tod bewährt habe, und pries den Fürsten und das Vaterland glücklich, die so brave Soldaten in ihrem Heere zählten.

Drei Hand voll Erde warf noch jeder auf den Sarg, dann war die Feier zu Ende.

Mit rascheren Schritten strebte das kleine Trauergeleite aus dem Friedhofe hinaus. Vogt blieb allein am Grabe zurück.

Der Pfarrer verabschiedete sich eilig von den Offizieren, nahm einen Wettermantel um und verschwand sogleich, von dem Küster gefolgt, auf einem abwärts führenden Waldwege. —

Vor dem Portal des Schlößchens waren die beiden Krümperwagen bereits vorgefahren. Es gab noch einen kleinen Aufenthalt: Truchseß hatte sich auf dem Herwege die linke Ferse wund gelaufen; er stand mit verlegenem Gesicht beiseite. Schließlich bat Güntz den Oberst, er möchte dem Unglücksmenschen erlauben, auf dem Bock des Stabskrümpers den freien Platz einzunehmen. Falkenhein hatte nichts dawider, und die Mienen des Brauers erhellten sich bedeutend.

Die Alte schloß den Schlag, als die Offiziere eingestiegen waren.

Der Regen hatte etwas nachgelassen, aber dafür setzte ein eisiger Wind ein. Der Oberst schlug seinen Kragen hoch und sprach sie an: „Nun, Frau, bei Ihnen hier oben wird's wohl nun bald Winter?"

Mit ihrer ruhigen Stimme antwortete die Frau: „Ja, Herr, das muß es wohl."

„Ist es da nicht sehr einsam hier?" fragte Falkenhein weiter.

Lächelnd schüttelte die Alte den Kopf. Der Wind hatte ihr das schwarze Tuch vom Kopfe gerissen und zerzauste ihre weißen Haare.

„Na, dann adieu!" .

Der Wagen fuhr an.

Aber Vogt fehlte noch. Er mußte erst vom Grabe weggeholt werden. Auf dem Bocke sitzend, schaute er zurück und suchte den Fleck Erde zu erspähen, wo sein lieber Freund begraben lag. Die Hecke verbarg die Stelle, und er sah nur, wie der Sohn der Alten aus der Tür trat. Den schwarzen, altväterischen Rock hatte er ausgezogen, er trug eine Hacke und eine Schaufel auf der Schulter. —

Graf Plettau und Wolf blieben allein zurück.

Die beiden Krümperwagen verschwanden allmählich in der Ferne, und die Landstraße dehnte sich wieder leer und kahl unter dem trüben Himmel. Nirgends war ein Lastgeschirr oder ein Bauernwagen zu sehen, auf dem man ein Stück hätte fahren können.

Plettau kraute sich den Kopf.

„Ja," sagte er, „uns sind keine Equipagen hingestellt. Wir sind schlimm daran. Aber es hilft nichts — wir müssen."

Er zog seine Uhr hervor, ein Erbstück, das durch einen Zufall an ihm hängen geblieben war, ein ganz flaches silbernes Gehäuse mit einem buntgemalten Zifferblatt.

„Halber fünf," brummte er. „In drei einhalb Stunden schaffen wir's, da können wir also um acht im Quartier sein."

Und er schritt kräftig aus. Wolf ging neben ihm her.

Auf der Chaussee war die Gewalt des Windes erst richtig zu spüren. Ein wahrer Orkan fegte über die Hochebene hin. Die Ebereschenbäume bogen sich wie Gerten und gaben ein Blatt nach dem anderen drein, so daß zuletzt nur noch die roten Beerenbündel an den kahlen Zweigen schaukelten.

Mit vorgehaltener Schulter kämpften die beiden Wanderer gegen das Wehen an. Große, eiskalte Regentropfen wurden ihnen ins Gesicht gepeitscht, und sie zogen die Köpfe tief in die Kragen ein und vergruben die Hände in den Manteltaschen.

„Sieh her!“ sagte Wolf. „Das ist schon mehr Schnee.“

Ein Gemisch von Hagel und Schnee prasselte in schrägen Streifen auf die Erde nieder. Plötzlich war die Landschaft mit einem weißen Schleier verhüllt. Die kleinen Eiskörnchen prallten von dem glatten Grunde der Landstraße ab und ertranken dann in den Pfützen.

Plettau schloß blinzelnd die Augen und erwiderte: „Wahrhaftig, ein rechtes Sauwetter! Da ist der gute Klitzing am Ende besser dran in seinem Grabe.“

Sie verstummten mit einem Male. Ein Windstoß packte sie und schleuderte sie seitwärts an den Wegrand.

Die Chaussee begann sich nach der Ebene zu senken. An den Kehren wütete der Sturm mit unwiderstehlicher Gewalt. Die biegsamen Ebereschenstämmchen wurden entwurzelt, die Kronen geknickt. Die beiden Soldaten waren gezwungen, sich unterzufassen, und stapften aufeinander gestützt in den Wind hinein, der sich wie mit mächtigen Armen ihren Knieen entgegenstemmte. Zuweilen meinten sie fast zu ersticken. Der

Sturm fauchte ihnen mit so rasender Wucht ins Gesicht, daß sie durch die Nase nicht genug Atem holen konnten. Dann mußten sie stehen bleiben, sich umdrehen und, die Rücken dem Winde zugewandt, Luft schöpfen. Und wieder stapften sie darnach vorwärts, die Augen geblendet durch die Eiskörner und hinter den festgeschlossenen Lippen nach Atem keuchend.

Endlich schien das Wetter ausgetobt zu haben. Es hörte auf zu hageln. Aber die Felder schimmerten weiß und hauchten eine eisige Luft aus, in der die letzten kargen Überreste des Sommers gleichsam sichtbar erstarrten. Der Sturm ließ nach, und es blieb nur ein schwaches Wehen zurück, das gerade hinreichte, die Tropfen von den kahlen Zweigen der Bäume herabzuschütteln.

Im Kampfe mit dem Winde war es Plettau und Wolf warm geworden. Nun beschleunigten sie ihren Schritt, um nicht diese behagliche Wärme bei dem müheloseren Gehen einzubüßen.

Plettau klopfte sich die großen Tropfen aus den Falten seines Mantels und fing ein munteres Gespräch an.

Oben auf dem kleinen Friedhofe war er nicht weniger ergriffen gewesen als irgend einer von den anderen, die an dem Begräbnisse teilgenommen hatten. Aber das schien weit hinter ihm zu liegen. Eine warme Suppe, die er sich durch Vogt bei dem Quartiergeber bestellt hatte und die er dicht am Küchenofen zu verzehren gedachte, bedeutete ihm in diesem Augenblick die Erfüllung aller Wünsche.

Wolf dagegen war durch die Feier in eine tiefe Erregung versetzt worden. Er fühlte sich beglückt durch die Gewißheit, daß es wirklich noch Menschen gab, die für eine edle, große Sache ihr Leben willig

einsetzten, und die hochherzige Aufopferung des Schreibers mußte ihm als ein neues, starkes Glied in der Kette seiner auf das eine Ziel gerichteten Gedanken dienen, so wenig die begleitenden Umstände dazu passen wollten.

Er riß die Unterhaltung an sich und begann sich von den Gedanken, die ihm heiß auf der Seele brannten, frei zu reden. Er schilderte mit schönen, beredten Worten den Jammer und die Leiden der Menschheit und goß das große Mitleid seines Herzens in eine bewegliche Klage. Und da die Not friedlich kein Ende nehmen wollte, predigte er mit einer edlen, glühenden Begeisterung den Kampf. Er wollte gewiß nicht in den Reihen der Kämpfer fehlen, und er pries die Helden glücklich, die in diesem echten Freiheitskriege fallen werden. Zuletzt malte er ein schwärmerisches Bild des Weltenglücks, wie er es von dem freien Staate erwartete.

Während er seine utopistischen Phantasien träumte, fing es an dunkel zu werden.

Die Schatten der Nacht brachen von oben herein und vereinigten sich mit den düsteren Nebeln, die auf den Feldern lagerten. Der Nachtwind verstärkte sich ein wenig und trieb die tief am Himmel weidende Wolkenherde langsam vor sich her, dem Gebirge zu. Zerreißend und wieder sich verbindend glitten die schwerfälligen Wolkenungeheuer über die viertelsgefüllte Mondsichel weg, einzelne Sterne blinkten durch die Lücken, um im nächsten Augenblick hinter einer neuen Wand zu verschwinden.

In der Finsternis vermochten die beiden Wanderer nicht mehr zu beurteilen, wieviel von ihrem Wege sie bereits zurückgelegt hatten. Das Uhrzifferblatt war

in dem schwachen Lichte des Mondes nicht zu erkennen.

„Ich möchte wohl wissen, wo wir sind,“ murmelte Plettau.

Wolf kehrte sich gegen den Wind und riß ein Streichholz an. Sofort hatte ein Luftzug die aufzischende Flamme verlöscht, aber die Phosphorkuppe glühte noch einen Augenblick nach. Das genügte gerade

„Halber acht,“ sprach der Graf. „Gottlob! Bald da!“

Kurze Zeit darauf saß er vor seiner ersehnten Suppe. Er hatte sich von der Bäuerin ein paar riesige Filzschuhe geliehen und streckte seine müden Füße behaglich unter dem Tische aus. Sein Gesicht trug den Abglanz einer vollkommenen Glückseligkeit, als er einen Löffel nach dem anderen zum Munde führte.

Wolf hatte sich zurückgelehnt, ohne seinen Napf geleert zu haben. Er sah dem Kameraden beim Essen zu.

* *
*

Das Manöver neigte sich seinem Ende zu.

Zwei Biwaks waren in der letzten Übungswoche angesetzt, aber Regen und Kälte scheuchten die Truppen unter Dach. Man begnügte sich mit dem Abkochen auf freiem Felde und kroch für die Nacht in unglaublich engen Notquartieren unter. Nur bei den Infanteriefeldwachen lagen die armen Teufel bis zum grauenden Morgen im strömenden Regen.

Dann kam der letzte Manövertag. Eine leichtverschleierte Herbstsonne machte ihn einigermaßen erträglich. Die Übung endete am frühen Vormittag, und nach einer Schlußparade rückten die Truppen in ihre Garnisonen ab. Die Fußtruppen wurden in lange Eisen-

bahnzüge verladen, die berittenen Waffengattungen legten ihre Wege in mäßigen Märschen zurück.

Das Osterländische Feldartillerie-Regiment konnte von Glück sagen. Es hatte bis zur Garnison nur einen Marsch von vier Stunden vor sich.

Um die unvermeidlichen Stockungen einer allzulangen Marschkolonne zu vermeiden, hatte der Oberst den einzelnen Batterien verschiedene Straßen zugeteilt. Kurz vor der Kaserne war dann ein Treffpunkt für den Beginn des gemeinsamen Einmarsches festgesetzt.

Die sechste Batterie war ein leicht abfallendes Stück der Chaussee getrabt und erklomm darnach einen Höhenkamm in langsamem Schritt. Die Pferde gingen nicht mehr drängend in den Geschirren. Geduldig und brav, aber ohne Übermut, zogen sie die Geschütze. Wachtmeister Heppner kraute sich den Kopf: die Gäule waren dieses Mal entschieden mehr strapaziert als in den früheren Jahren. Das ganze schöne Fleisch hatten sie sich abgerackert, und ein paar sahen auch schon recht struppig im Haar aus. Ganz abgesehen davon, daß irgendwo da oben in einer Knochenmühle die Gebeine des armen „Türken" vielleicht schon zu Dungmehl vermahlen waren, und daß die „Eidechse" durch den riesigen Riß in der Hinterbacke, den ihr die Roßärzte mit wer weiß wie vielen Nadeln zugeflickt hatten, auch nicht schöner geworden war.

Aber das kam eben davon, wenn die Offiziere nicht auf einen so erfahrenen Berater, wie er es war, hören wollten. Er hatte ja nun doch Wegstetten gegenüber recht behalten, als er die Bespannung des sechsten Geschützes mit den sechs Hellbraunen für zu schwach erklärte. Das gewährte ihm natürlich eine gewisse Genugtuung, aber ein totes und ein verschimpfiertes Pferd — es war zu teuer bezahlt.

Er blickte finster in die Höhe und sah gerade Vogt auf seinem Lafettensitz sitzen, die Stirnwunde immer noch mit einem Pflaster bedeckt.

Dann besann sich der Wachtmeister: richtig, einen Kanonier hatte dieser Eigensinn Wegstettens ja auch noch gekostet, und einen braven dazu, wenn ihm früher auch Klitzing als ein ziemlich trauriger Kerl erschienen war.

Er strich seinem „Dornröschen" zärtlich die Mähne glatt und klopfte ihr den schönen Hals. Ja, wenn sich die Leute in Dinge mischten, von denen sie nicht genug verstanden!

Und die Stute kaute auf ihrer Kandare, daß der weiße Schaum die schmutzige Straße mit hellen Tupfen sprenkelte, und nickte ein paar Mal eifrig mit dem Kopfe.

Nun hatte die Batterie die Höhe erreicht. Von der Spitze her ging ein Köpferecken und Ausspähen durch die Kolonne. — Weit abwärts im Tale sah man die Kaserne liegen.

Es war noch vollauf Zeit bis zum Rendezvous, deshalb blieb die Batterie in ihrem bequemen Schritt. Gleichwohl wurde das Marschtempo allmählich ein beschleunigteres. Die Pferde witterten natürlich auf dem unbekannten Wege nicht die Nähe des Stalles, aber die Mannschaften waren ungeduldig und trieben die Tiere unwillkürlich an. Nachdem sie die Kaserne einmal wahrgenommen hatten, wollten sie auch möglichst bald in diesem Zuhause sein.

Die Hälfte von ihnen schlief ja nur mehr eine einzige Nacht in jenen Mauern, dann wurde der bunte Rock ausgezogen, und man war wieder sein eigener Herr.

Es war, als ob die Leute mit der Parade am Schluß des Manövers ihren letzten Dienst getan hätten. Bei diesem Vorbeimarsch vor dem kommandierenden General waren sie ja noch Soldaten gewesen, — wenn jetzt irgend etwas kommandiert wurde, führten sie die Befehle nicht mehr mit den geschwinden, knappen Bewegungen aus, an die sie sich während zweier Jahre gewöhnt hatten. Mit einer gewissen Absichtlichkeit nahmen sie sich dabei Zeit. Der Drill, auf dessen Einbläuung ein stattliches Teil der ganzen Dienstzeit verwandt worden war, begann bereits zu schwinden, und es blieb nur mehr ein leidlich freiwilliger Gehorsam übrig. Man konnte doch nicht gut vom Gaule steigen und so wie man war, mit Beinkleider und Peitsche, zur Reserve übertreten. Es gehörte sich am Ende, daß man seine Pferde in den Stall stellte und sein Zeug wieder abgab. Im übrigen aber konnte der Teufel die Vorgesetzten getrost schon heute holen, und morgen gar, da wollte man's ihnen schon zeigen, daß man ein freier Mann war, dem niemand mehr dreinzureden hatte, daß man ungestraft auf Militär und Regierung pfeifen durfte.

Wie ein Taumel der Aufsässigkeit war es in die Mannschaften gefahren. Es gab viele unter ihnen, die vielleicht niemals daran gedacht hätten, sich mit sozialdemokratischen Bestrebungen zu befassen, die vielleicht gefügig und brav zu ihrem Pflug und zu ihrem Spaten zurückgekehrt wären. Aber nun erkannten sie mit einem Male, wie unnötig schwer ihnen das wenige, das sie als Soldaten hatten lernen müssen, gemacht worden war. Sie streiften das Übermaß von kleinlichen Regeln, denen sie unterworfen gewesen waren, wie eine lästige Zwangsjacke ab, und die Erkenntnis eines so lange getragenen, überflüssigen Zwanges löste als

unausbleibliche Folge einen starken Gegenreiz aus, der sich ganz naturgemäß in einem jähen Gesinnungswechsel kundtat. Von den Leuten, die am nächsten Morgen bei der Entlassung in das Hoch auf Kaiser und König einstimmten, trug sicherlich ein gut Teil bereits das sozialistische Lied auf den Lippen, das dann nach Mitternacht in den Kneipen der Heimat gesungen wurde.

Und die übrigen, die sich aus Trägheit oder aus Dummheit nicht unmittelbar solchen politischen Erwägungen hingaben, waren gleichwohl nicht frei von diesen Gedanken. Irgend ein Brocken war bei jedem hängen geblieben, und dieses Samenkorn trugen die von der Fahne heimkehrenden Bauernburschen dann in die entlegensten Dörfer. Dort blühte die neue städtische Weisheit auf, und sie trug vielfältige Frucht, weil sie gar so angenehm in die Ohren klang. Und die hohen Herren oben wunderten sich über die wachsende Zahl der sozialistischen Stimmen in den rein ländlichen Wahlbezirken.

Aber sie wuchs immerfort und mußte mit jedem Jahre wachsen, weil das Heer, wie es beschaffen war, zugleich eine Art Schule der Sozialdemokratie darstellte. — —

Als die Batterie vom Höhenkamm aus die Kaserne in der Ferne des Tales erblickte, stimmte irgend einer ein lustiges Lied an. Das brachte frisches Leben in die Marschkolonne. Die Fahrer setzten sich straffer in den Sätteln zurecht, und die Kanoniere hoben die Köpfe empor.

Nur das sechste Geschütz tat nicht recht mit.

Inoslawski stimmte zwar munter ein, einen polnischen Text zu der Melodie improvisierend, und

Graf Plettau brummte fröhlich mit; — er besann sich, das Lied vor mehr denn fünf Jahren auch gesungen zu haben, — aber den übrigen Mannschaften des Geschützes lagen andere Dinge im Sinn.

Vogt saß auf seinem Lafettensitz und schaute trübselig den neuen Nachbar an, der an Klitzings Stelle getreten war, den blaukragigen Unterlazarettgehilfen. Beim Ausmarsch war der Freund sein Nachbar gewesen. Da war das Gespräch herüber und hinüber gegangen, herzlich, lustig und vertraulich, und es war fast gemütlich auf der Lafette gewesen. Klitzing konnte manchmal ein wenig boshaft sein und hatte sich derb lustig gemacht über die Bauern, denen ein Tropfen an der Nasenspitze hing, wenn sie neben den Truppen in die kühlen Herbstmorgen hineinstiefelten, über die Infanteristen, die sich im Staub der Landstraße mühselig dahinwälzten und den Tornister von einer Schulter auf die andere schoben, über wohlbeleibte Offiziere, die ihre dicken Bäuche vor sich auf dem Pferdehals gelagert hatten, oder über andere, die klapperdürr wie Bohnenstangen in den Sätteln schaukelten. Da war die Zeit wie im Fluge verstrichen. Aber nun lag der fröhliche, gute Kamerad droben in den Bergen, und Vogt mußte sich das zweite Dienstjahr allein behelfen. Er dachte daran, wie einsam es erst in der Kaserne für ihn sein würde, wenn die zerstreuenden Abwechslungen der Herbstübung wegfielen und der einförmige Winterdienst wieder seinen Anfang nahm.

Nein, er für sein Teil hatte nicht die geringste Lust, in den munteren Gesang einzustimmen. Er rückte sich mit einem Seufzer auf seinem harten Sitze zurecht und stieß den Lazarettgehilfen an, der mit vorgeneigtem Kopfe schlaftrunken hin- und hertaumelte

Der Blaukragen hatte sich im letzten Quartier einen Rausch gekauft und konnte vor Jammer kaum die Augen offen halten.

Oben auf der Protze saß zwischen Truchseß und Plettau Wolf.

Je näher er dem ersehnten Tage der Freiheit kam, desto zaghafter wurde er. Er hütete sich ängstlich, daran zu denken, was nach der Entlassung kommen würde, immer in der Furcht befangen, es möchte zwischen Lipp' und Bechersrand noch ein Hindernis auftauchen, das ihn zurückhielt und von neuem fesselte. Jetzt war nur noch dieser letzte Tag und diese letzte Nacht zu überstehen, — dann war er frei. Er glaubte endlich aufatmen zu dürfen. Was konnte sich nun noch ihm entgegenstellen? Dienst gab es nicht mehr, lediglich die Sachen waren abzugeben. Dann nahm er die Entlassungspapiere in Empfang und konnte hingehen, wohin er wollte.

Und so geschah es, daß er die Kaserne mit Freuden begrüßte. Seine Augen leuchteten auf, als er sie im Tale unten erblickte. Das im Sonnenschein hellflimmernde Gebäude erschien ihm an diesem letzten Tage seiner Dienstzeit nicht mehr als eine Zwingburg. So hell und freundlich glänzten in diesem Augenblick die weißen Mauern, daß er dabei nicht mehr wie sonst an Schlagworte wie Sklaverei und Tyrannei zu denken vermochte. Eher schien ihm der Bau eine Durchgangspforte zur Freiheit zu sein, eine Pforte, durch die er in kürzester Frist schreiten würde.

Eine kleine Strecke vor der Kaserne fand sich das Regiment zusammen. Das Trompeterkorps ritt wie beim Ausmarsch vorweg und blies den Hohenfriedberger Marsch. An den Wänden des Heergeräteschuppens brach sich der Schall, und die zurückkehren-

den Tonwellen begegneten denjenigen, die eben erst aus den blanken Trompeten in die Mittagsstille des Tages hineinschmetterten. Beide zusammen bildeten auf diese Art ein neckendes Frage- und Antwortspiel, das die Trompeter fast aus dem Takte brachte.

Der Oberst und die erste Abteilung des Regiments zogen an der Kaserne vorüber nach der Stadt. Die zweite Abteilung aber bog in den Hof ein. Die Pferde zappelten unruhig in den Geschirren, weil sie die Nähe der lang entbehrten, gewohnten Ställe spürten, und die Mannschaften s tzten sich auf das Kommando „Richt euch!" noch einmal notdürftig zurecht.

Nun dröhnten die Geschützräder über die kleine Brücke, die von der Chaussee über den Straßengraben zum Eingangstor führte. Während des Manövers waren die eisernen Torflügel sauber mit grauer Farbe gestrichen worden, und auch das Schilderhaus des Postens glänzte in schönen gelbweißen Streifen. Das schwarzgeteerte Dach hob sich stattlich davon ab.

Wolf lächelte vor sich hin. Tor und Posten konnten ihn nicht mehr festhalten. Morgen schritt er an der Schildwache vorüber durch das feste Tor, als ein freier Mann.

Vor dem Stabsgebäude hielt Major Schrader und ließ die drei Batterien seiner Abteilung an sich vorübermarschieren. Mit „Augen links" sahen ihm die Mannschaften stramm ins Gesicht. Er nickte befriedigt und saß ab.

Die Batterien marschierten vor ihren Wohngebäuden auf.

„Ha—lt! Batterie — abgesessen! Abspannen! Einrücken!"

Mit klirrenden Tauketten trotteten die Gespanne

in den Stall. Überall war köstliche, frische Streu gestreut, und in den Raufen war etwas Heu aufgesteckt. Die Pferde zupften an den Halmen, noch ehe ihnen die schweren Gebisse der Zäumung aus dem Maul genommen waren. Als sie hernach vom Kummet und Sattel befreit waren, schüttelten sie sich lebhaft und schauten ungeduldig in die noch leeren Krippen.

Mancher von den Fahrern machte sich länger als sonst mit seinen Pferden zu schaffen, und die Tiere bekamen keinen Knuff, wenn sie sich immer wieder quer in den Weg stellten. Man war am Ende doch ganz gehörig an so ein paar Gäule gewöhnt, wenn man zwei Jahre lang tagaus, tagein mit ihnen zu tun gehabt hatte. —

Noch am Nachmittag lieferten die alten Mannschaften alles Packzeug und alle entbehrlichen Ausrüstungs- und Uniformstücke ab. Sie behielten nur die Garnitur, die sie auf dem Leibe trugen, und das Seitengewehr. Denn immerhin blieben sie bis zum Morgen des Entlassungstages Soldaten.

Aber es war unmöglich, sie mit der gewohnten Strenge zu behandeln, und die Vorgesetzten ließen ihnen vom ersten bis zum letzten die Zügel locker, wie es nur immer anging. Nur wenn der Übermut die äußerste erlaubte Grenze überschritt, gab es eine Mahnung oder ein Zureden, und diese Sanftheit nahm sich in dem beständig scheltenden und schimpfenden Mund der Unteroffiziere spaßhaft genug aus.

Nach dem Dienstverlesen zerstreute sich die außer Rand und Band geratene Kameradschaft in die Stadt. Sie standen in den Haustüren und hielten die Dienstmädchen eng umschlungen. Wenn ein Vorgesetzter vorüberging, traten sie nachlässig und langsam in

die vorschriftsmäßige Positur, und Offiziere und Unteroffiziere sahen seitwärts an ihnen vorbei, um nicht diese Unordnung und diese beginnende Aufsässigkeit rügen zu müssen. In den Wirtschaften ging es lärmend zu. Die einen wurden über allem Bier und Schnaps sentimental, lagen sich in den Armen und schwuren sich ewige Treue, bei den anderen kam die Roheit und die lange zurückgedrängte Wut gegen die bisherigen Machthaber zum Ausdruck. Gefährliche Reden flogen von Mund zu Mund, und manch einer brüstete sich, diesen Wachtmeister oder jenen Sergeanten zu stellen und zu verkeilen, — wenn man nur erst in Zivil war.

„Wenn man nur erst in Zivil war," — das war die Parole, die für diesen Abend ausgegeben zu sein schien. Es war, als ob diese schreienden und prahlenden Menschen das letzte, kaum merkbare Bestehen des Zwanges, dem sie sich so lange gehorsam unterworfen hatten, nicht mehr ertragen könnten, und als ob dieser Abend mit einer offenen Auflehnung enden würde.

Aber trotz der allgemeinen Trunkenheit und trotz aller wilden Reden strebten doch am Ende alle, schwankend und taumelnd, stützend und gestützt, der Kaserne zu, als die Zeit des Zapfenstreiches heranrückte. Ein winziges Teil Besonnenheit bewahrten sie sich auch im Rausch. Was hatte man schließlich davon, wenn man diese letzte Nacht noch „durchmachte"? Es gab nur zuguterletzt noch ein paar Tage Arrest. Da war es gescheiter, sich noch das eine Mal zu bezähmen. „Draußen" konnte man ja dann Tag und Nacht tun und lassen, was man wollte. — —

Wolf hielt sich diesem lauten Treiben fern, — vielleicht als einziger Reservist im ganzen Regiment. Er

mochte den Lärm und die Trinkereien nicht leiden. Den ganzen freien Nachmittag blieb er auf seiner Stube, behaglich vor sich hinträumend und den Leuten des jüngeren Jahrgangs zuschauend, die durch den Abgang der „Alten" plötzlich das Doppelte zu tun bekamen.

Wenn ein Unteroffizier auf die Schwelle trat, schnellte er in die Höhe und nahm Stellung, so rasch und knapp, wie er es die zwei Jahre seither getan hatte. Warum nicht auch noch die letzten Stunden die Komödie mitspielen, nachdem man so lange Schauspieler gewesen war? Aber es zuckte dabei ganz unmerklich um seinen Mund, und auch von den Vorgesetzten wußte ihm keiner für sein vorschriftsmäßiges Gebaren Dank. Sie meinten, dieser eingebildete Mensch müßte doch stets etwas Extraes für sich haben, und es wäre ihnen beinahe lieber gewesen, wenn er wie die übrigen getobt und sich betrunken hätte.

Aber Wolf war eigensinnig darauf bedacht, bis zum letzten Augenblick auch nicht zu dem geringsten Tadel Anlaß zu geben.

Mit fast liebevollem Eifer reinigte und putzte er das Zeug, das er abzuliefern hatte, und er erlebte die Genugtuung, daß der Kammersergeant Keyser, sein alter Feind, seine Sachen den anderen als Vorbild vorhielt, als sie ihr nur mangelhaft gereinigtes Zeug abgaben. Der Sergeant hörte freilich im Nu mit seinen Lobsprüchen auf, als er an dem eingenähten Namen erkannte, wer der Kanonier war, den er als so mustergültig gepriesen hatte, — indessen, was konnte einen das noch kümmern?

Nach dem Dienstverlesen strich Wolf ruhelos auf dem Kasernenhofe auf und ab. Wollte denn dieser Tag kein Ende nehmen? Die Sonne war schon längst

hinter den Höhen im Westen untergegangen, aber immer noch blieb eine matte Helligkeit über die Gegend ausgegossen. Er verließ die Kaserne durch das hintere Tor und umschritt das riesige Viereck der Exerzierplätze. Die weite Fläche war frisch aufgeschüttet, wiederum mit diesem klaren Koksabfall, der in der nassen Jahreszeit einen so häßlichen schwarzen Brei bildete. Gedankenlos stocherte er mit der Stiefelspitze in dem losen Geröll herum. Er ebnete den Boden mit der flachen Sohle und zog dann kleine Kanäle hinein.

Als er die Augen wieder von seiner Spielerei emporhob, war es endlich dunkel geworden. Die hellen Mauern der Kaserne schimmerten schwach durch den abendlichen Dunst zu ihm herüber, und vor dem Lattentore flammte die erste Laterne auf.

Und dann folgte auf den letzten Abend die letzte Nacht.

Der größte Teil der alten Mannschaften schlief den schweren Schlaf der Trunkenheit. Nur zwei derb angezechte Krakehler wollten lange nicht Frieden geben. Wenn der eine am Einschlafen war, weckte ihn der andere wieder mit einem neuen Schimpfwort. Doch allmählich wurde auch ihr Hin- und Widerreden immer undeutlicher. Aus halber Schlaftrunkenheit heraus stammelten sie noch wüste Drohungen, und plötzlich verstummten beide mitten in einer unflätigen Beschimpfung.

Wolf schloß in dieser Nacht kein Auge. Er vernahm jeden Schlag der Uhr, und die halbstündigen Pausen, die dazwischen lagen, schienen sich ihm tausendfach zu verlängern.

Eine halbe Stunde vor der Reveille stand er auf. Das kalte Wasser machte ihn von Grund aus wach,

und er fühlte sich nach dieser schlaflosen Nacht tausendmal frischer und kräftiger, als wenn er sonst sein wohlgemessenes Teil Ruhe genossen hatte. Er öffnete das Fenster des Waschraumes und ließ sich die Brust von der kühlen Luft des grauenden Morgens fächeln. Ein schöner Herbsttag bereitete sich draußen zu dem ersehnten Feste der Freiheitsstunde vor. Leichte Nebel lagerten noch auf der Erde, aber sie duckten sich bereits scheu, weil sie die siegende Sonne aufsteigen spürten.

Mit leuchtenden Augen blickte der frühwache Mann über die gegenüberliegenden Dächer nach den Hügeln, hinter denen das Licht des Tages hervortreten mußte. Er reckte sich straff empor und breitete die Arme weit aus.

Jetzt erst wagte er an sein Glück zu glauben.

Wie einen kostbaren Schatz entnahm er seine Zivilkleider dem Kistchen. Die Trompete draußen rief gerade zum Wecken, während er sich ankleidete. Ein weißes Hemd, ein sauberer Kragen, die bequeme Joppe, der weiche Schlapphut, — wie leicht, wie locker saß das alles! Auch ein Merkzeichen, daß der beengende Zwang zu Ende war.

Er stand fertig da, als die Kameraden gähnend und mit wüsten Köpfen vom Schlafsaal kamen. Sie staunten ihn an.

„Du hast es ja ganz verdammt eilig!" sagte einer zu ihm.

Und Wolf antwortete munter: „O ja. Lang genug habe ich ja gewartet."

Nun kam die letzte Verrichtung als Soldat an die Reihe, — die Ablieferung der Bekleidungs- und Ausrüstungsstücke, die man bis zum Schluß auf dem Leib getragen hatte.

Keyser, der Kammerunteroffizier, ging durch die Stuben und ließ sich die einzelnen Stücke vorzählen.

Dann warf er sie einem Kanonier über den Arm, der sie nach der Kammer tragen mußte.

Er hatte absichtlich Wolfs Stube zuletzt vorgenommen und fertigte auch alle anderen Reservisten vor ihm ab. Den einen Tort wollte er diesem „Roten", der ihm die sechs Wochen Arrest eingebracht hatte, wenigstens noch antun: er sollte so lange als möglich lauern, bis er endgültig aus der militärischen Zucht herauskam.

Wolf lächelte insgeheim über diese törichte Schererei. Er wartete ruhig und nickte Findeisen zu, seinem Landsmann, der ganz beladen mit den bereits abgegebenen Röcken und Hosen hinter dem Sergeanten stand. Der stämmige, breitschultrige Mensch, dem als Rekrut wegen seines breiten Rückens ein Höcker angedichtet worden war, hörte mit ingrimmiger Miene die Schimpfworte an, die ihm Keyser an den Kopf warf, weil er den Packen Zeug ungeschickt hielt. Er preßte die Lippen zusammen und streifte den Unteroffizier mit bösen Blicken.

Einen Augenblick regte sich noch einmal der Zorn über diese Schmähreden in Wolf, aber er hieß seine Empörung schweigen und stand ruhig beiseite. Einmal mußte er ja doch an die Reihe kommen.

Endlich trat der Sergeant zu ihm. Er musterte die Sachen genau, — die Knöpfe des Rockes blitzten und nirgends fand sich ein Riß. Er faltete die Hosen übereinander und klopfte mit der Hand darauf, — kein Stäubchen flog heraus. Auch am Lederzeug war nichts auszusetzen, und die Stiefel waren ebenso in dem vorschriftsmäßigen Zustand, nicht blank gewichst, sondern

nur mit Fett eingerieben, um ein Eintrocknen des Leders zu verhüten.

Mißmutig brummte Keyser ein: „'s ist gut."

Er kehrte sich ab, warf Findeisen die Sachen über den Arm und gab ihm die Stiefel in die Hand. Aber der Kanonier, der schon vier Paar an den Strippen hielt, ließ sie zu Boden fallen.

Scheltend hob sie der Sergeant auf. Der Staub der Dielen war in dicken Streifen auf dem eingefetteten Leder haften geblieben.

Da kam Sergeant Keyser auf einen Einfall. Er hielt die Stiefel Findeisen vor das Gesicht und brüllte ihn an: „Leck' das ab, du Schwein!"

Wörtlich meinte er diesen Befehl nicht gerade, das sah man ihm an, aber in seinen Augen begann eine jähzornige Wut aufzuglimmen.

Findeisen war vor den Stiefeln zurückgewichen. Er biß die Zähne knirschend zusammen und sah dem Unteroffizier trotzig mitten ins Gesicht.

Das machte Keyser wild. Eine rote Glutwelle stieg ihm in den Kopf, und nochmals zischte er dem Kanonier zu: „Hund, wirst du das gleich ablecken?"

Plötzlich erlosch der entschlossene Widerstand in den Augen Findeisens. Der ganze, starke, breitbrustige Mensch duckte sich wie unter einer Peitsche, er wurde leichenblaß, und wirklich berührte er mit der Zunge den Stiefel.

Und der Sergeant rieb ihm das Leder roh ins Gesicht, so daß die Haut mit Schmutz und Fett befleckt wurde.

Dann drehte er sich um und sah Wolf geradeaus in die Augen. „Siehst du, Mensch!" höhnten diese triumphierenden, herausfordernden Blicke. „Bis zum

Vieh erniedrigt sich dein Genosse, wenn wir es wollen. Wir, die die Macht haben!“

Wolf traf ihn mit der geballten Faust mitten ins Gesicht.

Der Unteroffizier taumelte. Er stieß einen gurgelnden Schrei aus und wollte sich auf den Reservisten stürzen.

Da geschah etwas Unerwartetes, so plötzlich und so schnell sich abspielend, daß sich Wolf hinterdrein kaum darüber Rechenschaft zu geben wußte.

Findeisen hatte die Stiefel und das Zeug, alles, was ihn beschwerte, zu Boden geworfen. Mit einem Male packte er den Sergeanten, er hielt ihn einen Augenblick mit seinen mächtigen Armen empor und schleuderte ihn dann, den Kopf voran, vorwärts an die Wand.

Wie der Schädel an die Wand anprallte, gab es einen dumpfen Knall, und der Körper fiel schwer zu Boden.

Von der Schwelle her tönte ein Haltschrei. Vizewachtmeister Heimert stand in der Tür und warf sich auf Findeisen. Der Kanonier wehrte sich, schlug, biß und kratzte; er hatte das Gefühl, es könnte hier um sein Leben gehen, aber Heimert war ihm gewachsen.

Andere kamen herzu, Unteroffiziere und Mannschaften. Sie rissen den rasenden Soldaten zu Boden und fesselten ihn.

Wolf stand regungslos dabei und ließ sich ohne Widerstand die Arme auf den Rücken binden. Es war ihm wirr im Kopf, und er glaubte einen wüsten Traum zu träumen.

Das war doch spaßhaft, daß sein erster Traum, nachdem er glücklich vom Militär frei war, so gruselig ausfiel. Das war schon mehr ein Alpdrücken.

Er schüttelte den Kopf und zerrte an den Stricken, die ihm die Hände fesselten, um nur endlich aus diesem häßlichen Schreckbild zu erwachen. Die Schnüre gruben sich immer tiefer in das Fleisch, und der Schmerz führte ihn in die Wirklichkeit zurück.

Mit ungläubigen Blicken schaute er sich um.

Da war wirklich noch die alte Stube, in der er zwei Jahre lang hatte hausen müssen. Eine Masse Menschen stand darin beisammen und sprach mit aufgeregten Gesten aufeinander ein. Dicker Staub schwebte in der Luft, wie von einem Kampfe, und bei den Spinden lag neben einem Packen Uniformstücken ein Mensch, die Arme auf dem Rücken zusammengeschnürt, mit leichenblassem Gesicht und keuchender Brust, — Findeisen. Und vier Kameraden hoben einen anderen auf, der an der Fensterwand hingestreckt war, — Keyser, den Kammersergeanten. Das Gesicht des Unteroffiziers war ganz weiß, und die Glieder hingen ihm schlaff am Leibe herunter.

„Der ist hin!" sagte die Stimme des Wachtmeisters Heppner. „Tragt ihn in seine Stube und legt ihn aufs Bett!"

Und die vier Kameraden trugen den Toten an Wolf vorbei zur Tür hinaus.

Der Wachtmeister jagte die müßigen Mannschaften hinterdrein, und nur die Unteroffiziere blieben bei den beiden Gefesselten in der Stube.

Heppner trat auf Wolf zu und musterte ihn von oben bis unten.

„Das feine Zivil, mein Jungchen," sprach er, „das wird wohl noch eine Zeitlang im Kasten liegen müssen."

Er suchte aus dem Packen Zeug, der in der

Stube verstreut war, die Sachen Wolfs heraus und warf sie dem Reservisten über die Schulter.

„Da!“ höhnte er. „Das wird dir besser zu Gesicht stehen! Am besten aber, sag' ich dir, grau und grau, mein Sohn, wenn du erst karrst! Einstweilen zieh' dich drüben mal erst wieder als Kanonier an!“

Er befahl zwei Unteroffizieren, Wolf und Findeisen in Arrest zu führen.

„Nehmt euch in acht!“ warnte er die Wächter. „Den beiden Lumpenhunden ist alles zuzutrauen. Und wenn sie mucksen, dann wißt ihr ja, wozu ihr die Plempe an der Seite baumeln habt.“

Die beiden Gebundenen wurden über den Hof nach dem Wachtgebäude geführt. Vor den Wohnbaracken sammelten sich gerade die Reservisten. Die meisten hatten einander untergefaßt und fochten in ausgelassener Laune mit ihren troddelverzierten Spazierstöcken in der Luft herum.

Als der kleine Zug an der lauten Schar vorüberkam, verstummten die lustigen Lieder. Die Reservisten traten bestürzt zur Seite und blickten scheu flüsternd hinter den Gefangenen her.

Findeisen hielt den Kopf gesenkt. Man hatte ihm die Mütze aufgestülpt, sie hing ihm über die Stirn herunter, und er vermochte kaum darunter vorzuschauen. Wolf hatte die Augen voraus gerichtet. Aber er ging wie in einem Nebel. Er sah nichts von dem, was um ihn her vorging, und als er ein Rinnsal überschritt, strauchelten seine Füße.

Der wachthabende Unteroffizier wollte den Arrestanten zwei nebeneinanderliegende Zellen aufschließen. Der eine der Begleiter protestierte dagegen.

„Sie könnten sich verständigen, durch Klopfen

und so," sprach er. „Sperr' sie lieber so weit als möglich auseinander!"

So wurde Wolf in diejenige Zelle des Wachtgebäudes eingeschlossen, die der Landstraße am nächsten lag, Findeisen in die am andern Ende des Flurs gelegene.

Der Unteroffizier hatte dem Reservisten Rock und Hose, Mütze und Halsbinde auf den Schemel gelegt; daneben standen die Stiefel, die noch die Spuren des Dielenstaubes trugen, — um derentwillen der Streit entbrannt war.

„Ziehen Sie sich rasch um!" sagte der Begleiter. „Ich will Ihr Zivilzeug gleich wieder mit hinüber nehmen."

Aber Wolf blieb regungslos bei dem Schemel stehen.

Er hörte, wie der Schlüssel im Schloß umgedreht wurde — ohne zu begreifen, was geschah. Dann entfernten sich die Schritte von seiner Tür, abermals klirrte das große Schlüsselbund, eine andere Tür wurde geöffnet, knarrte unwillig in den Angeln und wurde wieder zugeschlagen und verschlossen.

Auf dem steinbelegten Flur schallten die Stimmen der Unteroffiziere, die ins Wachtzimmer zurückkehrten.

„Was haben die Kerls denn verbrochen?" fragte der Wachthabende.

Die Antwort verhallte halb hinter einer Ecke des Ganges: „Totgeschlagen — unseren Kammersergeanten."

Der Reservist stand noch immer neben seinem Schemel. Er suchte sich vergeblich zu besinnen, warum er hier war. Was wollte er noch hier, da er doch heute endlich von dem verhaßten Zwange freige-

kommen war? Er strich sich mit der Hand über die Augen, als hätte er eine Binde abzustreifen und drückte mechanisch die Klinke der Tür nieder.

Es hatte schon seine Richtigkeit: er war eingeschlossen.

Da klirrte abermals der Schlüssel im Schloß. Der Wachthabende trat ein. Ein Kanonier trug hinter ihm einen Wasserkrug in die Zelle, setze ihn nieder und entfernte sich sogleich wieder.

„Warum haben Sie sich noch nicht umgezogen?“ fragte der Unteroffizier.

Der Reservist schaute ihm verständnislos ins Gesicht.

„Himmeldonnerwetter!“ fluchte der Vorgesetzte. „Umziehen sollen Sie sich und gleich auf der Stelle!“

Und Wolf setzte sich gehorsam auf den Schemel nieder. Er legte mit automatenhaften Griffen die Joppe und die Beinkleider ab, er nestelte gemächlich den Kragen los und zog die Schuhe aus. Zuletzt nahm er noch den Hut ab.

Ebenso mechanisch, wie er sich seines Zivilanzugs entledigt hatte, kleidete er sich wieder in die Uniform ein.

Der Wachthabende hatte ein paar Mal zur Eile getrieben und nahm nun die Kleider über den Arm.

„Alles wird Ihnen aufgehoben werden,“ sagte er im Gehen.

Wolf nickte und blickte seinen Sachen stumpf nach. Einmal schien er nach etwas greifen zu wollen, — der Unteroffizier hatte unsaubere Finger und beschmutzte den frischen weißen Kragen; er sollte ihn wenigstens an den Kanten anfassen —, aber die ausgestreckte Hand sank matt zurück.

Der Wachthabende zog bei diesem Gebaren ein bedenkliches Gesicht. Als er in der Wachtstube dem

Einlieferer der Arrestanten die Kleider übergab, deutete er mit dem Daumen rückwärts über die Schulter und sprach: „Mit dem dort ist es aber nicht ganz richtig.“

„Meinst du?“ fragte der andere.

„Ja, es scheint ganz so. Deshalb hab' ich ihm auch die Hosenträger abgenommen. Nun kann er sich wenigstens nicht aufhängen.“ — —

Wolf hatte unwillkürlich die vorgeschriebene Stellung eingenommen, als der wachthabende Unteroffizer die Zelle verließ.

Sobald danach die Tür ins Schloß gefallen war, stellte er den rechten Fuß vor und ließ in seiner straffen Haltung nach, — genau so wie wenn „Rührt euch!“ kommandiert worden wäre.

Er sah an sich hinunter auf seinen abgetragenen Dienstrock, dessen grünes Tuch grau und fadenscheinig war und dessen krapprote Aufschläge eine karmoisinrotschmutzige Farbe angenommen hatten. Die blankgeputzten Knöpfe blitzten, und ein dunkler Flicken in der Ecke des Vorderschoßes hob sich kräftig von dem abgeschabten Zeuge ab.

An diesem Flicken erkannte er den Rock wieder, den er zwei endlose Jahre zu tragen gezwungen gewesen war, den er noch immer trug, — und mit einem Schlage hatte er sein Schicksal begriffen.

Unter der Wucht seines Unglücks brach er zusammen. Er sank auf den Schemel und barg das Gesicht in den Händen.

Noch immer war es ihm unmöglich, geordnet zu denken. Nur das eine faßte er, daß sein Traum von Freiheit und Leben zerstört und zertrümmert vor ihm lag. Dieser eine fürchterliche, trostlose Gedanke

füllte so sehr sein Hirn aus, daß das ganze übrige Denkvermögen wie gelähmt erschien. Die Sinne nahmen äußere Eindrücke wohl auf, aber was sie empfanden, wurde nicht weitergegeben und verarbeitet.

Die Zelle lag in der äußersten Ecke des Wachgebäudes. Etwa zehn Schritte entfernt lief die Landstraße an der nicht allzu dicken Backsteinmauer vorüber. Dazu war die kleine Scheibe des Fensters offen. So hörte man deutlich das Knarren und Knirschen der Räder, die sich in den frischaufgeschütteten Kies der Chaussee hineinwühlten, das anfeuernde „Hüh!“ der Fuhrleute und das Knallen der Peitschen. Selbst die Schritte der Vorübergehenden klangen, untermischt mit abgerissenen Worten, in die Zelle hinein.

Wolf saß noch immer auf dem Schemel. Sein Ohr vernahm alle diese Geräusche, aber er achtete nicht darauf.

Plötzlich hob er den Kopf jäh in die Höhe.

Die undeutlichen Töne eines fernen Singens schlugen an das kleine Fenster, in ihrer Folge zuweilen von einem Windstoß zerrissen. Der Gesang kam näher und näher. Nun schienen die Sänger um eine Ecke zu biegen, ein Gleichtritt wurde hörbar, und deutlich schallte es von der Landstraße her, aus vollen Kehlen gesungen:

„Reserve hat Ruhe,
Reserve hat Ruh',
Und wenn Reserve Ruhe hat,
Dann hat Reserve Ruh'.“

— das Lied der Reservisten, die die Kaserne verließen und nach der Bahnstation marschierten.

Ab und zu unterbrach das derbe, übermütige

Scherzwort eines Spaßvogels den Gesang. Dann brachen die Reservisten in ein helles Gelächter aus und riefen noch kräftigere Witze zurück. Aber immer wieder nahmen sie das stumpfsinnige Lied auf. Sie wiederholten beständig dieselben albernen Worte und trotteten schwerfällig im Takte des Liedes ihren Weg.

Wolf hörte die rauhen Klänge sich allgemach entfernen und schließlich in der Richtung nach der Stadt zu verklingen.

Und wieder schlug er die Hände vors Gesicht.

So blieb er lange Zeit.

Als er sich endlich wieder aufrichtete, hatte er überwunden. Er wollte den Kampf mit dem Schicksal aufnehmen.

Aufrecht und mit festen Schritten ging er in der Zelle auf und ab. Er legte sich alles zurecht, was zu seiner Verteidigung dienen konnte, — wie er an sich gehalten hätte, um nur ja nicht seine Dienstzeit durch sein Verschulden zu verlängern, wie er selbst ruhig mit zugesehen hätte, daß Findeisen dem erniedrigenden Befehle des Sergeanten gehorchte, wie ihm aber dann der höhnische Blick Keysers das Blut in Wallung gebracht und ihn zu der unseligen Tat getrieben hätte. Gewiß hatte er seine Hand gegen einen Vorgesetzten erhoben, aber für ihn war das Bild des Kanoniers, der den Staub vom Stiefel leckte, gleichsam eine Beleidigung der ganzen Menschheit gewesen.

Dem würden sich auch die Richter nicht verschließen können, und allermindestens mußten sie sein Vorgehen milde beurteilen. Und wenn sie auch gerade die entgegengesetzte Weltanschauung hegten als er, der Angeklagte, über den sie ihr Urteil sprechen sollten,

— durften sie darum das Edle seiner Motive verkennen?

Und er dachte sich eine Verteidigungsrede aus, die den Richtern in die Herzen dringen mußte. Es kamen begeisterte und überschwengliche Worte darin vor von allgemeiner Menschenwürde, die keiner ungestraft verletzen dürfte, und von einer gerechten Empörung, die nicht nur entschuldbar, sondern im Grunde sogar lobenswert war.

Er berauschte sich selbst an seinen Gedanken. Es wurde ihm heiß dabei, und er sah sich fast schon freigesprochen. Immer mehr Argumente trug er zusammen. Er ersann kunstvoll gesteigerte Perioden und wirksame Gegensätze, und schloß seine Apologie mit einem schwungvollen Appell an das Gerechtigkeitsgefühl der Richter.

Die Stunden verrannen. Er schritt unablässig in dem engen Raume hin und wieder. Sein Gesicht glühte, und seine Augen leuchteten. Das Essen in dem Napfe, das ihm zum Mittag hereingestellt wurde, ließ er unberührt. Was galt ihm Speise und Trank? Er rang um ein Höheres, — um seine Freiheit.

Am Nachmittag wurde er dem untersuchungführenden Richter, der telegraphisch aus dem Divisionsstabsquartier herbeigerufen worden war, vorgeführt.

Die Verhandlung fand am Tatorte, in der großen Stube VII der sechsten Batterie, statt. Am Tische saß der Kriegsgerichtsrat, ein dicker Mensch, dessen Kopf rot aus dem engen Kragen emporquoll. Er hatte ein paar Bogen Papier vor sich und wippte, während er seine Fragen stellte, beständig einen Bleistift auf und ab. Ein Protokollführer harrte mit angesetzter Feder.

Das Verhör begann.

Findeisen schwieg hartnäckig auf alle Fragen. Der Richter versuchte mit Zureden und mit Schelten etwas aus ihm herauszubekommen, — der Kanonier blieb stumm. Er hielt den Kopf zu Boden gerichtet und schielte nur zuweilen flüchtig nach der Tür. Aber zwei Unteroffiziere im Ordonnanzanzug waren an der Schwelle postiert.

Wolf erzählte den Vorgang wahrheitsgetreu und in zusammenhängender Rede. Die Feder des Protokollführers flog hurtig über das Papier. Darnach las der Untersuchungsrichter den Schriftsatz vor.

„So ist es gewesen?“ fragte er Wolf.

„Jawohl.“

Der Richter wandte sich an Findeisen: „Ich frage auch Sie: ist es so gewesen? Wenn Sie Einwendungen dagegen haben, heraus damit! Denn günstig für Sie steht die Sache so nicht gerade. Also ich frage Sie: haben Sie gegen diese Darstellung etwas zu erinnern?“

Da gab Findeisen die erste Antwort während der ganzen Verhandlung, — er schüttelte den Kopf.

„Also nein?“ fragte der Richter.

Der Kanonier wiederholte: „Nein.“

Vizewachtmeister Heimert als einziger Zeuge vermochte nichts anderes zu bekunden, als was Wolf bereits ausgesagt hatte, und Findeisen beharrte von neuem in seinem Schweigen.

Daher schloß der Richter das Verhör. Er ließ Wolf in den Arrest zurückführen, während Findeisen der Leiche des Sergeanten gegenüber gestellt werden sollte.

Der Tod Keysers war durch Zertrümmerung der Schädeldecke bei dem Anprall an die Wand erfolgt. Indessen betonte der ärztliche Befund, daß die Ver-

letzung nur deshalb zu einem tödlichen Ausgange geführt habe, weil der Schädel des Unteroffiziers ungewöhnlich dünnwandig gewesen sei.

Die zwei Ordonnanzen nahmen Findeisen in die Mitte und eskortierten ihn zum Lazarett. Wolf ging neben dem Diensthabenden quer über den Hof wieder nach dem Arrestgebäude.

Der sonnige, kare Himmel vom Morgen war jetzt durch Wolken verhüllt. Ein kalter Wind strich über den Platz und es sah nach Regen aus.

Ein paar Mannschaften standen in der Stalltür und schauten verlegen dem Arrestanten nach. Die ihm entgegenkamen, blickten zur Seite. Weise war unter ihnen, aber Vogt, der gerade mit einem Stück Wurst in der Hand aus der Kantinentür trat, nickte dem Kameraden offen zu.

Wolf stieg gelassen die Vortreppe zu dem Wachtlokal hinauf. Vor der Tür blieb er einen Augenblick stehen. Er sog die frische Luft tief in die Lungen ein und ließ die Augen noch einmal in der Runde herumschweifen. Gleich darauf war er wieder in seine Zelle eingeschlossen.

Das Verhör hatte ihm die Augen geöffnet: er war auf einem grundfalschen Wege gewesen, als er seine Richter mit einer flammenden Rede zu überzeugen hoffte. In dem kalten, nüchternen Gerichtsverfahren mußten seine Worte verdreht und phantastisch klingen, und er wußte, ihm selbst würde die beredte Zunge den Dienst versagen, wenn er in die Mienen seiner Richter blickte. Die Anschauungen dieser Männer waren durch einen unüberbrückbaren Abgrund von den seinen geschieden. So guten Willen sie vielleicht auch hatten, sie waren schlechterdings nicht imstande, ihn zu begreifen.

Nein, ruhig und ohne jede Schönrederei wollte er sich in der Verhandlung geben. Sprachen nicht die nackten Tatsachen laut genug zu seinen Gunsten?

An eine Freisprechung freilich glaubte er nicht mehr. Im Gegenteil: ganz sicher wurde er verurteilt. Aber die Strafe mußte mild ausfallen. Er rief sich alle ähnlichen Fälle, deren er sich entsinnen konnte, ins Gedächtnis zurück. Da hatte es sich fast stets um Strafen unter einem Jahre Gefängnis gehandelt. Allerdings fehlte wohl überall der tätliche Angriff auf den Vorgesetzten, dessen er sich schuldig gemacht hatte. Aber konnte das so viel ausmachen?

Er meinte, mit etwa sechs Monaten Gefängnis davon zu kommen, und wappnete sich schon im voraus für diese schweren einhundertundachtzig Tage mit Geduld. Die war freilich von nöten, aber was half es? Das war ja gewiß, auch einhundertundachtzig Tage gingen schließlich zu Ende.

Ein wenig unsicher blieb er trotz alledem. Und er hätte gleich noch einen weiteren Tag Haft darangegeben, wenn er den Gesetzesparagraphen einmal hätte durchlesen dürfen, der die Strafandrohung für den „tätlichen Angriff" enthielt.

Mit einem bitteren Lächeln setzte er sich wieder auf den Schemel. So durfte er also über seine nächste Zukunft beruhigt sein. Frei Quartier und freie Kost hatte er. Was fehlte ihm da noch? —

Diese traurige Gewißheit war dem Reservisten kaum zur Erkenntnis gekommen, so ließ auch die unnatürliche Anspannung nach, in der er seit dem Morgen unaufhörlich gedacht und gegrübelt hatte.

Mit einem Male empfand er Hunger, einen so wütenden Heißhunger, daß er die stehengebliebene Mittagsmahlzeit hastig zu sich heranzog. Das Fleisch

lag, von einem geronnenen Fettkranz umgeben, in der erkalteten Brühe. Beim ersten Bissen empfand er einen starken Ekel gegen die Speise, aber er schlang das Fleisch hinunter und löffelte die Brühe bis zum letzten Tropfen aus.

Dann stellte er den Napf wieder auf den Boden. .Er fühlte in seiner Sättigung ein Wohlbehagen, und doch begriff er angesichts der unsauberen Reste nicht, wie er die Mahlzeit hatte herunterwürgen können.

Langsam richtete er sich von seinem Sitze in die Höhe. Er dehnte sich wie nach einem langen Schlafe und sah sich rings in der Zelle um.

Er war bald damit fertig: graugetünchte Wände, in der Ecke der Steinkrug und der Schemel, an die Mauer angeschlossen, die tagsüber hochgeklappte Pritsche. Das vergitterte Fenster lag hoch über der Diele. Er konnte es allenfalls erreichen, wenn er auf den Schemel stieg. Aber auch das nützte nichts. Der Ausblick war durch einen hölzernen Kastenvorsetzer abgeschnitten; nur von oben schimmerte das Licht herein. Man mußte den Kopf gehörig wenden und drehen, wenn man ein Stück Himmel erblicken wollte.

Wolf blieb wie an diese Stelle gebannt stehen. Er legte die Wange an die kalten Steine der Mauer und schaute empor. Graue Wolken zogen über das winzige Stückchen Himmel hinweg, das zwischen den hölzernen Wänden des Kastens sichtbar war. Zuweilen aber füllte ein klares, tiefes Blau den ganzen engen Rahmen aus.

Eine Scheibe in dem Fenster war zurückgeschlagen, und durch die Öffnung strich ein frischer, reiner Luftzug herein. Der Gefangene meinte, ohne diesen Mundvoll freier Luft gar nicht atmen zu können und preßte

sein Gesicht wie ein Erstickender an das Holzwerk des Fensters.

Allmählich wurde es draußen finster. Der Wind verstärkte sich, und einzelne schwere Regentropfen trommelten auf die Bretter des Vorsetzers. Im Hofe blies der Trompeter vom Dienst zum Futterschütten.

Der arme Teufel in der engen Zelle besann sich, daß er an diesem Abend zum ersten Mal wieder den Kreis der Gesinnungsgenossen hatte aufsuchen wollen. Statt dessen verrenkte er sich den Hals um wenigstens ein Stück Himmel zu sehen, nicht immer bloß die gräßlichen, grauen Wände seines Gefängnisses.

Mit dem zunehmenden Abend verschwand auch dieser tröstliche Anblick. Alles war grau in grau um ihn.

Da, als ihm gerade der feuchte Wind entgegenschlug, holte er noch einmal tief Atem. Dann stieg er von seinem Schemel herunter.

In der Zelle war es ganz finster.

Aber plötzlich wurde in der Tür ein helles Viereck sichtbar, — das Guckfenster, durch das die aufsichtführenden Unteroffiziere die Arrestanten beobachten konnten. Draußen auf dem Flur war Licht angezündet worden, und die unstäte Helligkeit der ungeschützten, hin und her flackernden Gasflamme drang in das Dunkel.

Zu gleicher Zeit trat der Wachthabende auf die Schwelle. Er brachte ein drittel Laib Brot und schloß die Pritsche von der Wand los.

„Soll ich das Fenster schließen?" fragte er noch.

Wolf antwortete eilig: „Nein, nein, Herr Unteroffizier."

Der Wachthabende nickte, sah sich noch einmal

um, ob auch alles in Ordnung wäre, und verließ wieder die Zelle. Zweimal drehte sich der Schlüssel im Schloß.

Der Reservist hörte ihn den Gang entlang zu Findeisens Zelle gehen. Kurze Zeit darauf kamen die sporenklirrenden Schritte wieder vorüber, und es wurde still wie vorher.

Wolf lag auf der Pritsche und nagte an einem derben Stück Brot, das er sich von dem Laib abgebrochen hatte. Er zog den Krug in Griffweite heran und trank ab und zu einen Schluck Wasser zu seiner Mahlzeit.

Darüber verfiel er in ein gemächliches Hindämmern. Er vergaß mehr und mehr seine Lage. Als das Brot aufgezehrt war, dehnte er sich behaglich ein paar Mal; er rückte sich auf dem harten Holz zurecht und schlief am Ende fest ein.

Mitten in der Nacht begann er zu frieren. Unwillkürlich wehrte er sich gegen ein Erwachen, als wüßte er auch im Schlummer, wie trostlos es sein mußte; er schob die Hände in die Rockärmel und kroch auf der Pritsche ganz in sich zusammen, aber schließlich ermunterte ihn die Kälte doch.

Erstarrender als der Frost der Herbstnacht legte sich das Bewußtsein seines Unglücks auf ihn. Er bebte vor Kälte und vermochte sich gleichwohl nicht aufzuraffen. Er sehnte sich danach, durch Auf- und Ablaufen diese eisigen Schauer aus den Gliedern zu vertreiben, aber wie gelähmt blieb er auf seinem Lager hingestreckt liegen.

Im Dunkel der Nacht verblaßten die Hoffnungen, deren heller Schimmer ihm am Tage so große Zuversicht in die Brust gestrahlt hatte. Eine namenlose Angst beschlich ihn, daß er zu jahrelanger Haft verurteilt werden könnte, und die Finsternis, die ihn an-

gähnte, schien ihm ein Gleichnis dieser furchtbaren Zeit zu sein, — ein Grauen ohne Ende.

Er fühlte, wie sich ihm bei diesem Gedanken die Sinne verwirrten. Zitternd führte er die Hände zur Stirn. Er preßte sie fest auf die Schläfe, als ob er einen Reif um den Schädel legen wollte, den diese schrecklichen Ahnungen auseinander zu sprengen drohten. Es trieb ihn von der Pritsche auf, und er schritt fieberhaft in dem engen Raum auf und ab, an den Wänden und an der Tür sich stoßend.

Sein Fuß streifte den Krug in der Ecke. Das Wasser hatte sich in dem steinernen Gefäß wundervoll frisch erhalten. Er trank in langen Zügen davon. Das ernüchterte ihn ein wenig, und er zwang sich zur Ruhe. Was half dieses Toben? Selbst wenn die schlimmsten Erwartungen sich verwirklichten, war er dann immer nicht noch Herr seines Entschlusses? Eine Gelegenheit zu sterben fand sich überall. Darum Ruhe für jetzt!

Er zog den Rock aus, legte sich von neuem nieder und deckte sich notdürftig mit dem Kleidungsstück zu. Auf diese Art hatte er es wärmer.

Und nun wollte er wieder einzuschlafen suchen.

Vom Fenster her hörte man das einförmige Rauschen des Regens. Der Nachtwind fing sich in dem hölzernen Vorsetzkasten, sandte einen feuchten Hauch in die Zelle und flog mit einem leisen Stöhnen weiter.

Zwischen diesen Geräuschen glaubte Wolf ein undeutliches Scharren und Kratzen zu vernehmen. Es setzte zeitweilig aus und fing dann wieder von neuem an. Waren es Ratten, die in einem Kanal unter dem Fußboden der Zelle ihr Wesen trieben?

Am Morgen sprang er jäh von dem Lager in

die Höhe. Der Schlüssel fuhr hastig ins Schloß, und die Tür wurde heftig aufgerissen.

Der Wachthabende trat auf die Schwelle.

„Ist **der** wenigstens noch da?“ rief er.

Die Dämmerung erhellte die Zelle nur schwach. Aber der Unteroffizier unterschied die Gestalt des Häftlings und atmete erleichtert auf.

„Gottlob!“ sagte er. „Das ist mir wenigstens erspart, daß alle beide durchgebrannt sind.“

Er rief einen Kanonier der Wachmannschaft zu sich und suchte mit einer Laterne jeden Winkel und jede Ecke ab.

Während er knieend unter die Pritsche leuchtete, flüsterte der Kanonier verstohlen Wolf zu: „Der andere ist ausgebrochen.“

Der Reservist verstand ihn im ersten Augenblick gar nicht.

Ausgebrochen? Wie sollte das möglich sein?

Er musterte die Zelle und konnte nicht begreifen, wie einer imstande sein sollte, aus diesem Raume „auszubrechen“. Überall waren glatte Wände, die Tür bestand aus derben Brettern und war mit einem starken Schloß verschlossen, und das Fenster hoch oben war durch starke Eisenstäbe verwahrt und überdies so klein, daß sich ein Mann gar nicht hindurchzuzwängen vermochte, besonders einer mit einem so breiten, mächtigen Körper wie Findeisen.

Mit einem Male erinnerte er sich an das Kratzen und Scharren in der Nacht, seine Augen suchten ein Werkzeug, mit dem man allenfalls eine Wand hätte durchbrechen können. An den starken eisernen Trägern, die die herabgelassene Pritsche stützten, blieben sie haften. Es mochte wohl möglich sein, damit in eine

Mauer eine Bresche zu legen. Aber nein, — oben am Fenster konnte man die Dicke der Wand messen; sie war fast einen halben Meter stark.

Und doch war Findeisen entkommen.

Die Not hatte den schwerfälligen Geist des Burschen erfinderisch gemacht. Seitdem er der Leiche des Sergeanten gegenübergestellt worden war, mußte er schon daran glauben, daß er einen Totschlag begangen hatte. Von diesem Augenblicke an wähnte er seinen Kopf nicht mehr sicher auf dem Halse zu tragen. Die Furcht vor dem Tode gab ihm Listen ein, die er sonst nie ersonnen hätte.

Er hatte sich der eisernen Pritschenfüße als Werkzeug bedient, ganz wie Wolf es vermutete. Die Stirnwand der Zelle nach außen zu durchbrechen hatte er sogleich als unmöglich erkannt, dagegen ließen die Seitenwände eine bedeutend geringere Stärke vermuten. Sie klangen weit hohler beim Klopfen. Findeisen wußte, daß die eine davon nur wiederum an eine Arrestzelle grenzte. Damit war ihm nichts geholfen. Aber hinter der anderen lag ein Schuppen, in dem die Löschgeräte aufbewahrt wurden. Von dort aus führte ein bequemes Fenster, das nur mit Draht bezogen war, ins Freie.

Und sobald es ruhig im Wachtgebäude geworden war, hatte er sich an die Arbeit gemacht, zwischen dem Bohren und Wuchten ängstlich auf den Flur hinaushorchend. Die Wand war nur das Längsmaß eines Ziegels stark, und nachdem der erste Stein Brocken für Brocken herausgebrochen war, kostete es nur noch eine leichte Mühe, das Loch zum Durchschlüpfen zu erweitern.

Die Posten, die in der Nacht aufgezogen waren,

gaben an, keine auffällige Beobachtung gemacht zu haben. Übrigens waren sie durch die Wachinstruktion entschuldigt; es war ihnen gestattet, bei dem strömenden Regen in den Schilderhäusern unterzutreten. So wußte man nicht einmal, wann die Flucht des Gefangenen stattgefunden hatte.

Ein Steckbrief wurde hinter dem Entsprungenen erlassen. — Vergebens. Der Kanonier Findeisen blieb verschwunden.

Wolf dagegen wurde an dem gleichen Morgen, an dem Findeisen sich abseits von allen begangenen Wegen durch das Dickicht und Gestrüpp des meilenweiten Forstes nach der Grenze schlich, als Untersuchungsgefangener in das Arresthaus der Hauptstadt eingeliefert.

Der Zug, in dem er mit seinem Transporteur fuhr, kreuzte auf einer Zwischenstation einen anderen. Aus allen Wagen schauten Reservisten heraus, Leute von allen Truppengattungen bunt durcheinander gemischt, aber einmütig in ihrer ausgelassenen Freude.

Gleichzeitig setzten sich die beiden Züge wieder in Bewegung, und die Reservisten fingen an zu singen:

„Reserve hat Ruhe,
Reserve hat Ruh',
Und wenn Reserve Ruhe hat,
Dann hat Reserve Ruh'."

Wolf hielt die Augen starr auf die staubigen Dielen des Wagenabteils gerichtet.

Als der Gesang in der Ferne verklungen war, hob er den Kopf mutig empor. Das helle Licht des Tages flößte ihm neue Zuversicht ein. Seine Tat war ja, gerade wenn man sie recht im hellsten Lichte, recht eingehend und deutlich betrachtete, am allerentschuldbarsten.

Vielleicht war er in sechs Monaten auch frei. —

Eine Woche darauf wurde der Kanonier Hermann Wilhelm Wolf der sechsten Batterie Osterländischen Feldartillerie-Regiments Nr. 80 wegen tätlichen Angriffs auf einen Vorgesetzten (M.-St.-G.-B. § 97) vom Kriegsgericht der 42. Division zu drei Jahren Gefängnis verurteilt.



XII.

„Was nützet mi-a-ir
Ein schönes Mädchen,
Wenn andre mit ihr
Spazieren gehn?
Und küssen i-a-ihr,
Und küssen i-a-ihr,
Und küssen ihr
Die Schönheit ab.“
(Soldatenlied.)

Am Tage nach der Rückkehr aus den Herbstübungen suchte Gustav Weise seine „Braut“ auf. Nicht Liebessehnsucht trieb ihn zu ihr, sondern sein Vorrat an Cigarren war erschöpft. In dem Laden der Angebeteten gedachte er ihn zu ergänzen.

Die Türschelle klingelte, und der glücklich heimgekehrte „Bräutigam“ betrat den Verkaufsraum. Der Laden war leer. Weise wartete an die Ladentafel gelehnt. Eine freudige Erwartung spiegelte sich in seinem Antlitz wieder, und er schaute gespannt nach der in die Wohnräume führenden Tür, deren Scheiben mit roten Vorhängen verhangen waren.

Aber nicht die Dame seines Herzens erschien auf der Schwelle, sondern ein Mann, ein großer Kerl mit einem dicken, roten Gesicht, in dem ein mächtiger schwarzer Vollbart wucherte. Eine üppige Lockenfülle zierte den umfangreichen Schädel, und die vierschrötige Gestalt füllte fast die ganze Tür aus.

Weise war geneigt, ihn für einen Kommis zr halten, den die Geschäftsinhaberin sich zur Unterstützung engagiert haben mochte.

Der Kommis trug einen sehr niedrigen Klappkragen, der den derben, fleischigen Hals fast gänzlich bloß ließ. Unter dem Kragen fiel ein blutroter Flatterschlips auf die Hemdbrust herab. Der starke Oberkörper steckte in einem braunen Sammetjackett, die Beine in weiten Hosen, die an den Knöcheln zu einem engen Bund zusammenliefen. Im ganzen glich er dem Direktor eines wandernden Zirkus mehr als einem Ladengehilfen, und höchst befremdlich war eine offenbare Vorliebe für blutrot; auch das Taschentuch, das aus der Tasche des Sammetjacketts herauslugte, zeigte diese Farbe.

Weise fühlte sich von ein paar blitzenden, südlichdunklen Augen streng gemustert und verlangte ziemlich kleinlaut „fünf Cigarren zu vier".

Der Kommis entnahm sie finster schweigend der Kiste, die, wie Weise sich genau erinnerte, diejenigen zu zweieinhalb Pfennigen das Stück enthielt, und strich das Geld würdevoll ein.

Dann wiesen die Blicke des Schwarzbärtigen verständlich mahnend nach der Tür.

Aber der Soldat faßte sich ein Herz, hielt stand und fragte: „Könnte ich wohl einmal Frau Pätzold sprechen?"

— Pätzold hieß nämlich die Ladeninhaberin, und obwohl sie ein lediges Fräulein war, wurde sie zuvorkommend Frau genannt, weil sich im Laufe der Zeit drei Kinder zu ihr gefunden hatten. —

„Warum, mein Herr?" fragte der Kommis mit einem drohenden Rollen der „R" zurück.

„Ich kannte Frau Pätzold gut," erwiderte der Ka-

nonier. „Mein Name ist nämlich Weise, — Gustav Weise."

Der andere verzog höhnisch die derben Lippen inmitten des schwarzen Bartdickichts.

„Gustav Weise —", wiederholte er, „Gustav Weise — ? — Sie kannten Frau Pätzold, nicht wahr? Wie meinen Sie das?"

„Ich — ich — ich war ein entfernter Verwandter von ihr."

„So? Ein entfernter Verwandter? So, so? — Nun, Herr Gustav Weise, — ich bin der Verlobte Pauline Pätzolds und binnen wenigen Tagen ihr Gatte. Soll ich ihr etwas ausrichten von Ihnen, Herr Gustav Weise? Mein Name ist Bialapolski, Anton Bialapolski."

Weise dankte: „O, nein, das ist durchaus nicht nötig."

Bialapolski aber schritt um die Ladentafel herum und näherte sich dem Soldaten, der Schritt für Schritt nach der Tür retirierte.

„Eine Aufklärung aber, Herr Gustav Weise," sprach er, „bin ich Ihnen im Namen meiner Verlobten schuldig."

Der Kanonier stand nun schon auf den Treppenstufen. Bialapolski trat in die Tür und rief ihm mit einer wahren Löwenstimme nach: „Eine Pauline Pätzold zieht es vor, einem Manne der Freiheit die Hand zum ewigen Bunde zu reichen. Den uniformierten Tyrannenknecht verschmäht sie."

Die Schiffsarbeiter und Kohlenschlepper, die gerade nach Arbeitsschluß vom Flußhafen her die Straße heraufkamen, blieben stehen und lachten, — — im Grunde über beide, über den Soldaten, der wie ein begossener Pudel abzog, und über den komischen Kauz

in der Tür, der wie Bosko, der Zauberkünstler vom Jahrmarkt aussah und so hochtrabende Salbadereien im Munde führte.

Weise hätte dem Schwarzbart gar zu gern ein „Hanswurst!" ins Gesicht geworfen. Wenn der Mensch nur nicht so derbe Fäuste gehabt hätte! So verbiß er seinen Groll und trollte wieder nach der Kaserne.

Der Kanonier stieß einen Fluch aus. Zum Teufel! Seit wann konnten einem denn die Leute in den Kopf schauen? In weiser Voraussicht hatte er zu keinem Menschen von seinen heimlichen Plänen gesprochen, und nun hatte sich doch einer in das mollige Nest gesetzt, das er für sich ausgesucht hatte.

Und was für ein Kerl! Ein richtiger Possenreißer!

Weise trauerte Pauline Pätzold aufrichtig nach, weniger dem Verlust ihrer etwas in eine behäbige Korpulenz zerfließenden Person, als dem des einträglichen Ladens und der drei sauberen, fertig eingerichteten Stuben hinter den mit roten Vorhängen verhangenen Scheiben. Die unwiderstehlichen Reize des erotischen Bialapolski hatten ihm einen derben Strich durch die Rechnung seiner ganzen Zukunft gemacht.

Mißmutig zog er die Tüte mit den fünf Cigarren hervor. Er hatte sich nicht getäuscht: es waren die strohgelben zu zweieinhalb Pfennigen, und dieser Lump im Laden hatte sie noch dazu so stark gedrückt, daß die Deckblätter überall losbröckelten.

Eine einzige brannte zur Not, die anderen waren nur als Pfeifentabak zu rauchen.

Weise wählte zur Rückkehr nach der Kaserne den einsamen Fußsteig über das Schützenhaus. Er bewegte einschneidende Pläne in seinem Kopfe. Auf keinen Fall wollte er wieder als Schlosser in die Maschinenfabrik

eintreten; er verspürte nicht die geringste Lust, sich wieder so wie vor dem Dienen zu plagen. Aber was dann?

Nachdenklich sah er zu, wie die Cigarre trotz aller Mühe nur auf der einen Seite schwelend und kohlend in Brand kam. Schließlich warf er das widerspenstige Ding weg. —

Am Abend beim Dienstverlesen las Wachtmeister Heppner an erster Stelle: „Nachdem gestern die Mannschaften zu reiflicher Überlegung aufgefordert worden sind, sollen nun, — nach dem Wegtreten, — diejenigen sich melden, die Lust und Beruf in sich verspüren, unter Aussicht auf eine spätere Beförderung weiterzudienen."

Dann kam noch eine Menge anderer Dinge, der Arbeitsdienst für den nächsten Tag, die Liste der Wachmannschaften und dergleichen Kleinkram.

Drei Mann meldeten sich nach dem Wegtreten beim Wachtmeister, zwei, mit denen Hauptmann von Wegstetten schon früher unterhandelt hatte, und — — Gustav Weise.

Heppner machte große Augen und hatte eine erstaunte Bemerkung auf der Zunge, aber er sagte nur ganz kurz: „Ich werde es dem Herrn Hauptmann vortragen, daß Sie sich gemeldet haben."

Am nächsten Morgen meldete er dem Batteriechef den ungewöhnlichen Fall.

Wegstetten war, mit einem österreichischen Orden geschmückt, von seinem Kommando zurückgekehrt. Als er von dem Unfall im Manöver und von dem Attentat Findeisens unterrichtet worden war, hatte er kopfschüttelnd bemerkt: „Tja, — wenn man nicht selbst dabei ist!" Nun stürzte er sich mit neuem Eifer in die Dienstgeschäfte.

„Wie? Was?" zeterte er. „Dieser Kerl, der Weise, will Unteroffizier werden? Dieser rote Revolutionär? Die Meldung allein ist schon eine Frechheit! Daraus wird aber nichts, mein Bürschchen!"

Der kleine Offizier konnte sich über diese Dreistigkeit gar nicht beruhigen. Sein Gesicht war rot vor Zorn, der Schnurrbart sträubte sich, und die Augen funkelten hinter den Kneifergläsern. Aufgeregt lief er im Dienstzimmer hin und wieder.

„Sagen Sie mir, Wachtmeister," begann er von frischem, und die Stimme schnappte ihm vor Erregung über, „wie kommt der Lümmel bloß in aller Welt dazu, an so was überhaupt nur zu denken?"

Heppner zuckte die Achseln.

„Ich wunderte mich auch," antwortete er. „Freilich, — Herr Hauptmann verzeihen, daß ich so rede, — es ist ja möglich, daß er sich geändert hat, in seiner Gesinnung und so. Denn — ich habe nämlich Wiegandt und seinen Geschützführer, den Einjährigen Landmann, gefragt, — sie sagen beide, er wäre sehr anstellig und flink und zeigte auch wirklich Interesse. Und der Einjährige — bei dem hat nämlich Weise seit Ostern geputzt, — der meint, wenn man sich mit ihm unterhalten hätte, da wäre er gar nicht auf den Kopf gefallen gewesen und hätte sich leicht überzeugen lassen, daß er eben früher ganz auf dem Holzwege gewesen wäre. — Und — und schließlich, Herr Hauptmann verzeihen, es wird knapp bei uns mit den Unteroffizieren. Diesen Oktober geht ja nur einer weg, aber Keyser ist doch hin und nächstes Jahr verlieren wir drei auf einmal. Und wer weiß, ob wir Ersatz kriegen?"

Wegstetten hörte die unbeholfene Rede seines Wachtmeisters geduldig an. Er sah Heppner sinnend ins Gesicht und stellte sich dann schweigend ans Fenster.

Seine Mienen erheiterten sich und trugen schließlich einen offenkundigen Triumph zur Schau. Mit einem Male nahm sich der Fall Weise ganz anders aus. Dieser Sozialdemokrat war eben bekehrt worden, — die strenge und zugleich gerechte Zucht der sechsten Batterie hatten den Mann seine Irrtümer einsehen lassen, und er, Wegstetten, durfte sich diesen Gewinn für die staatserhaltenden Parteien anrechnen.

Er drehte sich um und sprach gutgelaunt zu Heppner: „Wachtmeister, Sie könnten recht haben! — Natürlich muß man dem Burschen auf den Zahn fühlen. Lassen Sie ihn mal ranholen!"

Weise hatte diese Unterredung erwartet und war mit sich zu Rate gegangen, wie er am besten dabei abschneiden könnte. Die glatte Gewandtheit, die ihm sonst eigen war, beschloß er fallen zu lassen und lieber die Maske eines derben, biederen Burschen vorzuhalten.

Der Hauptmann rieb ihm die Vergangenheit kräftig unter die Nase: man habe wohl erfahren, daß Weise sich draußen im Zivil an sozialdemokratischen Machenschaften beteiligt hätte. Nun wollte Wegstetten wissen, wieso Weise denn so plötzlich anderen Sinnes geworden wäre.

Der Kanonier antwortete: „Das Soldatsein gefällt mir, Herr Hauptmann. Ich bin sehr gern Soldat, Herr Hauptmann."

Der Batteriechef nickte befriedigt und fuhr fort: „Aber das ist nicht genug, Weise. Jeder Soldat, und wie viel mehr ein Unteroffizier, der die Ehre hat, Tressen am Kragen zu tragen, muß auch seinem Könige treu ergeben sein. Sind Sie das?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann."

„Und weiter: er muß mit Verachtung auf dieses

vaterlandslose Gesindel hinabblicken, das aufrührerisch an Thron und Altar rüttelt! Tun Sie das?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann."

Diese Antworten verstanden sich ganz von selbst und bewiesen gar nichts. Deshalt tat Wegstetten die Zwischenfrage: „Warum erst jetzt? Warum nicht schon früher?"

Wenn nun der Kanonier mit einer Phrase von Bekehrung und Reue antwortete, dann war die Geschichte erlogen. Es mußte eine ganz naive, einfache Erwiderung kommen.

Und Gustav Weise versetzte in dem treuherzigsten Tonfall, der ihm zu Gebote stand: „Herr Hauptmann verzeihen, es sind draußen im Zivilleben alle so — so — Sozialdemokraten. Das gehört eben mit dazu, und man sieht es gar nicht anders."

„Und jetzt?"

„Jetzt — ja, wenn man anderes sieht, dann wird man eben auch anders."

Wegstetten sah dem Soldaten lange mit seinen messerscharfen, funkelnden Augen ins Gesicht. Aber Weise schlug den Blick nicht nieder.

„Ich will's mit Ihnen versuchen," sagte endlich der Hauptmann.

Und der Kanonier antwortete: „Zu Befehl, Herr Hauptmann."

Gustav Weise wurde zum Gefreiten ernannt. Eine Vorsichtsmaßregel glaubte der Batteriechef aber gleichwohl treffen zu müssen. Denn so über alle Zweifel erhaben war die Gesinnungstüchtigkeit des Soldaten denn doch nicht. Er beauftragte den am Schluß des Manövers zum Unteroffizier beförderten Freiherrn von Frielinghausen mit der delikaten Aufgabe, Weise ein wenig zu überwachen und gleichzeitig auf seine Ge-

sinnung in staatserhaltendem Sinne möglichst einzuwirken.

Unteroffizier von Frielinghausen traktierte infolgedessen den Gefreiten Weise mit mißverstandenen Brocken seiner halbvergessenen Sekundanerweisheit. Er konnte stets nur von erfreulichen Fortschritten des früheren Revolutionärs auf dem Gebiete der vorschriftsmäßigen Gesinnungstüchtigkeit berichten.

* * *

In der Weihnachtswoche ließ sich Wachtmeister Heppner ganz in der Stille mit seiner Schwägerin Ida trauen.

Es war nötig, um nicht am Ende eine Taufe vor der Hochzeit zu feiern.

Das rohe Ungestüm des rücksichtslosen Mannes war durch den schrecklichen Tod seiner Frau einigermaßen gemildert worden. Den Herbst über bis tief in den Winter hinein schien er wie umgewandelt zu sein. Er hielt sich still zurück, und seine grobe Stimme dröhnte nur selten durch die Flure der Kaserne. Dabei kam er seinen Dienstgeschäften gewissenhaft nach, und das Triebwerk des inneren Dienstes der Batterie befand sich in tadelloser Ordnung.

Hauptmann von Wegstetten schalt sich zuweilen selbst. Er durfte mit seinem Wachtmeister in jedem Falle zufrieden sein, und doch vermochte er der Antipathie, die er einmal gegen Heppner gefaßt hatte, nicht Herr zu werden. Ein gewissermaßen vertrauliches Verhältnis, das auf die gemeinsame Sorge um die anvertraute Truppe gegründet war, dünkte ihm ganz ausgeschlossen. Er konnte es nicht über sich gewinnen, ein unbedingtes Zutrauen in die ehrenhafte Gesinnung Heppners zu hegen.

Der Wachtmeister dagegen meinte, so wie es geschah und nicht anders müßten sich er und der Hauptmann vertragen. Wenn er manchmal recht sorgfältig seine Pflicht getan hatte, wurde es ihm ganz eigen freudig und warm ums Herz. Er war ordentlich stolz auf sich und gelobte sich im Stillen, nie wieder in die alten Torheiten zurückzufallen.

Die Notheirat war ja recht peinlich für ihn, aber gottlob schien ihm niemand die Geschichte groß übelgenommen zu haben. Die Leute dachten wohl, es hätte so kommen müssen. Zwei junge, kräftige Menschen in einem Haushalt und zwischen ihnen ein todkrankes Weib, — war es nicht entschuldbar, daß die beiden sich hatten hinreißen lassen?

Da hätte er selbst weit eher Grund gehabt, mit seinem Schicksal unzufrieden zu sein. Wenn er noch zu Lebzeiten seiner Frau sich vorgestellt hatte, wie er sich sein Leben nach ihrem Tode einrichten würde, dann war er nie auf die Idee gekommen, sogleich wieder unter ein Ehejoch zu kriechen. Er hatte frei sein und seine Freiheit ungezügelt ausgenießen wollen, ohne Rücksicht und bis zum letzten Rest, und falls er sich ja noch einmal binden sollte, da hatte er vorgehabt, eine strenge Auswahl vorzunehmen und weitum eine Umschau zu halten nach derjenigen, die durch Schönheit und Geld das Opfer seiner Freiheit aufwöge.

Nun hatte sich auf einmal alles ganz anders gefügt: er ging auch seine zweite Heirat ein, ohne sie im Grunde recht gewollt zu haben.

Am Ende war er es trotzdem zufrieden. Ein so übermütiger Draufgänger wie früher war er ja doch nicht mehr. Er bäumte sich nicht mehr so ungestüm gegen etwas auf, das ihm wider den Strich lief. Die

Erschütterung bei Julies Tod hatte es ihn merkbar spüren lassen, — er war eben über die erste Jugend, über die überschäumenden zwanziger Jahre, hinaus.

Und außerdem hatte er die Ida auf seine Weise wirklich gern. Sie war eine stattliche Person, hielt ihm seinen Kram gut in Schuß und schien von den Mucken der Schwester ganz frei zu sein.

Die Ruhe, die nun in der Wohnung herrschte, dünkte ihn etwas ganz ungewöhnlich Schönes. Er begann seine Lebensführung allmählich zu ändern. Anstatt an den Abenden in die Wirtschaften zu laufen, machte er es sich zu Hause bequem. Ida hatte, um Heizung zu sparen, die Küche wohnlich eingerichtet; der Wachtmeister setzte sich dann in Juliens Lehnstuhl, sah durch die Luke der Ofentür in das flackernde Feuer und streckte sich behaglich aus. Vor Nacht ging er noch einmal durch die Ställe. Warm und feucht schlug ihm der beizende Dunst entgegen. Die Pferde standen in den Abteilungen, hielten die Köpfe gesenkt und schliefen. Die Stallwache löste sich aus dem Dunkel irgend einer Ecke los und machte ihre Meldung. Der Wachtmeister nickte, schritt ein Mal die Stallgasse auf und nieder und ging wieder. Nach der dunstigen Wärme ließ ihn der starre Frost der Herbstnacht an allen Gliedern erschauern, so daß er sich fest in seinen Mantel hüllte. Und von neuem setzte er sich in den Stuhl am Ofenfeuer. Er sah der Frau zu, wie sie das Kleinkinderzeug mit geschickten, flinken Händen neu vorrichtete.

In diesen Augenblicken, müde vom redlich vollbrachten Tagewerk, hielt er sich für einen sehr guten und braven Menschen. —

Nebenan in die ehemalige Wohnung der Schumanns waren im Laufe des Sommers Albina Worzuba

als Frau Vizewachtmeister Heimert eingezogen. Die Ehe des jungen Paares verlief ungemein glücklich. Albina floß über von Zärtlichkeit für ihren Gatten, und Heimert konnte sich in galanten Zuvorkommenheiten gegen sein Weib gar nicht genug tun.

Alsbald spielte die Frau Vizewachtmeister in der abgeschlossenen kleinen Welt der Kaserne eine dominierende Rolle. Die Unteroffiziersfrauen lauschten mehr oder minder zweifelnd der romanhaften Erzählung von ihrer Herkunft und mißgönnten ihr allesamt gewaltig das Geld, über das Frau Heimert zweifellos verfügte. Denn man bekam nicht nur bei ihr einen reinen Bohnenkaffee, ohne Karlsbader Kaffee-Gewürz, vorgesetzt, nein, sie trug sich auch stets nach der neuesten Mode, meist sogar die Röcke auf Seide gearbeitet, so daß sich die Leute nach dem Knistern und Rauschen umdrehten, wenn sie vorüberschritt. Daß sie etwas auffällige Roben bevorzugte, hielten ihr die braven Weiber als Böhmin, als Ausländerin, zu gute. Und Leibwäsche besaß erst die junge Frau! Rot- und gelbseidene Hemden und Beinkleider, mit duftigen Spitzen daran! Und niedliche Schmucksachen hatte sie! O ja, die Frau Vizewachtmeister mußte schon von gutem, reichem Herkommen sein. Das sah man an allem, an der Einrichtung, an Kleidern und an Wäsche. Ganz ungerechnet das kostbare Moschusparfüm, dessen scharfer Geruch durch die Ritzen der Flurtür hindurch noch die Treppe nach den Mannschaftsräumen hinaufdrang.

Und Albina verwaltete die ihr gebührendermaßen zugefallene Würde einer kleinen Königin mit gutem Anstand. Sie geizte nicht mit Liebenswürdigkeit und reinem Bohnenkaffee und trug ihre feinen Kleider, die sie „in einem der ersten Ateliers der Residenz

arbeiten" ließ, mit einer leichten Koketterie. In Wahrheit kaufte sie die Roben einer alten „Freundin" ab, die von Berufs wegen genötigt war, sich immer nach der letzten Pariser Mode zu kleiden.

Die Unteroffiziersfrauen neideten einander die Gunstbezeugungen der Vizewachtmeisterin und suchten sie in Haltung und Benehmen nachzuahmen. Nur die kleine Berliner Rüschennäherin Frieda, das blonde Schätzchen des Sergeanten Wiegandt, hatte an der Dame zu mäkeln. Ein einziges Mal, bei dem Sommerfest der Unteroffiziere des Regiments, hatte diese Gans, die nebenbei im Verdacht stand, eine rote Sozialdemokratin zu sein, Albina Heimert gesehen, und da hatte sie sich erdreistet zu sagen: „Die? — Otto! Det is ja 'ne —, nee, ick will det häßliche Wort man lieber nich in' Mund nehmen. Aber solche Jeschöpfe kenne ick janz jenau. In gewissen Sachen seid ihr Mannsvolk doch dumm und blind wie neujeborene Katzen!"

Als dann Albina von Leutnants und Unteroffizieren wie toll umschwärmt wurde und beim Tanz aus einem Arm in den anderen taumelte, entrüstete sich Frieda ordentlich.

„Otto!" sagte sie. „Wenn du ein einziges Mal mit der da tanzst, denn is alles aus zwischen uns. Det is ja, wie wenn Fliegen off' nen Sirupkuchen torkeln!"

Und Wiegandt gab den schon gefaßten Vorsatz auf, Frau Heimert zum nächsten Rheinländer aufzufordern; er führte Frieda zum Reigen und darnach einen heimlichen Laubengang entlang, in dem sich das Pärchen zuweilen mit anderen, ebenso eng umschlungenen, kreuzte.

Sie plauderten von der Zukunft, die jetzt recht klar vor ihnen lag. Wiegandt hatte nicht nochmals

kapituliert. Im nächsten Herbst wurde er Schutzmann mit dreizehnhundert Mark Gehalt, freier Wohnung und hundertzwanzig Mark Kleidergeld. Der Bürgermeister des Städtchens hatte als Oberleutnant der Reserve eine Übung bei der sechsten Batterie abgeleistet und sich seinen Mann selbst herausgesucht. Wegstetten war wütend, seinen besten Unteroffizier zu verlieren, und drang in Wiegandt, bei der Fahne auszuharren. Aber der Sergeant blieb unerschütterlich und wartete ungeduldig auf den Ablauf seines letzten Dienstjahres. Als Schutzmann mit solch einem stattlichen Auskommen konnte er schon die Heirat riskieren.

„Selbst wenn Kinder kommen sollten," flüsterte er seinem Schätzchen zu.

Die kleine Näherin nickte altklug und flüsterte zurück: „Es werden wohl welche kommen, glaube ich." —

Albina Heimert aber merkte in ihrer Erhabenheit gar nichts von der Nichtachtung der unbedeutenden und unscheinbaren Person. Endlich, als Frau Vizewachtmeisterin, fühlte sie sicheren, soliden Boden unter sich.

Sie schritt erhobenen Hauptes über den Kasernenhof und verwaltete ihr Hausfrauenamt mit einer schönen bürgerlichen Würde.

Trotz dieser reichlich zur Schau getragenen Solidität ging es ihr ein wenig wie einer Hündin, die beständig ein Gefolge von sich beißenden und beknurrenden Anbetern hinter sich hat. Wo die Seide ihrer Röcke raschelte und wo der durchdringende Moschusduft vorüberstreifte, drehten die Männer, Unteroffiziere und Mannschaften, die Köpfe und sahen ihr mit eigentümlich glänzenden Augen nach. Und Albina faßte

ihre knappen Röcke scharf zusammen und schützte die Säume ängstlich vor dem Schmutz der Gasse.

Selbst die rohesten blieben nicht unberührt. Jnoslawski, der den Pferdemist andächtig vom Pflaster in einen Schubkarren sammelte, leckte sich die derben Lippen und sagte zu dem Kameraden, der ihm zur Unterstützung beigeordnet war: „Panna Vizzewachtmeestärra — strammärr Kärrl!“

Übrigens quittierte Albina Heimert über jeden bewundernden Blick, selbst wenn er vom allerdürftigsten Ökonomiehandwerker ausging, mit einem undefinierbaren Lächeln. Es war durch dieses leichte Schürzen der Lippen nichts gesagt, aber man war darnach gewiß, daß die gezollte Bewunderung eine dankbare Statt gefunden hatte.

Venus triumphierte über Mars. —

Derjenige, den die Reize der schönen Vizewachtmeisterin am kältesten zu lassen schienen, war seltsamerweise Wachtmeister Heppner.

Albina hatte ihm einmal auf dem Flur gesagt: „Damals, als ich Sie kennen lernte, Herr Heppner, — Sie wissen, bei Grundmann, — da waren Sie ganz anders, viel stattlicher und schneidiger! Ich glaube beinahe, Sie werden alt, Herr Heppner.“

Und sie war in ein grelles, erkünsteltes Lachen ausgebrochen, das einem fast widerwärtig ins Ohr gellte.

Heppner hatte sich nicht um die Bosheit geschert.

Wenn er von seinem Lehnstuhl am Ofen aus Ida, dieses hübsche, gesunde, derbe Ding, mit der Frau von nebenan verglich, dann wollte ihn zuweilen vor dem betäubenden Parfüm, das sich drüben in allen Ecken festgesogen hatte, ein wahrer Ekel erfassen. Er verzog die Lippen zu einer verächtlichen

Grimasse, wenn Albina mit ihren radgroßen Hüten rauschend an ihm vorüberging, und grüßte mit einer nachlässigen, fast unhöflichen Gebärde.

Aber mit dem Frühjahr kam die alte Unrast über den Wachtmeister. Im Mai erwartete Ida ihre Entbindung. Sie hatte für nichts mehr Anteilnahme als für das Kind.

Heppner begriff auf einmal nicht mehr, wie er im Winter so ein Stubenhocker und Philister hatte werden können. Er meinte, seine Glieder seien wie eingerostet und sein Kopf sei ganz verdummt. Nun wollte er sich wieder einmal austoben und sich andere Luft und andere Gedanken durch den Schädel fegen lassen. Er fand sich mit Leichtigkeit wieder in das altgewohnte, wilde Leben hinein und verstand immer weniger, wie er Monate hindurch ein so ganz anderer hatte sein können.

Die alten Zechgenossen nahmen ihn mit freudigem Hallo auf, und es währte nicht lange, so setzte er sich auch mit zu den Karten. Das Versprechen, das er einstmals dem Einjährigen gegeben hatte, legte er sich nach seinem Gutdünken aus: er wollte keinesfalls gewisse Grenzen überschreiten. Immerhin kam es vor, daß er dagegen fehlte, und dann mußte er notgedrungen kleine Anleihen bei der Batteriekasse aufnehmen. Denn Ida hielt die Hand fest auf den Beutel, und ihr gegenüber brachte er es nicht fertig, das Haushaltsgeld herauszutrotzen.

Dazwischen kamen wieder Tage, an denen er Glück hatte, Tage, die ihm sogar ganz beträchtliche Überschüsse brachten; aber er hielt es damit wie jeder Spieler: er rechnete die Gewinne nicht gegen die Verluste auf, sondern betrachtete sie als Extrazuschüsse, die getrost bei allerhand Extravaganzen draufgehen

durften. Im allgemeinen machte er stets ein neues Loch auf, um das alte zu verstopfen.

In dieser Zeit sprach ihn Frau Albina Heimert abermals an.

„Gottlob!" sagte sie. „Sie haben sich doch aufgerappelt, Herr Heppner. Ich dachte schon, Sie würden ganz und gar verbauern."

Der Wachtmeister sah ihr nachdenklich nach, wie sie mit ihrer herausfordernden Haltung in der Tür der Heimertschen Wohnung verschwand.

Zum Teufel! Das war spaßhaft! War ihm im Winter dieses prachtvolle Frauenzimmer nicht einmal sehr zuwider gewesen? Er besann sich genau, daß er damals diese Empfindung gehabt hatte. Da mußte es wohl wahr sein: alles zusammen, Kopf und Augen, und alle anderen Sinne waren ihm damals verloren gegangen. Sonst hätte so ein handgreiflicher Unsinn nicht unterlaufen können.

Seine Frau stand in der Küche am Herd, durch ihre Schwangerschaft bis zur Unförmlichkeit entstellt.

— Und die war ihm schöner erschienen als jene? —

Von nun an erwies er Albina kleine Aufmerksamkeiten. Er begleitete sie ein Stück, wenn sie über den Hof nach ihrer Wohnung schritt, er nahm ihr wohl auch ein Paket ab, dann ließ er sie mit einer höflichen Verbeugung die Stufen voransteigen, und öffnete ihr die Tür. Sobald er sie erblickte, erkundigte er sich angelegentlich nach ihrem Befinden, und als sie einmal über Kopfweh klagte, brachte er ihr allerhand Heilmittel in Vorschlag und gebot den Mannschaften strengste Ruhe und das leiseste Auftreten, wenn sie an der Flurtür vorüberstapften.

Aber Albina spielte nun ihrerseits die Spröde. Sie ließ sich die Aufmerksamkeiten des Wachtmeisters

mit einer kühlen Miene gefallen und kürzte die Gespräche mit ihm eher ab, als daß sie ihn zu einer längeren Unterhaltung ermutigte. Dabei schauten ihm ihre Augen mit einem Ausdruck spöttischen Triumphes ins Gesicht, und ihre Blicke schienen im Gegensatz zu dem hochmütig abweisenden Munde eine lockende Sprache zu reden.

Heppner gab seine Sache keineswegs verloren. Mit dem Aufgebot seiner ganzen Liebenswürdigkeit blieb er geduldig um die Vizewachtmeisterin bemüht. Unmerklich steigerten sich die Beweise seiner Galanterie, und die so heiß Umworbene ließ sich zusehends erweichen.

Schließlich wurde Albinas Gatte auf den Verkehr aufmerksam. Seine Eifersucht witterte sogleich in Heppner einen Rivalen. Die Sorge, daß ihm der Flurnachbar ins Gehege kommen könnte, hatte ja schon vor seiner Heirat schwer auf ihm gelastet. Es war daher wie ein Alp von ihm gewichen, als der Wachtmeister sich gar nichts mehr aus Albina zu machen schien. Und jetzt verkehrte sich diese Abneigung plötzlich wieder in das gerade Gegenteil! Heppner war hinter Albina her, das mußte jeder Dummkopf merken.

Der argwöhnische Ehemann suchte mit allen Mitteln ein Zusammentreffen der beiden zu verhüten. Aber war das möglich? Ihn, den Vizewachtmeister, hielt oft ein Kommando stundenlang auf dem Exerzierplatz draußen, eine halbe Stunde Wegs entfernt, fest. Das wußte Heppner nur zu gut, er als Wachtmeister hatte ihn ja erst hinkommandiert. Konnten sie da nicht ungestört zusammenkommen, so oft und so lange es ihnen beliebte?

Heimert zog dann bei den Unteroffizieren, die

in der Kaserne Dienst getan hatten, Erkundigungen ein, was wohl der Wachtmeister den Vormittag über angefangen habe. Er tat es vorsichtig und unauffällig, wie er meinte. Die Kameraden indessen merkten recht wohl, wo der Hase im Pfeffer lag, daß den jungen Gatten die Eifersucht plagte, und Heimert wurde mit seiner Pein ein Gegenstand des Hohnes und Spottes für sie.

Käppchen, der kleine Batterieschreiber, machte sich ein Vergnügen daraus, den Vizewachtmeister in Zweifeln zappeln zu lassen.

„Können Sie mir vielleicht sagen, Herr Vizewachtmeister," sprach er, „was jetzt neuerdings mit dem Wachtmeister los ist? Er ist manchmal stundenlang am Vormittage aus dem Bureau verschwunden. Was er nur drüben so notwendiges zu tun hat?"

Heimert zog die Brauen ingrimmig zusammen und antwortete, ganz dunkelrot im Gesicht, grob: „Wie soll ich das wissen?"

Und der Batterieschreiber setzte scheinheilig hinzu: „Richtig, — vielleicht sieht er nach, ob nicht das Kind mal plötzlich angekommen ist. Die Frau Wachtmeisterin erwartet es, glaube ich, jetziger Zeit."

Am Ende kam der Vizewachtmeister auf eine ganz absonderliche Idee. Er wollte die beiden gerade recht oft zusammenbringen, in seiner Gegenwart natürlich. Wenn sie wirklich etwas vor ihm geheim zu halten hatten, dann mußten sie sich irgend ein Mal, in einem unbedachtsamen Sichgehenlassen, verraten.

Er lud Heppner ein, um der guten Nachbarschaft willen am Abend zu einer Cigarre und einer Flasche Bier ab und zu herüberzukommen.

Der Wachtmeister stellte sich ein. Ein paarmal brachte er Ida mit, dann, als die näherrückende

Niederkunft der Frau größere Schonung auferlegte, kam er auch allein.

Heimert beobachtete ihn und Albina in jedem Worte, in jeder Bewegung und beinahe in jedem Blicke. Aber sein Argwohn wurde nicht bestätigt. Heppner gab sich galant und zuvorkommend und stets ganz unbefangen, und Albina war um kein Haar anders wie sonst. Sie schwatzte viel und ließ sich die Huldigungen des Gastes mit einer hoheitsvollen Gelassenheit gefallen. Gegen ihn, den Gatten, legte sie sogar eine ungewöhnliche Zärtlichkeit an den Tag, solange der Wachtmeister mit am Tische saß.

Das gab Heimert einen Teil seiner Ruhe wieder. Wenn Heppner sich verabschiedete, schlang der Vizewachtmeister vertraulich seinen Arm um Albinas Taille. In dieser Gebärde und in dem Ausdruck seiner Augen, die den Gast mit einer spöttischen Sicherheit maßen, lag es wie eine Herausforderung: „Sieh doch, das Weib ist mein! Ich habe es und halte es, und du bekommst es nicht, so sehr du auch danach begehrst! Das ist nun einmal das Recht des Besitzenden! Und es bleibt so, wenn du mich auch tausendmal für einen mordshäßlichen Kerl hältst und dich für einen unwiderstehlichen Eroberer. Es bleibt so! Hernach, wenn du fort bist, nehme ich mir mein Recht, und das Weib muß mir zu Willen sein."

Der Wachtmeister las diesen Hohn deutlich in Heimerts Miene. Er machte, daß er in seine Wohnung hinüberkam, und schwur sich insgeheim zu, nun erst recht dem Kameraden ein paar Hörner aufzusetzen.

Drüben warf er beim Auskleiden sein Zeug unwirsch durcheinander. Maulend und murrend streckte er sich auf sein Bett. Was hatte nicht der von nebenan für ein fabelhaftes Glück! Dieser Klown mit seiner

Riesengurke von Nase, der sich im Zirkus gar keine Maske hätte zu schminken brauchen! Ein so schönes, statiöses Weib, das noch dazu einen Batzen Geld besaß, der nicht zu verachten war, gehörte diesem Nasenkaiser, dem die Kinder auf der Gasse nachspotteten! Und, was auch sein Gutes hatte, ein Weib, das nicht gleich jeden Tag schwanger wurde, wie zum Beispiel seine Frau da!

Er streifte Idas Bett mit einem bösen Blick und drehte sich wütend nach der Wand herum.

Aber Heimert sollte doch der Blamierte werden! —

Mitte Mai gebar Ida ein Kind; einen dicken, von Gesundheit und Kraft strotzenden Knaben. Neun Pfund war der Bursche schwer, ein stattliches Gewicht für einen Neugeborenen.

Der Wachtmeister schickte sich merkwürdig gut in die Rolle des Vaters. Dieser dicke Knabe war gewissermaßen ein Abbild seiner eigenen Kraft. Man konnte sich sehen lassen mit ihm.

Das war etwas anderes als das schwächliche Würmchen, das ihm einst Julie geschenkt hatte, das wohl von der Jammergestalt der Mutter sein dürres Körperchen und die welke graue Haut geborgt hatte. Es war wohl das Gescheiteste gewesen, daß es sich nach einem kurzen Jahre wieder dahin aufgemacht hatte, von wannen es gekommen war. Jetzt lag ein strammer, runder Bengel in dem Kissen, mit derben Gliederchen und einer weiß und roten Haut.

Jawohl! Die Weiber, die da vorsprachen und einen Wochenbesuch abstatteten, mochten nur die Mäuler aufreißen und die Hände vor Staunen über dem Kopfe zusammenschlagen! Da lag Kraft und Saft drin! Ganz wie im Vater.

Und er sah im Geiste bereits den Jungen er-

wachsen. Natürlich mußte er auch Soldat werden, Artillerist, und auf den Gaul wollte er ihn bei Zeiten setzen, damit der Bengel auf dem Pferderücken firm und heimisch wurde. Und wehe dem Lümmel, wenn er auch nur ein bißchen Angst zeigen würde!

Ida war über alle Maßen glücklich. Es konnte keine zärtlichere und fürsorglichere Mutter geben. Die Mutterschaft schien eine Menge schöner Eigenschaften in dem derben Weibe geweckt zu haben, die bis dahin in einem nur allzu tiefen Schlummer gelegen hatten.

Heppner fand ihr Getue weibisch und albern. Einstweilen gedieh ja der Bube an der nährenden Brust der jungen, starken Mutter ganz ausgezeichnet, aber später mußte er ihn Ida bald aus den Zähnen rücken, damit der kleine Kerl nicht etwa ein Hasenfuß wurde, der sich ewig an den Rock der Mutter hängte.

Das hatte indessen noch seine gute, geschlagene Zeit.

Allmählich wurde es dem Wachtmeister langweilig, sich mit dem Kinde zu beschäftigen.

Ganz sicher fing der Bengel zu quengeln und zu quarren an, wenn man einmal Ruhe haben wollte, und wenn man andrerseits Lust hatte, mit ihm zu spielen, ihn unter den dicken Ärmchen zu kitzeln und ihn hoch durch die Luft zu schwenken, dann schlief er ganz sicher, und Ida trat wie eine Schildwache vor und ließ ihn nicht anrühren.

Überhaupt —, es war, als ob sie nur mehr Mutter wäre. Daß sie nebenher noch Frau war, das schien sie ganz vergessen zu haben.

So machte sich Heppner von neuem an die Vizewachtmeisterin.

Albina mochte kleine Kinder nicht leiden und wollte auch mit seinem Prachtknaben keine Ausnahme

zugeben. Das fand er dumm, im übrigen jedoch hatte ihm die Böhmin bald wieder den Kopf verdreht.

Er stellte sich nun uneingeladen bei den Heimerts ein. „Um mit dem Vizewachtmeister eine kameradschaftliche Cigarre zu rauchen," gab er vor. Beinahe schamlos ging er auf sein Ziel los. Er sagte Albina die ungeheuerlichsten Schmeicheleien und trieb gewagte Scherze mit ihr.

Heimert saß dabei, fast vor Wut erstickend. Er wußte selbst nicht recht, warum er diesem Ehebrecher, der da auf dem Sofa mit Albina zweideutige Späße anstellte, nicht an die Kehle sprang. Aber die beiden hatten ja eine vortreffliche Ausrede. Waren das denn nicht alles harmlose Neckereien? Nein, — so rasende Eifersuchtsqualen er litt, er mußte warten, bis er sie auf frischer Tat ertappte.

Und mitten in das Lachen hinein drang über den Flur weg, durch die dünnen Türen zuweilen das Schreien des Säuglings, und wenn gerade die laute Lustigkeit auf einen Augenblick verstummte, wohl auch ein halblaut gesungenes Lied, das den Knaben in Schlummer wiegen sollte.

Aber Albina wollte ihre Rache voll ausgenießen. Der Wachtmeister hatte sie im Winter wie eine x-beliebige behandelt, jetzt mochte er nur noch ein Weilchen schmachten. Sie verschwendete alle ihre Lockmittel, um seine Leidenschaft noch mehr anzustacheln, und es bereitete ihr eine halb grausame, halb lüstern vorgenießende Freude, ihn vor Ungeduld vergehen zu sehen.

Eines Abends nützte Heppner den Augenblick, in dem er mit ihr allein zu sein glaubte. Er bekam sie wie rasend beim Kopfe zu fassen und drückte ihr einen wilden, tollen Kuß auf den Mund.

Albinas trotziger Widerstand brach plötzlich zusammen. Sie erwiderte den Kuß ebenso wild und toll.

Heimert stand in der dunklen Küche, vom Schatten der offenen Tür verdeckt, und sah alles. Er hatte eine Flasche Bier holen wollen, aber sie war im Schranke nicht zu finden gewesen.

Nun trat er in das Zimmer, mit einem Male ganz gelassen.

„Es ist kein Bier mehr da, Albina," sagte er, „du mußt dich geirrt haben."

Er setzte sich gemächlich an den Tisch und trommelte leicht mit den Fingern auf die Platte. Die beiden Schuldigen waren von ihrer Umarmung noch wie betäubt. Sie ahnten nicht, daß der betrogene Gatte sie beobachtet hatte. Sie erwiderten nichts auf seine Worte und schienen gleichsam aus Raum und Zeit entrückt zu sein. Sie merkten nicht einmal, daß eine lange schwüle Stille eintrat, in der die Lampe auf dem Tisch dunkler zu brennen und das Zimmer in schwarze Schatten zu versinken schien.

Der Vizewachtmeister zog seine Uhr hervor und fuhr fort: „Übrigens ist es auch Zeit, zu Bett zu gehen. Morgen ist ja auch ein Tag."

Heppner und Albina erwachten endlich aus ihrer Entrücktheit.

Der Wachtmeister hatte es eilig und verabschiedete sich schnell.

Ebenso geschwind bereitete sich Albina zur Nachtruhe vor. Sonst pflegte sie allerhand umständliche Manipulationen vorzunehmen, die dazu dienten, ihre Reize frisch zu erhalten; sie fettete sich die Haut mit Lanolin ein oder streute Puder darüber, damit sie glatt

und geschmeidig blieb, sie zog Handschuhe über die mit wohlriechendem Creme bestrichenen Hände, damit sie ihre Weiße trotz aller groben Arbeit bewahrten, — an diesem Abend strählte sie sich nur das Haar, dann war sie im Nu unter ihre Decke gekrochen.

Heimert lag schlaflos auf seiner Bettstatt. Stunde für Stunde hörte er die Turmuhr schlagen, und die kurze Mainacht dehnte sich ihm zu einer endlosen Ewigkeit aus.

Das Weib neben ihm war in einen tiefen Schlummer gesunken. Zuweilen ging ihr Atem schneller und wurde fast keuchend, und die Schlafende warf sich wie in einem lebhaften Traume hin und her. —

Als der Morgen heraufdämmerte, hatte Heimert seinen Entschluß gefaßt.

Immer noch nicht mochte er an eine Schuld Albinas glauben. Er war ja selbst Zeuge gewesen, daß Heppner sie mit seiner Umarmung geradezu überfallen hatte, und auch die erste unwillkürliche Bewegung der Abwehr war ihm nicht entgangen, mit der sich Albina gegen die ungestüme Frechheit des Wachtmeisters verteidigt hatte. Und darin irrte sich der Vizewachtmeister nicht einmal. Nur wußte er nicht, daß es Albina mit jener Gebärde zumeist um ihre kunstreiche Frisur zu tun gewesen war.

Wie er das Geschehene auffaßte, hatte Heppner seiner Frau einen Schimpf angetan, gegen den sich die Überfallene, wohl in der Lähmung der Überraschung, gar nicht recht hatte wehren können. Von Rechts wegen hätte sie ihm, dem Gatten, den Vorfall erzählen müssen. Daß sie es nicht getan hatte, das konnte tausenderlei Gründe haben. Albina kannte seine Eifersucht und wollte vielleicht einen Skandal vermeiden, der dann ohne Zweifel entstanden wäre.

Oder sie wollte ihm die Sache erst berichten, wenn sie selbst ruhiger darüber geworden war. Oder sie gedachte, den Wachtmeister persönlich in seine Schranken zurückzuweisen. Oder auch — sie begann bereits der Versuchung zu unterliegen.

Das mochte nun sein, wie es wollte, — jedenfalls haftete der Schimpf, der der Frau zugefügt war, auch am Manne, und er, Heimert, wollte sich schon Genugtuung verschaffen.

Ganz in der Stille, ohne daß die Klatschmäuler etwas davon erfuhren, wie es sich in einer so heiklen Angelegenheit geziemte.

Und wie es unter Männern üblich war.

— In einem Duell.

Die Herren Offiziere hatten ja das Beispiel deutlich genug vorgezeichnet, und was ihnen recht war, durfte einem Unteroffizier, noch dazu einem, der auch das Offiziersseitengewehr an der Seite trug, schon auch billig sein. Nur diesen Formelkram von Ehrengericht und Sekundanten brauchte man unter einfachen Leuten nicht. Allein, ohne Zeugen, Mann gegen Mann, sollte der Zweikampf ausgefochten werden.

Der Vizewachtmeister dachte an den Säbel als Waffe. Aber die Klingen waren nicht geschliffen, und es hätte Aufsehen gemacht und Ungelegenheiten bereitet, wenn man sie hätte schärfen lassen. Außerdem dünkte es ihn angemessener, in diesem Falle, in dem die Ehre einer Gattin angetastet war, Schußwaffen zur Hand zu nehmen.

Er sah in einer alten Zeitung nach, die er sich vergilbt und fast zerbröckelnd zwischen den Briefen seiner Eltern aufhob. Ein kurzer Bericht über den Tod seines ersten Batteriechefs stand darin; Hauptmann Ursinus war im Duell gefallen, auch ein Verteidiger

der Familienehre. Auf zehn Schritt Distanz und dreimaligen Kugelwechsel hatten damals die Bedingungen gelautet.

Heimert hielt eine Milderung für erlaubt. Jener Zweikampf war um eines weit schwereren Vergehens willen entstanden. Zehn Schritte Entfernung und einmaliger Kugelwechsel, — das war wohl für seinen Fall eine ausreichende Sühne.

Und da Pistolen nicht vorhanden waren, taten es am Ende auch Revolver, — die schweren Armeerevolver, die die Handwaffe des Feldartilleristen bildeten.

Es traf sich ausgezeichnet, daß er sich vor Jahren einmal ein paar scharfe Patronen aufgehoben hatte. Sie waren durch einen Zufall übrig geblieben; irgend einer von den Mannschaften war verhindert gewesen, seine vorgeschriebenen sechs Schüsse abzugeben, da hatte man etwas Beliebiges in die Schießlisten eingetragen, und die Patronen hatte er sich zur Erinnerung aufbewahrt. Das war natürlich streng verboten, aber es war ganz gang und gäbe unter den Unteroffizieren, sich über solche Vorschriften hinwegzusetzen, genau so wie man gern einen Zünder oder gar einen ganzen Blindgänger aus den Schießübungen nach Hause schmuggelte.

Mit einer grimmigen Zufriedenheit betrachtete er die kleinen Dinger. Ganz so winzig wie die Infanteriegeschosse waren sie allerdings nicht, denn der Armeerevolver hatte ein Kaliber von reichlich zehn Millimetern. Die messingenen Hülsen waren vom langen Liegen ein wenig blind geworden. Er rieb und putzte sie, bis sie blitzblank glänzten.

So fehlte nichts mehr. Das Duell konnte vonstatten gehen.

Die einzige Schwierigkeit boten Ort und Zeit.

Aber auch dafür fand Heimert bald Rat. Oben auf der Höhe hinter der Kaserne lief der Weg eine ganze Strecke lang schnurgerade am Abhang hin, bis er zu dem kleinen Ausblick einbog. Man vermochte sich gar keinen besseren Kampfplatz zu denken. Und in der Nacht mußte natürlich die Sache ausgetragen werden. Er sah auf dem Abreißkalender nach: zwei Tage später war Vollmond. Da genügte die Helligkeit vollauf, einander auf zehn Schritte deutlich zu erkennen. Der Mond ging kurz vor zehn Uhr auf und mußte um Mitternacht schon hoch am Himmel stehen. —

Den Tag über kam der Vizewachtmeister gelassen und pünktlich, wie es stets seine Art war, den Dienstgeschäften nach. Er vermied es nur, mit Heppner in Berührung zu kommen. Erst am Abend, oder noch besser in der Nacht, so daß der Zweikampf gleich darauf vor sich gehen konnte, wollte er ihn herausfordern. Er wußte, der Wachtmeister würde sich nicht weigern, er würde sich ihm zur Verfügung stellen, — ohne weiteres. Feige war Heppner nicht.

Albina gab sich wie sonst auch. Von dem Kuß erzählte sie ihm nichts. Im Grunde war das ja auch gleichgültig.

Am Vormittag schlug das Wetter plötzlich um. Die Sonne, die an den vorhergehenden Tagen fast zu heiß für den Mai geschienen hatte, versteckte sich hinter grauen Wolken, ein kalter Wind setzte ein, und Nachmittags prasselten kurze, heftige Regenschauer nieder. Noch in der Abenddämmerung war der Himmel dicht umzogen. —

Heimert sah mürrisch in das trübe Wetter hinaus. Am Ende wurde in dieser Nacht doch nichts aus seinem Plane. Wenn der Mond nicht hervorkam, wenn die

Nacht stockdunkel wurde, konnte man sich auch nicht schießen.

Aber es schienen nur Ausläufer eines fernen Frühlingsgewitters gewesen zu sein, die die Gegend gestreift hatten. Mit der hereinbrechenden Dunkelheit klärte sich der Himmel auf.

Er hörte nach dem Dienstverlesen vom Stall aus, wie sich Heppner mit Blechschmidt, dem Wachtmeister der fünften Batterie, ins „Weiße Roß" verabredete.

Das war ausgezeichnet. Nun würde er ihn beim Nachhausekommen abfangen, und die Angelegenheit war in ein paar Minuten erledigt.

Schweigend nahm er sein Abendbrot ein. Albina dachte: er hat irgendwie mit dem Hauptmann oder mit sonstwem einen Ärger gehabt, und fiel ihm nicht mit Fragen lästig. Nachdem sie den Tisch abgeräumt hatte, las sie den Kriminalroman, der sich als einziger Feuilletonartikel in allabendlichen Fortsetzungen von drei halben Spalten durch das kleine Tageblättchen der Garnisonstadt wälzte. Beim Lesen verschlang sie ein gut Teil Pralinées. Dann machte sie ihre Nachttoilette und ging zur Ruhe. Es machte ihr nichts aus, daß die Uhr noch nicht einmal neun Uhr wies. Albina las gern im Bett.

Kurz nachdem der Regulator die neun Schläge getan hatte, ging drüben der Wachtmeister aus. Auf dem Treppenflur erwischte er irgend einen von den Mannschaften, der ohne Mütze herumlief, und putzte ihn kräftig herunter. Darnach klapperte sein Säbel die Stufen hinunter, und es wurde still.

Heimert trug die Lampe in die Küche und machte sich den Tisch am Fenster zum Schreiben zurecht. Er hatte die Geschützbücher der Korporalschaftsführer eingefordert, um den Hufbeschlag in seinem Verzeichnis

nachzutragen. Das war die passendste Beschäftigung, um die Zeit bis zu Heppners Heimkehr hinzubringen.

Mit seiner langsamen, aber sauberen Handschrift reihte er schwerfällig Buchstabe an Buchstabe. Er schrieb:

Roderich, hinten 3. 5.
Satan, vorn und hinten 3. 5.
Windsbraut, hinten 8. 5.
Witz, vorn 10. 5.

und so weiter bis zu

Eidechse, vorn 3. 5. und
Frundsberg, vorn und hinten 10. 5.

Er war mit solchem Eifer bei seiner Arbeit, daß er den Zapfenstreich ganz überhörte. Als er sich von seinem Buche aufrichtete, war es elf Uhr vorüber.

Damit war nicht viel gewonnen. Der Wachtmeister kam sicher nicht vor Mitternacht heim, wahrscheinlich noch weit später.

Heimert öffnete das Fenster.

Der Regen schien die Sprossen und Knospen draußen erst voll entfaltet zu haben. Ein Hauch von frischem, jungem Grün drang in das Zimmer und bewegte die kattunenen Vorhänge gemächlich hin und her. Der Mond stand über dem Dach und warf die scharfen Schatten des Gebäudes auf die Erde. Das helle Viereck des erleuchteten Fensters fiel mitten in das Dunkel hinein. Gerade traf der Schein der Lampe die weiß- und grüngestrichene kleine Laube, die der Vizewachtmeister in seinem Gärtchen für Albina zurechtgezimmert hatte. Darüber hinweg lagen die anderen kleinen Gärten und weiterhin der ebene Rasenplan bis zum Fuße der Anhöhe im Schatten.

Aber der Wald und der Bergabhang waren vom klaren Mondenlicht beschienen. Wie ein helles Band

klomm der Fußsteig die Höhe hinan, bis er im Schatten des Gehölzes verschwand. Eine Gruppe junger Birken zog sich längs des Abhangs hin. Die weißen Stämme schimmerten, und die glänzenden Blätter, die vielleicht noch vom Regen naß waren, gleißten, als ob sie von Silber wären.

Der Vizewachtmeister starrte gedankenlos in die Pracht der Mainacht hinaus. Er freute sich, daß der Mond so hell schien. Bei diesem Licht konnte man schon seinen Mann treffen.

Er holte seinen Revolver herbei und hielt gegenüber auf die Tafel ab, die „das Betreten der fiskalischen Kasernen und Gebäude, sowie der Exerzierplätze, Unbefugten bei einer Geldstrafe bis zu 60 Mark oder Haft bis zu 5 Tagen" verbot. Die weißgestrichene Tafel war mit einem riesigen Nagel an den Stamm einer Buche geheftet. Auf den Kopf dieses Nagels, der sich scharf von der hellen Tafel abhob, zielte er.

Und befriedigt setzte er die Waffe wieder ab.

Von neuem kehrte er zum Tische zurück. Plötzlich fuhr er auf. Er leuchtete auf den Flur. Richtig, Heppners Revolver hing wie gewöhnlich am Dienstwehrgehenk. Er nahm die Waffe mit in die Küche und setzte sich wieder auf den Stuhl. Er zog die Uhr hervor, — gleich Mitternacht. Die zwölf Schläge schallten in langsamer Folge von der großen Kasernenuhr herüber, gleich darauf schneller, im Gegensatz zu der Trägheit der Turmuhr in einer fast atemlosen Hast, vom Regulator in der Nebenstube.

Heimert wartete.

Schließlich sank ihm der Kopf auf die Tischplatte hinab. Er schlief ein.

Sonderbarerweise träumte er von Julie Heppner, der ersten Frau des Wachtmeisters, deren Einsamkeit

er zuweilen geteilt hatte. Er war an jenem Septembermorgen in der Eile des Aufbruchs nur flüchtig einmal an das Bett der Toten getreten. Der Ausdruck einer namenlosen, entsetzlichen Qual hatte auf dem fahlen Antlitz des unglücklichen Weibes gelegen.

Jetzt sah er dieses verzerrte, leidensvolle Gesicht zum andern Male im Traum. — —

Einhalb drei Uhr kehrte Wachtmeister Heppner nach Hause zurück. Im „Weißen Roß" war ihm übel mitgespielt worden: er hatte über hundert Mark verloren, und diese Summe fehlte nun in der Batteriekasse.

Im Anfang war alles so gut gegangen. Er gewann wohl an die vierzig Mark und war schon auf dem Sprunge, mit dem schönen Gewinn in der Tasche zu verschwinden, da kam irgendeiner auf die Idee, die Sätze zu verdoppeln. Im Augenblick war der Gewinn hin, und als er weiter spielte, um den Verlust wieder einzuholen, gingen auch noch die hundert Mark aus der Kasse flöten. Er hatte mit einem Male nicht einen roten Pfennig mehr im Beutel und mußte den Kameraden Blechschmidt bitten, die Zeche einstweilen auszulegen.

Das plötzliche Unglück hatte ihn ganz niedergeworfen. Wie betäubt tappte er seinen Weg nach der Kaserne. Er sah kaum, wohin er trat; zuweilen stolperte er über seinen Säbel oder er verfing sich in den Sporen. Als er am Tor um Einlaß geklingelt hatte, wollte er zornig auffahren. Er meinte, das heisere Gebimmel der Schelle nicht gehört zu haben, und entrüstete sich über diese Schlamperei, einen zerrissenen Glockenzug nicht sogleich wiederherzustellen. Aber der wachthabende Unteroffizier öffnete ihm. Also war die Schelle in Ordnung, und ihm mußte das

Klingeln entgangen sein. Strauchelnd schritt er über die Schwelle.

Der Wachthabende schaute verwundert hinter ihm drein. Schlief der Wachtmeister oder war er wach? Mit weit offenen, starren Augen war der Mann vorübergetaumelt, wie ein Schlafwandelnder. Vielleicht war er auch bloß betrunken.

Heppner kam am Stalle vorüber. Es war Unruhe darin. Zwei Pferde bissen sich offenbar, eines davon stieß einen quiekenden Schmerzenslaut aus. Er hätte darauf gewettet, daß es die dicke „Caroline" war, die von ihrem Nachbar, dem alten, bissigen „Urian", gezwickt wurde. Die Stallwache fluchte und trieb die Gäule mit Prügeln auseinander.

Der Wachtmeister ging vorbei. Mochte geschehen, was da wollte, er hatte nur eine Sehnsucht, — nicht mehr an sein Unglück zu denken, sich niederzulegen und zu schlafen, — lange, lange.

Im Flur trat ihm Heimert entgegen. Er sah verstört aus, als ob er eben erst aus dem Schlafe erwacht wäre. Mit einer Gebärde winkte er ihn in die Küche.

Heppner trat ein und zog die Tür hinter sich zu. Das Licht blendete ihn. Er blinzelte träge und glaubte im Schein der Lampe zwei blinkende Revolver auf dem Tische liegen zu sehen.

„Du hast gestern meine Frau geküßt?" fragte der Vizewachtmeister halblaut. „Nicht wahr?"

Heppner nickte. Ja, ja. Was wollte der törichte Mensch nur jetzt damit? Natürlich hatte er die Frau geküßt. Und er gedachte, es gelegentlich abermals zu tun. Und noch mehr.

„Deshalb mußt du dich mit mir schießen," fuhr der andere fort. „Mann gegen Mann! Willst du?"

Wiederum nickte der Wachtmeister stumm. Warum auch nicht? Die vornehmen Leute hielten es ja auch so.

„Ist es dir recht, wenn wir die Sache gleich abmachen?"

Heppner nickte zum dritten Male. Es war ihm alles recht, wenn er nur bald zur Ruhe kam.

Heimert faßte die Kolben der beiden Revolver mit der einen von seinen großen Händen. Mit der anderen zeigte er über die Schulter hinter sich nach dem Fenster.

„Wir werden da hinaufgehen," sprach er. „Da ist Platz genug. Und hier, unsere beiden Revolver werden wir nehmen. Sieh her, ich lade sie, jeden mit einer Patrone."

Dicht vor Heppners Augen führte er die Patronen in die Walze ein. Der blanke Messingboden der Hülsen glänzte inmitten des matten Stahls. Darnach sicherte er die Waffen wieder.

Er packte sie bei den Läufen und hielt dem Wachtmeister die Kolben hin.

„Nun wähle!"

Heppner griff langsam mit der Rechten nach dem Revolver, den der andere in der linken Hand hielt.

Der Vizewachtmeister hielt die ihm gebliebene Waffe in den Schein der Lampe und las die Nummer ab.

„Ich habe deinen," sagte er, „du hast meinen. Und nun wollen wir warten, bis der Posten um die Ecke ist."

Er beugte sich vorsichtig aus dem Fenster hinaus und hielt Umschau.

Der Mond stand fast im Zenit des Himmels. Häuser, Bäume und Sträucher warfen nur ganz kurze Schatten. Die Schildwache bummelte langsam am

Zaune des Sprunggartens hin. Sie hatte das Seitengewehr in die Scheide gesteckt und die Hände tief in die Hosentaschen vergraben. Im Gehen pfiff sich der Lümmel eins. Ab und zu blieb er stehen, um einen Stein vom Wege zu schnellen oder um laut zu gähnen. Dann hob er den Kopf empor, und der Mond schien ihm in den weitoffenen Mund.

Endlich verschwand der Posten um die Ecke des Stabsgebäudes.

„Jetzt!“ flüsterte Heimert. „Geh du voraus! Bind' aber erst den Säbel ab!“

Und gehorsam schnallte Heppner sein Wehrgehenk ab. Er schob den Revolver behutsam in die Rocktasche und schwang sich aus dem Fenster. Es geschah nicht zum ersten Male, und für einen einigermaßen gewandten Menschen war der Sprung von der etwa mannshohen Mauerleiste auf den weichen Rasen hinab ein Kinderspiel. Übrigens konnte man sich auch an dem starken Eisenband des Blitzableiters hinablassen, das neben dem Küchenfenster mit starken Diebeln in die Mauer eingefügt war.

Heppner sprang rückwärts ab und taumelte schwerfällig ein paar Schritte zurück.

Der Vizewachtmeister hatte im Nu die Lampe gelöscht und folgte ihm.

Nebeneinander, wie zwei gute Kameraden, stiegen die beiden Wachtmeister den Pfad zur Höhe hinan, Heimert ruhig und gleichmäßig ausschreitend, Heppner mit unsicheren Knieen und keuchender Brust, unwillkürlich mit dem anderen Schritt zu halten suchend.

Sie tauchten in dem tiefen Schatten des Gehölzes unter und traten nach kurzer Zeit oben auf der Höhe in den hellen Mondenschein hinaus. Die strahlende Scheibe stand ihnen gerade zu Häupten.

Der Vizewachtmeister ging bedächtig den Weg entlang bis zu der Stelle, wo jede Steigung aufhörte und der Boden ganz eben verlief.

„Hier ist, dächte ich, der beste Platz," sagte er. Er zog mit dem schweren bespornten Absatz seines Reitstiefels eine Furche in die lehmige Erde.

„Willst du hier stehen bleiben?" fragte er den Wachtmeister.

Heppner trat wortlos an den Strich heran. Er richtete sich sorgfältig ein, so daß seine Fußspitzen gerade den aufgewühlten Boden berührten.

Heimert aber schritt die zehn Schritte ab, nicht Sprungschritte, wie es nach den Duellregeln geschehen muß, sondern einfache, mäßig große Gehschritte, etwa fünfundsiebzig Zentimeter weit. Nach dem zehnten Schritt machte er Kehrt, und sein Absatz ritzte abermals die Erde.

Die beiden Gegner standen sich gegenüber, durch den grauenhaft winzigen Zwischenraum von kaum acht Metern getrennt.

„Spann' den Hahn, Heppner!" rief Heimert hinüber.

Und der Wachtmeister tat, was der andere befohlen hatte. Er wußte nicht, daß es hier um Tod und Leben ging. Er handelte wie im Traume.

Mit einem Male stieß Heimert einen Fluch hervor. Da stellte sich zuguterletzt ein Hindernis ein, an das er gar nicht gedacht hatte, das aber den ganzen Plan über den Haufen werfen mußte!

Wie sollte man schießen?

Nach Zählen doch jedenfalls. Er hatte vorgehabt zu zählen „eins", dann nach der Uhr ein paar Sekunden, „zwei", wieder ein paar Sekunden, „drei." Und zwischen eins und drei durfte man schießen. Aber

zum Teufel! Er konnte doch nicht zielen, wenn er die Uhr in der Hand hielt und die Sekunden vom Zifferblatt ablesen mußte!

Unschlüssig schaute er auf die Uhr hinab. Das war doch rein zum Tollwerden, dieser Streich, der ihm da gespielt wurde!

Plötzlich kam ihm ein Gedanke. Der Zeiger zeigte gerade zwei Minuten vor drei Uhr. In zwei Minuten mußten also die drei Stundenschläge von der Kasernenuhr herüberschallen. Das war dann so gut, als wenn gezählt wurde.

Mit lauter Stimme sprach er zu dem Gegner hinüber: „Paß' auf, Heppner, was ich jetzt sage! In zwei Minuten schlägt es drüben drei, dreimal, nicht wahr? Beim ersten Schlage dürfen wir den Revolver hochnehmen, vorher halten wir ihn zu Boden gerichtet. Zwischen dem ersten und dritten Schlage dürfen wir schießen, auf den dritten schon nicht mehr. Hast du verstanden, und ist es dir recht?"

Zum ersten Male gab der Wachtmeister einen Laut von sich. Er antwortete: „Jawohl!"

Seine Stimme klang heiser, und er räusperte sich hinterher ein wenig.

„Schön," versetzte Heimert, „dann sind wir im reinen."

Er stellte sich an seinen Platz und blickte unverwandt geradeaus.

Der Mond strahlte vom klaren Himmel herab. Eine einzige lichte Wolke schwamm auf dem dunklen Grunde. Sie sah wie ein milchweißer Nachen aus.

An das Ende der Wolke hatte sich ein ganz dünner Nebelstreifen angeheftet, er zog beständig hinter ihr drein, wie das Kielwasser eines Kahnes.

Heppner sah der Wolke nach. Er suchte zu über=

legen, wie er hierher an diesen Ort gekommen war, auf die Höhe, in den Wald, so mitten in der Nacht. Er konnte sich nicht zurecht finden. Und vor allem lastete eine bleierne Müdigkeit auf ihm. Er hätte sich niedersetzen mögen, und wenn es auf die blanke Erde sein mußte.

Rings lag die schweigende Nacht.

Die Sekunden schlichen träge voran.

Plötzlich schrie ganz in der Nähe in einem Baumwipfel ein Nachtvogel, und gleich darauf dröhnte der erste Schlag der Uhr von der Kaserne herüber.

Der Wachtmeister fuhr jäh in die Höhe. Mit plötzlich erwachten Sinnen blickte er um sich. Ihm gegenüber stand Heimert, den Revolver in der Hand, und er selbst fühlte auch einen Kolben in seiner Rechten.

Aber das war ja alles Torheit! Das war ein Verbrechen! Er wollte „halt!" rufen. Jetzt war diese Narretei unmöglich. Wenn ihm etwas geschah, dann war er verloren. Es fehlte ja Geld in der Batteriekasse. Mindestens mußte er das erst ersetzen.

Schon der zweite Schlag. Halt! Halt!! — Warum war ihm die Kehle zugeschnürt?

Heimert sah ihn sich aufrichten. Er meinte, der Gegner wolle schießen und hob schnell seinen Revolver empor. Der Zeigefinger zuckte nach der Zunge des Abzugs. Der Schuß knallte, und fast gleichzeitig schlug drüben die Uhr zum dritten Male.

Heppner stand noch einen Augenblick. Der Revolver klirrte zu Boden, die linke Hand griff tastend nach der Brust. Dann stürzte die hochaufgereckte Gestalt wie eine leblose Masse schwer vornüber.

Im Liegen lief ein heftiges Zittern durch die Glieder. Der Körper bäumte sich und streckte sich,

drehte sich um sich selbst und fiel dumpf auf den Rücken.

Darnach war alles still.

Heimert stand immer noch an seinem Platze. Die Hand mit dem Revolver war ihm langsam niedergesunken und hing nun schlaff am Körper herab. Von dem Leichnam drüben glitt sein Blick zu dem Barrierenstrich vor seinen Füßen. Er hatte ihn nicht überschritten.

Es war alles nach Gebrauch und Recht zugegangen.

Endlich löste er sich aus seiner Erstarrung. Er überwand sich, die kleine Furche in dem lehmigen Boden zu überschreiten und trat zu dem Gegner hin. Seine Schritte waren schwer und tappend. Es schien ihm, als ob seine Sohlen an der Erde hafteten.

Der Wachtmeister war tot. Daran war nicht zu zweifeln. Aus der linken Brust sickerte ein wenig Blut. Nur ein ganz winziges Loch hatte es gegeben. Der Kopf war zurückgeworfen. Die weit offenen Augen des Toten starrten in den Mondschein.

Heimert drückte ihm leise die Lider zu. Er verweilte noch eine Zeitlang mit gefalteten Händen bei dem Leichnam und murmelte ein stilles Vaterunser. Dann schickte er sich zum Abstieg an.

Aber er schien sich auf etwas besonnen zu haben. Er tauchte wieder aus dem Schatten der Bäume hervor und kniete zu dem Wachtmeister nieder. Sorgfältig legte er seinen abgeschossenen Revolver an die Stelle der noch geladenen Waffe, die Heppner im Falle entglitten war.

Als er aufstand, huschte ein unsicherer, verschmitzter Ausdruck über sein Gesicht.

Zwischen den weißen Stämmen des jungen Birken-

holzes hindurch spähte er nach der Schildwache aus. Sie mußte durch den Knall aufmerksam geworden sein, und es galt verdoppeltes Aufmerken, um ungesehen wieder in die Kaserne zurückzugelangen.

Der Posten schaute angestrengt nach dem Walde hinüber, in dem der Schuß gefallen war. Den Kopf immer nach dem Abhang gewandt, schritt er zum Tor. Er wartete auf die Ablösung.

Als der aufführende Gefreite und die Ablösung erschienen, machte er seine Meldung. Er wies dabei ein paarmal auf den Wald. Der Gefreite zuckte die Achseln und fragte zurück. Schließlich verschwand er mit dem abgelösten Posten hinter dem Tor. Die Flügel klappten aufeinander, und das Schlüsselbund klirrte beim Schließen.

Die neue Wache lauschte eine Weile hinter den Schritten der Kameraden her. Dann bummelte sie gemächlich ihren Weg entlang, zuweilen nach dem Abhang hinüberspähend. Sie nahm sich Zeit auf ihrem Patrouillengang, und es währte endlos lange, bis sie um die Ecke des Stabsgebäudes bog.

Heimert nützte die günstige Gelegenheit. Geschwind war er den Pfad nach der Kaserne hinabgerannt. Er zog sich mit ein paar Klimmzügen am Blitzableiter in die Höhe, die Füße erreichten die Mauerleiste, und gleich darauf stand er aufatmend in der Küche.

Er brauchte kein Licht anzustecken. Der Mond war über das Gebäude vorgerückt und warf helle Lichtstreifen durch das Fenster. Die kleinen Gärten dicht an der Mauer, Albinas weißgestrichene Laube und darüber hinaus das Birkengehölz und der bewaldete Abhang, — alles war hell beschienen.

Ein Mondstrahl traf auf etwas Glänzendes, das

lose wider die Lehne des Küchenstuhls gestützt war. Heppners Säbel war es.

Heimert nahm ihn vorsichtig auf und hängte ihn im Flur an den Haken.

Einen Augenblick lang stand er lauschend still. Bei den Heppners weinte das Kind. Man hörte deutlich das beruhigende „psch, psch" der Frau.

Auf den Fußspitzen schleichend trat er zurück. Er zog die Tür geräuschlos ins Schloß und machte sich hastig an das Auskleiden. Behutsam legte er sich auf sein Lager; er regte sich nicht, damit nicht etwa die Bettstelle stöhnte oder knarrte.

Seine Vorsicht war überflüssig; Albina hatte einen festen Schlummer. Ein Erdbeben konnte neben ihr eine Welt zertrümmern, ohne daß sie erwachte.

Der Vizewachtmeister lag und lauschte. Nur das Klopfen seines Herzens hörte er, und von drüben klang das Weinen des Kindes durch die Türen gedämpft herüber.

„Witwe und Waise" kam ihm in den Sinn.

Die klägliche Stimme verklang allmählich. Der Knabe war wohl eingeschlafen. Vielleicht hatte ihn auch die Mutter an die Brust genommen.

Der Vater aber lag oben auf dem Wege, mit dem mächtigen Körper die ganze Breite des Pfades sperrend.

Das Licht des Mondes verblich in der Morgendämmerung, und die Sonne stieg hinter den Hügeln jenseits des Tales auf.

Überall verbreitete sie Licht und Leben, Glanz und Schönheit.

Auch in dem Antlitz des toten Mannes verrichtete sie ihr freundliches Werk.

Das Entsetzen, das in der Nacht darauf ausgeprägt gewesen war, milderte sich in ihren Strahlen und machte im warmen Tageslicht einem fast friedlichen Ausdrucke Platz. — —

Der dicke Regimentszahlmeister Schellhorn, dem Oberstabsarzt Andreae die alljährliche Karlsbader Frühlingskur verordnet hatte, fand bei seinem gemächlichen Morgenspaziergang den Weg plötzlich durch den Leichnam verlegt.

Er eilte zur Kaserne und schlug Lärm.

Nach Feststellung des Tatbestandes wurde der Tote aufgehoben. Vier Kanoniere trugen auf einer Krankentrage den schweren Körper den Berg hinab und legten ihn in der Wohnung auf das Bett.

Das arme Weib sah ihnen mit irren Augen zu.

Man konnte über den Fall gar nicht im Zweifel sein. Es handelte sich um Selbstmord. Die Schußrichtung, die bei der Sektion des Leichnams festgestellt wurde, sprach mindestens nicht gegen diese Möglichkeit. Aber das untrüglich Beweisende lag darin, daß der Beweggrund zur Tat nur zu klar war. In den verschiedenen Abteilungen der von dem Toten verwalteten Kasse fehlten insgesamt etwa einhundertundzwanzig Mark.

Wachtmeister Heppner hatte sich aus Furcht vor Entdeckung erschossen.

Und nachts drei Uhr war die Tat geschehen. Das war durch die Meldung festgestellt, die sich im Wachtbuche fand: „Der Posten am hintern Tor, Kanonier Vieweg, meldet, daß er beim Schlage drei Uhr im Wäldchen hinter der Kaserne einen Schuß hat fallen hören. Irgendwelche Geräusche vor- oder nachher hat er nicht vernommen.“

Der Oberst, Major Schrader und Hauptmann von Wegstetten kamen überein, den Fall, abgesehen von dem unerläßlichen Bericht an die höheren Kommandostellen, nicht laut werden zu lassen. Schrader ersetzte stillschweigend die fehlende Summe.

Die Spielkumpane Heppners wurden ernstlich verwarnt. Wachtmeister Blechschmidt, der am stärksten belastet schien, erhielt die dienstliche Mitteilung, daß er auf weitere Kapitulation nicht rechnen dürfte.

Der Witwe endlich redete man vor, ihr Mann habe sich in einem Anfall geistiger Umnachtung das Leben genommen.

Die kräftige Frau schickte sich mutig in ihr Los. Sie hatte zwei starke Arme, und auf dem Lande wartete immer irgend eine Arbeit. Wer sich nicht scheute herzhaft zuzugreifen, der fand da sicher ein Unterkommen, und bei einer so tüchtigen Wirtschafterin, wie sie es war, nahm man auch gern ein Kind mit in Kauf.

Und aufrechten Hauptes schritt sie durch das Kasernentor. Das Kind trug sie im Arm.

Um die Zukunft war ihr nicht bange.

* *
*

Vizewachtmeister Heimert rückte wenige Tage nach dem Begräbnis in die Stelle Heppners auf.

Es machte ihm eine ganz ungeheure Mühe, sich in die neuen Obliegenheiten einzuarbeiten, und doch konnte es nicht leicht einen Menschen geben, der seinen Geschäften eifriger und gewissenhafter nachkam.

Hauptmann von Wegstetten verging manchmal vor Ungeduld, wenn ihm sein Wachtmeister so gar nicht entgegenkam. Mit bloßen Andeutungen oder Hinweisen war dem schwerfälligen, wohl auch etwas beschränkten Kopfe Heimerts zu viel zugemutet. Man mußte ihm

alles bis in das Kleinste darlegen und zeigen. Wenn er aber einmal etwas begriffen hatte, erwies er sich als der verläßlichste und pünktlichste Ausarbeiter.

Am liebsten saß der Wachtmeister im Dienstzimmer vor seinem Schreibtische. Um Albina kümmerte er sich seit seiner Beförderung wenig. Er legte ein sonderbares, scheues Betragen gegen sie an den Tag und vermied es, mit ihr länger als nötig allein zu sein. Die Frau ließ ihn bei seinen seltsamen Launen und entbehrte die früher nur allzu häufigen Zärtlichkeiten des ungeliebten Gatten ohne Bedauern.

Noch lange nach Zapfenstreich brannte die Lampe im Batteriedienstzimmer. Die Schildwachen blieben stehen, wenn sie unter dem erleuchteten Fenster vorüberpatrouillierten, und dachten verwundert: braucht denn dieser Wachtmeister mit der Riesennase gar keinen Schlaf?

Und Heimert schrieb, stundenlang, bis tief in die Nacht hinein, langsam Buchstaben an Buchstaben, Zahl an Zahl reihend.

Die Listen und Meldungen von seiner Hand stellten zugleich kalligraphische Meisterwerke vor.

Käppchen, der Batterieschreiber, der doch selbst auf seine saubere Handschrift stolz war, betrachtete sie mit Bewunderung.

„Alle Achtung, Herr Wachtmeister," sagte er, „das sieht wahrhaftig aus, als ob es gestochen wäre."

Heimert nickte und antwortete gleichgültig: „Nun ja, wenn man sich Zeit nehmen kann."

„Aber Herr Wachtmeister sollten doch in der Nacht nicht solange wach bleiben!" fuhr Käppchen fort: „Herr Wachtmeister sehen schlecht aus!"

„Wieso?"

„Nun, um die Augen und so. Herr Wachtmeister müßten sich mehr Schlaf gönnen."

„Ich brauche nicht mehr," erwiderte Heimert.

Nun, wenn der Wachtmeister guten Rat nicht annehmen wollte, — Käppchen war es zufrieden. Er konnte sich keine bequemere Zeit wünschen. Heimert schrieb am liebsten alles selbst und ließ sich ohne Widerstreben immer noch mehr Arbeit zuschieben. Um so mehr durfte sich dann der Batterieschreiber auf die faule Haut legen.

Allmählich gelangte Käppchen zu der Meinung, bei dem Wachtmeister müßte irgendwo im Kopfe eine Schraube oder ein Schräubchen locker sein. Ein vernünftiger Mensch rieb sich doch nicht so ohne Not auf.

Und dann hatte Heimert gewisse Schrullen. Er konnte rasend werden, wenn man ihm den buntbemalten Federhalter hinlegte, den noch Heppner benutzt hatte, oder wenn das Erbstück Heppners, der Briefbeschwerer aus dem Bodenstück einer Granate, vor ihm auf dem Pulte lag. Einen richtigen Wutanfall bekam er dann. Gleichwohl rührte er die Gegenstände nicht an. Der Hilfsschreiber mußte sie fortnehmen, und er verbat sich streng, daß der Halter oder der Briefbeschwerer noch einmal auf seinem Platz zu liegen kämen.

Käppchen indessen machte sich zuweilen den Spaß, ihm zu einer eiligen Unterschrift „aus Versehen" den bunten Federhalter in die Hand zu spielen. Der Wachtmeister sah mit den wütenden Augen und mit dem geröteten Gesicht, in dem die Nase der dunkelroteste Punkt war, gar zu drollig aus. —

Aber die Tage waren dem Wachtmeister immer noch zu lang.

Am Ende war auch einmal das Schreibwerk erledigt, und es blieb doch noch müßige Zeit.

Er war nicht verlegen um einen Ausweg.

Beim Bespannterexerzieren hatte er bisher als Vizewachtmeister den dritten Zug geführt. Nun fiel ihm als Wachtmeister ein ganz anderer Platz in den Formationen zu. Die Sache war eigentlich viel leichter als vorher. Aber es schien, als begriffe er in dieser letzten Zeit doppelt schwer. Er wußte zuweilen nicht, wohin er gehörte, und wenn ihn dann Wegstetten tadelte, drückte ihn das schwer darnieder. Machte es nicht auch einen ganz miserablen Eindruck, wenn nicht einmal der Wachtmeister, der älteste Unteroffizier der Batterie, seinen Kram verstand?

Wenn er, mit zugehaltenen Ohren und tief über das Buch geneigt, im Exerzierreglement büffelte, liefen ihm die Gedanken bald wirr durcheinander. Er konnte sich kein rechtes Bild von allen diesen Bewegungen machen. Deshalb griff er zum Schnitzmesser und formte sich mit unendlicher Mühe aus weichem Holz kleine Gebilde, die in groben Umrissen die Geschütze, die Munitionswagen und die einzelnen Reiter darstellten. Diese zierlichen Figuren malte er verschiedenfarbig an, so daß sie nicht mehr zu verwechseln waren, den Batteriechef, die Zugführer, den Wachtmeister, die Trompeter, den schließenden Unteroffizier und den Wagenführer. Und nun ließ er sie auf der Tischplatte exerzieren, aufmarschieren und wieder abbrechen, Zugskolonnen bilden und schwenken, und immer richtete er das Hauptaugenmerk darauf, daß sich der gelbgestrichene Wachtmeister am rechten Platze befand.

Wegstetten hatte wirklich nach kurzer Zeit nicht mehr über den Wachtmeister zu klagen, er fand ihn

beim Exerzieren stets an der richtigen Stelle. Heimert aber spielte weiter mit seinen Figuren. Für diese hölzernen Geschütze und Reiter war er nun Batteriechef. Er ruhte nicht, bis er seine winzige Truppe in ebenso tadelloser Verfassung sah wie der Hauptmann die sechste Batterie, und er verteilte Lob und Tadel nach Verdienst. —

Albina schüttelte den Kopf zu dem Treiben ihres Gatten.

Der Mann war krank, das stand bei ihr fest. Sie redete ihm anfangs zu, sich vom Arzte untersuchen zu lassen, aber Heimert wies sie rauh zurück.

„Gott sei Dank!" sagte er. „Mir fehlt es nirgends. Wenn nur jeder so gesund wäre wie ich!"

Da ließ sie ihn in Ruhe. Nach ihrer Ansicht zehrte eine schleichende Krankheit an ihm. Über kurz oder lang mußte das Leiden zum Ausbruch kommen.

Heimert nahm kaum mehr Speise und Trank. Er war von je rechtschaffen häßlich gewesen, aber jetzt schrak man vor diesem Gesicht zurück. Die ehedem gesundfarbige Haut war fahl und grau geworden, die Augen lagen tief in den Höhlen und hatten einen stechenden Blick angenommen, und mitten aus diesem aschfarbenen Gesicht sprang die schreckliche Nase hervor.

Albina seufzte. Wahrhaftig, mit diesem Manne konnte man keinen Staat machen. Es war nur ein Glück, daß er sich von ihr fern hielt.

Aber dabei langweilte sie sich auf die Dauer fürchterlich.

Rein aus Langeweile fing sie an, sich frisieren zu lassen.

Der Barbier, der den Wachtmeister jeden Morgen rasierte, hatte sich dazu erboten, indem er eine

schmeichelhafte Bemerkung über das prachtvolle, gar nicht genügend zur Geltung kommende Haar der „gnädigen Frau“ einfließen ließ.

Albina war bisher stolz an ihm vorübergegangen. Ein Barbier war eigentlich Luft für sie. Nun betrachtete sie sich ihn genauer. Er schien ihr ein höflicher, angenehmer junger Mensch zu sein.

Dichte dunkle Locken zierten sein Haupt. Auf der einen Seite war die Fülle seines Haares zierlich hochgekämmt, auf der anderen sorgsam mit Pomade an den Kopf geschmiegt. Diese Frisur hatte etwas Apartes, besonders inmitten der kurz geschorenen Unteroffiziers- und Soldatenköpfe. Ein Paar flotte Backenbärtchen erinnerten ein wenig an Albinas österreichische Heimat. Dazu trug sich der junge Mann sehr elegant. Die Wäsche und die Kleider waren nur nicht immer ganz sauber, — mein Gott, das war bei einem Barbier am Ende kein Wunder! Wie leicht spritzte nicht eine Flocke Seifenschaum aus dem Becken heraus?

Und unterhaltend war er.

Er besaß einen Erlaubnisschein vom Regiment und kam überall in der Kaserne herum. Von allen möglichen Leuten wußte er die interessantesten Dinge zu erzählen.

„Nicht wahr, gnädige Frau,“ pflegte er zu sagen, „ein Barbier gehört doch halb und halb zur Familie? Er sieht die Leute gewissermaßen im Negligé. Da erfährt man so manches, ganz sonderbare Sachen zuweilen. Aber natürlich verbietet einem die Berufsehre, das alles wieder auszuplaudern. Nur so kleine, belanglose Sächelchen darf man doch weiter erzählen? Es macht den Kunden Spaß. Das ist doch erlaubt? Nicht wahr, gnädige Frau?“

Albina pflichtete ihm gern bei.

Das war doch wenigstens ein Mensch, mit dem man ein vernünftiges Wort reden konnte. — —

Eines Morgens sprengte der Hauptmann beim Exerzieren an den Wachtmeister heran.

„Sie müssen sofort nach Hause, Wachtmeister!“ rief er. „Der Major will die Verpflegungsausweise vom letzten Manöver auf die Abteilung haben. Es stimmt da irgendwas nicht. Suchen Sie die Papiere heraus und schicken Sie sie sofort hinüber.“

„Jetzt gleich?“ fragte Heimert.

„Ja doch, ja doch! Machen Sie, daß Sie fortkommen!“

Der Wachtmeister trabte nach Hause. Mit dem Helm auf dem Kopfe und mit dem Säbel an der Seite ging er ans Suchen. Käppchen trug die Ausweise auf das Abteilungsdienstzimmer.

Darnach betrat Heimert seine Wohnung.

Im Schlafzimmer traf er Albina mit dem Barbier zusammen. Das schamlose Weib hatte sich so sicher gefühlt, daß es nicht einmal den Riegel vor die Tür geschoben hatte.

Der Galan entwich gewandt durch das Fenster.

Albina war nicht so flink. Heimert packte sie und schleifte sie so, wie sie gerade war, nur mit der Nachtjacke und einem dünnen Unterrock bekleidet, durch die Tür.

Die Jacke zerriß. Nur die Fetzen blieben ihm in der Hand.

Da faßte er ihr in den dicken Haarschopf. Sie schrie. Aber er stieß sie vor sich her auf den Flur.

An einem Haken hing eine Klopfpeitsche. Im Vorübergehen riß er sie herunter, und nun sauste ihr die lederne Schlaufe in rasenden Schlägen auf den

Kopf, auf die nackten Schultern und darüber hinweg auf die entblößte Brust.

Das Weib stieß ein gellendes Wutgeheul aus. Die wenigen Mannschaften, die vom Exerzierplatz zurückgeblieben waren, liefen herbei und sahen mit offenem Munde zu.

Die Peitsche zog dunkelrote Striemen in die glatte Haut, und immer schneidender klang das Geschrei der Frau.

Aber Heimert schleppte sie die Treppe herunter auf den Kasernenhof. Sie stolperte auf den Stufen und verlor die Schuhe.

Gleichviel. Sie mußte weiter.

Wenn sie nicht gehen wollte, klatschte ihr die Peitsche um die Füße, an die Knöchel und in die Kniekehlen.

Heulend duckte sie sich nieder. Mit den vorgehaltenen Armen wollte sie die Schläge abwehren.

Der Mann riß sie wieder in die Höhe. Sie stürzte, und abermals wurde sie von der erbarmungslosen Faust am Haar emporgezogen.

Von den Schultern floß Blut, und immer noch sausten die Hiebe hageldicht herab.

Endlich, am hinteren Tor, löste sich der eiserne Griff, der ihr beinahe die Kopfhaut vom Schädel zerrte. Ein letzter, rasender Schlag zerriß ihr das Hemd, spaltete ihr die Haut und tränkte die herabhängende weiße Leinwand blutrot. Sie stand, die zerschundenen Hände über dem Kopf gefaltet, die Augen geschlossen und mit zitternden Knieen.

Plötzlich fühlte sie sich frei. In langen Sprüngen erreichte sie den Waldsaum.

Heimert war stehen geblieben und blickte ihr starr nach.

Am Abhang drehte sich das Weib noch einmal um. Der nackte Oberkörper glänzte im hellen Sonnenlicht, und das zerraufte Haar hing ihr tief in die Stirn. Sie schüttelte die bloßen Arme wild gegen den Wachtmeister und schrie ihm eine gräßliche Verwünschung, ein entsetzliches Schimpfwort ins Gesicht.

Dann verschwand sie im Gehölz.

Heimert schaute mit stumpfen Blicken hinter ihr drein, bis in dem grünen Laub nichts mehr von ihrem weißen Zeug zu sehen war.

Dann kehrte er mit festen Schritten in seine Wohnung zurück. — —

Wegstetten befahl, ihn für diesen Tag nicht zu stören. So etwas machte ein Mann am besten mit sich allein aus.

Aber als sich der Wachtmeister auch am nächsten Tage nicht sehen ließ, schickte er Käppchen nach ihm aus.

Der Batterieschreiber kam verstört zurück und meldete: „Herr Hauptmann verzeihen, — ich glaube, der Wachtmeister ist verrückt geworden.“

„Mensch, Sie sind's selber!“ fuhr der Hauptmann auf.

Er ging selbst hinüber in die Wohnung.

Heimert saß am Tische und hatte seine hölzernen Kanonen und Reiter vor sich. Mit lächelnder Miene ließ er sie exerzieren. Er selbst gab die leisen Kommandos dazu.

Seinen Batteriechef schien er nicht zu erkennen. Als Wegstetten ihn ansprach, sah er stumpfsinnig zu ihm auf.

„Kennen Sie mich nicht, Wachtmeister?“ fragte der Hauptmann.

Heimert blickte ihn lächelnd an und zeigte auf die Pferdchen.

„Ich frage Sie, Wachtmeister, ob Sie nicht Ihren Batteriechef kennen?“ fragte Wegstetten noch einmal.

Der Wachtmeister schüttelte grinsend den Kopf. Dann setzte er sich einfach nieder, und die Geschütze mußten aufmarschieren, eins vom andern in gleichem Abstand und die Zugführer und Einzelreiter an ihrer Stelle. — —

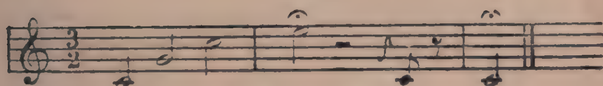
Heimert wurde in die Landesirrenanstalt gebracht.

Nur wenn ihm Frauen zu nahe kamen, begann er zu toben. Im übrigen war er ein sehr gutmütiger Kranker.

Er kannte nichts Lieberes, als mit einem hölzernen Spielzeug zu spielen. Es war ihm von außen mitgegeben worden und stellte Kanonen und allerlei Reiter vor.



XIII.



(„Das Ganze — halt!")

Oberleutnant Güntz war kurz vor Weihnachten zum Hauptmann und Batteriechef befördert worden und hatte das Kommando der fünften Batterie übernommen.

Das Barbarafest des vergangenen Winters hatte Hauptmann Mohrs Schicksal besiegelt.

Im Grunde war eine Weichselkirsche daran schuld. Eine eingemachte Weichselkirsche, die die Kasinoordonnanz beim Servieren aus der übervollen Kompottschüssel hinter Mohrs Stuhl hatte auf das Parkett fallen lassen.

Mohr trat darauf, glitt aus und brach den linken Arm.

Den Armbruch hätte der Vetter Geheimrat im Kultusministerium allenfalls noch parieren können, aber es kam noch ein doppelter Beinbruch dazu.

Hauptmann Mohr war gewöhnt, am 4. Dezember, dem Tage der Schutzheiligen aller Kanoniere und Stückknechte, kanonenvoll zu sein. Darin war er ein

ausgezeichneter Artillerist. Und als er mit dem Arm in der Binde von Oberstabsarzt Andreae in seine Wohnung geleitet worden war, hatte er bei weitem noch nicht sein volles Maß.

Während des schmerzhaften Einrichtens des Bruches war ihm etwas flau zu Mute geworden, und der Bursche brachte ihn deshalb schleunigst zu Bett. Liegend fühlte sich der Hauptmann schon bedeutend besser. Er begehrte sofort Wein, viel Wein, als Herzstärkung. Andreae jedoch verbot dem Kanonier streng dienstlich, seinem Herrn irgend welche alkoholische Getränke herbeizuschaffen.

Aber kaum hatte der Arzt den Rücken gewandt, so befahl Mohr ebenfalls dem Burschen dienstlich, Wein aus dem Keller zu holen.

Der brave Mensch weigerte sich und versuchte seinem Hauptmann gut zuzureden. Dafür bekam er die Stiefel an den Kopf geworfen und eine Unzahl Tage Arrest angedroht. Schließlich verfiel Mohr in eine wahre Raserei. Er zertrümmerte, was ihm in den Weg kam, und wollte den Burschen mit dem Säbel zum Gehorsam zwingen.

In seiner Angst erklärte sich der Kanonier bereit, den Wein zu holen; er flog die Treppen hinab und holte den Arzt vom Liebesmahle weg.

Inzwischen war aber schon das Unglück geschehen.

War nun Mohrs Durst unerträglich geworden, oder hatte er die heimliche Absicht des Burschen geahnt, — das blieb unaufgeklärt. Andreae fand ihn bewußtlos auf der Stiege liegend, das Gesicht aufgeschürft, den linken Unterschenkel zweifach gebrochen, das eine Mal dicht am Kniegelenk.

Hauptmann Mohr erhielt den Abschied wegen überkommener Garnison- und Felddienstuntüchtigkeit.

Neue Besen kehren gut.

Güntz machte sich mit frischem Mute an die schwere Aufgabe, in die vernachlässigte Truppe Ordnung und Disziplin hineinzubringen. Es gelang ihm leichter, als er selbst vermutet hatte. Schließlich war das auch nicht verwunderlich. Ein Batteriechef hatte für seinen Befehlsbereich, sofern nicht ganz außerordentliche Vergehen vorkamen, eine vollkommen ausreichende Strafbefugnis. Und Güntz zögerte nicht, rücksichtslos davon Gebrauch zu machen, wenn gütliche Mittel ihre Wirkung verfehlten.

Er bemerkte mit Genugtuung, daß die aufgewandte Mühe allmählich Früchte zeitigte. Bei den Rekruten saßen die liederlichen Gewohnheiten noch nicht fest, und was sich ihnen etwa davon bereits unter dem alten Kommandeur angehangen hatte, das wurde sehr energisch ausgetrieben. Die besseren Elemente des alten Jahrgangs fügten sich auch ohne Sperren und Spreizen in die neue straffe Zucht, und nur ein paar eingefleischte Faulpelze und unverbesserliche Taugenichtse wollten sich nicht aus dem alten Schlendrian herausfinden. Nun, die sollten auch noch klein beigeben!

Mit der Zeit konnte sich die fünfte Batterie neben der musterhaften vierten und sechsten sehen lassen. Major Schrader rieb sich vergnügt die Hände: drei so ausgezeichnete Batteriechefs auf einmal in der Abteilung, das war ein seltenes Glück, und natürlicherweise hatte er nicht den kleinsten Nutzen davon.

Bei der Frühjahrsbatteriebesichtigung erntete er vom Brigadekommandeur ein ellenlanges Lob.

Vergnügt faßte er nach dem Einrücken Güntz unter.

„Wissen Sie, lieber Hauptmann,“ sagte er, „Ihr Vorgänger Mohr war ja entschieden brauchbarer als Sie, wenn es sich um eine Burgunderbowle handelte, und ich habe gern bei ihm mal ein Glas Wein getrunken, denn der olle Saufbruder hatte eine süperbe Zunge. Aber, na ja, wir sind doch schließlich nicht in erster Linie Weinhändler. Bei den Besichtigungen war er doch allemal so ein gelinder Stein des Anstoßes. Jetzt ist meine Abteilung von A bis Z first class. Dank' Ihnen, lieber Güntz!“

Güntz war selbst ganz glücklich darüber, daß die Prüfung so glatt verlaufen war. Er war nicht vollkommen überzeugt davon gewesen, dafür hatte er seine Batterie noch nicht fest genug in der Hand.

„Nicht wahr, es ging ganz leidlich?“ erwiderte er bescheiden.

„Tadellos! Tadellos!“ versetzte der Major.

„Nun, es war auch Glück dabei, Herr Major. Als Batteriechef steckt man mitten drin und sieht manches, was schon schief gehen will. Da kommt dann gerade noch ein günstiger Zufall zwischen, und der Schaden ist glücklich vermieden.“

Der Major blieb vor dem Stabsgebäude stehen. Er schien noch etwas auf dem Herzen zu haben und kraute sich verlegen das Backenbärtchen.

„Gewiß, gewiß,“ antwortete er. „Glück muß der Mensch haben, sonst hat er Pech. Aber Ihr Verdienst bleibt bestehen, lieber Güntz.“

Dann fuhr er etwas stockend fort: „Und darum, wissen Sie, ist mir's um so peinlicher. Es liegt nämlich noch etwas vor. Diese Herren von oberhalb kennen ja ein uneingeschränktes Lob gar nicht.“

Güntz legte die Hand an den Helm und sprach gemessen: „Aber ich stehe selbstverständlich ganz zu Verfügung, Herr Major.“

„Nein, nein, lieber Güntz!“ wehrte Schrader ab. „Der Oberst war so liebenswürdig, mir den heiklen Auftrag abzunehmen, und ich bin darüber sehr froh. Denn mir geht die Geschichte wahrhaftig contre coeur, und da werd' ich doch nicht! Nee, nee, lieber Güntz, gehen Sie man ruhig zum Oberst, und vorweg: nehmen Sie's nicht tragisch, was Sie da zu hören bekommen! Ich danke Ihnen, lieber Güntz. 'Morjen, 'morjen!“

Er wandte sich zum Stabsgebäude und nickte dem Hauptmann von der Treppe freundlich zu.

Güntz war einigermaßen gespannt auf die Eröffnung, die ihm da bevorstand. Er war sich bewußt, seine Pflicht erfüllt zu haben, so gut er's eben vermocht hatte. Aber du lieber Gott, die Vorgesetzten versteiften sich zuweilen auf ganz merkwürdige Dinge. Es konnte wohl sein, daß er irgend etwas versehen hatte. Darum brauchte es doch kein so umständliches, geheimnisvolles Gebaren! Man steckte die Rüge ein und versuchte es das nächste Mal besser zu machen.

Oberst von Falkenhein empfing ihn sehr herzlich.

„Lieber Freund,“ sagte er, „ich gratuliere! Ein besseres Debut konnten Sie sich als jüngster Batteriechef gar nicht wünschen.“

„Danke gehorsamst, Herr Oberst,“ versetzte Güntz.

Dann aber ging er gerade auf die geheimnisvolle Angelegenheit los. Diese Neugier war ja am Ende verzeihlich.

„Herr Oberst verzeihen,“ fuhr er fort, „Herr Major Schrader deuteten mir da noch an —“

Falkenhein unterbrach ihn: „Ja, Sie haben recht.

Das wird Ihnen am meisten am Herzen liegen. Wissen Sie, unser verehrter Brigadekommandeur, der General, hatte nämlich noch etwas in petto. Wie gesagt, — mit der heutigen Leistung Ihrer Batterie war er ohne Einschränkung höchst zufrieden, aber er meint, Sie schienen sich bezüglich der Disziplin in Ihrer Batterie noch nicht recht in Ihre neue Stellung gefunden zu haben."

Das gerade hatte Güntz nicht erwartet. Er glaubte, besonders in dieser Hinsicht reine Wirtschaft gemacht zu haben.

Erstaunt bat er: „Wenn mir Herr Oberst gütigst erklären wollte, wieso?"

Falkenhein lächelte über seine verblüffte Miene und sprach achselzuckend: „Ja, so sagte der General. Aber, lieber Güntz, ich habe Ihnen das nur mitgeteilt, wie mir das befohlen worden ist, — jetzt wollen wir mal als Kameraden darüber reden. Ich verstehe, daß Sie die Augen erstaunt aufreißen, aber Sie werden gleich noch viel verblüffter dreinschauen. Der General führte nämlich zur Begründung seines Urteils an, daß Sie in Ihrer Batterie so viele Strafen verhangen hätten, — mehr als doppelt so viel wie in der vierten und sechsten zusammen."

Am liebsten hätte Güntz die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen. Das war ihm doch außer dem Spaße!

„Herr Oberst wissen doch," gab er zu bedenken, „in was für Verhältnisse ich hineingekommen bin!"

„Weiß ich, weiß ich!" antwortete Falkenhein. „Und ich hab' ihm das natürlich auch gesagt. Aber er hielt meine Schilderung für übertrieben. Im Vertrauen: er gehörte auch mit zu der Clique, der der selige Mohr sein zähes Dasein verdankte. Und er hielt

seinen Schluß für untrüglich, — daß nämlich viele Bestrafungen in einer Truppe auf eine mangelhafte Disziplin schließen lassen. Eine gewisse Gleichmäßigkeit in den Strafregistern der Batterien sei unbedingt anzustreben, meinte er, — wenn nicht ungünstige Rückschlüsse auf die Fähigkeiten der einzelnen Chefs gezogen werden sollten."

Da geriet der brave Güntz in eine ehrliche Wut. Wenn ihm etwas allzu Widersinniges aufstieß, war es ihm ganz einerlei, vor wem er stand. Es mußte vom Herzen herunter, was er zu sagen hatte, und wenn es vor dem Oberst war.

„Herr Oberst verzeihen," begann er, „aber der Herr General hat wohl dabei außer acht gelassen, daß zu gleichen Resultaten auch gleiche Voraussetzungen gehören. Ich meine ganz gehorsamst, daß doch allein schon das Mannschaftsmaterial der normalen Batterien verschieden ist, und daß selbst in derselben Batterie etwa ein neuer Rekrutenjahrgang eine ganz kolossale Verschiedenheit der Strafregister bewirken kann. Geschweige denn, wenn die Verhältnisse so liegen wie in meinem Falle. Wenn mein Strafregister nicht größer wäre, als das von der vierten und sechsten Batterie, dann gestattete das einen ungünstigen Rückschluß auf mich. Und ich hoffe doch ganz gehorsamst nicht, daß es dem Herrn General lieber ist, schablonenmäßig gleiche Strafregister zu erhalten, als die Disziplin einer Batterie in die Brüche gehen zu lassen."

Luftschnappend setzte er hinzu: „Herr Oberst verzeihen!"

Falkenhein war sehr ernst geworden.

„Ich nehme Ihnen nichts krumm, lieber Güntz," versetzte er. „Ich kann mir nicht helfen, Sie haben in allem und jedem recht. Und genau das, was Sie

da anführten, habe ich dem General auch vorgehalten, sehr deutlich sogar. Er wurde zuletzt verdammt kühl."

Der Oberst hielt inne und lächelte ein wenig vor sich hin. Er dachte an diese Unterredung. Der General war beinahe vor Wut geplatzt, und einem anderen hätte er diesen Widerspruch nicht ungestraft hingehen lassen. Aber Falkenhein war ein erklärter Liebling der alternden Majestät, tagelang war er des Königs Jagdgast und saß viel fester im Sattel als er, der General, selber. Da durfte man nicht allzu rauh zufassen.

„Trotzdem," fuhr der Oberst heiterer fort, „erklärte er es für wünschenswert, daß allmählich eine etwas größere Gleichmäßigkeit erzielt würde."

Güntz antwortete fest: „Herr Oberst verzeihen, — den Gefallen kann ich aber dem Herrn General vorderhand nicht tun. Das könnte ich mit meiner Auffassung vom Beruf des Offiziers nicht in Einklang bringen."

„Schön," erwiderte Falkenhein, „das haben Sie mir als Kameraden und Freund geantwortet. Als Ihr Kommandeur habe ich ja die feste Zuversicht zu Ihnen, daß Sie alles tun werden, was dem königlichen Dienste nützlich und heilsam ist, und daß Sie in diesem Sinne auch dem Wunsche des Herrn Generals nachkommen werden."

Güntz verneigte sich und antwortete: „Zu Befehl, Herr Oberst." —

Im Batteriedienstzimmer fragte er: „Wachtmeister, haben Sie den „Zampa" heute schon bewegen lassen?"

„Noch nicht, Herr Hauptmann."

„Dann lassen Sie ihn mal satteln, ich will mir selbst noch ein bißchen Bewegung machen."

Der Wachtmeister dachte bei sich: was der Chef

nur heute hat? Es war doch alles so gut gegangen. Selbst diese Himmelhunde Mortag und Ellner hatten sich zusammengenommen.

Der Hauptmann war diesmal so eilig wie sonst nie. Er gab die Unterschriften, die ihm abverlangt wurden, und sagte nach einer kurzen Überlegung zu allem, was der Wachtmeister vorschlug, Ja und Amen.

Als ihm draußen der „Zampa" vorgeführt wurde, mußte er sich gleichwohl erst darauf besinnen, daß er ja noch ein Stück hatte reiten wollen. Er saß auf und zog die Zügel langsam durch die Hand. Der Braune trat ungeduldig hin und her, und Güntz ließ ihn einen schlanken Trab anschlagen.

Er ritt talaufwärts die Chaussee entlang. Links am Abhange lag zwischen dem frischgrünen Buschwerk der Revolverschießstand, auf dem vor wenigen Monaten sein Duell mit Leutnant Landsberg stattgefunden hatte. Er dachte weniger an diesen Schlußakt der Episode, als an die Nacht vorher, in der er die Gründe für sein Entlassungsgesuch niedergeschrieben hatte.

Heute war er um ein neues Argument reicher.

Der „Zampa", der allmählich in ein sehr gemächliches Schritttempo gefallen war, bekam ein paar Sporen zu fühlen und mußte auf einem weichgrundigen Wiesenwege einen flotten Galopp hergeben.

Zum Donnerwetter auch! War nicht diese Schablonisierungssucht zum Dreinschlagen? Mußte denn dieser verdammte, alles in dasselbe Maß zwängende Drill, dieses Parademarschprinzip, alles anstecken? Mußte denn überall alles glatt und vorschriftsmäßig laufen, damit man oben nur ja die Überzeugung von der Vortrefflichkeit des ganzen Systems behielt?

Also selbst die Strafregister sollten sorgfältig ausgerichtet sein! Keines durfte den Kopf hervorstrecken! Das war wirklich erheiternd. Lehrer durften schlechte Schüler haben, aber es hatte den Anschein, als ob ein Batteriechef beileibe keine schlechten Soldaten in seiner Truppe haben dürfte. Und dabei sollten die militärischen Erziehungsmaßregeln nicht einmal über ein bestimmtes Durchschnittsmaß hinaus in Anspruch genommen werden!

Er befand sich ja glücklicherweise gerade in einer sehr günstigen Lage. Er hatte einen Regimentskommandeur, der für ihn eintrat und auch eine Meinungsverschiedenheit mit dem Vorgesetzten nicht scheute, weil er zufällig bei Majestät gut angeschrieben war. Da lief die Sache noch gut und ohne Schaden ab. — Wie aber, wenn ein Kommandeur sich selbst in seiner Stellung wackelig fühlte? Würde er den moralischen Mut finden, dem einflußreichen Vorgesetzten auch nur in der Form eines bescheidenen Bedenkens zu widersprechen? Würde er nicht vielmehr um seiner Karriere willen „Zu Befehl, Herr General" sagen?

Dann wurde der Druck nach unten geübt, und unter hundert Hauptleuten gab es sicher nur wenige, die, im Widerstreit zwischen ihrem besseren Wissen und der Besorgnis um ihre künftige Laufbahn, ihrer Überzeugung treu blieben. Meist bekamen wohl die Strafregister die „anzustrebende" Gleichmäßigkeit, und der Batteriechef mochte zusehen, wie er mit den üblen Elementen seiner Mannschaft auskam, die aller Disziplin Hohn sprachen und die er doch nicht gebührend bestrafen konnte, die die guten Leute verdarben und draußen als Reservisten Mißachtung gegen das Heer verbreiteten. Denn das Strafregister der Batterie überschritt sonst den erforderlichen Durch-

schnitt, und „das gestattete ungünstige Rückschlüsse auf die Disziplin der Batterie und auf die Fähigkeiten des Chefs". Dabei wiesen zuweilen die Überweisungspapiere der Rekruten anmutige Verzeichnisse von Vorstrafen auf, die schließlich auch nicht gerade günstige Rückschlüsse auf die Persönlichkeit der werten Inhaber gestatteten.

Aber wenn nur der Parademarsch der Strafregister klappte! Dann war das Vaterland gerettet.

Und nochmals bekam der unschuldige „Zampa" ein paar Sporen. Aber der Braune ging nicht vorwärts. Er schnaubte und stieg unwillig ein wenig hoch. Er für sein Teil hütete sich, in den Sumpf zu springen.

Der Reiter klopfte ihm lobend den Hals. Der kluge Gaul hatte für den Herrn aufgepaßt. Das Gras der Wiese war dicht vor seinen Vorderfüßen dunkelgrün gefärbt und wuchs in breiten, schilfigen Halmen. Eine kurze Strecke weiter schimmerte auch schon das Wasser durch die Rasennarbe.

Güntz ritt langsam den Wiesenpfad zurück. Er sah sich um. Ohne daß er es gemerkt hatte, war er in ein kleines Seitental geraten. Unten schimmerten im Sonnenglanze die hellen Mauern der Kaserne, ein frischer Wind schaukelte die jungen blühenden Triebe eines Ahorns leise hin und her, und ringsum sproßte alles, von frischer Kraft durchtränkt. Vorsichtig lenkte er das Pferd um einen Fleck Himmelschlüssel herum, die die ganze Breite des Pfades mit einem Bande von gelben Blütendolden sperrten.

Er warf die dunkle Sorge hinter sich. Hatte er nicht stets die Möglichkeit, seine Tätigkeit einzustellen, sobald ihn ihre Unfruchtbarkeit erwiesen dünkte? Die heutige Erfahrung fiel als ein neues Gewicht in die

Wagschale seiner Zweifel. Das war gewiß: man mußte sich damit abfinden. Aber deshalb den Mut verlieren? — Nein.

Es war, als ob die kraftvolle Zuversicht dieser hellen Frühlingslandschaft sich in ihn ergösse.

Vieles Alte und vieles seit Jahrzehnten Hochgehaltene mochte in Trümmer gehen, darum verlor diese Erde, die hier ringsum ihre Keime zum Licht emportrieb und Samen schwellen ließ, ihre Kraft nicht. Sie war die immerwährende, nie versiegende Quelle, aus der sich neue Generationen neue Kraft tranken, sie war die ewige Verjüngerin.

Güntz hatte dem Braunen die Zügel auf den Hals gelegt und schaute mit hellen, freien Blicken vorwärts.

Aber als die Hufe des „Zampa" wieder auf dem festen Boden der Chaussee klapperten, war er bereits wieder in die Wirklichkeit zurückgekehrt. Mit Schwärmereien gab er sich nicht zu lange ab. Es waren andere, positivere Dinge zu erwägen.

Er hatte sich neuerdings vorgesetzt, mit allen Kräften die Lösung eines Problems zu versuchen, das ihm schon während seines Berliner Kommandos durch den Kopf gegangen war.

Es war für ihn außer Zweifel, daß die französische Feldartillerie mit ihrer Rohrrücklaufkonstruktion vor allen anderen Armeen einen erheblichen Vorsprung gewonnen hatte, — einen Vorsprung, der nur durch geringe Bedenken gegen die Feldbrauchbarkeit der Erfindung beeinträchtigt wurde. Die französische Lafette hatte sich bisher nur in den kurzen Friedensübungen bewährt. Ob sie den fortdauernden erhöhten Anforderungen eines Feldzugs gewachsen war, das schien nicht ganz sicher zu sein. Er war nun eifrig an der Arbeit, die komplizierte Konstruktion der

Rohrrücklauflafette so zu vereinfachen und zu verstärken, daß sie unter allen Umständen und auch bei der denkbar stärksten Inanspruchnahme verwendbar blieb. Daneben hatten die Stahlschilde, die zum Schutze der Bedienungsmannschaften an den französischen Feldgeschützen angebracht waren, seine Aufmerksamkeit erregt. Die deutschen Militärs waren in der Mehrzahl gegen eine Einführung dieses Deckungsmittels, ihm schienen die Schilde sehr nachahmenswert. In der Schlacht der Zukunft mußte man ganz mathematisch mit Verlustprozenten rechnen, und es war auf jeden Fall ein erheblicher Vorteil, wenn kraft der Schilde ein gutes Teil Treffer zu subtrahieren war. Die Gegner der Maßnahme führten für ihre Ansicht an, die Leute würden sich dann nicht mehr hinter der Deckung vorwagen oder mindestens das Richten so schnell vornehmen, daß darunter die Genauigkeit notwendig leiden müßte. Nun, ebensogut konnte man behaupten, daß Infanterie nicht dazu zu bringen sein würde, einen Schützengraben zu verlassen. Der andere Einwand war dagegen überzeugender: die Geschütze wurden durch diese Stahlschilde im Verein mit der Rohrrücklaufkonstruktion zu schwer. Das beeinträchtigte ihre Beweglichkeit, und deshalb sann Güntz auf eine Erleichterung an einer anderen Stelle. Die Protze diente dazu, die Lafette fahrbar zu machen und nebenbei die Munition für die ersten Schüsse mitzuführen. Warum war sie dann durch eine so große Menge Geschosse belastet, die voraussichtlich nie zur Verwendung kamen? Er war darüber, das Modell einer Protze zu entwerfen, deren Munitionsmenge um ein Drittel vermindert war, so daß das Mehrgewicht der Rohrrücklaufkonstruktion und der Stahlschilde mehr als ausgeglichen war.

Noch in Berlin hatte er mit dem Vertreter einer großen rheinischen Waffenfabrik eingehend über seine Entwürfe gesprochen. Dieser Mann machte ihm den Vorschlag, den Abschied zu nehmen und für ein hohes Gehalt in die Dienste der Firma zu treten. Güntz war damals nicht auf solche umstürzende Änderungen eingegangen, aber der Vertreter hatte zum Schluß gemeint: „Wer weiß, vielleicht sehen wir uns doch einmal wieder.“

Sollte der Mann etwa recht behalten?

So oder so, — Güntz fühlte sich stark genug, sich seinen Weg durch das Leben zu bahnen. —

Am Gartentor nahm ihm der Bursche das Pferd ab.

Während der Kanonier die Bügel hochnahm, klopfte Güntz den braven Gaul leicht auf die Hinterbacken. Er hatte dem Burschen bereits zum Gehen gewinkt, da kam es krähend und zappelnd vom Hause her den Laubengang entlang, — sein Bube. Der kleine Mann tappte fest mit seinen derben Füßchen voran und schwang ein Stück Zucker in der winzigen Faust. Und hinterdrein schritt, ein helles Glück im Antlitz und mit sorglich ausgebreiteten Armen die Schritte des Kindes behütend, Frau Kläre.

Der „Zampa“ nahm den Zucker vorsichtig von dem Händchen des Knaben weg und verlor ihn gleich darauf wieder zwischen der schweren Zäumung hindurch.

„Nun, ist es gut gegangen?“ fragte Kläre.

Der Hauptmann antwortete: „Ja, recht gut.“

Er verschwieg indessen neben dem „ja“ auch das „aber“ nicht. Die ruhige Klarheit seiner Frau diente ihm gewissermaßen zur Prüfung seiner eigenen Empfindung.

Denn Kläre, das war eine Frau, die es eben nur einmal auf der Welt gab, eine Frau, die ganz eigens für ihn geschaffen war!

Sie war wirklich ganz einzig in ihrer Art.

Ein natürliches Taktgefühl ließ sie stets das Rechte treffen. Da gab es Offiziersfrauen, die Kauerhof zum Beispiel, die auch zu Hause von nichts anderem sprachen als von Besichtigungen und Beförderungen, von Eingaben und Berichten. Und wieder andere gab es, die kleine Keyl II, geborene Möller, zum anderen Beispiel, die dem Manne den Mund zuhielten, wenn er in seinen vier Pfählen einmal ein Wort von seinem Beruf verlauten ließ. „Männchen," pflegte dieses zärtlichste aller Weibchen zu sagen, „ich vergehe so wie so bald vor Sehnsucht, wenn du in dem scheußlichen Dienst bist, dann sprich mir wenigstens nicht noch davon, wenn ich dich endlich wiederhabe."

Kläre hielt die richtige Mitte inne.

Wenn der Gatte etwa beim Mittagbrot den Schatten des Batteriehalunken Mortag an die gemütliche Tafel heranbeschwor, dann verscheuchte sie das griesgrämige Gespenst ganz unnachsichtlich. Aber wenn er mit schweren Zweifeln an sie herantrat, dann ging sie tröstend und ausgleichend mit ihm zu Rate. Sie kannte seinen Plan, sich noch ein Jahr als Batteriechef zu prüfen, — zuweilen hatte sie Lust, ihm zu einer Abkürzung der Probezeit zuzureden.

Die kluge Frau sah voraus, daß er binnen Jahr und Tag den Soldatenrock ausgezogen haben würde.

* * *

Leutnant Reimers war nach wie vor der willkommene Gast des Güntzschen Hauses.

Er hatte eingesehen, daß er den Freunden mit seinen häufigen Besuchen wirklich nicht zur Last fiel,

und wenn Frau Kläre mit der Liebenswürdigkeit einer sorgsamen Gastgeberin auf seine kleinen Eigenheiten Rücksicht nahm, wehrte er sich nur noch matt: „Aber gnädige Frau verwöhnen mich wahrhaftig zu sehr. Was soll ich denn anfangen, wenn ich zum Beispiel nächstes Jahr auf Kriegsakademie kommen sollte?"

Und zu Güntz sagte er: „Wahrhaftig, du, wenn man dir und deiner Frau zusieht, dann fühlt man erst, was für ein halber Mensch der Junggeselle ist."

Der dicke Hauptmann lachte behaglich.

„Kläre," rief er seiner wiedereintretenden Gattin zu, „es scheint doch, als ob ich keinen Mißgriff begangen hätte, damals, als ich dich zur Gemahlin wählte."

„Wieso, Dicker?" fragte die Frau.

„Reimers meinte soeben, angesichts unserer Ehe bekäme er Appetit zum Heiraten. Was sagst du bloß jetzt dazu?"

„Sehr vernünftig ist das, Herr Leutnant," versetzte Kläre.

Reimers wurde ein wenig rot und antwortete: „Nun, dann werde ich nächstens mal auf die Brautschau gehen. Denn was Sie raten, gnädige Frau, das ist unbedingt gut."

„Oller Schmeichler!" brummte Güntz. „Mach' mir die Frau nicht eitel!"

Aber als Reimers sich verabschiedet hatte, sagte er zu Kläre: „Ich glaube wirklich, es ist das Gescheiteste, Reimers heiratet. Er hat nun mal gar nicht das Zeug zum Kasino- oder Kneipenmenschen. Er soll nur man getrost ein bißchen unter den Töchtern des Landes Umschau halten."

Frau Kläre deklamierte: „Warum in die Ferne schweifen? Sieh, das Gute liegt so nah."

Der Hauptmann fuhr in die Höhe: „Nanu?“

Lächelnd zeigte die Frau mit dem Daumen über die Schulter nach der Nachbarvilla.

„Marie Falkenhein?“ fragte Güntz.

Frau Kläre nickte.

„Du!“ drohte der Gatte. „Du wirst dir doch nicht etwa einen Kuppelpelz verdienen?

„Aber Dickerchen! Kennst du mir von der Seite?“ protestierte die Verdächtigte. „Nein, nein, wo werd' ich denn! Aber im Ernst, ich meine, die beiden jungen Leutchen würden ganz gut zueinander passen. Na ja, — und daß eins vor dem andern einen Abscheu haben sollte, da liegt doch auch kein Grund vor. Von Mariechen weiß ich sogar positiv, daß sie Reimers sehr nett findet, und das genügt doch immerhin für den Anfang, falls dem guten Reimers die Augen aufgehen sollten.“

„Aber ganz von selbst! Ohne Nachhilfe, bitte ich mir aus!“ schob der Hauptmann ein.

„Natürlich, Dicker, ganz von selbst.“

„— Aber Kläre, die Geschichte mit der Gropphusen? Schon faul, was?“

„Keine Spur! Das war weiter nichts als 'n flüchtiger Flirt, 'ne Poussade.“

Güntz wiegte bedenklich sein Haupt.

„Nee, weißt du, Kläre,“ erwiderte er, „ich kenne doch meinen Reimers! Mit flüchtigem Flirt und Poussaden ist bei dem nichts los. Das ist gerade das Unglück von diesem lieben Kerl, daß er alles so verdammt ernst nimmt. Bei ihm ist das damals mit der Gropphusen ziemlich tief gegangen. Das darfst du mir dreist glauben.“

„Trotzdem hängt man sich doch nicht für die Ewigkeit an eine so aussichtslose Sache!“

Der Hauptmann war nicht recht überzeugt.

„Dem ist alles zuzutrauen!“ sagte er. „Aber hoffentlich hast du recht! Übrigens wirklich! Die beiden passen zusammen.“

Behaglich im Zimmer auf und ab schreitend, sprach er weiter: „Und es klappt alles ganz gut. Reimers hat so ungefähr siebzigtausend Mark Vermögen, und der Oberst wird seinem Töchting wohl auch ein paar Silberlinge mitgeben können, ohne daß er sich einzuschränken braucht. Ich schätze so zwanzigtausend. Er ist ja kein Krösus, aber er wird dann dafür auch bald General. Eher wird sich mein guter Reimers mit seiner Leidenschaft für Bücher einrichten müssen. — Wirklich, wirklich! Die Sache klappt ganz reizend.“

Er blieb stehen und strich die Asche seiner Cigarre ab.

„Was lachst du, schlimmes Weib?“ fragte er aufblickend.

„Was bist du komisch, Dicker!“ antwortete Kläre. „Mir schiebst du stirnrunzelnd sofort die schlimmsten Absichten unter, und du machst Pläne über Pläne und rechnest dir gleich die Vermittelungsprozente aus!“

Aber Güntz parierte ihren Ausfall galant: „Meine liebe Kläre, das ist nur wieder ein Kompliment für dich. Nur glückliche Eheleute suchen wiederum Ehen zu stiften.“ — —

Es geschah ohne Zutun der beiden Güntz, daß Reimers kurz darauf den dicken Freund fragte: „Du, Güntz, findest du nicht auch, daß Mariechen Falkenhein ein nettes Mädel ist?“

Güntz neigte sich angelegentlich im Stuhl hintenüber und antwortete: „Nettes Mädel, — wieso? Natürlich hat sie ein hübsches Gesichtel, ihre Augen sind besonders lieb, und sie ist auch gerade gewachsen.

Ein bissel zu schlank, finde ich. Für meinen Geschmack selbstredend."

„Ach nein," versetzte Reimers, „das meine ich weniger. Ganz sicher ist sie auch hübsch. Aber das ist doch schließlich mehr Nebensache. Ich meine mehr die ganze Art, wie sie sich gibt. Ich finde, es ist etwas so Sicheres, so Tröstliches, Beruhigendes in ihrem Wesen. Nicht?"

„Ja, weißt du, — so eingehende Beobachtungen habe ich nun noch nicht angestellt. Aber du magst schon recht haben. Ich glaube auch, sie wird mal eine ganz prächtige Frau abgeben. Gewandt und formsicher nach außen, und doch keine Spur von Oberflächlichkeit, starker Sinn für häusliches Behagen, ein einfacher, klarer, kluger Verstand. — Glücklich der Mann, der sie mal als Gattin heimführt!"

Reimers richtete sich unwillkürlich straffer auf und gab zu bedenken: „Was glaubst du denn?! Dazu ist sie doch noch viel zu jung."

„Na, na," widersprach Güntz, „im Herbst wird sie achtzehn, und einstweilen ist sie noch nicht verlobt. Und dann kommt der Brautstand des gebildeten Europäers — nicht unter einem halben Jahr. Na, dabei kommt so allmählich die Zwanzig heran, und mit zwanzig ist ein weibliches Wesen in unserer geographischen Breite sehr wohl heiratsfähig."

Reimers schien zu überlegen. Er gab nur ein gedehntes „Hm" zur Antwort und verließ dann den Gegenstand.

Aber die Regimentsdamen hatten bald einen neuen Gesprächsstoff: Leutnant Reimers bewarb sich um Falkenheins Marie. Er hegte die ernsthaftesten Absichten, daran war kein Zweifel. Nun, Rivalen hatte er dabei nicht zu befürchten. Falkenhein war arm, das

wußte jeder Mensch. Er mochte kaum mehr das notdürftige Kommißvermögen haben. Und die Tochter? O ja, sie war eine hübsche, zierliche Erscheinung, aber blendend schön war sie auch nicht, so daß sie etwa deshalb sonderliche Ansprüche hätte erheben können. Es handelte sich eben um nichts anderes als um eine echte und rechte Kommißehe.

Die Damen waren der Ansicht, Leutnant Reimers mit seiner stattlichen Persönlichkeit habe eine weit bessere Partie machen können. Schließlich lenkte Frau Regimentsadjutant Kauerhof die Aufmerksamkeit auf einen bisher ganz außer acht gelassenen Punkt. War es nicht eine ganz gute Spekulation von seiten Reimers', die Tochter eines Mannes zu heiraten, dem eine so sichere Karriere bevorstand? Die Berechnung war nicht ganz soweit ausschauend angestellt wie diejenige des Hauptmanns Madelung, der kürzlich die Garnison durch seine Verlobung mit einem sehr ältlichen, sehr bigotten und sehr häßlichen Hoffräulein aus dem Hofhalt des Thronfolgers überrascht hatte, aber sie stand doch auf sehr soliden Füßen.

Von da an begriff man die Angelegenheit schon eher, und im Munde des Garnisonklatsches empfahlen sich Marie von Falkenhein und Leutnant Bernhard Reimers bald als Braut und Bräutigam.

Die beiden Güntz indessen, die den Ereignissen aus nächster Nähe zusahen, merkten fast noch gar nichts von einem Einandernäherkommen der beiden jungen Menschen. Reimers widmete sich bei den kommunistischen Abendmahlzeiten der beiden Villen dem kleinen Fräulein angelegentlicher als früher, das war das einzige. Sie führten sehr ernsthafte Gespräche miteinander und verstanden sich stets ausgezeichnet. Das junge Mädchen schien bereits dadurch sehr beglückt

zu sein und nahm jeden Beweis der zarten, zurückhaltenden Ritterlichkeit des Leutnants mit einem leisen Erröten entgegen, aber Reimers bemerkte das offenbar gar nicht.

„Weißt du, Dicker," sagte Frau Kläre, „dein guter Reimers ist doch ein merkwürdiger Mensch. Der baumlange Kerl benimmt sich wie ein Page aus der Minnesängerzeit, „ein frommer Knecht war Fridolin —". Ich kann mir nicht helfen, es kommt mir so vor, als sähe er in Mariechen viel eher eine recht liebe Schwester als die zukünftige Frau."

Der Gatte nickte.

„Du bist immer meine kluge Kläre," lobte er. „Und sieh mal, da schiltst du stets über mein Phlegma, aber nun sag', hab' ich nicht geradezu stürmisch um dich geworben im Vergleich zu Reimers?"

Und gedankenvoll setzte er hinzu: „Nein, nein, bis jetzt ist das bei weitem noch nicht das Richtige. — Vielleicht wird's noch. Du kannst mir glauben, Kläre, es hat auch redlich lange gedauert, bis ich mit Reimers ins reine gekommen bin. Freundschaft und Liebe sind ja verwandte Begriffe. Und er ist so scheußlich gründlich, der gute Reimers!" —

Die geschwätzigen Zungen hatten natürlich nicht gezögert, Frau von Gropphusen die interessante Neuigkeit beizubringen. Man mußte ihr lassen: wenn ihr der Flirt vom vorigen Sommer wirklich noch im Sinne lag, dann verstand sie sich zu beherrschen. Man paßte scharf auf, aber es war ihr nichts anzumerken. Kein Zusammenzucken, keine Pause im Gespräch, keine Veränderung im Ausdruck des Gesichts oder der Stimme. — Schade! Da man in dem kleinen Neste ein Theater entbehren mußte, erlebte man so gerne ein paar wirkliche, kleine Dramen.

Hanna Gropphusen stellte auch die Besuche bei Frau Oberleutnant Güntz nicht ein. Sie kam nicht seltener und nicht häufiger. Sie schien überwunden zu haben.

Frau Kläres Geburtstag wurde in der Laube des Falkenheinschen Gartens bei der zweiten von den erlaubten Maibowlen gefeiert. Man hatte soeben zum soundsovielten Male auf die Gesundheit des Geburtstagskindes angestoßen und war im Begriff, sich wieder zu setzen, da schrillte draußen auf der Straße das Glockensignal eines Radfahrers. Das huschende Geräusch der flinken Räder kam näher, und gerade vor dem Garten hörte man ein Paar leichte Füße auf den Boden springen.

Eine helle Stimme, die wohl recht munter klingen sollte, die aber augenscheinlich ein wenig atemlos war, klang zur Laube herauf: „Hoch! Hoch! Und zum dritten Male hoch! Kann man da auch noch etwas zu trinken bekommen?"

Güntz eilte zur Begrüßung.

„Gnädige Frau!" rief er erstaunt. „Aber gewiß! Es ist noch mächtig viel da."

Er wandte sich zurück: „Herr Oberst gestatten? Frau von Gropphusen ist draußen."

Falkenhein trat eilig neben ihn: „Aber ich bitte sehr gehorsamst, gnädige Frau, uns die Freude zu machen. Ich werde mir sofort gestatten, Ihnen das Rad abzunehmen."

Er ging zum Tor und geleitete Frau von Gropphusen in die Laube. Güntz hatte ihr bereits einen Stuhl an den Tisch herangerückt und ein Glas Maiwein eingeschenkt.

„Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?" rief

Kläre munter, indem sie dem späten Gast herzlich die Hände entgegenstreckte.

Hanna Gropphusen grüßte die lustige Tafelrunde mit einem heiteren Lächeln und erwiderte: „Ich bitte um Verzeihung, aber das Licht und die Fröhlichkeit in Ihrer Laube, Herr Oberst, — das schimmerte beides gar zu einladend.“

Sie hob ihr Glas und trank Kläre Güntz zu: „Ihr Glück, liebe Frau Kläre, von ganzem Herzen!“

„Ich habe mich bei Frau von Stuckardt verspätet,“ erzählte sie dann, „oder vielmehr, Frau von Stuckardt hat mich nicht fortgelassen.“

„Stuckardt erzählte mir,“ unterbrach sie der Oberst, „seine Frau wäre leidend?“

„Jawohl. Sie hat ihren alten Gesichtsschmerz wieder, den ihr kein Arzt vertreiben kann, und eben deshalb, — ja, denken Sie, Frau Kläre und Herr Oberst, — eben deshalb durfte ich nicht fort. Ich hab' ihr die Hände auf die Wangen legen müssen. Tröstende Hände hätt' ich, sagte sie, Hände, die ihr wohltäten. Nun, dann kann man doch nicht gut weg, nicht wahr?“

Reimers sah zu ihr hinüber. Sie saß ein wenig im Schatten, in ihrem weißen Strohhut und ihrer hellen Hemdbluse aus dem Dunkel hervorschimmernd. Ein kleiner, funkelnder Brillant hielt den Schlips zusammen. Nur die Spitze ihres Fußes war in dem Lichtkegel der Lampe sichtbar, ein schöner, schmaler, feinbeschuhter Fuß, der hastig auf und nieder wippte.

Der Leutnant scheute sich ihren Blicken zu begegnen. Darum wandte er sich lebhaft zu Marie Falkenhein, seiner Nachbarin. Der Maiwein war ihm ein wenig zu Kopfe gestiegen. Er plauderte munter darauf los. Das junge Mädchen hörte ihm mit ge-

röteten Wangen und glückglänzenden Augen zu und antwortete mit lachenden Lippen.

Sie merkten es beide gar nicht, daß Frau von Gropphusen inzwischen ihr Glas ausgetrunken hatte und sich zum Gehen anschickte.

„Schönen Dank!" sagte sie. „Ich war nahe am Verschmachten. Der Maiwein hat mir wohlgetan. Aber es wird spät, ich muß heim."

Falkenhein fragte: „Gewiß erwartet man Sie zu Hause, gnädige Frau?"

Hanna Gropphusen lachte ein wenig bitter.

„Mich?" versetzte sie. „Wer denn? Nein, nein. Mein Mann ist, glaube ich, gar nicht daheim. Aber ich bitte, Herr Oberst, bestrafen Sie ihn nur nicht deshalb."

Das war eine etwas peinliche Wendung. Aber Frau von Gropphusen nahm darnach wieder so einfach und natürlich Abschied, daß niemand mehr daran dachte. Der Oberst begleitete sie bis zum Tor.

Die vier in der Laube waren an die Brüstungen getreten. Güntz hatte den Arm zärtlich um Frau Kläre gelegt, und Reimers stand neben Marie Falkenhein. Sie sahen zu, wie Hanna Gropphusen ihr Rad bestieg und langsam anfuhr. Im Sattel drehte sie sich um, winkte mit der Rechten und rief ein lachendes „Gut' Nacht!"

Eine Strecke weiter kehrte sie noch einmal das Antlitz zurück. Die Hand im weißen Handschuh winkte, aber man konnte die Gesichtszüge nicht erkennen.

Dann glitt das flüchtige Rad in das Dunkel hinein.

Frau von Gropphusen radelte ohne Eile nach Hause.

Am Tor wartete der Bursche. Er nahm ihr das Rad ab und schob es hinter ihr her.

„Befehlen gnädige Frau den Thee?" fragte er. „Es ist im Eßzimmer angerichtet."

„Nein," antwortete sie. „Ich habe schon gegessen. Decken Sie ruhig wieder ab!"

Wie sie war, im Sportkostüm, warf sie sich auf das Ruhebett in ihrem Zimmer. Sie zog die Decke zu sich empor und hüllte sich darein.

Das Mädchen klopfte leise: „Soll ich Licht anstecken, gnädige Frau?"

„Nein doch!"

Und Hanna Gropphusen lag bis tief in die Nacht hinein und starrte mit weit offenen Augen in die nächtliche Finsternis des Zimmers. —

Wenige Tage später kam Marie Falkenhein durch die Gartenpforte zu Kläre Güntz hinüber.

„Kläre," sagte sie, „ich gehe zur Stadt, bei Frau von Stuckardt nachfragen, wie es geht. Willst du, daß ich beim Drogisten hineinfrage und ihm sage, er soll dir den Milchzucker für den Buben schicken?"

Frau Kläre musterte das junge Mädchen und drohte ihr lächelnd mit dem Finger.

„Mariechen! Kleinchen!" erwiderte sie. „Das hätte ich nie gedacht, daß dieses Kindchen so eine ausgefeimte Heuchlerin sein könnte!"

Marie wurde rot.

„Ja, ja!" sprach Kläre weiter. „Weil ich ein paarmal die Eitelkeit als 'ne ziemliche Untugend proklamiert habe, hast du dich natürlich geniert, mir das neue Kleid und den neuen Hut zu zeigen. Aber übers Herz konntest du's auch nicht bringen, bei deiner alten Freundin vorbeizugehen. Nicht wahr, so war's?"

Das junge Mädchen nickte, purpurrot im Gesicht.

Kläre streichelte ihr liebkosend die Wange und fuhr fort: „Schäfchen du, dummes! Weißt du, wenn man so niedlich ist wie du, dann ist Eitelkeit schon entschuldbar. Sag' mir nur in aller Welt, wo hast du denn die Sachen her?"

„Ach, Kläre," antwortete das kleine Fräulein, „von hier natürlich nicht. Frau von Gropphusen ist mit mir gefahren, neulich, und hat mir die Sachen aussuchen helfen. Ich sage dir, Kläre, die versteht's!"

Die junge Frau stellte die Freundin vor sich in Positur und betrachtete sie von Kopf bis zu Fuß. Es konnte in der Tat kein Kostüm geben, das glücklicher zu der zarten Erscheinung Mariens gestimmt hätte, als dieses Kleid von lichtgrauem, ganz leichtem Seidenstoff, das rings mit weißen Bändern besetzt war, und dieses gleichfarbige Hütchen, durch dessen Fasson die feinen Schönheiten des jungen Gesichts, die schmale Kopfform und vor allem das feine, gerade Näschen, leise betont wurden.

Kläre gab dem Mädchen einen derben Kuß und sagte: „Bildhübsch bist du, Kleines! Ganz reizend! Na, und was meinte der gestrenge Vater?"

Marie war ganz rot vor Stolz.

„Potztausend! hat er zuerst gesagt," antwortete sie, „dann hab' ich auch von ihm 'nen Kuß gekriegt, und zuletzt ist er ganz ängstlich geworden und hat sich erkundigt, ob ich auch nicht Schulden gemacht hätte. Ich hab' ihm schwören müssen, daß der ganze Staat wirklich nicht mehr gekostet hat, als was er mir dazu gegeben hatte."

„Ist denn das auch wahr, Kleinchen?"

„Ach Gott, vier Mark hab' ich draufgelegt von meinem Taschengeld."

Kläre schüttelte lächelnd den Kopf: „Ei, ei. So

jung und schon so verderbt! Heuchelei und Meineid! Na, wenigstens hat es sich gelohnt."

Frau von Gropphusen beschäftigte sich fortan angelegentlich damit, Marie von Falkenhein in Toilettenfragen zu beraten. Ihre schlanken Hände waren flinker und geschickter als die der gewandtesten Zofe, und selbst aus den schlichten Pensionskleidern des jungen Mädchens verstand sie nette, eigenartige Toilettenstücke herzurichten.

Alle diese Vorrichtungen nahm sie mit einer sanften, mütterlichen Zärtlichkeit vor, die sich zu ihrer eigenen Jugend ganz seltsam ausnahm. Das Schulmädchenmäßige an Mariechen Falkenhein verschwand allmählich, und ein zartes junges Weib kam zum Vorschein.

„Donnerwetter!" sagte Güntz zu Frau Kläre, „Mariechen macht sich aber jetzt heraus! Das ist ja eine verdammt niedliche Krabbe!"

Und Reimers betrachtete das junge Mädchen mit Augen, die nicht mehr so geschwisterlich gleichmütig dreinschauten wie ehedem. — — —

Kurz vor dem Abmarsch nach dem Truppenübungsplatze stürzte der Regimentsadjutant, Oberleutnant Kauerhof, mit dem Pferde. Er erlitt eine Sehnenzerrung im Kniegelenk, die ihn voraussichtlich auf sechs Wochen vom Dienst fernhalten mußte.

Zu seinem Stellvertreter wurde Leutnant Reimers ernannt. Er war der älteste Leutnant des Regiments, seine Beförderung zum Oberleutnant war jeden Tag zu erwarten.

Der junge Offizier war ganz außer sich vor Freude über diese Auszeichnung. Er übernahm sein Amt mit einem unbändigen, unermüdlichen Eifer. Er erriet fast die Absichten Falkenheins, und zuweilen

bedurfte es gar nicht bestimmter Angaben, in welchem Sinne dies oder jenes erledigt werden sollte. Der Oberst wußte, Reimers traf das Rechte. Die Anschauungen, die in dem Leutnant lebten, waren auch genau diejenigen des Obersten.

Falkenhein vermochte sich keinen aufmerksameren Adjutanten zu denken, keinen, der auch außerdienstlich, während des Marsches und auf dem Truppenübungsplatze, zarter und liebevoller für ihn hätte sorgen können. Er meinte in der Garnison bemerkt zu haben, daß sich der Leutnant mehr als sonst um seine Tochter zu schaffen machte. Der Gedanke, sein Kind einmal diesem ausgezeichneten jungen Manne anzuvertrauen, machte ihn glücklich. Reimers war ihm bereits ein lieber Sohn, — so hätte ein neues, innigeres Band die bestehende innere Gemeinschaft nur noch fester zusammengeschlossen.

Diese freundlichen Aussichten ließen ihn gesprächiger werden, als es sonst seine Gepflogenheit war. Es war bekannt, daß der Oberst nicht eben entzückt von den mancherlei Neuerungen war, die mit dem Regierungsantritt des jungen Kaisers ihren Einzug in die Armee gehalten hatten. Nun, da er wußte, daß er seinem interimistischen Adjutanten unbedingt vertrauen durfte, daß aus Reimers' Munde kein verdrehtes oder entstelltes Wort an irgend ein mißgünstiges Ohr gelangen würde, sprach er sich seine Sorgen und seinen Kummer frei vom Herzen herunter.

Über einzelne von diesen vertraulichen Mitteilungen geriet Reimers geradezu in Bestürzung. Er hatte geglaubt, in Falkenhein einen Offizier zu finden, der ihm die von Güntz erweckten Zweifel vollständig verscheuchen würde, und nun mußte er erleben, daß selbst dieser verehrte Mann von schweren Bedenken

gegen die Zweckmäßigkeit und Vollkommenheit der deutschen Armeeeinrichtungen erfüllt war.

Die wichtigsten seiner Unterhaltungen mit dem Oberst zeichnete er an den Abenden auf:

2. Juni:

Leutnant Landsbergs schöne Stute Mrs. Page, die er aber nicht selber reiten kann, hat vorgestern im Märkischen Jagdrennen den ersten Preis gewonnen. Landsberg machte darauf mit seiner Clique gestern eine Sektzeche von annähernd 200 Mark. Der Oberst wäscht ihm heute gewaltig den Kopf, und als er ihn jammervoll auf dem Gaul hängend findet, läßt er ihn vor uns her eine halbe Stunde Exerziertrab reiten.

Er kommt bei dieser Gelegenheit auf den Ersatz des deutschen Offizierkorps zu sprechen.

Das beste Offiziersmaterial entstammt seiner Ansicht nach immer noch dem sogenannten Armeeadel, d. h. den — nicht notwendig adeligen — Familien, deren Glieder seit Generationen deutsche, bezw. preußische, sächsische, hannoversche 2c. Offiziere sind. (Beispiele: Der Oberst selbst, Wegstetten, auch meine Wenigkeit.) Diese Familien sind meist wenig begütert und heiraten oft untereinander. Die pflichtmäßige Hingabe an den Offiziersberuf mit Hintansetzung der eigenen Person ist ihnen in Fleisch und Blut übergegangen, etwas Selbstverständliches. Sie ist ihnen gleichsam angeboren und durch die einfache, strenge Erziehung im Ausblick auf den Beruf unerschütterlich eingeprägt. Darin liegt aber auch die Gefahr, daß durch diese geistige Inzucht der Gesichtskreis dieser Offiziere zu eng wird, daß sie der zeitgenössischen Weltanschauung hilflos und ohne Verständnis gegenüberstehen.

Darum ist es von hohem Wert, daß der Körper

des deutschen Offizierskorps durch das frische Blut des bürgerlichen Ersatzes verjüngt wird. Diese Elemente aus dem Bürgertum erweitern, in neuzeitlichen Anschauungen aufgewachsen und erzogen, den Gesichtskreis der Offizierskorps wohltuend. Sie bringen klare, vorurteilslose Köpfe und viel Sinn für die entwickelteren technischen Aufgaben des modernen Heeres mit (z. B. Güntz).

Das unbrauchbarste Material stellen diejenigen Offiziere dar, die auf Grund des väterlichen Geldes ihren Beruf als einen glänzenden, an äußeren Ehren reichen und darum höchst angenehmen Sport auffassen. Sie rekrutieren sich, je nach Verhältnis, aus wohlhabenden bürgerlichen Familien (Landsberg), und in den vornehmen Garderegimentern aus den Familien des Großgrundbesitz- und Großindustriellenmagnatentums. Besonders die letzteren halten Hofparkett und Rennplätze für ein wichtigeres Betätigungsfeld als Exerzierplatz und Kaserne. Sie sind teilweise ohne jeden Ehrgeiz, weil sie mit der Absicht eintreten, nur eine beschränkte Zahl von Dienstjahren der Armee anzugehören und darauf in ein bequemes Privatleben bezw. auf ihre Besitzungen sich zurückzuziehen. Sie setzen zwar löblicherweise eine Ehre darein, dem Monarchen länger als pflichtmäßig (z. B. als Reserveoffizier) zu dienen, aber sie leisten dem König damit einen schlechten Dienst. Sie sind weder, was das Aufgehen im Berufe angeht, rechte Offiziere, — denn das erfordert einen ganzen Mann, und es genügt nicht, daß man sich mit Grazie totschießen läßt, — noch auch später tüchtige Staatsbürger, da z. B. zur Verwaltung eines großen Grundbesitzes erhebliche Vorkenntnisse erforderlich sind, die man als Offizier jedenfalls nicht erwerben kann.

Hier gibt der Oberst plötzlich seinem Schweißfuchs die Sporen und galoppiert schweigend in eine Schneise hinein.

„Dabei werden diese Offiziersexistenzen aus Laune doch manchmal kommandierende Generale oder sowas!“ sagt er dann. „Und das ist das Schlimme daran!“ —

3. Juni.

Der Oberst knüpft an das gestrige Gespräch an. Wir unterhalten uns über Adel und Bürgertum in der Armee.

Er gibt ohne weiteres zu, daß vom Stabsoffizier ab eine Zurücksetzung des bürgerlichen Elements aus unsachlichen Gründen stattfindet, herrührend aus dem Abglanz alter persönlicher Beziehungen zwischen Monarch und Lehnsadel, in etwas gemildert durch Nobilitierungen, — deren Annahme von seiten eines Bürgerlichen er übrigens verurteilt. Der Fall Lentze ist tatsächlich eine Ausnahmserscheinung. Ich empfinde das als starke Ungerechtigkeit. Der Oberst denkt gleichgültiger darüber. „Wenn überhaupt bei der Beförderung die Befähigung des Betreffenden das Maßgebendste ist,“ sagte er, „so untersteht das Urteil darüber doch wieder Menschen, die sich sehr irren können, auch für den Fall, daß sie ganz objektiv zu richten den ehrlichen Willen haben.“ Im allgemeinen bricht sich das Genie von selbst Bahn, schon ein besonders hervorstechendes Talent ebensogut, z. B. Lentze. Kleinere Unterschiede sind ohne Bedeutung. Er schließt: „Wenn es nur selbst unter den Adeligen immer der wirklich tüchtigste am weitesten brächte!“

Ist denn das nicht aber ganz bestimmt der Fall?!

Wie er vorher aus der innerhalb des Armeeadels herrschenden Inzucht die Gefahr der Einseitig-

keit folgert, entspringt ihr seines Erachtens andrerseits auch ein Vorteil: eine Art Häufung spezifisch militärischer Eigenschaften, sowohl geistiger wie körperlicher Art. Er wird wohl recht haben. Mir fällt Ludwig von Ottensen ein, mein Kamerad vom Gymnasium bis Tertia und von Kriegsschule. Auf dem Gymnasium schrie er fast vor Dummheit, jetzt ist er, — nach meinem ehrlichen Dafürhalten —, ein sehr brauchbarer Kavallerieoffizier. Derselbe Ottensen hing beim Turnen beinahe hilflos am Reck, im Springen und Laufen war ihm keiner über. Die oberen Gliedmaßen waren gegenüber den unteren auffällig unausgebildet. Das macht: Ottensens Väter und Vorfahren waren bereits in fünf Generationen Reiteroffiziere. Er selbst ist jetzt der schneidigste Reiter des Armeekorps.

Eine andere Bevorzugung des adeligen Elements, — daß nämlich die adeligen Offiziere, ganz abgesehen von Garderegimentern und dergleichen, sich häufiger in guten, angenehmen Garnisonen finden, — hält der Oberst für geradezu widersprechend der sonst stets so gepriesenen idealen Gesinnung des deutschen Offiziers. Er meint sehr richtig: es ist ehrenvoller, in dem schmutzigsten polnischen oder lothringischen Nest die Grenzwacht zu halten, mit der Aussicht, der erste am Feinde zu sein, und eventuell mit dem Auftrag, zur Sicherung der rückwärtigen Mobilmachung und Aufmärsche bis zum letzten Mann standzuhalten, als die Schloßwache zu beziehen und auf jedem Hofball Quadrille zu tanzen. — —

6. Juni.

Der Kronprinz hat gestern und heute im Kasino mitgespeist. Er ist auf diese zwei Tage zur Besichtigung des Dragonerregiments hier, das zu seiner Brigade gehört. Ein liebenswürdiger, gutmütiger Herr, dem die

Wirtschaftspächterin nicht recht zu Danke gekocht hat und der es liebt, etwas beim Weine sitzen zu bleiben. Falkenhein hatte seinen Platz ihm gegenüber.

Beim Ausreiten nach dem Diner erzählt er die kräftigsten Späße, die die Hoheit zum besten gegeben hat. Dann ist die Unterhaltung auf strategische Fragen aus dem letzten Feldzuge übergegangen. Da wird der Oberst ernst. Diese gewissermaßen kameradschaftlichen Besuche der hohen Herren bei den Offizierkorps, sagt er, können auch bedenkliche Folgen zeitigen. Je weiter der Machtbereich der betreffenden Fürstlichkeit ist, desto bedenklichere. Die Herrschaften laufen Gefahr, einen Offizier, der eine geistige Null, aber ein angenehmer und gewandter Plauderer ist, für ein militärisches Genie zu halten. Die Dezernenten der Militärkabinetts haben dann nicht immer den Mut, die vorgefaßte Meinung des Souveräns zu erschüttern. Resultat: Diner- oder Parkettgenerale, nach denen dann gleich die Unterrocksgenerale rangieren. Er erinnert dabei an die Frauenwirtschaft am Hofe des dritten Napoleon. — —

8. Juni.

Gestern sind die näheren Bestimmungen über die Herbstübungen eingetroffen. Der Oberst schlägt den Wert der Manöver für die Truppen nicht allzu hoch an. Sie sollen den höheren Offizieren Gelegenheit zur Entfaltung ihrer taktischen Talente geben. Er bedauert die seltene Anwendung kriegsstarker Verbände. Namentlich hält er die Übungen in kleinerem Verbande für allzu unkriegsgemäß. Er bezweifelt auch die damit bezweckte Erziehung der Unterführer zu selbständiger Entschlußfähigkeit, da der Unterführer im Ernstfalle fast nie als unabhängiger Detachementsführer, sondern im Rahmen größerer Massen, sich

einschiebend, stützend oder flankenverlängernd, seine Initiative wird betätigen müssen.

Aus Übungen in größten Verbänden erzählt er mit herber Ironie Einzelheiten, die eine Hinneigung zu glänzenden, aber dilettantischen Schaustellungen verraten. Er war vor zwei Jahren im Norden, um einem Vetter das Grabgeleit zu geben. Dabei hatte er Gelegenheit, dem Manöver zweier Armeekorps beizuwohnen.

Er läßt eine reitende Batterie aus der Reserve eine imponierende Feuerlinie, zwölf Batterien nebeneinander, von einem Oberst kommandiert, einem prachtvollen Kerl mit dem herabhängenden Schnauzbart eines Wallensteiners. Zwei Grenadierbataillone waren zur Deckung der äußeren Flanke auseinandergezogen und wälzten sich faul auf den Wiesenkoppeln. Die Batterien waren in langsamem Feuer gegen die feindliche Artillerie begriffen. Plötzlich kommen zwei Flankenaufklärer auf einmal heran, was die Gäule laufen können, und gleichzeitig sieht man schräg vorwärts der Flanke eine ungeheure Staubwolke sich erheben.

„Wachtberg," ruft der alte Oberst dem Infanteriemajor zu, „paß auf! Jetzt werden wir vernichtet. Kavallerie rechts voraus!"

Er erzählt ungefähr folgendermaßen: „Es war in den Zwischenraum zwischen den Grenadierbataillonen einrücken, die beiden äußeren Flügelbatterien schwenken, und die Kanoniere haben schon die weißen Rahmen*) in der Hand, um sie aufzuheben, sobald

*) Um im Manöver kenntlich zu machen, auf welchen Teil des Gegners sich das Feuer richtet, führen die Truppen farbige Rahmen mit, die gegebenenfalls gezeigt werden. Es bedeutet rot = Feuer auf Infanterie, weiß = auf Kavallerie, gelb = auf Artillerie.

der erste Reiter sichtbar wird. Die Staubwolke kommt näher, und nun kommen sie heran, vier Regimenter, ein einziger, wundervoller Anblick, weit voran der Regisseur des Coups auf einem prachtvollen Schimmel.

„Schnellfeuer!" heißt's hüben. Die Grenadiere feuern vier Glieder tief, die drei Batterien geben ihren Schrapnellsegen darein. Bei Sedan kann es nicht anders gewesen sein, als die Kavalleriedivision Marguérite zu ihrem Todesritt angesetzt wurde. Aber die vier Reiterregimenter kommen heran, auf vier-, drei-, zweihundert Meter. Dann „H—a—lt!" Der Schiedsrichter galoppiert herzu, die weiße Binde kaum sichtbar unter Fangschnüren und Krimskrams, den Schnurrbart bis über den Helmrand gesträubt, das Einglas im Auge. Mein alter schnauzbärtiger Oberst sprengt ihm entgegen, die Hand am Helm, und nimmt ihm das Wort aus dem Mund: „Wir sind selbstverständlich zermalmt, Exzellenz?"

Dem andern entfällt das Monokel. „Aber natürlich!" macht er. „Für eine Stunde zur Retablierung außer Gefecht!"

„Zu Befehl, Exzellenz," gibt der alte Wallensteiner zur Antwort. Er reißt seinen Braunen herum und erteilt den Befehl zum Aufprotzen nach rückwärts..

Er hält mit seinem Adjutanten dicht neben mir auf der Höhe, als sich seine dreizehn Batterien aus der unangreifbaren Stellung langsam zurückziehen. Es geht ein scharfer Wind, aber der tut's wohl nicht allein, daß dem prächtigen Manne zwei Tränen über die Wangen laufen."

So erzählte der Oberst. — —

11. Juni.

Beim reußischen Infanterieregiment ist ein kleiner drolliger Oberleutnant Schreck Adjutant. Er ist mit ir

China gewesen und hat dafür ein Ehrenkreuz bekommen. Man sieht ihn niemals ohne das gelbrote Ordensbändchen. Scherzend fragt ihn der Oberst: „Haben Sie auch an Ihrem Nachthemd ein solches Bändchen, Herr Oberleutnant Schreck?“ Der kleine Kerl antwortet von seiner hochbeinigen, vorn und hinten struppierten braunen Stute herab indigniert: „Herr Oberst belieben zu scherzen!“ Hinterdrein meint Falkenhein: „Du lieber Gott, anno 70 war ich schließlich auch mal so stolz auf mein erstes Kreuz.“

„Aber,“ fährt er fort, „diese Ordenssintflut, die auf die Chinaexpedition niedergeprasselt ist, führt auch zur Selbsttäuschung. Sie bauscht ein kleines Ereignis übermäßig auf. Die leichten Erfolge werden zu großen Siegen gestempelt und erwecken übertriebene Vorstellungen von der eigenen Unfehlbarkeit. Es war genau so mit dem holländischen Feldzug von 1787, auf den die Kanonade von Valmy und Jena folgte.“

Jena — das sagte schon Güntz einmal.

Übrigens will der Oberst nicht verkennen, daß die Leitung der Expedition die möglichen Erfolge erzielt hat. Abstoßend findet er dabei die hervortretende Neigung zur Ruhmredigkeit, die oft noch mit einer salbadernden Frömmigkeit verquickt ist.

„Allerdings ist das nur ein Zeichen der Zeit,“ sagt er. „Aber eben diese Zeiten gefallen mir nicht. Diese ganze so zur Schau getragene Religiosität mit allen Auswüchsen, Gesundbeten, Mystizismus u. s. f., hat einen schlechten Geruch. Unter Bischoffswerder und Woellner war es in Berlin und Potsdam gerade so.“

Also abermals vor — Jena. — —

13. Juni.

Der Oberst fragt mich zum ersten Male nach

meinen südafrikanischen Kriegserinnerungen. Er kommt auf die Idee, weil zufällig ein Leutnant der südwestafrikanischen Schutztruppe auf dem Übungsplatz einen Besuch macht. Ich kann ihm nichts andres antworten, als daß ich einen namenlosen Abscheu gegen den Krieg aus Transvaal mitgebracht habe.

„Gegen den Krieg überhaupt?" fragt Falkenhein.

„Jawohl," antworte ich zunächst. Aber dann kommt mir das Ungereimte dieser Antwort für einen Offizier zum Bewußtsein. Ich schränke meine Bejahung ein: ich bin in den unglücklichsten Teil des Boerenfeldzugs geraten, in die Panik nach Cronjes Gefangennahme, ich habe nur die Kehrseiten des Kriegshandwerks kennen gelernt, zerstörte Farmen, zerstampfte Felder, kein rechtes, frisches Gefecht, kaum leichte Plänkeleien, eine fortwährende Deroute.

Der Oberst hört meinem Redeschwall schweigend zu.

„Mein Gott," sagt er schließlich, „der nachdenkende Mensch muß ja den Krieg, jeden Krieg, verabscheuen. Aber es gilt, nicht sentimental zu sein. Sentimentalität ist in diesem Falle gleichbedeutend mit Dummheit."

Er spricht des längeren über diesen Zwiespalt, die bekannten Dinge, und schließt: „Es gibt ja noch viele solche Rätsel auf der Welt, die einstweilen ungelöst bleiben werden und mit denen sich die Menschheit doch praktisch befassen muß. Selbst auf die Gefahr hin, gründlich irre zu gehen. Eine vernünftige Mitte darum! Nicht zu oberflächlich und nicht zu gründlich sein! Nicht zu viel grübeln!"

— Leider bin ich nicht der Mann solcher Kompromisse. — —

16. Juni.

Der Oberst frühstückt mit mir in der Kantine auf den Bänken mitten im Walde, Brot, Wurst, ein Glas prachtvolles Lagerbier. Nebenan sitzen Einjährige, ein paar Wachtmeister und Unteroffiziere bei ihnen. Sie sind gedrückt, weil es ihnen verboten ist, mit Unteroffizieren näher zu verkehren.

Der Oberst regt sich nicht sonderlich darüber auf. „Es ist, glaube ich, nicht immer zu vermeiden," sagt er.

Dann spricht er weiter über die Institution der Einjährig-Freiwilligen. Seiner Ansicht nach ist sie ein zweischneidiges Schwert. Sie liefert tüchtige Reserveoffiziere, das ist ihr Vorteil. Ihre Nachteile sind folgende:

Sie demoralisiert bis zu einem gewissen Grade das Unteroffizierskorps. Bestechungen der Unteroffiziere sind zwar streng verboten, aber das ist eine leere Form, ein Verbot, das täglich übertreten wird und dessen Übertretung wohl oder übel absichtlich übersehen wird. Der Unteroffizier wird dadurch an Ansprüche gewöhnt, die nicht mehr im Verhältnis zu seinem Einkommen stehen und die allmählich auch den Pflichtgetreuen zu Pflichtwidrigkeiten veranlassen können, von der sich unfehlbar einstellenden Unzufriedenheit mit dem Beruf ganz abgesehen. Ferner entzieht die Einrichtung des einjährig-freiwilligen Dienstes gerade diejenigen Elemente der Truppe, die vermöge ihrer höheren Einsicht und Bildung der beständigen sozialistischen Propaganda im Heere am wirksamsten entgegenzutreten und in gewissem Sinne aufklärend zu wirken vermöchten. Der Oberst hält alle Verbote und Verordnungen gegen das Eindringen des revolutionären Geistes in die Armee für mehr oder minder imaginär. Das einzige verläßliche Mittel

ist die Kontrolle durch zweifellose Elemente mitten unter der Mannschaft. Ein Wohnen der Einjährigen in der Kaserne mitten unter den übrigen Mannschaften stellt zwar hohe Anforderungen an den Patriotismus der jungen Leute, ermöglicht aber eine solche sichere Überwachung und läßt außerdem einen höchst nützlichen Blick in die Denkweise und die Empfindungswelt des gemeinen Soldaten tun. Aus demselben Grunde hält Falkenhein diese allerdings unbequeme Einrichtung auch für den Avantageur als zukünftigen Offizier für sehr wünschenswert. Die französische Heeresverwaltung, die neuerdings eine ähnliche Bestimmung erlassen hat, hat seiner Ansicht nach damit einen sehr glücklichen Griff getan. Die Beschwerlichkeit dieser Maßregel bewirkt von vornherein eine Aussonderung und Abschreckung der oberflächlichsten Elemente, sie erzieht gereiftere, männlichere Offiziere und zugleich Offiziere, die nicht mehr ganz so wildfremd der Anschauung ihrer Untergebenen gegenüberstehen. — —

* *
*

Das Prüfungsschießen im Regiment verlief tadellos. Der kommandierende General sprach in seiner Kritik von einer zuversichtlichen Freude, mit der er jedesmal zur Besichtigung des Osterländischen Feldartillerie-Regiments sich begebe, von einer Freude, die noch nie enttäuscht worden wäre.

„Ich gratuliere beiden," schloß er, „dem Regiment und Ihnen, Herr Oberst von Falkenhein. Dem Regiment, weil es einen so ausgezeichneten Kommandeur an seiner Spitze hat, und Ihnen, Herr Oberst, weil Sie Ihr Regiment zu einer so ausgezeichneten Truppe heranzubilden verstanden haben."

Sonderlich klar oder geistreich war das nicht ge-

sagt, aber es klang sehr gut, und mehr von Lob konnte man füglich nicht verlangen.

Falkenhein war sehr froher Laune

„Kommen Sie, Reimers," sagte er nach dem Frühstück, als er den Kommandierenden zum Krümperwagen begleitet hatte, „wir wollen meine beiden Braunen noch ein bißchen bewegen. Sie haben heute gestanden."

Die beiden Offiziere trabten in einem bequemen Tempo nach den Zielen hinaus. Es war bewegtes Leben draußen. Die Kugelsucher durchwühlten eine Feldschanze und das Zielbaukommando verklebte die Löcher in den Scheiben mit geteerten Leinstücken.

Der Oberst sah dem lebhaften Treiben eine Weile zu. Besonders arg zugerichtete Scheiben ließ er sich herantragen. Aber die Kugeln saßen zu fest in dem Holz, sie ließen sich nicht mit den Fingern herauspellen, so lose sie auch nur in die Oberfläche eingedrungen zu sein schienen, gar nicht zu reden von den scharfkantigen Sprengstücken.

Er kehrte sich mit einem Scherze ab und wandte den Gaul wieder nach rückwärts.

Zur Linken lag die meilenweite Ebene glatt ausgebreitet da. Die Sonne beschien sie mit einem Lichte, das durch einen leichten Wolkenschleier gedämpft war.

Falkenhein streifte die gleichförmige Landschaft mit einem Blicke und sprach: „Gottlob, in drei Tagen kehren wir dieser tellerartigen Gegend den Rücken. Ich will froh sein, wenn ich mein gutes Garnisonnest mit seinen Bergen und Tälern erst wieder vor Augen habe."

Der Leutnant nahm sich der geschmähten Landschaft an.

„Gerade in dieser Einförmigkeit," sagte er, „liegt

ein Zug von Größe. Wie eine erhabene Resignation, wie ein freiwilliger Verzicht auf die großen und kleinen Abwechselungen einer mannigfaltigeren Gegend erscheint mir die Heide oder wie eine schöne Ruhe nach allen zerstreuenden Verschiedenheiten. Und wenn die Sonne hell und munter leuchtet, fehlt der Heide auch die Anmut nicht."

Der Oberst blickte ihn gutmütig lächelnd von der Seite an.

„Na ja," versetzte er, „Sie waren ja stets ein Stück von einem Träumer. Hier vollends sind Sie mir melancholisch geworden. Ich glaube, Ihnen könnte die Heide ordentlich gefährlich werden. — Ist das nun etwa schön?"

Gerade war die Sonne von einer dichten Wolke verdeckt, die Landschaft schien mit einem Male alle Farben verloren zu haben und streckte sich traurig und grau weithin bis an den Horizont.

Reimers zuckte die Achseln.

Aber der Oberst hatte keine Lust, Trübsal zu blasen.

„Hören Sie, lieber Reimers," plauderte er, „das geht Sie ja auch an. Mittwoch, wenn wir eintreffen, ist ja Ihr Tag bei Güntz. Mariechen hat mir geschrieben: es gibt eine Überraschung am Abend, — nur Produkte eigener Gemüse= und Hühnerzucht. Das Mädel macht einem bei all der Kasinokost das Maul wässerig. Späte, selbstgestochene Spargeln versprechen die Damen, und hinterdrein selbstgezüchtete Kücken, Frühkartoffeln, Salat, Kompott, Rhabarberspeise, dazu Erdbeerbowle, — alles eigenes Gewächs. Die Hühner haben sie durch das Los zum Schlachten bestimmt, und sie warten sehnlich auf die Burschen, weil sich keines der Küchenfrauenzimmer getraut, einem

Kücken den Kragen umzudrehen. Übrigens läßt das Mädel für Ihre Empfehlungen schön danken, und schöne Grüße soll ich Ihnen bestellen und herzlichen Dank dazu, daß Sie so prächtig für ihren alten Papa gesorgt hätten."

Reimers dankte leise.

„Es ist merkwürdig," fuhr Falkenhein behaglich fort, „wie einen so ein winziges Wesen wie mein Kerlchen daheim verändern kann. Sonst ist es mir erheblich gleichgültig gewesen, wo ich meine Bettstatt hatte, hier in der Stabsbaracke oder zu Hause. Zu Hause war ich ja doch nirgends mehr, seitdem die gute Frau tot ist. Jetzt auf einmal bringt's dieses Mädel fertig, daß ich mich wieder darauf freue, in meinen vier Pfählen zu sein."

Der Leutnant fand das aber auch nicht im geringsten merkwürdig. Und als der Oberst munter von seinem Töchterchen weiter zu schwatzen begann, legte der vorher so wortkarge Reimers plötzlich eine wahre Redseligkeit an den Tag.

Falkenhein schaute ihn zuweilen von der Seite an. Der junge Mann war mit Leib und Seele bei der Sache. Er begeisterte sich fast, und seine Augen strahlten, als er allerhand kleine Erinnerungen an Marie Falkenheins Liebenswürdigkeit und Anmut erzählte.

Plötzlich hielt Reimers inne. Das Wort hatte ihm auf der Zunge gelegen, den Oberst sogleich um dieses Kleinod von einem Mädchen zu bitten. Das war im Grunde der vernünftigste Abschluß dieser Unterhaltung, und er glaubte zu wissen, daß er keine Abweisung erfahren würde. Aber nein, als simpler Leutnant wollte er doch nicht mit dieser Bitte vor Falkenhein hintreten, mindestens wollte er seine Be-

förderung zum Oberleutnant abwarten. Und er schluckte die Werbung wieder hinunter.

Dem Oberst waren während des Heimritts allerlei Gedanken aufgestiegen. Nun, er für sein Teil war es zufrieden, wenn die beiden jungen Menschen sich liebgewonnen hatten. Die Tochter wußte er an Reimers' Seite wohlgeborgen, und wenn dem Paare auch kein reiches, glänzendes Los beschieden war, sein Auskommen hatte es doch, wenn man zu Reimers' Privatvermögen die paar tausend Mark seines Töchterchens hinzurechnete. Beide hatten ja auch keine verschwenderischen Passionen.

Es war eine freundliche, helle Zukunft, in die er blickte.

Zum größten Erstaunen seines Tischnachbars, eines grämlichen Infanterieobersten, der ängstlich gespannt auf eine Brigade lauerte, bestellte er sich an der Mittagstafel statt des gewohnten Tischmosels eine halbe Flasche Vix Bara. Das war die beste Sektmarke, die es auf der „Weinkarte des Truppenübungsplatzoffizierskasinos" gab.

„Gut abgeschnitten heute, Falkenhein?" fragte der Infanterist.

Der Oberst antwortete: „O ja, danke."

Er hob höflich das Glas gegen seinen Nachbar und sagte: „Ihr Wohl und eine baldige Erfüllung Ihrer Wünsche, Hohenhöwen!"

Aber er dachte gar nicht an den Mann neben ihm, der sich so sehnlich die breiten roten Streifen an die Beinkleider wünschte, er sah über das Glas weg sein gutes Mariechen, mit glückstrahlendem Antlitz und frohen Augen, und trank auf das Glück seines einzigen Kindes. —

Der Zufall fügte es, daß tags darauf ein Diensttelegramm an das Osterländische Feldartillerie-Regiment eintraf, demzufolge Leutnant Reimers zum Oberleutnant befördert wurde.

Oberst von Falkenhein gratulierte seinem zeitweiligen Adjutanten als erster. Er war erstaunt, daß dieser so gesetzte Reimers über eine beinahe naturnotwendige Tatsache derart außer dem Häuschen war:

Und auch der neue Oberleutnant, der über äußerliche Dinge ganz gleichmütig zu urteilen vermeint hatte, erkannte sich selbst kaum wieder. Die Freude, mit der er jetzt auf den Achselstücken den Stern befestigte, war kaum geringer als jene, mit der er vor sieben Jahren die ersten Achselstücke überhaupt auf seinen Überrock geheftet hatte, der glücklichste Mensch der ganzen Welt.

Der Bursche bekam für seine Hilfeleistung bei der feierlichen Verrichtung einen harten Taler. Erschrocken starrte er erst seinen Oberleutnant und dann das Geldstück an. Es war ein gutmütiger Bauernbursche, das Gegenteil von dem gewandten Gähler, an dem übrigens Reimers eine moralische Eroberung gemacht hatte. Gähler war nämlich nicht als Groom zu dem eleganten Grafen Vocking zurückgekehrt, sondern bewährte sich als Diener in einem ursoliden Generalshaushalt.

Endlich brachte der Bursche einen Dank heraus: „Ich danke gehorsamst, Herr Oberleutnant.“ Den neuen Titel sprach er mit gewichtiger Betonung, und sein rundes Gesicht glänzte vor Freude über diese schlau versteckte Gratulation.

Als Oberleutnant Reimers dem Oberst seine dienstliche Meldung erstattete, machte ihm Falkenhein einen unerwarteten Vorschlag.

„Sie wissen, lieber Reimers,“ sagte er, „daß Kauerhof jetzt der älteste Oberleutnant im Regiment ist. Bevor er Batteriechef wird, muß er noch ein wenig in die Front zurück. Ich muß mich also nach einem neuen Adjutanten umsehen. Dabei habe ich an Sie gedacht, lieber Reimers. Sie haben mich bereits jetzt in der Vertretungszeit tadellos unterstützt, daß ich mir gar keinen besseren Adjutanten wünschen kann. Wie aber denken nun Sie dazu?“

Reimers antwortete, vor Stolz und Freude errötend: „Wenn Herr Oberst mich der Auszeichnung für würdig halten, werde ich versuchen, mein Bestes zu tun.“

Der Oberst nickte und fuhr fort: „Nun, einstweilen danke ich Ihnen für den guten Willen. Wie steht es aber dann mit der Kriegsakademie?“

„In diesem Falle,“ antwortete der Oberleutnant rasch, „verzichte ich natürlich gern auf die Kriegsakademie.“

„Das ist's eben, was Sie nicht sollen!“ erwiderte Falkenhein. „Sie sollen die Kriegsakademie besuchen, das wünsche ich in Ihrem Interesse und im Interesse Ihrer Karriere, lieber Reimers. Aber vielleicht läßt sich die Sache einrenken, wenn Sie Ihr Examen etwas hinausschieben. Jetzt, nach der großen Vermehrung unserer Waffe, werden Sie getrost noch sechs Jahre bis zum Batteriechef warten müssen. Seien Sie die ersten zwei Jahre davon mein Adjutant, dann machen Sie Ihr Examen! Ich bin ja dann vielleicht auch nicht mehr beim Regiment, — so oder so. Einverstanden?“

Reimers schlug mit Freuden ein. Das war Glück über Glück an einem Tage. Alle Wünsche schienen ihm in Erfüllung zu gehen. Sollte er nicht am besten

gleich um Mariechens Hand anhalten? War das nicht der rechte Augenblick? Jetzt, da er eben einen so deutlichen Beweis der Wertschätzung und Zuneigung von Falkenhein erhalten hatte?

Ein rein formelles Bedenken hielt ihn am Ende davon ab, seine Absicht auszuführen. Es war wohl nicht korrekt, eine dienstliche Meldung und eine Brautwerbung zu verbinden. — —

Beim Mittagtisch hieß es an diesem Tage fortwährend: „Prosit, Reimers!“ Oder die Ordonnanzen kamen an seinen Platz und flüsterten: „Herr Hauptmann X oder Herr Leutnant Y gestatten sich auf Herrn Oberleutnants Wohl zu trinken.“ Und Reimers tat fröhlich über die Tafel weg Bescheid. Er hatte Güntz und den kleinen Dr. von Fröben zu einer Flasche Champagner eingeladen und wurde immer ausgelassener.

Als die Lichter zu den Cigarren auf die Tafel gestellt wurden, sagte Güntz zu ihm: „Junge, du hast einen Rausch, leg' dich ein bißchen schlafen!“

Aber Reimers war unternehmungslustig geworden.

„Was nicht noch?“ versetzte er. „Ich reite meinen Gaul noch, ich bin über der Melderei heute noch gar nicht dazu gekommen.“

„Das ist auch gut,“ erwiderte Güntz. „Tu das, mein Sohn! Das wird dich munter machen.“

Er sah lächelnd zu, wie sich der neugebackene Oberleutnant in den Sattel schwang. Der erste Versuch mißglückte, und auch die gelungene Bewegung fiel recht schwerfällig aus. Aber der Reiter saß sicher auf dem Gaule, und außerdem war die „Dorothea“ als Adjutantenpferd scharf herangenommen worden; sie hatte keine sonderlichen Mucken mehr. Güntz winkte

dem Freunde lustig nach, wie er in den Waldweg hineintrabte.

In dem weichen Sande der Schneise sanken die Hufe des Pferdes tief ein. Die Stute fiel bald von selbst in einen faulen Schritt, und Reimers trieb sie nicht an. Der Gaul streckte den Kopf vor und zog ihm die Zügel durch die Hand. Der Reiter ließ sie lose hängen.

Jetzt merkte er erst, daß die kleinen Schlucke und Schlückchen beim Bescheidtrinken doch schließlich eine ganz gehörige Menge ergeben haben mußten. Wenn er sich Mühe gab, über irgend etwas genauer nachzudenken, entschlüpften ihm auf einmal heimtückischerweise die Gedanken. Er versuchte, sich die Unterhaltung mit dem Oberst vom Morgen klar ins Gedächtnis zurückzurufen, aber das war ihm unmöglich. Es blieb nur eine ganz allgemein gehobene Stimmung in ihm, ein etwas unklares Panorama von sehr lustigen und fröhlichen Bildern in seinen Gedanken. Er besann sich dunkel, das war ungefähr die Stimmung, in der auch er früher allerlei kleine Torheiten und lustige Streiche mitgemacht hatte. Warum auch nicht? War er nicht jung und frei?

Aber jetzt war diese Einsamkeit nach dem Lärm und Rauch des Kasinos wunderschön.

Ein prachtvoller Abend im Juni. Es mochte etwa sechs Uhr sein; er war zu träge, die Uhr hervorzuziehen. Sechs Uhr — das war schon richtig. Sonnabends aß man um vier Uhr, zwei Stunden hatte die Tafel ungefähr gedauert. Nun läuteten auch die Glocken in einem von den Dörfern über dem Walde den Sonntag ein. Die Sonne stand noch hoch, aber sie stach nicht mehr, so daß man ihre Hitze nicht lästig empfand. Die Luft war wie ein laues Bad.

Und der dichte Forst zu beiden Seiten des Weges war ganz stumm, kein Laut drang zwischen den schlanken Stämmen hervor. Das Schreiten des Pferdes im weißen Sande verursachte nur ein leicht reibendes und mahlendes Geräusch.

An einer Wegkreuzung blieb die Stute stehen. Sie streckte schnuppernd die Nase in einen schmäleren Pfad und bog dahin ein, von dem sandigen Wege ab auf eine beraste Querschneise.

Reimers ließ sie laufen. Es mochte ungefähr die Richtung nach dem nächstgelegenen Dorfe sein.

Der Wald zur Seite wurde lichter. Abgeholzte Strecken und ganz junge Bestände löften die hohen Fichten ab. Dann breitete sich zur Linken eine mäßig große Waldwiese aus. Das Heu war bereits geerntet, und nur Überbleibsel mochten es sein, die in einer Ecke zu einem kleinen Schober zusammengerecht waren. Aber von diesem kleinen Bündel ging ein starker Duft aus, ein Duft von Wald, Gras und Sonne, den die Stute begehrlich in die Nüstern sog.

Mit einem Male verspürte Reimers ein ganz unsinniges Verlangen, sich ein wenig in dieses Waldwiesenheu hinzustrecken und darauf auszuruhen.

Ohne Besinnen saß er ab. Mit dem Stiefel schob er dem Gaule ein Teil Heu hin. Dann schlang er die Trensenzügel um den Stamm einer Kiefer, die einsam am Rande der Wiese stehen geblieben war, und warf sich auf den weichen Rasen. Er bettete den Kopf auf die Mütze und drückte sich tief in das knisternde, raschelnde Lager. Eine lange Rispe zog er aus dem Gewirr hervor, um daran zu kauen. Noch war der süße Grasgeschmack darin. Einzelne Halme senkten sich ihm über das Gesicht, und zwischendurch blinzelte er zufrieden und faul in den blauen Himmel.

Ringsum herrschte lautlose Stille. Nur wenn er den Kopf drehte und wandte, knisterten und knatterten die trockenen Gräser, daß es ihm in die Ohren klang, als ob Balken und Stämme geknickt würden.

Die Augen taten ihm am Ende weh. So lange hatte er in den strahlenden blauen Himmel geschaut. Er schloß die Lider. Das war nun rot statt des Blau, und es lag sich mit geschlossenen Augen noch heimlicher und schöner als in dem blendenden Licht.

Er warf noch einen schläfrigen Blick auf die Stute. Sie stand ruhig und peitschte sich mit dem Schweif die Flanken. Immer von neuem suchte sie das Heu vom Boden auf, um es stets wieder aus dem gebißbeschwerten Maule zu verlieren. Er hatte noch die Idee, dem armen Vieh wenigstens die Kandare auszuschnallen, aber er war zu träge dazu.

Im Einschlummern schien es ihm, als ob etwas leicht und flüchtig an ihm vorbeistreifte. Er spürte einen Augenblick neben dem Duft des Heus einen anderen Geruch, ganz schwach nur und doch ganz deutlich.

Aber er behielt die Augen geschlossen. Es galt ihm einerlei, was da etwa um ihn vorging. —

Er erwachte von einem zarten Kitzeln und Prickeln. Es war, als ob ihm ein Halm behutsam über den Mund striche, hin und her. Er griff danach, und eine lange Rispe blieb ihm in der Hand.

Es war ihm ein wenig wirr vor den Augen, und er blickte gerade in die Sonne hinein, die schon ein beträchtliches Stück tiefer stand.

Träge schaute er sich um.

Gottlob, die Stute war noch da, den Kopf zu ihm herübergewandt, die Ohren aufmerksam gespitzt.

Aber dann, — dicht neben ihm?

Eine Frau hockte da, das zierliche Figürchen in

ein Kleid von leichter, heller Seide gehüllt, auf dem modisch frisierten, hellgelben Haar einen riesengroßen Strohhut, von dem grellrote Mohnblumen herabnickten. Sie kehrte ihm den Rücken zu und suchte den längsten Halm aus einem Grasbüschel zu raufen, das am Rande der Wiese wucherte.

Er rieb sich die Augen.

Zum Teufel! Träumte er denn immer noch?

Ein schwüler Hauch entströmte der raschelnden Seide ihres Gewandes, ein Hauch von Verderbtheit, wie aus dem verlockenden Treiben einer Großstadt herüberwehend, ein beklemmender, betäubender Hauch, der den reizenden Harzduft der Fichten mit einem Male vertrieben hatte.

Reimers schloß verwirrt die Lider. Seine Sinne waren noch in einem leichten Rausche befangen. Er vermochte sich nicht zu einem klaren Erwachen aufzuraffen.

Nun wandte sich die Frau zu ihm zurück. Ein reizendes, ein wenig lasterhaftes Gesichtchen neigte sich über ihn herab, und ein Paar durstige, feuchtschimmernde Lippen preßten sich auf seinen Mund.

Und Reimers war seit Jahren wieder einmal in der Stimmung, in der er wohl früher bei einer Torheit mitgetan hatte. — — —

* *
*

Ein paar Wochen später hatte Oberleutnant Reimers eine Unterredung mit dem Oberstabsarzt Dr. Andreae.

„Was Sie da gesagt haben, Herr Oberstabsarzt," schloß er, „bedeutet also so viel wie eine Art Todesurteil über das rein menschliche Glück eines Mannes? Eine Familie wird er nie gründen können?"

„Nein," erwiderte Andreae. „Ein anständiger Kerl heiratet unter solchen Umständen nicht. Wenn er es tut, begeht er — wissentlich oder unwissentlich, es kommt beides vor, — ein Verbrechen. Nicht nur an der einen Frau, sondern mehr noch an seinen Kindern."

„Ich danke Ihnen, Herr Oberstabsarzt."

Reimers wollte sich verabschieden, da hielt ihn Andreae an der Tür fest.

„Ich bitte Sie, lieber Reimers," sagte er, „nehmen Sie Ihren Fall nun auch nicht gar zu tragisch! Ich versichere Ihnen, es gibt mehr als einen, dem es ebenso geht wie Ihnen und der sich trotzdem noch ganz leidlich durchs Leben schlägt. Überhaupt ist ja gerade bei den jüngeren Herren der Prozentsatz an derartigen Kranken ganz kolossal hoch, wenn es auch gottlob meist nicht so bitter ernst steht wie leider in Ihrem Falle, — ich sage Ihnen, für uns Mediziner eigentlich ein ganz erschreckend hoher Prozentsatz! Aber im Grunde hängt ja das Leben nicht an der einen Beziehung zu dem anderen Geschlechte. Die Leute, die sich gewissermaßen von einem rein menschlichen Glück ausgeschlossen betrachten müssen, sind zuweilen besonders vortreffliche Offiziere. Im Frieden gehen sie eben ganz in ihrem Beruf auf, ohne Nebenrücksichten, etwa wie sich das die katholische Kirche bei ihren Priestern durch das Zölibat hat einrichten wollen, und im Ernstfalle, denke ich mir, müssen sie etwas vom Fatalismus des Islam haben, der allein die Türken schließlich vor Wien getragen hat. Also darum ist Polen noch lange nicht verloren, lieber Reimers. Wo ich hinhöre, vernehme ich ein Loblied auf Ihre Tüchtigkeit und auf Ihre hervorragende Begabung als Offizier. Seien Sie deshalb tapfer und werfen Sie das andere einfach

als Ballast hinter sich! Einen Leitstern haben Sie ja in Ihrem Berufe. Nicht wahr?"

Reimers nickte.

„Sie haben Recht, Herr Oberstabsarzt," versetzte er, „ich danke Ihnen."

Er sah müde und gebrochen aus, als er durch die Tür schritt.

In einer unbedachten Stunde hatte er sich sein Einzelglück zerstört. Das mußte er büßen, und er wußte, er würde es verwinden können.

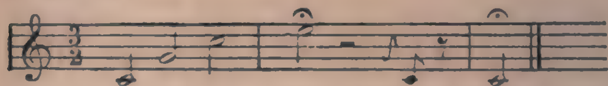
Aber es war ihm, als ob sich nicht das allein für ihn entschieden hätte. Es war ihm, als ob sich ein grauer Schleier über alles, was in ihm lebte, gesenkt hätte, auch über das, was ihn über ein karges Menschenschicksal hinaus erhaben gedünkt hatte.

Geschah es d a r u m , daß ihm der Stern, den ihm der Arzt gewiesen hatte, im Verbleichen begriffen schien?

Grübelnd ging er den Waldpfad nach der Stadt zu entlang.

Unten auf einer Wiese hinter der Kaserne gab ein alter Sergeant den Hilfstrompetern Unterricht.

Die Kerls bliesen einen greulich mißtönenden Unsinn zusammen. Da setzte der Sergeant seine Trompete an die Lippen, und es klang klar durch die Luft herauf:



das Signal, das im Manöver jede Bewegung aufhören macht, — „das Ganze — halt!"



XIV.

Nach anderthalbjähriger Dienstzeit war Gustav Weise zum Gefreiten ernannt worden. Hauptmann von Wegstetten glaubte, es mit dem früheren Sozialdemokraten versuchen zu dürfen, und der Gefreite Weise bekam noch das Recht, die Kapitulantenschnüre um die Achselklappen zu legen.

Aber es fehlte immer mehr an Unteroffizieren.

Sergeant Wiegandt war mit dem ersten April abgegangen, Wegstettens bester Unteroffizier und der überglückliche Gatte seiner strahlenden Frieda. Er wäre in allerkürzester Frist Vizewachtmeister geworden, aber nicht einmal diese Aussicht hatte ihn zu halten vermocht. Zu Michaelis lief die Kapitulationszeit von zwei anderen Unteroffizieren ab, Heppner war tot, Heimert saß im Irrenhaus, überall schon waren fremde Gesichter statt der altgewohnten, erprobten, aufgetaucht. Und trotzdem waren es nicht genug.

In dieser Verlegenheit besann sich der Batteriechef auf Vogt. Das war ein ehrlicher, braver Bursche, auf den man sich verlassen konnte. Alle Vorgesetzten lobten ihn, und außerdem mußte in dem Menschen doch auch ein Tröpfchen väterlichen Bluts fließen, er mußte doch wenigstens etwas von seinem Vater haben, von diesem wackeren, alten Feldwebel mit seinem Eisernen Kreuz und seiner Tapferkeitsmedaille.

Aber Vogt zeigte sich gar nicht übermäßig bereitwillig. Jeder Pflug am Wegrande und jede Sense, die er in der Hand eines Knechtes ihre scharfe Arbeit verrichten sah, erweckte in ihm das Heimweh nach seiner bäuerlichen Beschäftigung. Er trug den Soldatenrock froh und ganz gern. Das ging ja doch nicht anders, und das Gegenteil hätte ihm die Geschichte nur noch saurer gemacht. Aber länger als nötig darin zu bleiben, — dazu verspürte er wenig Lust.

Nun, Wegstetten wußte seine Leute zu nehmen. Er verstand es ausgezeichnet, dem Kanonier die Ehren und Vorteile der Unteroffizierslaufbahn mundgerecht vorzustellen und versäumte nicht zu erwähnen, wie sehr sich der Vater daheim freuen würde, wenn der Sohn gleich ihm die Tressen trüge.

Vogt fragte den Vater um Rat, und der Chausseegeldereinnehmer schrieb zurück: „Schlag' in die Hand ein, die Dir Dein Hauptmann hinhält. Mich freut's als alten Soldaten, daß ich auch meinen Jungen als Unteroffizier sehen soll. Um mich sorge Dich nicht. Die Freude, die Du mir bereitest, macht mich jung und stark, so daß ich ohne Hilfe das Feld in Ordnung halten kann, bis Du einmal zurückkehren willst."

So kapitulierte Vogt auf ein Jahr.

Aber fast in dem Augenblicke, in dem er sich gebunden hatte, reute ihn auch sein Entschluß schon wieder.

Seit sein guter Kamerad Klitzing gestorben war, fühlte er sich in der Batterie ganz vereinsamt. Er hatte sich an keinen sonst recht anzuschließen vermocht, und immer hatte er sich gewünscht, nur erst wieder zu Hause, beim Vater, bei dem besten aller Freunde, zu sein.

Und nun hatte er kapituliert! Er sollte also noch ein ganzes Jahr so allein bleiben? —

Sie paßten ja alle nicht zu ihm. Truchseß war bei aller Gutmütigkeit ein gar zu träger, stumpfsinniger Mensch. Da war am Ende Graf Plettau noch ein anderer Kerl. Man wußte zwar manchmal nicht, ob er im Ernst oder im Scherz redete, aber man konnte wenigstens ein leidlich vernünftiges Gespräch mit ihm führen. Gleichwohl, — ein ehrliches, warmes Freundschaftsgefühl hegte Vogt für den Grafen nicht.

Plettau dagegen hatte an dem derben Burschen ein aufrichtiges Interesse. Bei diesem Bauern fand er eine von der seinen so grundverschiedene Lebensanschauung, daß er aus dem Staunen gar nicht herauskam. Er selbst floh geradezu jede Art von Seßhaftigkeit, und dieser Bauer war in allen Fasern mit seinem Boden verwachsen; er wäre zu Grunde gegangen, wenn man ihn aus seiner Erde gerissen hätte.

Der Graf erzählte ihm von den Bauern seiner westfälischen Heimat, die zum Teil schon Jahrhunderte hindurch auf ihren Höfen saßen und keinen besseren Stolz kannten, als nur Bauern zu sein.

Dann leuchteten die Augen Vogts. Diese Männer von der roten Erde waren Leute nach seinem Herzen.

„Ja," sagte er, „so müßte es überall sein in Deutschland, Bauernhof an Bauernhof! Da hätte es keine Not!"

Graf Plettau dachte, daß es mit den Zukunftsplänen des armen Wolf, der jetzt im Festungsgefängnis hinter Schloß und Riegel saß, wohl noch gute Weile haben würde, solange es solche Leute gab wie Vogt. Ihm für sein Teil lag an dem Bestehen des Staates gar nichts. Es war ihm höchst einerlei, was oben und was unten war, er schlug sich schon durch, — aber die Männer vom Schlage Vogts, das schienen ihm gar nicht verächtliche Stützen des bestehenden Staates

zu sein, Leute jedenfalls, die nicht mit einem Hauch von Worten umgeblasen werden konnten.

Und das war wohl eine Wallung des alten Aristokratenblutes in seinen Adern: er freute sich, daß es so war. Er suchte den Kameraden in seinen Anschauungen zu bestärken und gewann ihn schließlich sogar auf seine Art lieb.

Vogt war dem Grafen, der so klug und verständig mit ihm plauderte, seinerseits sehr dankbar, aber es blieb dabei: unmöglich konnte er in ihm einen Ersatz für einen so treuen Freund wie Klitzing finden.

Der arme Teufel fühlte sich mit jedem Tage einsamer und unglücklicher im Soldatenrocke.

Es kam dazu, daß er auch im Dienst Verdruß hatte.

Hauptmann von Wegstetten und Leutnant Reimers, die doch beide ihren Kram gewiß ganz ausgezeichnet verstanden, waren stets mit ihm zufrieden gewesen, aber da war nach Ostern ein neuer Oberleutnant, Brettschneider, in die Batterie gekommen. Der hatte beständig an ihm auszusetzen und zu mäkeln.

Von Kriegsakademie kam Oberleutnant Brettschneider, und die Unteroffiziere flüsterten untereinander, daß er ein neunmal Kluger sei. Nun, sonst mochte das mit der Klugheit seine Richtigkeit haben, — unfehlbar war der Oberleutnant darum doch nicht. Es liefen ihm beim Exerzieren ebenso gut Fehler und Versehen unter wie jedem andern. Aber eins stand fest: mächtig eingebildet war er. Er stand beständig steif und kerzengerade da, als ob er einen Ladestock verschluckt hätte, und konnte den sorgfältig frisierten Kopf kaum in dem hohen Kragen drehen. Und niemals verlor sein bartloses, rotbäckiges Gesicht den hochmütigen Ausdruck

Die Mannschaften gingen ihm so viel als möglich aus dem Wege, denn es kam selten einer an ihm vorüber, ohne daß er zurückgerufen und getadelt worden wäre, und alle, die Unteroffiziere nicht ausgenommen, waren erbittert über sein hochnäsiges Wesen.

Zum Teufel auch! Wegstetten und Reimers machten sich gewiß nicht gemein mit den Leuten, aber wenn einmal alles recht gut gegangen war, dann hatten sie doch ein lobendes Wort und ein anerkennendes Lächeln übrig. Selbst die scharfen, grimmigen Augen des kleinen Wegstetten konnten dann ganz gemütlich dreinschauen. Aber Oberleutnant Brettschneider blieb immer abweisend und hatte immer das Lineal verschluckt.

Das empörte den ehrlichen Vogt. Gewiß tat man im Grunde nur seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit als Soldat, aber war man nicht zugleich ein Mensch, dem für sein ehrliches Bemühen auch eine kleine Anerkennung gebührte? Mindestens war das nicht die rechte Art, ein Band zwischen Offizieren und Mannschaften zu knüpfen, das auch in schweren Zeiten sich als dauerhaft erweisen sollte.

Während der Schießübung wurde er von Oberleutnant Brettschneider mehrmals getadelt. Vogt tat seinen Dienst mit einer munteren Freudigkeit und ließ sich auch hie und da einmal ein halblautes Wort fröhlicher, kameradschaftlicher Aufmunterung entschlüpfen. Das rügte der Offizier, und er würzte seinen Tadel mit der Bemerkung, wie wohl einer, der nicht einmal die ersten Gebote der Disziplin beobachte, sich erdreisten könnte, Unteroffizier werden zu wollen.

Der Kanonier steckte die Schelte ein. Er hatte es gut gemeint, als er dem langweiligen Truchseß sein „So mach' doch voran!" zurief. Andererseits ließ sich nicht bestreiten, daß Brettschneider im Rechte war:

es war verboten, außer dem Notwendigsten irgendwie zu sprechen, und „notwendig" war dieser Zuruf allerdings nicht gerade gewesen.

Trotzdem blieb in Vogt das bittere Gefühl zurück, daß er ungerecht behandelt worden war.

Er freute sich, als nach der Rückkehr vom Truppenübungsplatz wieder der Dienstzweig an die Reihe kam, in dem er sich etwas wirklich Besonderes zu leisten zutraute, — die Herstellungsarbeiten am Geschütz. Da wollte er dem Oberleutnant zeigen, was für ein tüchtiger Kerl er war. Und diesmal verwandte man eine größere Sorgfalt als sonst auf diese Übungen. — Der Oberst selbst wollte sie sich bei der sechsten Batterie ansehen.

Auf Haltbarkeit und Schnelligkeit kam es bei den Herstellungsarbeiten an. So wurden den einzelnen Geschützen bestimmte fingierte Schäden zugeteilt, und die Mannschaften wetteiferten nun darin, sie möglichst geschwind und dauerhaft auszubessern.

Bei Vogts Geschütz sollte die Deichsel zerbrochen sein. Im Nu hatte er die starken Vorratsschienen angelegt, die in Wirklichkeit mit Nägeln hätten befestigt werden müssen, und dann reihte er Schlinge um Schlinge die derben Bindestränge um die Bruchstelle, so daß sie wie in einem Panzer aus Stricken eingepreßt war. Eher brach die Deichsel darnach an einer anderen Stelle, als daß der Bruch noch einmal einknickte.

Er war eben fertig mit seiner Arbeit, da kam ein Kanonier gelaufen, das rechte Lafettenrad wäre so zerschossen, daß es durch ein neues ersetzt werden müßte.

Das war eine gehörige Schinderei. Drei Mann mußten die schwere Lafette auf der rechten Seite hoch halten und die beiden anderen das nicht minder schwere Rad auf die Achse schieben. Zu allem Pech quetschte

sich der tolpatschige Truchseß beim Abnehmen des „zerschossenen" Rades, so daß nur vier Mann übrig blieben. Vogt rollte das Reserverad heran; nun wollte es nie klappen, daß die Nabe vor die Achse zu liegen kam. Für einen einzelnen Menschen war eben das schwere Rad gar zu unhandlich.

Der Schweiß lief Vogt in Strömen von der Stirn und biß ihm die Augen. Aber er gab nicht nach, und schließlich hob er das Rad allein mit einer ungeheueren Anstrengung in die Höhe. Da endlich glitt es über die Achse. Nun galt es nur noch, schnell die Röhrscheibe und die Lünse über die Achse zu streifen und den Knopfriemen, der das Herausgleiten verhüten sollte, unten durch das Loch der Lünse zu ziehen. Das geschah mit bebenden Fingern.

Vogt richtete sich auf. Gottlob! von den anderen fünf Geschützen war noch keines so weit wie das seine. Und dabei hatte das seine die schwierigsten Aufgaben gehabt! Er ließ seine Leute stillstehen und rannte zum Oberleutnant Brettschneider hin, um ihm die Vollendung der Arbeit zu melden.

Brettschneider stand am Rande des Exerzierplatzes im Schatten des Heergeräteschuppens und unterhielt sich mit Oberleutnant Reimers.

Während des Laufens merkte Vogt erst, wie sehr er sich angestrengt hatte. Das Herz klopfte ihm zum Zerspringen, und die Beine zitterten ihm ordentlich. Mit dem Handrücken wischte er sich den Schweiß von der Stirn, und er zog noch den Fuß zu der vorschriftsmäßigen Stellung heran, da meldete er auch schon: „Sechstes Geschütz fertig. Deichsel geschient und Reserverad eingesetzt."

Wie durch einen Schleier sah er, daß Oberleutnant Reimers, der in der jüngsten Zeit stets sehr ernst drein-

schaute, ein wenig lachte, wohl über sein erhitztes Gesicht.

Dann hörte er plötzlich die scharfe, hohe Stimme Brettschneiders.

„Stellen Sie sich gefälligst erst anständig hin, Gefreiter Vogt, wenn Sie mir etwas zu melden haben!" schalt sie.

Vogt stellte sich zurecht und wiederholte seine Meldung.

Nun aber begann ihn der Oberleutnant erst zu korrigieren. Er ließ 'hn die rechte Schulter höher nehmen, die Mütze gerade rücken, die Spitzen der kleinen Finger an die Hosennaht pressen und die Füße weiter auseinander stellen.

Und alles das befahl er mit seiner hochnäsigen Miene, in seiner steifen Haltung, als ob er einen Ladestock verschluckt hätte.

„Drücken Sie die Kniee durch!" kommandierte er zuletzt.

Vogt fühlte, wie seine Beine zitterten. Gleichwohl hätte er gehorchen können. Aber er wollte nicht mehr.

Brettschneider befahl nochmals und lauter: „Gefreiter Vogt, drücken Sie die Kniee durch!"

Aber Vogt rührte sich nicht. Ein wilder Trotz war in ihm aufgestiegen. Diesem Laffen gehorchte er um keinen Preis.

Er hob den Kopf in die Höhe und sah dem Offizier mit einem Blicke voll offener Auflehnung ins Gesicht.

Nun schrie Brettschneider: „Gefreiter Vogt, ich befehle Ihnen, die Kniee durchzudrücken. Wissen Sie, daß Sie sonst eine Gehorsamsverweigerung, ein militärisches Verbrechen, begehen?"

Aber der Gefreite Vogt blieb unbeweglich, die trotzigen Augen fest auf den Oberleutnant gerichtet.

Brettschneider wartete noch ein paar Sekunden. Dann rief er mit gelassener Stimme einen Unteroffizier.

„Führen Sie den Gefreiten Vogt in Arrest!“ befahl er.

Der Unteroffizier sah verständnislos erst Brettschneider und dann Vogt an.

Der Oberleutnant wiederholte seinen Befehl.

So nahm der Unteroffizier den Gefreiten an seine rechte Seite und verschwand mit ihm durch das Gatter im Kasernenhof.

Brettschneider stand wieder steif und unnahbar da und sah den Mannschaften zu, die sich immer noch bei ihren Verrichtungen mühten.

Während des ganzen Zwischenfalles hatte sich Reimers nicht gerührt. Allenfalls war er etwas blässer geworden.

Erst als der Unteroffizier und Vogt außer Hörweite waren, wandte er sich an den Kameraden: „War das nicht ein wenig zu hart, Brettschneider?“

Das bartlose Gesicht drehte sich langsam herum, und Brettschneider fragte kühl: „Wieso, lieber Reimers?“

„Aber das müssen Sie doch selbst wissen!“ versetzte Reimers. „Der Mann hat sich ehrliche Mühe gegeben, er kommt zu Ihnen gelaufen und erwartet ein Wort der Anerkennung, — und er hat es auch verdient, Brettschneider! — und Sie lassen ihn so abfahren! Lust zum Soldatendienst erweckt man durch diese Art nicht gerade, meine ich.“

„Man wahrt aber die Disziplin und sorgt dafür, daß diese Bande nicht gänzlich verlottert.“

Reimers zuckte die Achseln.

„Vogt war der beste Soldat der ganzen Batterie,“ beharrte er.

„Dann müßte es schlimm um die Batterie stehen!" erwiderte Brettschneider gereizt. „Der Mann begeht vor Ihren Augen eine unleugbare Gehorsamsverweigerung, und Sie verteidigen ihn noch? Danke schön!"

„Das ist mir nicht eingefallen. Ich habe nur meine höchst unmaßgebliche Meinung über die zweckmäßige Behandlung e'nes Soldaten geäußert."

Darauf zog Brettschneider sein hochmütigstes Gesicht. Er lächelte sehr höflich und sagte höchst liebenswürdig: „Sie gestatten wohl, lieber Reimers, daß ich mir darüber meine eigenen Grundsätze bilde?" Ja?"

Reimers legte die Hand an die Mütze und antwortete förmlich: „Aber selbstverständlich."

Damit mußte diese Auseinandersetzung einstweilen für ihn zu Ende sein. Er schwieg, so gern er auch dem eingebildeten Kameraden die Wahrheit hätte sagen mögen, und sparte sich seine weiteren Einwände für die Gerichtsverhandlung auf. —

In Stube IX ging die Rede an diesem Abend lebhaft hin und her. Truchseß trug die Hand in einer Binde und wollte sich gar nicht zufrieden geben über diesen gemeinen Kerl, diesen Brettschneider. Alle waren empört über den hochnäsigen Patron, und wenn sie früher ohne viel Klage und Geschrei ihren Dienst getan hatten, so war jetzt auf einmal ein wahrer Widerwille gegen den Soldatenrock entstanden, ein wahrer Haß gegen das Militärleben, in dem man sich von jedem solchen Laffen schuhriegeln lassen mußte. Man zerbrach sich fast die Knochen dabei, und was bekam man dafür? Einen Fußtritt! Oder aber man flog ins Loch!

„Verbrenn' dir nicht das Maul, Brauer!" sagte Graf Plettau in seiner überlegenen Art zu Truchseß. „Das verstehen wir nicht. Das ist eben die feinere Erzie-

hung zum Patriotismus! Herr Oberleutnant Brettschneider verdient eher eine Prämie, als daß ihr über ihn schimpft!"

Er selbst war außer sich über den haarsträubenden Unsinn, der vor seinen Augen geschehen war. Der bravste, pflichttreueste Mensch in der ganzen, großen Gesellschaft um einer widerwärtigen albernen Kleinigkeit willen ins Unglück gejagt.

Zum Teufel! Wenn es ihm diesmal nicht sehr ernsthaft um ein Ende seiner langjährigen Dienstzeit zu tun gewesen wäre, dann hätte er gar zu gern mal diesem Herrn Oberleutnant einen Stoß in den Rücken versetzt, daß der verschluckte Ladestock zerbrochen wäre, und darnach einen Schlag in das bartlose, hochmütige Gesicht. Aber nein. Das war zu dumm. In ein paar Tagen war er endlich frei; das wollte er sich nicht verscherzen.

Mit einem Male lachte er hellauf.

„Halt' euer Maul, Kerls!" sagte er. „Sonst fliegt ihr selber noch in den Kasten. Aber paßt auf! Wenn ich fertig bin mit meinen paar Tagen, dann will ich dem Herrn Oberleutnant den Orden verleihen, den er verdient."

* * *

Der Chausseegeldereinnehmer Friedrich August Vogt betrachtete verwundert einen Brief, den ihm der Landbriefträger eben durch das kleine Schiebefenster hereingereicht hatte. Die Aufschrift trug die Hand des Jungen, aber der Stempel zeigte den Namen der Hauptstadt.

Wie kam nur der Junge dahin? Er hatte doch nichts von einem bevorstehenden Kommando geschrieben? Nun, — im Briefe mußte es ja wohl stehen.

Der alte Mann verstand das Schreiben zuerst gar nicht. Er las es zweimal und zum dritten Male durch. Endlich begriff er, was geschehen war. Er saß wie ge-

lähmt auf seinem Stuhl und las immer wieder gedankenlos die letzte Seite des Briefes.

Der Sohn schrieb aus dem Festungsgefängnis, in das er als Untersuchungsgefangener eingeliefert worden war. Ehrlich und ohne Beschönigung erzählte er sein Vergehen.

„Heute ist mir die Anklageschrift zugestellt worden," schloß er. „Sie lautet auf Gehorsamsverweigerung vor versammelter Mannschaft. Ich glaube, das ist ein Vergehen, das ziemlich streng bestraft wird, und ich weiß auch, daß ich nicht ohne Schuld bin. Aber vielleicht wirst Du, lieber Vater, mich nicht ganz und gar verurteilen, vielleicht kannst Du Dir denken, wie mir da gerade zu Mute war. Um Deinetwillen allein hätte ich mich beherrschen sollen. Verzeihe mir, bitte, daß ich es nicht getan habe!"

Plötzlich reckte sich der Chausseegeldereinnehmer aus seiner gebückten Stellung in die Höhe. Er warf den Brief heftig auf den Tisch und schlug hart mit der Faust darauf.

Er empfand einen ganz maßlosen Zorn gegen diesen Jungen, der ihm auf seine alten Tage, auf den Schluß eines ehrenvollen, makellosen Lebens, noch eine solche Schande häufte. Warum? Weil der Herr Musjöh nicht hatte Ordre parieren wollen! Weil er sich gekränkt geglaubt hatte! Ein Soldat fühlte sich durch den Tadel eines Vorgesetzten „gekränkt"! Das waren so die neumodischen Zeiten, in denen es keine Disziplin, keinen Respekt gegen Vorgesetzte und Obrigkeit mehr gab!

Und das war der Lohn für seine Mühe, den Jungen zu einem braven Kerl zu erziehen, — daß er nun einen Sohn im Festungsgefängnis hatte! Wenn die Nachbarn fragten: „Nicht wahr, Ihr Sohn steht bei der Artillerie?", dann mußte er antworten: „O nein, das war einmal. Jetzt karrt er." „Wie? Er karrt?" „Ja-

wohl, in einem grauen Kittel karrt er Sand, mit vielen anderen Herrschaften in einer Reihe. O, sehr ehrenwerte Leute das! Vor ihm ein Dieb, hinter ihm einer, der es mit mein und dein nicht ganz genau nahm." „Ihr Sohn, Herr Chausseegeldereinnehmer?" „Jawohl, mein Sohn, Herr Nachbar."

Der alte Mann lief wie toll in dem Zimmer auf und ab. Er murmelte Verwünschungen zwischen den Zähnen und schüttelte die geballten Fäuste in die leere Luft. Umgebracht würde er den Sohn haben, wenn er ihn vor sich gehabt hätte.

Er lachte grimmig vor sich hin. Nun, das Gericht würde es dem aufsässigen Burschen schon zeigen! Dem mochte nur getrost ein gehöriger Denkzettel aufgebrannt werden, daß er das nächste Mal seine übergroße Empfindlichkeit zu Hause ließ. Mochte er die Suppe nur ausessen, die er sich eingebrockt hatte! —

Wie lange würde der Junge wohl ungefähr sitzen müssen?

Der Chausseegeldereinnehmer griff nach dem Briefe, um sich den Fall nochmals zu veranschaulichen.

Nette Sachen waren das! Ganz richtig: Gehorsamsverweigerung vor versammelter Mannschaft! Da biß keine Maus ein Fädchen ab.

Aber dieser Oberleutnant Brettschneider, — Kreuzdonnerwetter! Das war nun auch nicht die rechte Art, wenn der Junge die Wahrheit schrieb! Das schien bei allem schuldigen Respekt vor einem Offizier ein recht sonderbarer Herr zu sein, ein richtiger Dämelack! Es gab ja mitunter solche ganz besondere Exemplare, die vor Stolz und Hochmut beinahe barsten und in einem Untergebenen kaum mehr einen Menschen erblickten. Was half das indessen? Gehorchen mußte ein Soldat. Wie sollte das sonst enden?

Und wieder griff er nach dem Brief.

Was der Junge schrieb, das war alles so klar und treuherzig, so schlicht und ehrlich gesagt. Man durfte ihm wohl glauben, was auf dem Papier stand. Und natürlich konnte man sich auch vorstellen, wie die Sache gekommen war. Es hatte doch am Ende jeder sein bißchen Ehrgefühl im Leibe, ein Kanonier so gut wie ein Oberleutnant.

Er stutzte und legte sich die Frage vor, wie er selbst sich in diesem Falle benehmen würde.

Den Teufel auch! Jetzt hätte er es um kein Haar anders gehalten als der Franz. Damals freilich, in seiner Soldatenzeit, stak ihm die Gedrücktheit der Waisenhauserziehung noch zu sehr im Kopfe, da wären ihm so rebellische Gedanken gar nicht aufgestiegen. Aber der Junge hatte von je einen selbständigen, etwas starren Sinn gehabt. Man konnte ihm sein Vergehen schon nachfühlen.

Und im Grunde blieb es dabei, daß ein Ungeschick zuerst von dem Oberleutnant Brettschneider begangen war. Daraus, und aus einer unglücklichen Verkettung von Zufällen, wuchs erst die Schuld des Sohnes hervor, — wenn man alles gerecht betrachtete, eine nicht allzu schwere Schuld, die der arme Bursche trotzdem hart würde büßen müssen.

Wie ein Alp legte es sich über die Gedanken des Chausseegeldereinnehmers. Gehorsamsverweigerung vor versammelter Mannschaft — was konnte darauf wohl für Strafe stehen? Sie hatte so einen ungeheuerlichen, feierlichen Klang, die Benennung des Vergehens, als ob es um Kopf und Kragen ginge.

Er zersann sich den Kopf, wen er etwa um Auskunft fragen konnte. Aber es gab niemand im Dorfe. Und um in die Kreisstadt hinein zum Bezirksfeldwebel, zu seinem guten Freund, zu gehen, dazu war es viel zu spät. Er überlegte einen Augenblick. Warum sollte er nicht

auch in der Nacht in die Stadt wandern? Der Freund m u ß t e ja seine Sorge begreifen.

Aber er blieb schließlich mit seinen Zweifeln allein.

Wie würde ihn der Kamerad Bezirksfeldwebel anschauen, wenn er dann die Ursache des späten Besuchs erzählen mußte? —

Nach einer schlaflosen Nacht stand er entschlossen von seinem Lager auf. Er versorgte das Vieh und bat einen Nachbar, der ihm durch die verstorbene Frau weitläufig verwandt war, tagsüber den Tieren ihr Futter zu geben. Dann zog er seinen altväterlichen, schwarzen Kirchgangsanzug an und suchte den Cylinder hervor, den er nur bei der Kriegervereinsparade zu Königsgeburtstag trug. Auf den Rock heftete er seine Orden und Ehrenzeichen. Sie bildeten auf der linken Brust eine stattliche Reihe, das Eiserne Kreuz voran, dann das Dienstauszeichnungskreuz und die Tapferkeitsmedaille, hinterher noch der Kleinkram, den jeder haben konnte. Darüber zog er den alten Mantel, ein paar Schnitten Brot und Wurst steckten in der Tasche, — er war reisefertig.

Auf dem Wege zum Bahnhofe kam er an einem Streifen Gerste vorüber. Das Getreide war schnittreif, und er hatte vorgehabt, an diesem Morgen mit dem Mähen zu beginnen. Was kümmerte ihn aber jetzt die Gerste? Er hatte für seinen Jungen zu sorgen und zu bitten. Er wollte sogleich vor die rechte Schmiede gehen: nach Franzens Garnison wollte er fahren und dort den Batteriechef des Sohnes, den Hauptmann von Wegstetten, aufsuchen.

Die ganze Fahrt hindurch war er allein in der Wagenabteilung. So früh reisten andere Leute nicht. Er sah gedankenlos durch das Fenster. Heute war es ihm einerlei, wie draußen die Felder standen, wie weit man mit der Ernte war. Er dachte daran, was er wohl für seinen

Jungen sagen könnte. Vielleicht war es noch möglich, die ganze Anklage rückgängig zu machen.

In der Hauptstadt saß er anderthalb Stunden im Wartesaal, auf den Anschlußzug wartend. Er ließ sich eine Tasse Kaffee geben und zog sein Frühstück aus der Tasche.

Es war dumpf und heiß in dem großen Raum. Er vertrug diese eingesperrte Luft nicht, wie jeder, dem im Freien zu arbeiten vergönnt ist, und schlug schließlich den Mantel zurück, um etwas weniger beengt zu sein. Da gafften die Leute auf seine Orden, stießen sich an und ließen nicht mehr die Augen von ihm. Neugierig und respektvoll zugleich waren die Blicke auf ihn gerichtet.

Der Chausseegeldereinnehmer seufzte und knöpfte seinen Mantel wieder zu. O, wenn die Leute gewußt hätten, auf was für einem schweren Gang er war!

Es war eben acht Uhr, als er in der Garnison des Jungen ankam.

Im Grunde war das reichlich früh, um einen Besuch, noch dazu einen Bittbesuch, zu machen. Er hatte indessen keine Zeit zu verlieren und meinte, für einen Offizier beginne ja jeder Tag zeitig früh.

Der Bahnhofsportier wußte nicht, wo der Hauptmann von Wegstetten wohnte. Aber der Chausseegeldereinnehmer hatte Glück: vor dem Bahnhofe begegnete er einem Kanonier mit einer Aktenmappe in der Hand. Die Ordonnanz sagte ihm bereitwillig die Wohnung, — Marktstraße elf, zwei Treppen, — und wies ihm auch den Weg.

Die zwei Treppen fielen dem alten Manne sauer. Er mußte im ersten Stockwerk einen Augenblick stehen bleiben, um Atem zu schöpfen.

„Bin ich denn auf einmal alt geworden?" fragte er sich erstaunt.

Ein Bursche in einer roten Hausjacke öffnete ihm die Tür.

„Ist der Herr Hauptmann zu Hause?“ fragte der Chausseegeldereinnehmer.

„Nein, bedaure,“ antwortete der Bursche.

„Können Sie mir vielleicht sagen, wo ich ihn treffe?“

„Das wird wohl nicht gut gehen. Der Herr Hauptmann ist verreist, — zu einer Gerichtsverhandlung.“

Der Chausseegeldereinnehmer zuckte zusammen.

„Ist die Gerichtsverhandlung vielleicht gegen den Gefreiten Vogt?“ erkundigte er sich.

Der Bursche bejahte erstaunt und fragte weiter: „Wer sind Sie denn?“

„— — Der Vater von Vogt. Ich — ich wollte mit dem Herrn Hauptmann über meinen Sohn reden. Aber es ist ja schon zu spät, wie ich sehe.“

Er wandte sich mit einem „Ich danke Ihnen“ zur Treppe. Im Dunkeln verfehlte er die erste Stufe und strauchelte. Da eilte ihm der Bursche nach. Er führte den alten Mann zum Geländer und sagte: „Sehen Sie, hier ist das Geländer. Halten Sie sich daran fest, daß Sie nicht stürzen! Es ist so dunkel im Flur. Und wissen Sie, Herr Vogt, die Leute draußen in der Batterie sagen alle: es ist eine Gemeinheit, was da mit Vogt passiert, eine richtige Gemeinheit.“

Aber der Chausseegeldereinnehmer schien ihn gar nicht zu verstehen. Er nickte nur und sagte immer wieder: „Ja, ja, ich danke Ihnen.“

Dann tappten die schweren Stiefel langsam die Stufen hinunter. —

Während Friedrich August Vogt in dem Bahnhofe der kleinen Garnisonstadt auf den Zug wartete, der ihn wieder nach Hause zurückführen sollte, fand vor dem Divisionskriegsgericht die Verhandlung gegen seinen Sohn,

den Gefreiten Franz Vogt der sechsten Batterie Osterländischen Feldartillerie-Regiments Nr. 80, statt.

Über den Tatbestand herrschte kein Zweifel. Die beiden Zeugen, Oberleutnants Brettschneider und Reimers desselben Regiments, sagten übereinstimmend bis aufs Haar das gleiche aus, und der Angeklagte gab die Richtigkeit der Tatsachen zu.

Die Verhandlung hätte darum sehr schnell zu Ende geführt werden können, wenn nicht eine Menge Leumundszeugen für den Angeklagten zu hören gewesen wären.

Hauptmann von Wegstetten als Batteriechef, Hauptmann Güntz als ehemaliger Batterieführer, Oberleutnant Reimers und Leutnant Landsberg als Batterieoffiziere, der Wachtmeister und einige Unteroffiziere der Batterie stellten Vogt sämtlich das allerbeste Zeugnis aus. Wegstetten hatte eine heftige Auseinandersetzung mit Brettschneider gehabt, nicht sowohl aus persönlicher Anteilnahme an dem Gefreiten, als vielmehr aus Ärger darüber, daß ihm der beste Unteroffizierskandidat vieler Jahrgänge durch ein albernes Geschick verloren gegangen war. Brettschneider hatte sich deshalb beschwert, aber er war überall mit seiner Beschwerde abgewiesen worden. Das allein sprach für den Angeklagten. Güntz und Reimers legten sich gleichfalls warm für Vogt ins Zeug, und selbst Leutnant Landsberg erinnerte sich des Mannes als eines ganz hervorragend willigen und famos diensteifrigen Soldaten.

Die Sache stand günstig für den Angeklagten.

Zu allem Überfluß fragte noch einer der Beisitzer, ein Pionierhauptmann: „Vogt, Sie hatten sich vorher tüchtig angestrengt, Sie hatten das schwere Rad allein gehoben und waren zu dem Herrn Oberleutnant Brettschneider schnell hingelaufen, — waren Sie da nicht erschöpft und außer Atem?“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann."

„Ich meine, daß es Ihnen da vor Anstrengung etwa vor den Augen geflimmert hätte?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann."

„Und daß Sie vielleicht nicht recht gewußt haben, was Sie taten?"

Der Angeklagte zögerte mit der Antwort.

Wegstetten war mit Reimers im Zeugenraum geblieben. Er trat unruhig von einem Fuß auf den anderen. Wenn Vogt jetzt ja sagte, dann ließ sich am Ende eine momentane Störung des Bewußtseins herausklauben, und die Geschichte endete mit einer Freisprechung.

Aber der Gefreite antwortete: „Doch, Herr Hauptmann. — Ich wußte, was ich tat."

Nun, das war ehrlich, aber dumm.

Die Miene des Anklägers erhellte sich. Es war ein verhältnismäßig sehr junger Mensch mit vielen Mensurnarben im Gesicht. Er saß in eine tadellose, funkelnagelneue Uniform gepreßt auf seinem Platze. Bisher hatte er gelangweilt ein silbernes Armband betrachtet, das er um das rechte Handgelenk trug.

Die Zeugenvernehmung war zu Ende. Der Verhandlungsleiter, ein dicker, gutmütiger Herr in reiferen Jahren, fragte: „Haben Sie noch irgend eine Bemerkung zu machen, Gefreiter Vogt?"

„Nein, Herr Kriegsgerichtsrat."

„Sie räumen also Ihre Schuld ein?"

„Zu Befehl, Herr Kriegsgerichtsrat."

Der Verhandlungsleiter wollte in diesem Fall noch ein übriges tun und stellte noch eine Frage. Ihre Bejahung war ja selbstverständlich.

Er fragte: „Aber Sie empfinden doch Reue über Ihre Handlung?"

Der Angeklagte zögerte abermals mit der Antwort.

Jeder erwartete das ganz natürliche Ja, man brauchte ja gar nicht erst hinzuhören. Als dieses Ja nicht verlautete, richteten sich plötzlich aller Blicke auf Vogt.

„Nein,“ sagte er deutlich.

Der Kriegsgerichtsrat horchte auf.

„Sie haben mich wohl nicht recht verstanden,“ sagte er. „Ich habe gefragt, ob Sie Reue über Ihre Handlung empfinden?“

Abermals klar und deutlich: „Nein. Ich kann das nicht.“

Und hinterdrein etwas zaghafter: „Wenn ich die reine Wahrheit sagen soll.“

Die Anwesenden schauten sich verblüfft an.

Wegstetten stieß zornig den Säbel auf die Erde. Gottsdonnerwetter! War der Kerl ein Esel! Nun war sein Schicksal besiegelt!

Die Mitglieder des Gerichtshofes zogen krause Gesichter. Der Vorsitzende, ein Major vom Königsdragonerregiment, klopfte mit seinem goldgefaßten Bleistift leise auf die Tischplatte und wiegte mißbilligend das Haupt. Der jüngste der Beisitzer, ein Oberleutnant von den Leibgrenadieren, zwirbelte sich lebhaft den Schnurrbart; in seiner Miene stand geschrieben: „Na wart! Dir werden wir's zeigen!“

Der Staatsanwalt strahlte.

Er erhob sich siegessicher zu seiner Rede und beantragte „in vollkommener Würdigung der eigentümlichen mildernden Begleitumstände des Falles, aber auch in Anbetracht der offensichtlichen hartnäckigen Verstocktheit des Angeklagten“ eine Strafe von neun Monaten Gefängnis.

Vogt wurde leichenblaß, als er diese Ziffer hörte. Das war doch unmöglich! Das konnte, das durfte nicht sein!

Der Gerichtshof bedurfte zur Beschlußfassung nicht langer Zeit.

Mit ruhiger, gleichmütiger Stimme verlas der Kriegsgerichtsrat das Urteil.

Der Angeklagte hing mit ängstlicher Erwartung an seinen Lippen. Endlich, — nach den vielen Formalien, — kam die Strafe, — fünf Monate Gefängnis.

Er stützte sich auf das Geländer, das zwischen seinem Sitze und dem Richtertische gezogen war. Das Holz knackte. Immer noch, als sich der dicke Herr längst schon wieder gesetzt hatte, horchte er nach ihm hin. Es mußte ja noch etwas anderes kommen, — eine Herabsetzung des grausamen Urteils.

Aber die Verhandlung war zu Ende.

Der Verurteilte wurde von dem Ordonnanzunteroffizier nach dem Gefangenenflügel zurückgeführt. Er ging tappend, mit unsicheren Schritten. Seine Augen starrten ins Leere.

Im Flur vor dem Verhandlungszimmer meinte er Wegstetten zu sehen. Der Hauptmann sprach mit einem alten Mann in bürgerlicher Kleidung.

Es gab Vogt einen Ruck, als er das von einem weißen Bart umrahmte Gesicht des Greises erblickte. Aber erst, als er um die Ecke des Ganges gebogen war, stieg ihm die Erkenntnis auf: mein Gott, das war ja der Vater!

Er blieb unwillkürlich stehen und wollte zurück.

Da faßte ihn der Ordonnanzunteroffizier am Arm und schob ihn voran, nicht unfreundlich oder rauh, aber so, daß der Gefangene seine Absicht sogleich aufgab.

„Sie Dummkopf!“ raunte ihm der Begleiter zu. „Wenn Sie sagten, Sie wären windelweich vor Reue über Ihre Torheit, dann wären Sie mit vier Wochen davongekommen!“ — —

Der Chausseegeldereinnehmer hatte sich nach un=

zähligen Fragen bis zu dem Gerichtsgebäude des Armeekorps durchgefunden. Er war durch endlose Reihen von Straßen gewandert. Das lebhafte Treiben der Hauptstadt hatte ihm den Kopf ganz wirr gemacht, und er war von dem ungewohnten Gehen auf dem harten, steinernen Pflaster todmüde.

Er kam gerade in dem Augenblicke vor dem Verhandlungssaale an, als die Zeugen nach dem Urteilsspruche das Zimmer verließen. Sofort erkannte er den Hauptmann von Wegstetten, — der Junge hatte den kleinen Mann mit dem riesigen roten Schnauzbart und den funkelnden Augen ja oft genug geschildert, — und er scheute sich nicht, ihn sogleich anzusprechen.

Wegstetten war anfangs nicht sonderlich über dieses Zusammentreffen entzückt. Indessen, das ehrwürdige kummervolle Gesicht des alten Soldaten rührte ihn, und er hörte ihn geduldig an.

Was der Chausseegeldereinnehmer vorbrachte, war weiter nichts als eine eindringliche Vorstellung, wie gut sich der Sohn bisher geführt hätte und wie er so gern Soldat gewesen wäre, und eine bewegliche Klage, wie nur gerade so einem braven Menschen das habe geschehen können. Der Junge müßte reinweg nicht recht bei Sinnen gewesen sein.

Das alles sprach der Greis mit einer rührenden Bescheidenheit. Er gab sich beständig Mühe, eine militärische Haltung einzunehmen, und ließ keine der üblichen Respektsanreden weg, nicht anders, als wäre er noch in seiner alten Feldwebeluniform und stände vor seinem gestrengen Vorgesetzten. Dabei rannen ihm Tränen über die gebräunten und gefurchten Wangen in den schlohweißen Bart, und wenn er sich aus seiner gebückten Stellung aufzurichten versuchte, klirrten die Orden auf seiner Brust leise aneinander.

Wegstetten hatte wenig Trost für den alten Mann. Er sagte ihm, wie dem Sohne von allen Seiten, von Offizieren und Unteroffizieren, in der Gerichtsverhandlung nur das allergünstigste Zeugnis ausgestellt worden sei, wie er als Batteriechef sich gefreut habe, einen so tüchtigen Unteroffizier für seine Batterie gewonnen zu haben, und wie allerdings nur das Ungeschick eines neu in die Truppe zurückgetretenen Offiziers den unangenehmen Vorfall veranlaßt habe.

Das Antlitz des Chausseegeldereinnehmers verklärte sich bei den Lobesworten des Hauptmanns. Er atmete auf. Gott sei Dank! Dann konnte es gar nicht schlimm werden mit dem Jungen! Ein paar Wochen Arrest, — damit war die Sache abgetan.

Aber Wegstetten erzählte weiter von dem übelangebrachten Trotz des Soldaten, und schließlich mußte er wohl oder übel dem Vater des Verurteilten die verhängte Strafe mitteilen.

Fünf Monate Gefängnis!

Das traf den Chausseegeldereinnehmer wie ein Schlag. Er wankte, und der Hauptmann mußte ihn stützen.

Die Schwäche ging bald vorüber, und Friedrich August Vogt bat um Entschuldigung. Aber er hörte nicht mehr darauf, was der Batteriechef zur Begründung des harten Urteils anführte. Es war ihm ein zu klaffender, zu schreiender Widerspruch: hier das Vergehen, das geringfügige Vergehen, das ein so guter, braver Soldat, wie es sein Junge nach dem allgemeinen Urteil war, in einer augenblicklichen Aufwallung sich hatte zu schulden kommen lassen, in einer Aufwallung noch dazu, die zugestandenermaßen erst das „Ungeschick" des Vorgesetzten hervorgerufen hatte, — und da die ungeheuerliche Strafe von fünf Monaten

Gefängnis! Dieser Gegensatz zwischen Verschuldung und Strafe wollte ihm nicht in den Kopf.

Er ging schweigend neben Wegstetten her, der lebhaft auf ihn einredete. Vor dem Tor des Gerichtsgebäudes blieb er stehen. Er nahm Stellung und wollte sich von dem Hauptmann verabschieden.

Da fragte der Offizier: „Vielleicht wollen Sie Ihren Sohn einmal sprechen? Ich will Ihnen gern die Erlaubnis vermitteln."

Der Chausseegeldereinnehmer antwortete: „Zu Befehl, Herr Hauptmann. Wenn Herr Hauptmann die Güte haben wollten."

Das war rasch getan. Wegstetten wechselte ein paar Worte mit dem Vorstand des Festungsgefängnisses und kehrte mit dem Erlaubnisschein zurück. Er brachte selbst den alten Mann bis zum Tore der Gefangenenanstalt.

„Nehmen Sie es nicht allzu schwer, Herr Vogt!" sprach er beim Abschied. „Ihr Sohn hat eine menschlich erklärliche Verfehlung begangen und ist dafür sehr hart, aber gerecht bestraft worden. Ein ehrlicher Soldat bleibt er trotzdem."

„Zu Befehl, Herr Hauptmann," erwiderte der Chausseegeldereinnehmer.

Er sah dem kleinen Offizier finster nach. Was waren das alles für Redensarten?! Sollte das ein Trost sein, daß sein Junge wenigstens kein ehrloser Lump war? Er wußte am besten, was er an seinem Kinde hatte, er kannte es am besten! Bravheit und Ehrlichkeit, die waren untrennbar von dem Franz. Das brauchte ihm keiner zu sagen.

Aber hatten sie den armen Burschen nicht ebenso streng bestraft, als wenn er gestohlen hätte? Mancher Dieb kam glimpflicher weg als der Junge. Jawohl, so

lief die Sache aus: sie hatten den Jungen zu einer entehrenden Strafe verurteilt; — warum? — weil er zuviel Ehrgefühl im Leibe gehabt hatte! -- —

Er schellte heftig an der Eingangstür des Gefangenengebäudes. Ein Einlaßposten öffnete ihm, nahm ihm die Besuchserlaubnis ab und führte ihn in ein Wartezimmer.

„Ich werde den Herrn Hausinspektor benachrichtigen," sagte er an der Tür.

Der Chausseegeldereinnehmer stand in dem kahlen, getünchten Raume. Zwei Rohrstühle befanden sich als einziges Mobiliar darin und — richtig! — in der Ecke noch der unvermeidliche Spucknapf. Das Fenster ging auf einen Hof hinaus, der rings im Viereck von hohen Gebäuden umgeben war. Die Mauern ließen nur ein trübes Licht in das Zimmer fallen; es schien, als ob auch das Fenster des Warteraums, das hoch und breit war, klein und vergittert wäre wie diejenigen, die wie halbblinde Augen aus den kahlen Wänden herausstarrten. Im Hofe kehrte eine Anzahl von Häftlingen das Pflaster. Sie waren in graues Zeug gekleidet und hatten blaue Schürzen vorgebunden. Am Rande des Platzes patrouillierte ein Posten auf und ab. Die Gefangenen standen in einer Reihe und verrichteten taktmäßig ihre Arbeit. Die lange Zeile von Menschen nahm sich wie eine große Kehrmaschine aus.

Der Chausseegeldereinnehmer trat vom Fenster zurück. Er konnte den Anblick nicht ertragen. Fortwährend mußte er dabei an seinen Jungen denken, der vielleicht morgen schon mit in der Reihe kehrte. Diese Luft bedrückte ihm die Brust, — beinahe kam er sich selbst wie ein Gefangener vor.

Nun wurde die Tür des Wartezimmers geöffnet, und der Hausinspektor erschien auf der Schwelle, ein langer, dürrer Mensch mit einem lederfarbigen Gesicht. Er zog

einen Hornklemmer hervor und prüfte den Erlaubnisschein. Von dem Papier wanderten seine Augen erstaunt zu den Orden auf der Brust des Veteranen. Er schüttelte mißbilligend den Kopf und gab zur Tür hinaus einen Auftrag.

Kurze Zeit darauf meldete ein Grenadier im Ordonnanzanzug: „Gefreiter Vogt zur Stelle."

„Lassen Sie ihn ein!" befahl der Inspektor. Dann wandte er sich um und schaute zum Fenster hinaus.

Franz Vogt ging ruhig auf den Vater zu. Er sah ihm mit einem freien, offenen Blick in die Augen.

„Guten Tag, Vater!" sagte er einfach.

Der Chausseegeldereinnehmer griff mit beiden Händen nach der Rechten des Sohnes und drückte sie lange und innig. Dabei traten ihm Tränen in die Augen, und er sah den Sohn nur wie durch einen Schleier. Gottlob trug der Junge noch seinen Artilleristenrock. Es blieb dem alten Manne erspart, ihn in der grauen Gefängnistracht zu erblicken.

Da der Vater schwieg, begann der Sohn zu reden. Er erzählte in seiner schlichten, treuherzigen Art, wie diese unglückselige Geschichte sich abgespielt hatte, er schilderte getreu, was zu seinen Gunsten sprach, aber er gab auch ohne weiteres seine Schuld zu.

„Weißt du schon, Vater," schloß er, „wozu ich verurteilt bin?"

Der Chausseegeldereinnehmer nickte.

Franz blickte bekümmert zu Boden und fuhr leise fort: „Es scheint mir sehr hart, Vater."

Er spürte einen heftigen Druck der Hand und sah den Vater wiederum bejahend den Kopf neigen.

„Ich hätte es mir selbst zuzuschreiben, sagte der Unteroffizier," redete der Gefangene weiter. „Sie haben mich gefragt, ob ich die Sache bereute. Da hab' ich „nein" ge-

antwortet. Das wäre dumm gewesen, meinte der Unteroffizier. Aber ich konnte nicht anders. Und ich würde auch jetzt wieder nein antworten müssen."

Da tat der Chausseegeldereinnehmer zum ersten Male den Mund auf, seitdem der Sohn in das Zimmer getreten war.

„Recht hast du!" sagte er laut und scharf, so daß der Inspektor am Fenster ein wenig zusammenzuckte und sich räusperte.

Nachdem er sein Kind wiedergesehen hatte, diesen braven, ehrlichen Jungen, der ganz gewiß nirgends in seiner Bravheit und Ehrlichkeit nachgelassen hatte, war eine Wandlung in ihm vorgegangen. Der Junge war ein williger, pflichttreuer Soldat gewesen, wie es williger und pflichttreuer keinen geben konnte, — das bezeugten ihm alle, — und trotzdem sperrten sie ihn wegen einer Lumperei fünf lange Monate ein! Ei zum Teufel! Was hatte es dann für einen Zweck, ein guter Soldat zu sein? Mit einem Male spürte er keinen Tropfen mehr von dem gehorsamen, respektvollen Soldatenblut des alten Feldwebels in seinen Adern, jetzt war er nur mehr ganz ein Bauer, der mit seinem harten Kopf auf dem besteht, was er für recht erkannt hat, ein Bauer, der sich mit blinder Hartnäckigkeit gegen jeden Einwand verschließt und mit der ganzen Person für seine Überzeugung eintritt.

„Recht hast du!" sagte er nochmals. „Und Recht hast du gehabt!"

Der Sohn war einsichtsvoller als der Vater, obwohl ihn die Strafe traf.

„Das ist dein Ernst nicht, Vater," erwiderte er, „ich weiß, daß ich auch schuldig bin. Aber so, daß die Strafe so hart würde, doch nicht. Ich kann ja auch appellieren."

Der Chausseegeldereinnehmer lachte leise auf.

„Daß du ein Dummkopf wärst!" versetzte er. „Daß

sie dir noch mehr aufbrennen! Nein, Junge, wenn du auf mich hören willst, laß das, das Appellieren! Wenn sie dir unrecht gekommen sind, dann trag' die Ungerechtigkeit mit Stolz, — auch diese Zeit geht vorüber! Aber bettle nicht um Gerechtigkeit!"

Franz Vogt senkte traurig den Kopf. Er hatte gehofft, das Oberkriegsgericht würde seine Strafe ermäßigen, aber was ihm der Vater riet, das mußte schon das Rechte sein.

Der Inspektor am Fenster drehte sich herum. Die Besuchszeit war abgelaufen.

Noch einmal umfaßte der Sohn die ehrwürdige Erscheinung des Vaters mit einem liebevollen Blicke.

„Und alle deine Orden hast du angelegt, Vater!" sagte er, ein wenig lächelnd.

„Jawohl," erwiderte der Chausseegeldereinnehmer. „Mit allen meinen Orden bin ich zu dir gekommen."

So laut, daß der Inspektor es hören mußte, wiederholte er: „Für dich habe ich sie angelegt, mein guter Junge, — nur für dich!"

Und zum ersten Male in seinem Leben umarmte er den Sohn. Er hielt den Kopf des lieben, guten Jungen zwischen seinen Händen und küßte sein Kind auf die Stirn.

Franz Vogt spürte die Berührung der bebenden Lippen auf seiner Stirn. Er stand und mußte sich das Weinen verbeißen.

Als ihn die Ordonnanz wieder den langen Gang zurückführte, drehte er sich um. Der Vater verschwand gerade im Tor. Ein Sonnenstrahl fiel von außen auf das ehrwürdige weiße Haar und bildete eine lichte, strahlende Stelle. Dann schlossen sich die Türflügel, und das graue, trübe Halbdunkel des Korridors herrschte uneingeschränkt. —

Die Bauern im Dorfe hatten den Chausseegelder-

einnehmer von je für einen Sonderling gehalten. Seit seiner Reise aber galt er ihnen als ausgemacht verrückt.

Die alte Witfrau, die bisher im Einnehmerhäuschen die Weiberarbeit verrichtet hatte, setzte zuerst dieses Gerücht in Umlauf. Der Chausseegeldereinnehmer hatte ihr bedeutet, er brauche ihre Dienste nicht mehr. Damit war ihr ein leichter und ein einträglicher Verdienst verloren gegangen, und sie führte aus Rache ihre Zunge weidlich spazieren.

In der Tat spann sich der alte Mann immer mehr ein. Kein Mensch durfte sein Haus betreten. Mit dem Getreide- und Viehhändler verhandelte er vor der Haustür, und die Milch, die er für seinen Anteil an die Molkereigenossenschaft lieferte, stand jeden Morgen und Abend in einer Nische des Hoftors, so daß sie der Molkereiknecht nur wegzunehmen brauchte.

Wenn er auf seinem Felde arbeitete, erwiderte er allenfalls den Gruß, den ihm die Nachbarn boten, aber weiterhin ließ er sich auf kein Gespräch ein, selbst wenn es sich um das schlechte Erntewetter oder um die niedrigen Getreidepreise drehte.

Die Bauern ließen ihn seiner Wege gehen. Das konnte jeder halten, wie er wollte. Wem das Reden nicht paßte, der tat eben das Maul nicht auf. Und was das Gezeter der gekündigten Witfrau anlangte, so hatte mancher von den Bauern ein Weib daheim, das er gern auf eine ebenso leichte Manier los geworden wäre.

Der Chausseegeldereinnehmer fing bereits an, ihnen eine gleichgültige Erscheinung zu werden, da lenkte er selbst noch einmal die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich.

Im Kreise wurde eine Ersatzwahl zum Reichstage ausgeschrieben; das Mandat des konservativen Abgeordneten war für ungültig erklärt worden. Der Abgeordnete war bei der ordentlichen Wahl erst in der Stich-

wahl durchgedrungen, die Stimmenzahlen der beiden Parteien hatten sich ungefähr die Wage gehalten, und auf den sozialdemokratischen Protest hin war jüngst die Wahl kassiert worden. Nun rüsteten sich die beiden feindlichen Parteien, die Konservativen und die Sozialdemokraten, von neuem zum Wahlkampfe.

Es handelte sich um jede einzelne Stimme. Die Agitatoren waren tüchtig an der Arbeit, Versammlungen über Versammlungen wurden abgehalten, und die Wahlaufrufe flogen den Wählern massenweise in die Häuser. Sie wurden in die offenen Fenster geworfen und über den Türschwellen durchgeschoben.

Der Name des Chausseegeldereinnehmers Friedrich August Vogt hatte bisher stets, auch noch bei der Hauptwahl, unter dem Wahlaufruf für den konservativen Kandidaten gestanden. Die konservative Partei liebte es, unter den Unterschriften der Regierungsräte, Bürgermeister und Rittergutsbesitzer auf ihren Wahlaufrufen auch mit den Namen von „kleinen Leuten" zu paradieren. Es nahm sich so populär, so alle Kreise des Volkes umfassend aus, wenn unter den noblen Herren auch ein bescheidener Kupferschmiedemeister der Kreisstadt und auch „Friedrich August Vogt, Bauergutsbesitzer und Chausseegeldereinnehmer a. D." stand.

Plötzlich kam die verläßlichste dieser kleinbürgerlichen Parteistützen, eben der Chausseegeldereinnehmer a. D. Friedrich August Vogt, und verlangte, daß dieser Name vom Aufruf gestrichen würde.

Der Vorsitzende des Wahlausschusses, ein Rittergutsbesitzer und Rittmeister der Landwehrkavallerie, versuchte ihn davon abzubringen. Er erkundigte sich nach den Gründen dieser plötzlichen Sinnesänderung, er fragte pathetisch, ob der alte Soldat denn mit einem Male der Devise „Mit Gott für König und Vaterland" untreu werden

wollte, — Vogt blieb hartnäckig bei seiner Forderung. Auf eine Angabe von Gründen ließ er sich gar nicht ein.

Und wohl oder übel mußte der Name wegbleiben.

Am Tage der Wahl wurde der Chausseegeldereinnehmer von einer fieberhaften Unruhe gepeinigt. Wohl zehnmal setzte er die Mütze auf. Dann stand er, den derben Stock in der Hand, hinter der Haustür. Die Hand lag schon auf der Klinke, aber immer wieder trat er zurück.

Um sechs Uhr ging die Wahlzeit zu Ende. Kurz vorher raffte er sich zu einem Entschlusse auf. Er verließ hastig das Haus und lief zur Schenke, in deren Gartensaal die Wahl stattfand.

Vor der Tür standen die beiden Zettelverteiler. Sie trugen die Wahlplakate auf der Brust und hatten nur noch wenige Zettel in den Händen. Müde lehnten sie an den Krippen, die vor dem Gasthause aufgestellt waren. Der eine davon, der die konservativen Zettel verteilte, war ein alter Hofarbeiter vom Rittergute, der andere mit den sozialdemokratischen Zetteln ein invalider Maurer, der bei einem Gerüstzusammenbruch ein Bein eingebüßt hatte. Sie schwatzten trotz der Gegnerschaft ihrer Auftraggeber gemütlich miteinander.

Der Einbeinige gab sich gleich gar keine Mühe, Vogt einen seiner Zettel anzubieten. Man kannte ja den alten Vogt. Dem war der Feldwebel niemals aus dem Blute gewichen, der war konservativ bis in die Knochen.

Der Hofarbeiter hielt ihm den konservativen Zettel hin und meinte: „Sie kommen beinahe zu spät, Herr Vogt. Hier ist Ihr Zettel."

Aber der Chausseegeldereinnehmer kehrte sich finster ab. Er streckte die Hand nach dem anderen aus und heischte einen Zettel. Der Maurer beeilte sich, ihm das Papier in die Hand zu drücken.

Dann stapfte Friedrich August Vogt schwer die Stufen zum Wahllokal hinan.

Der Gemeindevorstand war Wahlvorsitzender. Neben ihm saßen der Kirchschullehrer und der Inspektor vom Rittergute. Seitwärts standen ein paar Bauern und ein Chamottearbeiter in seiner kalkbespritzten Arbeitskleidung.

Der Kirchschullehrer nannte den Namen: „Vogt, Friedrich August, Chausseegeldereinnehmer außer Diensten, Katasternummer einundvierzig."

Dann machte er den Strich dazu.

Und der alte Mann reichte den zusammengefalteten Zettel hin, mit einer ruckweisen Bewegung. Der Gemeindevorsteher steckte ihn in den Blechkasten, der als Wahlurne diente. Er nickte dabei dem Wählenden freundlich zu. Das war gottlob einer, der unbedingt eine Stimme für den Konservativen bedeutete.

Aber der Chausseegeldereinnehmer erwiderte den Gruß nicht. Er stand steif vor dem Tische und sah gedankenvoll den grünen Blechkasten an, in dem die Wahlzettel lagen. Mit einem Male sank ihm der straff aufgerichtete Körper gleichsam zusammen, und es war, als ob der Greis sich scheu aus dem Wahllokale hinausschlich, wie ein Übeltäter.

Im Dorfe war das Wahlresultat bereits in der siebenten Stunde bekannt. 153 Stimmen waren abgegeben worden, 77 für den Sozialdemokraten, 76 für den Konservativen.

Es war das erste Mal, daß der Sozialist mehr Stimmen erhalten hatte als der Konservative. Die Sozialdemokraten hatten darum allen Grund zur Fröhlichkeit. Sie saßen in der kleinen Wirtschaft am Dorfende, die sich nur durch den politischen Gegensatz der Einwohner neben dem stattlichen Gasthof zu behaupten vermochte, und tran-

ken auf den erhofften Sieg im ganzen Wahlkreise. Die Bauern hockten weniger lärmend im Gastzimmer des Dorfkruges. Sie trösteten sich gegenseitig: was war durch das Resultat eines kleinen Dorfes entschieden? Immerhin: es blieb eine Schande, daß der Roten nun mehr im Dorfe waren als der königstreuen Einwohner.

Am späten Abend stellte sich noch ein seltener Gast in dem Schenkzimmer ein — der Chausseegeldereinnehmer Vogt. Er saß nicht mit am großen Tische, er hatte sich ganz hinten in eine halbdunkle Ecke gezwängt und nahm nicht am allgemeinen Gespräch teil. Aber er horchte gespannt, wenn die Resultate aus den nahen Dörfern verlesen wurden.

Gegen neun Uhr brachte ein Radfahrer die Zahlen aus den städtischen Wahlbezirken, aus der Kreisstadt und den fünf kleineren Städten des Kreises: der Sozialdemokrat hatte eine Mehrheit von über 1000 Stimmen.

Nun, das hatte man nicht anders erwartet. Das war auch bei der vorhergehenden Wahl nicht anders gewesen. Das platte Land würde schon dieses Weniger ausgleichen, es zählte ungefähr drei Fünftel der Wahlberechtigten des Kreises.

Die Sozialdemokraten zogen, die Arbeitermarseillaise singend, draußen auf der Dorfstraße vorbei. Vor dem Gasthause brachten sie ein Hoch auf ihren Kandidaten aus.

Die Bauern schimpften über diese Bande. Mochten sie sich immerhin den Spaß machen! Wer wußte, ob nicht der Spieß noch umgedreht würde. Wer zuletzt lacht, lacht bekanntlich am besten.

Allmählich wurde die ganze Runde müde. Ein paar waren auf ihren Stühlen eingenickt, andere hatten aus Langeweile ein Kartenspiel angefangen, die übrigen saßen stumpfsinnig nebeneinander und bliesen gewaltige Rauch-

wolken zur Decke. Einen Augenblick, als der Hausknecht die ausgebrannte große Hängelampe hinaustrug, um sie neu zu füllen, war es fast ganz finster in dem Raum. Die Kartenspieler zankten und nur die glühenden Cigarren leuchteten in der Dunkelheit. Hernach wurde das frischstrahlende Licht mit einem lauten Hallo begrüßt, so daß die Schläfer erschrocken in die Höhe fuhren. Sie rieben sich die Augen und sahen erstaunt um sich.

Trotzdem blieben noch alle zusammen. Der Rittergutsbesitzer hatte versprochen, beim Heimweg von der Stadt nochmals im Gasthofe vorzusprechen.

Nach Mitternacht wurde auf der Straße ein lebhafter Trab laut. Räder knirschten in dem frischaufgeschütteten Geröll, und gleich darauf trat der Rittergutsbesitzer ein.

Plötzlich waren alle wieder munter geworden. Alle redeten zugleich auf ihn ein, und er hatte Mühe, die einzelnen Frager von sich abzuwehren.

Schließlich bat er im lauten Kommandoton um Ruhe.

Er las: „Von Dubberau konservativ achttausendachthundertsiebenundachtzig Stimmen, Haubold, Sozialdemokrat, achttausendneunhundertzwölf Stimmen. Es fehlen noch drei ganz kleine ländliche Bezirke.“

Und er ergänzte sogleich diese Ziffern: es war trotz der sozialdemokratischen Mehrheit von fünfundzwanzig Stimmen Aussicht vorhanden, den Konservativen durchzubringen. Denn diese drei fehlenden Bezirke hatten bei der letzten Wahl zweihundert konservative und nur einige dreißig sozialistische Stimmen abgegeben. Freilich war unterdessen in dem einen der Dörfer eine Ofenfabrik gegründet worden, und eine Anzahl Arbeiter des Kreises war dahin übergesiedelt.

Gleichwohl, wiederholte er, bestand immer noch die Hoffnung, daß der Wahlkreis der staatserhaltenden Partei

zufiele, wenn die Entscheidung auch schließlich auf einer einzigen Stimme beruhen könnte.

In dem allgemeinen Aufbruch verließ der Chausseegeldereinnehmer das Zimmer.

Am nächsten Morgen ging der Landbriefträger pfeifend und seinen Stock schwingend an dem Einnehmerhaus vorüber. Mit einem Male trat der alte Vogt in die Tür.

„Küntzel", rief er, „wissen Sie vielleicht, wie nun gestern die Wahl ausgefallen ist?"

„Jawohl, Herr Vogt," antwortete der Briefträger munter. „Hier haben Sie's schwarz auf weiß. Sie haben mir im Kreisblatt eine ganze Menge Extrablätter mitgegeben."

Der Chausseegeldereinnehmer las nur flüchtig: „Gewählt: von Dubberau."

Er versetzte: „Warten Sie doch einen Augenblick, Küntzel!" und lief ins Haus.

Mit einer Handvoll Cigarren kam er zurück.

Er sagte: „Hier haben Sie, Küntzel! Ich hatte 's Ihnen so schon zugedacht."

Der Briefträger schnalzte mit der Zunge und erwiderte: „Danke schön, Herr Vogt. Der Tag fängt fein an. Nochmals danke schön!"

Dann setzte er sich pfeifend wieder in Marsch.

Der Chausseegeldereinnehmer aber sah genauer hin. Das Extrablatt lautete:

von Dubberau, konserv. 9068 Stimmen.
Haubold, sozialdem. 8993 Stimmen.
Gewählt: von Dubberau.

* * *

Am 9. August sollte Plettau zur Entlassung kommen. Nach beinahe neunjähriger Dienstzeit.

Es konnte in diesen ersten Augusttagen keinen eifrige-

ren und pünktlicheren Soldaten geben als den Kanonier Graf Egon Plettau. Vor allem dem Oberleutnant Brettschneider gegenüber legte er eine ängstlich peinliche Vorschriftsmäßigkeit an den Tag. Wenn er vor ihm Stellung nahm, knallten seine Absätze laut schallend zusammen, und er stand steif und unbeweglich wie eine Bildsäule vor dem gestrengen Vorgesetzten.

Die Kameraden hatte Mühe, das Lachen zu verbeißen. Jedermann sah, daß der Graf den Oberleutnant verhöhnte, aber es ließ sich nichts dagegen sagen. Er übertrieb nirgends, er führte bloß jede Vorschrift bis ins kleinste aus und ließ nicht das geringste davon weg.

Brettschneider stellte sich, als ob er die heimliche Absicht des Kanoniers gar nicht bemerkte. Aber sein bartloses Gesicht lief dunkelrot an, so daß man glaubte, er würde in dem hohen, steifen und engen Kragen jämmerlich ersticken.

Unteroffizier Käppchen hatte dem Reservisten Graf Plettau die Entlassungspapiere auszuschreiben.

„Wohin wollen Sie entlassen sein, Plettau?" fragte er.

Plettau überlegte. Dann antwortete er: „Ich bitte auf Wanderschaft, Herr Unteroffizier. Wenn man so lange seßhaft gewesen ist, wie ich, bekommt man Lust, sich wieder mal die Welt anzusehen."

Käppchen lachte.

„Das geht nicht," sagte er. „Sie müssen sich erst hier auf dem Bezirkskommando anmelden, und dann können Sie sich gleich auf Wanderschaft abmelden."

Der Graf versetzte höflich: „Danke gehorsamst für die gütige Auskunft, Herr Unteroffizier. Und wenn Herr Unteroffizier gütigst noch eine Frage erlauben, wie ist das? Stehe ich am Entlassungstage noch unter den Militärgesetzen oder nicht?"

„Am Entlassungstage, ja,“ antwortete Käppchen, „dann aber haben Sie mit uns nichts mehr zu tun. Sie haben doch nicht etwa irgend einen Streich vor?“

„Aber wie können Herr Unteroffizier gütigst so was denken!“

„Na, na!“ meinte Käppchen.

Plettau aber zog ein gekränktes Gesicht und bedankte sich nochmals.

„Dann eben am Tage nach der Entlassung!“ brummte er vor sich hin.

In der Frühe des 9. August verließ er wirklich die Kaserne. Dem Posten am Einlaßtor sagte er scherzend: „Mensch, wenn es mit rechten Dingen zuginge, dann müßtest du vor mir präsentieren! Neun Jahre bei der Truppe! Es macht sich nicht leicht wieder einer so verdient um das Vaterland!“ —

Am Vormittag fand die Vorbesichtigung der Batterie in den Herstellungsarbeiten am Geschütz statt. Wegstetten ließ sich die Übungen von Oberleutnant Brettschneider vorführen. Tags darauf wollte ihnen der Oberst beiwohnen.

In einer Exerzierpause ging ein Geflüster durch die Reihen der Mannschaften, und die Köpfe wandten sich nach dem Bergabhang zu.

Oben auf dem Ausblick stand ein Mann. Er trug eine große Papptafel in der Hand und schaute dem Treiben auf dem Exerzierplatze zu. Dann kletterte er ein wenig den Abhang hinunter. Er machte es sich im Grase bequem und begann auf der Papptafel zu malen.

Man konnte deutlich erkennen, wer sich da auf dem Rasen wälzte, immer noch die vielfach geflickte Entlassungsuniform auf dem Leibe, — Graf Egon Plettau.

Man hatte ihm auf dem Bezirkskommando bedeutet,

daß die Reservistenjahre für ihn schon längst vorüber wären. Nun nannte er sich mit Stolz Landwehrmann. —

Der Morgen des 10. August, des Tages, an dem Plettau seit langen Jahren zum ersten Male wieder unter den bürgerlichen Gesetzen stand, stieg prangend herauf. In der Nacht hatte ein kleines Gewitter die Gegend gestreift. Die Hundstagshitze war erquickend abgekühlt, und an den Grashalmen perlte ein leichter Tau.

Es war einer jener Morgen, an dem es eine Lust ist, Soldat zu sein, an dem jede Militärperson dankerfüllt sich glücklich preist, daß sie in Gottes freier, frischer Natur ihr Tagewerk verrichten darf, anstatt hinter dem Schreibpult oder in der dumpfen Werkstätte sitzen zu müssen.

Die Besichtigung der Batterie war auf einhalb acht Uhr festgesetzt. Und von sechs Uhr an sah Oberleutnant Brettschneider die Leute nach. Er verdarb allen nach Möglichkeit auch noch das letzte bißchen Lust und Laune. Hier entdeckte er einen Helm, dessen Beschläge dunkelgelb und dessen Schuppenkette hellgelb war, dort fand er einen Rock, dessen Ärmel viel zu lang waren, und anderwo entrüstete er sich über einen Schädel, dessen Haar nicht geschoren war. Alles das, während „Stillgestanden" kommandiert war, so daß die Mannschaften einen Krampf in die Beine bekamen und niesen mußten, weil sie die ganze Zeit über in die Morgensonne guckten.

Endlich stand die Batterie auf dem Exerzierplatz. Die Geschütze waren sorgfältig ausgerichtet und in haarscharf abgemessenen Abständen aufgefahren.

Die Sonnenstrahlen beschienen das stattliche, kriegerische Bild und freuten sich, daß sie sich in so vielen Helmen und Knöpfen spiegeln durften.

Oberleutnant Brettschneider überflog die Aufstellung noch einmal mit einem umfassenden Blick. Es konnte losgehen. Er war bereit, Ehre einzulegen.

Vom Kasernentor her nahte sich langsam der Oberst, auf der einen Seite von Major Schrader, auf der anderen von Hauptmann von Wegstetten begleitet. Die drei Herren waren im angelegentlichsten Gespräch begriffen.

Brettschneider eilte ihnen entgegen, um die Batterie zur Stelle zu melden. Unterwegs stolperte er mit seinen langen Beinen über den Graben, der den Exerzierplatz vom Wege trennte. Um ein Haar wäre er gefallen.

Major Schrader drehte sich um und lachte. Er mochte den steifen, übergelehrten Herrn nicht leiden.

Der Oberst nahm dankend die Meldung entgegen.

„Lassen Sie rühren, Herr Oberleutnant!" befahl er. Und als Brettschneider sein „Rührt Euch!" zur Batterie hinübergerufen hatte, schickte er sich an, ihm die Aufgabe zu stellen.

Da ereignete sich etwas sehr Überraschendes.

Ein Ruf wurde laut: „Holdrio — hoho!"

Und noch einmal: „Holdrio — joho — hohoo!"

Und zum dritten Male: „Holdrio — joho — joho hohooo!"

Der Jodler schallte vom Bergabhang herüber. Jedermann blickte zur Seite, und wieder, wie am Tage vorher, erblickte man auf dem Ausblick den Wehrmann ersten Aufgebots Graf Egon Plettau, immer noch im Entlassungsanzug, in der grauen Drillichhose und in dem vielfach geflickten Rock.

Auch s e i n e Rockknöpfe blitzten.

Er schwenkte die Mütze zur Batterie hinunter.

Darauf aber senkte er seine Hände.

Gespannt folgten die Augen der Zuschauer jeder seiner Bewegungen.

Er zog die graue Drillichhose herunter und nahm im strahlenden Lichte der goldenen Morgensonne jene erleichternde Verrichtung vor, zu der auch die Skythen, die doch

40*

der griechischen Kunst die phantastische Vorstellung der Kentauren eingehaucht haben, entschieden den Pferderücken haben verlassen müssen.

Wenn Plettau wie Janus auch nach rückwärts hätte sehen können, würde er unten auf dem Exerzierplatze weit aufgerissene Augen und offene Mäuler erblickt haben.

Nach einer kleinen Weile richtete er sich wieder auf, ergriff ein großes weißes Pappschild vom Boden und zeigte es, indem er es hoch in die Luft schwang. Dann legte er es nieder.

Damit schien er fertig zu sein. Noch einmal jodelte er fröhlich von seinem erhabenen Platze aus: „Holdrio — joho — joho — hohooo!"

Er verneigte sich feierlich und war blitzschnell im Gesträuch verschwunden.

Unten auf dem Exerzierplatz sah man sich sprachlos an.

Die Mannschaften zogen dumme Gesichter. Am liebsten wären sie mit hellem Lachen herausgeplatzt, aber das konnte am Ende übel ablaufen. Daher gaben sie sich Mühe, so harmlos als möglich dreinzuschauen, als ob etwas ungeheuer Alltägliches geschehen wäre.

Wegstetten war außer sich vor Zorn und Empörung.

„Ich bitte, Herr Oberst," sagte er, „dem Kerl ein paar Unteroffiziere nachschicken zu dürfen, damit sie ihn arretieren und gleich wieder dahin bringen, wohin er gehört. Das ist ja eine unerhörte Beleidigung der ganzen Armee, eine namenlose Verhöhnung!"

Um Falkenheins Lippen zuckte es. Diese Frechheit war auch ihm außer dem Spaße. Aber er hielt es wie der selige Großherzog von Oldenburg hinsichtlich der Majestätsbeleidigungen. Er meinte, ein Lump kann überhaupt nicht beleidigen. Und dann: die drastische Symbolik der Handlung dünkte ihm nicht wie Humor.

Deshalb versetzte er ablenkend: „Lieber Wegstetten, selbstverständlich werden wir Strafantrag gegen den Lümmel stellen. Aber wie soll ihn jetzt einer einholen? Wir blamieren uns bloß mit dieser Jagd."

Wegstetten zappelte vor Zorn. Er wies nebenan auf den Platz, auf dem die Pferde der fünften Batterie bewegt wurden.

„Wenn wir ihm ein paar Berittene auf die Fersen setzen?" erwiderte er.

Der Oberst schüttelte den Kopf und antwortete: „Wie sollen die den Berg hinauf? Und ins Holz können sie ihm doch nicht folgen. Lieber Wegstetten, der ist schlau, der bleibt im Gebüsch und schlängelt sich zur Grenze durch. Da ist er ja sicher."

„Jawohl," bestätigte Major Schrader, der das Lachen gar nicht verbarg, „er schlägt sich in die böhmischen Wälder, wie Karl Moor."

Der Hauptmann wollte sich trotzdem nicht zufrieden geben.

„Ich kann den Lump nicht so laufen lassen," wütete er. „Er muß mir her! Und wenn ich mich selber auf die Suche machen soll!"

Falkenhein legte ihm begütigend die Hand auf den Arm.

„Ruhig Blut, lieber Wegstetten!" sagte er. „Lassen Sie Ihren Grafen diesmal laufen! Schicken Sie lieber jemand hinauf zur Aussicht, einen verläßlichen Unteroffizier, der das Plakat herunterholt, ehe es einer von den Mannschaften zu Gesicht bekommt. Wer weiß, was der Kerl für eine Gemeinheit darauf gesudelt hat!"

Unteroffizier von Frielinghausen wurde abgeordnet und stieg den Berg in die Höhe. Unterdessen begann unten die Übung.

Frielinghausen fand die Papptafel, säuberlich an eine

Bank gelehnt, — davor die letzten Spuren Graf Egon Plettaus.

Er stieg den Abhang wieder hinunter und schritt auf die drei Offiziere zu, indem er das Pappschild sorgfältig von der Batterie abgekehrt hielt.

Der Oberst nahm es ihm mit spitzen Fingern ab. Es war wenig darauf geschrieben.

„Herr Oberleutnant Brettschneider!" rief Major Schrader plötzlich. „Bitte bemühen Sie sich doch einmal her!"

Brettschneider eilte herbei: „Herr Major haben befohlen?"

Schrader wies auf die Tafel.

„Eine erklärende Unterschrift zu dem Bilde von vorhin offenbar," sagte er, sich vor Lachen schüttelnd.

Auf dem Schilde stand in rießengroßen, sauber gezeichneten Buchstaben zu lesen, schön farbig mit rotem und blauem Buntstift ausgemalt: „Dem Oberleutnant Brettschneider einen Abschiedsgruß!"

„Dieser Graf Plettau ist nicht unbelesen," sagte der Oberst, „ein Citat aus dem „Ekkehard". Allerhand Achtung!"

Major Schrader aber, der sich in seinen Mußestunden gern mit moderner Literatur beschäftigte, der in Berlin „Die Weber" und „Seine Kleine" gesehen hatte, der sogar und trotz allem im „Rosenmontag" gewesen war, flüsterte leise für sich: „Abschied vom Regiment."



XV.

„Freiheit, die ich meine, —"
(von Schenkendorf.)

Unteroffizier von Frielinghausen war für den Herbst zur Oberfeuerwerkerschule in Berlin kommandiert worden. Vorher wurde er ein paar Mal in Vormundschaftsangelegenheiten auf das Amtsgericht bestellt. Es handelte sich um die Neuanlage der paar Hundert Mark, die ihm die Mutter hinterlassen hatte.

Der junge Mensch machte in dem sauberen Ordonnanzanzug einen vorteilhaften Eindruck. Er hatte sich das Fahrige und Schlenkrige in seinen Bewegungen abgewöhnt, seine Gestalt war breiter und männlicher geworden, und auf der Oberlippe begann sich ein kleines Bärtchen zu zeigen. Dabei hatte sein gebräuntes Gesicht den alten, offenen, ein wenig jungenhaft weichen Ausdruck behalten, — alles in allem ein hübscher Kerl, nach dem sich die Frauenzimmer bereits umzudrehen anfingen.

Im Wartezimmer des Amtsgerichts saß neben ihm ein junges Mädchen, sehr einfach und schlicht in tiefe Trauer gekleidet. Die jungen Leute langweilten sich beide gleichmäßig. Es war eine dumme Situation. Man hockte ganz allein in der kahlen Stube und mußte wahre Anstrengungen machen, um immer wieder aneinander vorbeizusehen.

Frielinghausen betrachtete das junge Mädchen verstohlen von der Seite. Es war ein hübsches, frisches Ding mit einem lieben Gesicht, das blühend und jung aus der schwarzen Halskrause herausschaute. Sie hielt die Augen gesenkt und starrte unverwandt den staubigen Fußboden an. Der Unteroffizier fand vor allem die langen Wimpern schön, die so beharrlich die Wangen beschatteten.

Da blickte das Fräulein auf und er sah angelegentlich zum Fenster hinaus in die Äste eines alten Lindenbaumes. Dabei fühlte er deutlich, wie das junge Mädchen seinerseits nun ihn musterte. Schließlich gerieten sie in ein Gespräch. Es war ja auch zu töricht, so lange stumm nebeneinander zu sitzen.

Weshalb man hier saß und wartete, darauf kam natürlich die Rede zuerst. Und es war sonderbar, wie gleichartig es ihnen im Leben ergangen war.

Das junge Mädchen hatte Erzieherin werden wollen. Da war plötzlich der Vater, ein pensionierter Oberlehrer gestorben, das Geld zur Vollendung der Studien mangelte, — so hatte sie sich entschlossen, eine Stelle als Handarbeitslehrerin anzunehmen. Im Herbst gedachte sie ihr Amt anzutreten.

Frielinghausen erzählte ihr nun treuherzig sein hartes Geschick. Aber so ganz subaltern wollte er der jungen Dame doch nicht erscheinen. Deshalb schilderte er die Stellung eines Feuerwerkers und besonders die eines Feuerwerksoffiziers mit ziemlich hellen Farben. Sonst blieb er streng bei der Wahrheit. Es war ihm, als ob eine gute Schwester ihm zuhörte, und es tat ihm wohl, von der jungen Leidensgenossin getröstet zu werden.

Sie wurden beide ein zweites Mal auf das Gericht bestellt. Der Zufall wollte es, wiederum fast um die gleiche Zeit. Als sie einander in dem kahlen Warte-

zimmer wiedersahen, grüßten sie sich mit einem freudigen Lächeln. Sie plauderten abermals wie zwei gute Kameraden, und am Ende hätten sie gewünscht, noch ein wenig länger warten zu müssen.

Frielinghausen war es, der sich mit der Bitte um einen gemeinsamen Sonntagsspaziergang hervortraute.

Das junge Mädchen, Namens Bertha Katz, willigte nach einigem Zögern ein. Der verstorbene Vater hatte fast keine Bekannten in dem Städtchen gehabt, sie selbst war seit Jahren in dem Lehrerinnenseminar gewesen, und was kümmerte es sie schließlich, wenn ihr ein paar böse Zungen etwas Schlechtes nachredeten? Sie stand ja doch im Begriff, in kurzer Zeit die Stadt zu verlassen. Und zu alledem: sie kam sich eher wie eine mütterliche Freundin vor, der da der hübsche Junge sein Leid klagte. Obwohl er fast genau in ihrem Alter war, konnte sie ihn nicht recht ernst nehmen. Er war noch gar zu unreif, aber sein bedrücktes Herz mochte er ihr immerhin ausschütten.

Sie schenkte Frielinghausen also die drei Sonntagnachmittage, die sie noch in dem kleinen Neste zu verleben hatte, und es konnte ihr keiner inniger dafür dankbar sein als er.

Es war das erste Mal seit dem Tode der Mutter, daß er mit einem Menschen wieder über etwas anderes reden konnte als über Dienst und Pferde, über ruppige Vorgesetzte und stockdumme Kanoniere. Er grub alte Erinnerungen vom Gymnasium wieder aus und schalt sich zuweilen insgeheim, wie wenig er sich in jenen längst vergangenen glücklichen Jahren angeeignet hatte. Fräulein Bertha besaß viel gründlichere Kenntnisse als er, und wenn sie zuweilen unwillkürlich in einen lehrhaften Ton geriet, hörte er wie ein braver Schüler zu.

Die jungen Leute schwatzten miteinander, wie es

ihnen ihre unvollendete Bildung gerade eingab. Sie tauschten meist recht unreife Ansichten über Welt und Menschen aus und verweilten durchaus nicht auf den Gipfeln der Weisheit. Aber als Frielinghausen vom ersten dieser Spaziergänge in die Kaserne zurückgekehrt war, wollte ihm der Verkehrston der Kameraden plötzlich ganz und gar unerträglich erscheinen. Es kam ihm nach langer Zeit wieder einmal zum Bewußtsein, wie tief er herabgestürzt war.

Am zweiten Sonntage stellte er sich mit verdüsterter Miene ein. Er wütete gegen sich selbst wegen seines namenlosen Leichtsinns und erging sich in verzweifelten Klagen über sein verpfuschtes Leben. Fräulein Bertha hörte ihn geduldig und aufmerksam an.

Diese wilden Ausbrüche fanden indessen bei ihr nicht das erwartete Verständnis.

„Gehen Sie, Herr von Frielinghausen!“ sagte sie, „Sie meinen am Ende, Sie haben's allein so schwer. Glauben Sie denn, daß es mir spaßhaft sein wird, kleine Mädels sticken, stopfen und nähen zu lehren, nachdem ich mich darauf gespitzt habe, Molière und Shakespeare in der Ursprache zu dozieren? Ich finde, das Leben hat uns auch darin ganz gleich mitgespielt. Wir haben Offiziere werden wollen, da ging das liebe elende Geld zu Ende, und wir sind Unteroffiziere geworden. Das ist nun einmal nicht zu ändern. Darum heißt's, nicht mit dem Kopfe durch die Wand wollen, sondern retten, was zu retten ist. Soviel werden meine Augen nach dem Nadelunterricht schon noch hergeben, daß ich mal ein vernünftiges Buch lesen kann.“

„Ja, Sie, Fräulein Bertha,“ versetzte Frielinghausen. „Sie werden Ihr Stübchen für sich haben, Sie werden schöne freie Zeit haben, netten Verkehr und alles mögliche. Aber ich habe ja nicht einmal einen Raum, wo ich

mal für eine Stunde allein sein könnte, meinethalben um ein Buch zu lesen. Ich bin ja mitten unter das garstige Volk eingepferdcht!"

Das junge Mädchen beharrte bei seiner Meinung.

„Doch nicht für immer!" erwiderte es. „Je weiter Sie sich auf Ihrem Wege voranarbeiten, desto mehr bessert sich Ihre Lage. Das muß Ihnen doch allein schon Mut machen, daß Sie vorwärts schauen und nicht ewig rückwärts, wo nichts mehr zu holen ist. Nehmen Sie mal mich dagegen an! Ein ganzes Leben lang nichts als stricken, sticken und stopfen! Ich hätte Grund zu verzweifeln!"

Sie sprach ihm in ihrer herzlichen Art guten Mut zu und redete ihm ein Langes und Breites davon vor, wie unrecht seine Mutlosigkeit und seine Energielosigkeit wäre.

Noch am Abend dieses zweiten Sonntags setzte sich Frielinghausen hinter seine Bücher. Als die letzten der Kameraden schon längst lärmend den Schlafsaal aufgesucht hatten, studierte er noch, die Finger in die Ohren gesteckt und die Augen auf das Buch gesenkt, um nichts außer seinem Lernstoff zu hören und zu sehen. Erst als das ärarische Petroleum in der Lampe ein Ende nahm, ging er zur Ruhe.

Die ganze Wohe hindurch war er so pflichteifrig und so lebendig in seinem Dienste, daß Wegstetten wieder einmal auf ihn aufmerksam wurde. Der Hauptmann war in den letzten Monaten einigermaßen enttäuscht von seinem Schützling gewesen. Er hatte irgend etwas Außerordentliches von ihm erwartet, aber das war nicht eingetreten. Frielinghausen war eben doch im öden Durchschnitt der neuen Umgebung untergegangen und mehr als „sehr gut" konnte er ihm auch nicht in das Führungszeugnis schreiben. Nur meinte er, dieser plötzliche glühende Eifer hätte nur etwas zeitiger kommen müssen,

nicht erst, als der junge Mensch im Begriff war, nach der Oberfeuerwerkerschule abzugehen. Gleichwohl freute er sich, den Unteroffizier loben zu können, und er hielt mit seiner Anerkennung nicht zurück.

Frielinghausen erschien zum dritten und letzten Sonntagsspaziergang sehr feierlich gestimmt am Stelldichein.

Nach einigem verlegenen Schweigen machte er Fräulein Bertha Katz einen klipp und klaren Heiratsantrag. Er war gerade neunzehn Jahre alt.

Diese Ehe sollte natürlich nicht sofort geschlossen werden. So unvernünftig war er nicht. Nein, — er bat die Lehrerin um nichts weiter, als daß sie auf ihn warten sollte, daß sie sich wenigstens nicht anderweitig binden sollte. Als Feuerwerksleutnant erst wollte er als ernsthafter Freier auftreten.

Das junge Mädchen hatte die größte Lust, hell aufzulachen. Aber andererseits war dieser spaßhafte Heiratsantrag so rührend ernst gemeint, daß sie nicht einmal den Mut fand, ihm von vornherein jede Hoffnung abzuschneiden. Sie erwiderte, ja, sie wollte schon gern warten; denn daß jemand anders um sie, um ein armes Mädchen, anhielte, das sei ja ganz ausgeschlossen.

Von Liebe oder auch nur von Zuneigung hatte Frielinghausen gar nicht geredet. Wie er durch sie aus der Gefahr errettet worden sei, in der Roheit und Unbildung der Kameraden unterzugehen, wie sie ihn wieder auf den rechten Weg geführt habe und wie er hoffe, an ihrer Seite diesen rechten Weg immerdar zu gehen, das schilderte er in seiner sonderbaren Brautwerbung. Er wollte sie gleichsam heiraten, um eine andere sorgende und behütende, ratende und tröstende Mutter zu haben, der er ganz gewiß keinen Kummer machen würde.

Als sie ihm ihren Bescheid gab, drang er nicht

weiter in sie. Er war mit dieser Antwort zufrieden. Es fiel ihm auch nicht ein, beim Abschied seine „Braut" um einen Kuß zu bitten. Mit einem einfachen, festen Händedruck gingen sie auseinander, er nach Berlin zur Oberfeuerwerkerschule, sie in die kleine Stadt im Tieflande, um die Mädchen stricken und nähen zu lehren.

„Schreiben Sie mir doch, bitte!" sagte sie zuletzt noch. Es interessierte sie, was aus dem jungen Menschen werden würde, wie lange er ihr „Bräutigam" sein würde.

Sogleich in den ersten Tagen schrieb ihr Frielinghausen einen langen Brief. Von dem Fenster, an dem er saß, konnte er die Menschenflut beobachten, die ununterbrochen aus dem Lehrter Bahnhof und wieder zurück strömte. Da gab es zu sehen! Es dauerte geraume Zeit, bis der Brief zu Ende geführt wurde.

Dann begann der Unterricht. Er schrieb, man müßte sich dabei gewaltig zusammennehmen und sich gehörig vorbereiten. Deshalb wurden auch die Briefe immer kürzer. Schließlich wurden Ansichtskarten daraus. Großenteils stellten sie ein Ball- und Gartenlokal in Pankow dar. Und auch die blieben aus.

Nach zwei Jahren erhielt die Handarbeitslehrerin eine auf Büttenpapier gedruckte Vermählungsanzeige. Sie hatte ihre eigene Verlobungsepisode fast vergessen, der „Bräutigam" offenbar auch. Walter Freiherr von Frielinghausen und eine Frau Minna Victoria Freifrau von Frielinghausen, geborene Kettke, empfahlen sich als Vermählte.

Frielinghausen hatte seine Entlassung aus dem Militärdienst durchgesetzt. Er schützte die Folgen eines alten Kniescheibenbruches vor, den er vordem ängstlich verheimlicht hatte. Minna Victoria aber war die dereinstige Erbin des Pankower Vergnügungsetablissements, und Walter Freiherr von Frielinghausen repräsentierte

als Schwiegersohn des etwas unmöglichen Papa Willi Kettke den Wirt. Er ging durch die Stuhlreihen, in einen noblen schwarzen Rock gekleidet, und zeichnete einzelne, besonders wohlhabend ausschauende Gäste mit einer leichten, höflichen Verbeugung aus. Dann stand er mit der Gebärde eines Fürsten in der Nähe der Bierausgabe, und die Kellner und Köche, die Büfettmamsells und Küchenmädchen hatten Respekt vor ihm. Er wurde dick, und Minna Victoria mußte ihm zuweilen eine Szene machen, wenn er eine der eleganten Damen, die das Lokal beehrten, allzu intim begrüßte.

Die sechste Batterie des Osterländischen Feldartillerie-Regiments hatte aber Gelegenheit, nach seinem Ausscheiden einen anderen Unteroffizier zur Oberfeuerwerkerschule zu kommandieren, — Gustav Weise. Hauptmann von Wegstetten war mit Weise wohl zufrieden, er hatte in ihm eine bleibende Eroberung für König und Vaterland gemacht. Aber Weise neigte — was man bei dem früheren Sozialdemokraten eigentlich nicht hätte erwarten sollen — zu Übergriffen gegen die Untergebenen, und deshalb war der Batteriechef auf die Idee gekommen, ihn zur Feuerwerkerkarriere zu überreden. Der Unteroffizier hatte einen hellen Kopf; so ließ sich erwarten, daß er seinen Weg machen würde.

Unter diesen Umständen verfluchte Weise immer mehr die Stunde, in der er sich seinerzeit diese albernen Krakeleien von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit auf den Arm hatte tätowieren lassen. Es verursachte jedesmal Verdruß, wenn ein Kamerad die Enden der Zeichnung unter dem Ärmel hervorgucken sah und dann das Ganze sehen wollte.

Eines Tages sah er in der Wilhelmshavenerstraße ein Schild „Dr. Büchsenstein, Spezialarzt für Hautkrank-

heiten u. s. f.“. Er meinte, der müßte ihm helfen können, und ging in der nächsten Sprechstunde hinauf.

Der Arzt, ein kleiner Herr mit dunklem Kraushaar, war erstaunt, als der Unteroffizier den Arm entblößte, und als der Patient mit dem Anliegen herausrückte, die Tätowierung wegzuätzen, konnte er sich des Lachens nicht ganz enthalten.

„Ja, lieber Freund,“ sagte er, „da kann ich nichts tun. Das läßt sich nicht „wegätzen“. Übrigens tragen Sie ja den Königlichen Unteroffiziersärmel über der Revolution. Und wenn Sie ein übriges tun wollen, dann streichen Sie dick Lanolin auf und pudern Sie mit Reismehl darüber. Dann sieht man's nicht so.“

„Ich danke, Herr Doktor,“ versetzte Weise aufstehend. „Was ist meine Schuldigkeit?“

„Aber nichts, lieber Freund!“ sprach der kleine Arzt lachend. „Es war mir ja ein so großes Vergnügen!“

Und der Unterofizier ging zur nächsten Drogenhandlung, kaufte sich die größte Tube Lanolin, die es gab, dazu ein halbes Pfund Reismehl.

* * *

Der Festungsgefangene Wolf wollte seinen Augen nicht trauen, als er seinen früheren Kameraden Vogt in der grauen Drillichkleidung erblickte.

Es wurde zum Arbeitsdienst angetreten. Vogt stand am Ende der Reihe, Wolf war unter den ersten vom rechten Flügel herein. Es war ganz unmöglich, sich einander zu nähern. Außerdem war es streng verboten, ein Wort laut werden zu lassen.

Die Wache trat ins Gewehr, und eine Anzahl Wachtmannschaften nahm die vorgeschriebenen Plätze rings um die Gefangenen ein. Es wurde den Häftlingen jederzeit unter die Nase gerieben, daß diese Posten scharfgeladene Gewehre auf der Schulter trugen und daß im Falle eines

Fluchtversuches nicht gefackelt werden würde. Ein dreimaliges „Halt!", wer dann nicht stand, auf den wurde geschossen

Der aufsichtführende Unterofizier machte seine Meldung. Darauf wurde das Torschloß aufgeschlossen, und die schweren Torflügel öffneten sich.

Im Hof hatte die Sonne nur das oberste Stockwerk des einen Flügels beschienen, und innerhalb der hohen Mauern war es kühl und frostig gewesen. Wie aus einem Schachte sah man den klaren Himmel zu Häupten hinglänzen. Nun trat man wirklich in den Sonnenschein hinaus, man fühlte die Wärme der hellen Strahlen.

Der kleine Zug der Festungsgefangenen bewegte sich an der Rückseite der Gebäude entlang, um ja nirgends ein Aufsehen zu erregen. Er drückte sich an Stallgebäuden und fensterlosen Arsenalschuppen vorüber und betrat den großen Exerzierplatz der hauptstädtischen Garnison auf einem Seitenpfade.

In der Zeit von den Herbstübungen bis zum Frühjahr lag die riesige Fläche menschenleer da. Die Einzelausbildung der Truppen vollzog sich in den Kasernen, und erst nach der Beendigung der Rekrutenbesichtigungen wurden die Übungen auf den großen Platz verlegt.

Die Festungsgefangenen waren dazu kommandiert, alles für den Frühling wieder in Ordnung zu bringen, was etwa im Sommer Schaden genommen hatte. Sie beseitigten die Unebenheiten des Bodens, indem sie hier Löcher ausfüllten, dort Erhöhungen abtrugen, sie zogen neue Gräben als Einfriedigung des Vierecks und befestigten neuerdings die Kugelfänge auf den nahegelegenen Schießständen. Vor allem aber war ein hoher Hinderniswall frisch aufzuschütten und dahinter eine tiefe Grube zu graben, beides für die Fahrübungen der Artillerie. Das gab eine unsäglich mühsame Arbeit. Der

Boden bestand bis zu einer Tiefe von mehreren Metern hinab aus klarem, feinem Sand. Man stand bis über die Knöchel darin und lud Schubkarren auf Schubkarren mit der Schaufel voll, — aber unten in der Grube kam man nicht tiefer, und oben auf dem Wall bemerkte man kein Höherkommen. Es war, als ob man unten Wasser schöpfte und es oben wieder ausgösse.

Wenn die Gefangenen keuchend die Karren auf den steilen Laufbrettern emporgeschoben hatten und oben von dem Walle in die Grube zurückblickten, schien der Sand neben ihnen langsam wieder hinabzurieseln. Sie blickten mit verzweifelten Augen in das unergründliche Loch hinab, in dem die graugekleideten Menschen stumm ihren Frondienst verrichteten, und wischten sich seufzend den vergeblichen Schweiß von der Stirn. Dann nahmen sie die Tragbänder wieder um die Schultern und rannten den Karren nach die abschüssigen Stege wieder hinunter. Vor dem Untertauchen in die Grube sandten sie noch einen Blick ringsum. Da war nichts als die gelbe sandige Fläche, in der Richtung, wo die Kasernen lagen und wo sich weiterhin das Häusermeer der Stadt ausbreitete, ein karger Fichtenwald und an den Seiten der Grube die Posten, deren Gewehrläufe in der Sonne blitzten. —

Während des Arbeitsdienstes ließ es sich leichter bewerkstelligen, daß man sich einander näherte.

Als Vogt und Wolf zum ersten Male aneinander vorübergingen, der eine seinen Karren emporschiebend, der andere hinter dem leeren Karren wieder abwärts in die Grube trottend, grüßten sie sich mit einem traurigen Nicken. Darnach fügte es sich, daß sie nebeneinander den losen Sand in ihre Karren schaufelten. Es war zwar verboten zu sprechen, aber es gab eine Art, die Worte ganz leise und fast ohne die Lippen zu bewegen vor sich

hinzumurmeln, daß man sich gleichwohl verständigen konnte.

„Wie kommen Sie hierher?“ war Wolfs erste Frage.

Vogt gab ihm Auskunft, unzählige Male durch den Zwang der Arbeit unterbrochen. Wenn er dann sein Fuder Sand oben ausgeschüttet hatte, pürschte er sich stets wieder in die Nähe des Regimentskameraden. Endlich hatte er die Geschichte seines Verbrechens zu Ende erzählt.

Er ließ die Schulter hängen und schloß: „So war's, und kein Haar anders!“

Wolf stieß ein kurzes, bitteres Lachen aus, so daß sich der Wachtposten aus seinem faulen Hinschlendern jäh herumdrehte.

Der arme Kerl tat ihm herzlich leid — aber war das nicht ein neues Beispiel dafür, daß die Sozialdemokratie gar nicht groß zu werben brauchte? Daß ihr die reifen Früchte ganz ohne eigenes Zutun in den Schoß geschüttelt wurden? Dieser Vogt, der bravste Soldat, der gefügigste Mensch, der einen Posten in der Leibgarde der Stützen der Monarchie verdiente, karrte hier zwischen Dieben und Raufbolden! Und neben ihm, dem blutroten Sozialdemokraten!

Und dann hörte er Vogt weiter erzählen von den wenigen Bekannten in der Batterie, jeden Tag ein Bruchstück, an manchem kaum ein paar abgerissene Worte.

Weise trug die Unteroffizierstressen! Dieser ewig unsichere Kantonist! Dieser Leisetreter, der aller Welt zum Munde redete, wie es gerade der augenblickliche Vorteil verlangte! Dieser Schwätzer, der es nur seinem flinken Mundwerk zu verdanken gehabt hatte, daß er oben in der Fabrikstadt sich als Vertrauensmann der Gewerkschaft brüsten konnte!

War das nicht eine verkehrte Welt?

Aber nein. Bei Weise stimmte die Rechnung aufs Haar. Diese ausgemachte Lakaiennatur war da gerade auf den richtigen Platz geraten. Der kleine Hauptmann von Wegstetten würde sich keinen Unteroffizier denken können, der besser seinen Bestrebungen nachkam oder inbrünstiger um die Zufriedenheit des Batteriechefs warb — als Gustav Weise. Der Mann stand dort, wohin er gehörte.

Wenn er bei der Sozialdemokratie ausgehalten hätte, — dachte Wolf bei sich, — würde er eben der gefügige Lakai irgend einer Parteigröße geworden sein. Verlaß auf ihn war nirgends, weder hier noch dort.

Wie anders war es mit Vogt, diesem Bauern, dem die Ehrlichkeit und eine verständige Treue gerade aus den ruhigen, grauen Augen schaute! Wenn der sich einmal zu einer Partei geschlagen hatte, dann war er ein sicherer Mann.

Und Wolf begann ihn zu bearbeiten.

Diese hastig zugeflüsterten Schlagworte von der großen Ungerechtigkeit und Unterdrückung der Gegenwart und von der wunderbaren Gleichheit und Freiheit der Zukunft mußten ja um so länger nachklingen und um so nachhaltiger wirken, je schärfer sie durch die harte Gefangenschaft beleuchtet wurden. Zwei Menschen, die sich mit gutem Gewissen von jeder Schuld freisprechen durften, waren hier mit ehrlosen Verbrechern eingesperrt und karrten, wie diese, Sand.

Der Bauer gab das ohne weiteres zu. Wolf und er, sie duldeten die Strafe unverdientermaßen. Und auch sonst war die Welt voll Ungerechtigkeit.

„Dann gehören Sie ja zu uns,“ sagte Wolf.

Vogt fragte zurück: „Wieso? Zu euch?“

„Nun, Sie sind Sozialdemokrat.“

„So?“ meinte Vogt. „Das kann sein. Ich weiß es nicht.“

„Doch, wenn Sie so denken, dann ist es schon so.“

„Ja, ich will doch aber gar nichts wie eine Revolution oder etwas Ähnliches. Es ist mir doch ganz egal, ob wir einen König haben oder eine Republik. Ich will nur, daß ich meine Arbeit habe und daß ich damit soviel schaffe, wie ich brauche. Im übrigen mögen sie mich möglichst ungeschoren lassen!“

„Eins kommt mit dem andern,“ erwiderte Wolf. „Wenn es besser werden soll, muß eben auch die Regierungsform eine andere sein.“

Er flüsterte ihm weiter zu von der Verbrüderung, die alle Völker der Erde umspannen sollte, so daß es keinen Krieg und keine Soldaten mehr geben würde. Wer war das anders als die Fürsten, die diese schöne Vereinigung noch hinderten? Die Völker wollten ganz gewiß den immerwährenden Frieden. Der Druck der Gefangenschaft gab ihm große, gewaltige Worte ein, an denen er sich selbst berauschte und die schließlich auch den nüchternen Verstand Vogts verwirrten.

Der Bauer nickte: „Ja, ja. Das wäre schön!“

Er vermochte sich keine rechte Vorstellung von diesem Zukunftsbilde zu machen. Alle Menschen Brüder? Kein Streit und kein Krieg mehr? Keiner, der dem andern zu befehlen hatte, keiner, der Zins und Steuer verlangen durfte? War das wohl möglich?

Aber der andere sprach so überzeugt, so sicher davon, daß man gar nicht zweifeln konnte. Das also wollten die Sozialdemokraten, vor denen einem immer bange gemacht wurde, daß sie alles vernichten und zerstören wollten?

Gewiß, Recht hatten sie. Es sollte ja dann nur besser, schöner werden! Und dafür einzutreten, das lohnte

der Mühe! Dafür durfte man getrost, wenn es sein mußte, auch sein Leben einsetzen! —

Es war auf dem Wege vom Arbeitsplatz nach dem Gefängnis. Wolf schritt neben Vogt in der Reihe. Der lange, hagere Mensch schien nur mehr Haut und Knochen zu sein. Die Wangen waren ihm eingefallen, und die Glieder schlotterten in dem grauen Zeug. Aber seine Augen leuchteten und glühten, als ob er ein inneres Fieber hätte, und um seinen Mund lag ein stolzes Lächeln.

Vogt nickte ihm zu. Ein festes Gelöbnis war in dieser Gebärde ausgedrückt.

Der kleine Trupp der Gefangenen langte am Tor an. Ein heftiger Regenschauer trieb sie in den gewölbten Torweg hinein. Sie standen eng aneinander gedrängt, bis das Tor geöffnet wurde.

Da fühlte Vogt plötzlich Wolfs Hand die seine fest erfassen.

„Ich glaube, wir sind nun einig, Genosse," hörte er den anderen flüstern. „Wollen wir uns nicht du nennen?"

Und der Bauer gab ihm den starken Druck zurück und antwortete: „Ja, Kamerad." — —

Die Tage der Gefangenschaft glichen einander. Wie eine Kette von ganz gleichgeschmiedeten Gliedern glitten sie vorüber.

Aber über den großen Platz sank ein immer grauerer Herbsthimmel herab, der zuweilen naßkalte Güsse auf den glatten Sandboden herabschleuderte. Dann schimmerte es an einem Morgen blendend hell durch die kleinen Zellenfenster. Es war Winterschnee gefallen.

Der November ließ sich rauh an. Die harte Kälte kroch durch die dicken Mauern des Festungsgefängnisses, und die Gefangenen bebten unter den dünnen Wolldecken vor Frost. Wenn draußen der Boden gefroren war, daß

weder Spitzhacke noch Spaten eindringen konnte, bekamen sie Strohmatten zu flechten oder Säcke zu nähen.

Dann fluchte Vogt: „Zum Teufel! Hätte ich doch damals die Kniee durchgedrückt! Was ging's mich an, daß der Leutnant ein so hochnäsiges Gesicht zog?"

Er schaute nach dem bleigrauen Himmel, der durch die vergitterte kleine Scheibe hindurchblickte. Das harte Arbeiten in der freien Luft hatte er leicht ertragen, aber wenn er in der engen Zelle sitzen mußte, meinte er manchmal elend ersticken zu müssen.

Eine Schar Tauben strich regelmäßig um die Mittagszeit vom Dache abwärts am Fenster vorbei. Die Tiere mußten irgendwo in der Nähe ihren Schlag haben und schienen auf Küchenabfall oder etwas Ähnliches zu lauern. Vielleicht waren sie auch verwildert und nisteten draußen im Forste.

Der Gefangene war glücklich über diesen flüchtigen Gruß des freien Lebens draußen. Gottlob waren auch die ersten drei von den fünf Monaten nun überstanden. Im Januar kehrte er in die Garnison zurück. Dann hieß es noch die zwei ausstehenden Monate nachdienen, und im März, gerade in den ersten Frühlingstagen, wurde er frei.

Aber vorher noch, in den ersten Dezembertagen, kam eine schlimme Nachricht von außen zu ihm.

Der Vater war tot. Und schlimmer noch: er war schon begraben, als der Sohn sein Sterben erfuhr. Aber so war es der Wille des Alten gewesen.

Es hörte sich wie eine erfundene Geschichte an, was dem Festungsgefangenen Vogt von dem Vorstand des Festungsgefängnisses, einem kränklichen, kleinen Infanteriehauptmann, in dem Verwaltungsdienstzimmer mitgeteilt wurde.

Der Ortsvorsteher von daheim hatte sich selbst auf

den Weg gemacht und berichtete dem Sohne den Tod des Vaters. Er stand groß, dick und stark in seinem schafpelzgefütterten Mantel in dem Zimmer. Mit ihm schien eine freiere Luft hereingeströmt zu sein.

Und er erzählte, was geschehen war.

Man wußte nicht einmal gewiß, wann der Chausseegeldereinnehmer gestorben war.

Mit dem Scheiden des Sommers war der Greis immer mehr verfallen. Man hatte es ihm bei den herbstlichen Verrichtungen, bei dem Einbringen des Spätheus und der Kartoffeln und bei der Neubestellung der Äcker für die Saat, nur zu deutlich angemerkt, wie sehr ihm das Alter mitspielte. Die Arbeit ging ihm langsam und mühevoll von der welken, kraftlosen Hand. Die Nachbarn sahen ihn oft, auf die Hacke oder auf den Pflug gestützt, verschnaufen und lange müßig vor sich hinstarren.

Trotzdem lehnte er es ab, eine helfende Kraft zu dingen. Allein, wie vorher schon, versah er sein Hauswesen und das Vieh. Als dann die kalte Witterung zum Einstellen der Feldarbeit zwang, bekam ihn überhaupt niemand mehr zu sehen. Das Einnehmerhaus lag mit versperrten Läden wie ausgestorben da. Nur die dünne Rauchsäule, die am Morgen und um die Mittagszeit von der Esse aufstieg, verriet, daß ein Leben darin vorhanden war.

Die Dorfkinder schlichen bereits scheu an dem Häuschen vorüber. Sie erzählten sich, daß der alte Vogt mit einer Flinte hinter der Tür stände und jeden Eindringling totschieße, und selbst die frechsten Buben wagten nicht mehr, mit Steinen nach der stets verschlossenen Tür zu werfen, als eines Tages der Chausseegeldereinnehmer auf die Schwelle getreten war, mit langem, zerrauftem weißen Haar und Bart und mit einem mächtigen Stecken drohend.

Dann kam der strenge Frost des Vorwinters. Er

versenkte die Felder und Wiesen in jene stillfeierliche Ruhe, die von der schlummernden Erde ausgehend auch die bäuerliche Bevölkerung ergreift. Das ganze Dorf schien in der trüben, bereiften Dämmerung dieser Novembertage zu schlafen.

Da erzählte der Molkereiknecht, beim Chausseegeldereinnehmer hätte nicht wie sonst der Milchkrug im Hoftor gestanden.

Der Buchhalter in der Genossenschaft strich für diesen Tag den Anteil des Teilhabers Friedrich August Vogt. Es war am Ende nichts Besonderes daran. Vielleicht hatte sich der alte grämliche Sonderling Butter machen wollen. Die Bauern hielten es für eine seiner neuen Launen.

Mittags fuhr einer am Einnehmerhause vorüber ein paar Zentner Getreide zum Windmüller. Die Räder knarrten auf der hartgefrorenen Straße, die Pferde dampften. Es fiel dem Bauern ein, sich nach dem Hause umzudrehen. Es war Mittagszeit, und doch stieg kein Rauch aus der Esse hervor. Kochte der alte Vogt nicht einmal mehr? Wenn er auch sich das warme Essen absparte, mußte doch das Vieh sein warmes Futter haben.

Bei der Heimfahrt hörte derselbe Bauer die Kühe brüllen, unablässig und schmerzlich. Er erzählte es abends im Wirtshaus.

Da steckten die Nachbarn die Köpfe zusammen. Sollte der Chausseegeldereinnehmer gar krank geworden sein? Die Neugierigsten stapften von der warmen Gaststube aus auf die Chaussee in den eisigen Ostwind hinein. Sie standen in ihre Schafpelze gehüllt vor dem Einnehmerhaus. Nirgends war eine Spur Licht zu erblicken. Der Sturm pfiff über die Hochebene hin, und zwischen seine heulenden Stöße hinein klang das klagende, dumpfe Brüllen des Viehs. Man vernahm deutlich, wie die

drei Kühe gewissermaßen einander ablösten: wenn die eine aufgehört hatte zu brüllen, hob die andere und darauf die dritte an, kläglich und schon ein wenig heiser.

Die Bauern klopften an die Tür und an die Fensterläden. Alles blieb still, nur der Wind blies jammernd um das freistehende Gebäude. Da trollten sich schließlich die Nachbarn heimwärts. Der Sturm schnitt ihnen die Vermutungen vom Munde ab, und zuweilen flog ein abgerissener Ton, der wimmernde Schrei eines Tieres, an ihnen vorbei.

Am nächsten Morgen fehlte abermals der Milchkrug. Abermals blieb die Esse ohne das lebendige Rauchwölkchen. Der Molkereiknecht hatte mit der Peitsche geknallt, lautschallend mit dem Stiel an das Hoftor und an die Haustür geschlagen und keine Antwort erhalten.

Da wurde der Ortsvorsteher benachrichtigt. Er nahm den Gendarm mit und den Schmied, der nebenbei Schlosserarbeiten verrichtete. Und das halbe Dorf lief hinterdrein und umstand das Einnehmerhaus in einem dichten Kreise, so daß der Gendarm Mühe hatte, die Kinder und Weiber von der Haustür fernzuhalten.

Das Brüllen des Viehs hatte sich in ein dumpfes Stöhnen verwandelt. Dazwischen hörte man, wie die Kühe rasend an den Ketten rissen.

Der Vorsteher pochte mit der Faust an die Tür und rüttelte an der Klinke.

„Herr Vogt!“ rief er, „Herr Vogt! Machen Sie auf!“

Und nochmals: „Herr Vogt! Herr Einnehmer! Machen Sie doch auf!“

Und der Gendarm, ein alter Kriegskamerad des Chausseegeldereinnehmers setzte hinzu: „August! Mach' doch auf! Oder gib ein Zeichen, wenn du krank bist!“

Alles blieb still. Die Läden waren geschlossen, das

ganze Haus schien zu schlafen. Nur vom Stall her stöhnten die Kühe. Sie rasselten wilder mit ihren Ketten, als hätten sie die Rufe gehört, die ihren Herrn nicht wecken konnten.

Der Ortsvorsteher rüttelte zum letzten Male an der Tür und horchte, das Ohr an das Holz gepreßt. In dem steinbelegten Flur klang nichts als das Schütteln des Schlosses wieder.

Da sprach er zum Schmied: „Gühne, dann brechen Sie auf!"

Der Schmied nahm sein Schlüsselbund und hatte bald das Schloß zurückgedreht. Aber die Tür öffnete sich nur ein paar Finger breit. Eine eiserne Schiene war quer vorgelegt.

Nun kletterte der Vorsteher, ein rüstiger Mann, über das Hoftor. Alles war gleich sorgfältig verwahrt, die Stalltür und der Hauseingang vom Hofe her. Als er mit seinen schweren Schritten dem Stalle näher kam, hielten die Kühe lauschend mit Brüllen inne, und begannen wie rasend an ihren Halfterketten zu reißen, als er sich wieder entfernte.

Der Vorsteher hob den Sperrbalken aus und öffnete das Hoftor. Er ließ zwei junge Burschen an den Torpfeilern Posto fassen, um die hereindrängende Menge zurückzuhalten. Dann beriet er sich mit dem Gendarmen. Die Fenster der Rückseite waren nicht durch Läden geschützt. Man mußte nur eine Scheibe eindrücken.

Klirrend fielen die Glassplitter auf die Fliesen des Flurs. Der Gendarm griff durch die Öffnung und schob den Wirbel zurück. Dann stieg er zuerst ein, hinter ihm der Vorsteher.

Die Menge vor dem Hause verharrte in atemloser, schweigender Neugierde.

Die beiden Beamten schritten durch den Flur. Der Gendarm klinkte die Küchentür auf. Es war eisig kalt

darin. Auf der Herdplatte lag eine Handvoll kleingespaltenes Brennholz, daneben die Streichholzbüchse, zum Feueranzünden bereit gestellt.

Die Einnehmerstube, vorn neben der Haustür, war durch die vorgelegten Läden verdunkelt. Eine ganz leise Spur von Lampendunst schwebte noch über dem finsteren Zimmer, ein seltsam banger, eingesperrter Hauch drang durch die geöffnete Tür heraus, wie aus einer Gruft.

Dort saß der Einnehmer am Tische — tot. Der Kopf war ihm vornüber auf die Holzplatte gefallen. Der Körper hockte starr und steif in dem eng herangerückten Stuhle, der Arm, auf den er das Kinn gestützt haben mochte, stand noch in die Höhe, halb in der Lähmung des Todes, halb in der eisigen Kälte erstarrt. Vor dem Toten waren allerhand Papiere ausgebreitet, Rechnungsbücher und vergilbte Zeugnisse, noch aus der Militärzeit des Einnehmers herrührend. Daneben waren Pappkästen voll Geld aufgereiht, jedes mit einer sauberen Aufschrift versehen: Milchkasse, Getreidekasse und Viehkasse. Der Greis hatte sie aus einem Kasten genommen, der ausgeräumt vor ihm stand. Auf dem Boden des Behälters lagen die Orden und Ehrenzeichen.

Der Gendarm legte dem Toten die Hand auf die Schulter und sagte: „Hast dir dein Kreuz noch einmal angesehen, alter Kamerad, nicht wahr? Und dabei bist du eingeschlafen."

Die beiden Männer legten das Geld und die Papiere in den geräumigen Kasten zurück, und der Ortsvorsteher schloß ihn in einen offen stehenden Schrank. Den Schlüssel zog er ab.

„Wir müssen nachher alles versiegeln," sagte er.

Der Gendarm nickte und schlug die Läden zurück. Das helle Tageslicht fiel auf das wirre weiße Haar des Kopfes und kroch an den wachsbleichen Schläfen hinunter.

Die beiden Hände streckten sich mit dürren und fleischlosen Fingern aus, die eine auf der Tischplatte, die andere, aufgestützte, in die leere Luft.

Die Beamten schauerten in ihren dicken Mänteln zusammen, vor Frost und vor Grauen.

Der kalte Schein des Wintertages kroch weiter in die Ecken der Stube und spähte sie aus.

„Da liegt noch etwas!" rief der Gendarm plötzlich. Er wies auf ein zusammengefaltetes Papier, das auf einem Tischchen neben der Tür recht eigentlich in die Augen fiel.

„Mein letzter Wille. Sofort zu eröffnen!" stand darauf mit der etwas ungefüg und zitterig gewordenen klaren Schreiberhand des Chausseegeldereinnehmers geschrieben. Das „sofort" war dreifach unterstrichen.

Nun, die Aufforderung war dringlich genug. Und die beiden Beamten zögerten auch nicht, ihr zu folgen.

Sie hatten ja das amtliche Recht dazu, und dann waren sie über alle Maßen neugierig.

Das Papier war nicht einmal versiegelt. Es enthielt auch nichts Bemerkenswertes. Der alte Vogt bestimmte darin, daß für den Fall seines Todes der invalide Häusler Wackwitz, der ihm schon zuweilen zur Hand gegangen war, das Vieh besorgen sollte, bis der Sohn vom Militär zurückkäme. Er setzte ihm für diese Mühewaltung den täglichen Milcherlös aus. Dann fuhr er fort: „Alles, was ich habe, gehört natürlich meinem lieben Sohn Franz. Die Begräbniskosten wird die Sterbekasse „Zum Frieden" tragen. Jedoch wünsche ich eine ganz schlichte, prunklose Beerdigung und bestimme ausdrücklich, daß mein Sohn erst nach stattgefundener Feier von meinem Tode benachrichtigt wird, falls dieser vor dem 3. Februar des nächsten Jahres eintreten sollte." —

„Damals," sagte der Ortsvorsteher in dem Verwaltungsdienstzimmer des Festungsgefängnisses zu Franz, „damals haben wir darüber den Kopf geschüttelt. Es war ja auch komisch, dieses ganz willkürliche Datum." Er räusperte sich, spuckte und fuhr verlegen fort: „Jetzt freilich wissen wir, daß der selige Vater es uns nicht hat erfahren lassen wollen, was Sie für — ein Unglück bei den Soldaten gehabt haben, wenigstens nicht, so lange er noch über der Erde war. Nun, nun, -- es ist ja auch gar nicht so schlimm gewesen, wie mir der gnädige Herr Hauptmann dort erzählt hat."

Der Vorstand des Gefängnisses schnitt ihm die Rede nervös ab: „Das gehört wohl nicht zur Sache, Herr Ortsvorsteher? Nicht wahr?"

Darauf fuhr der Bauer umständlich fort zu berichten.

Nachdem man den Toten gefunden hatte, wurde selbstverständlich zuerst das Vieh versorgt. Es wurde Futter in die Raufen gesteckt und Wasser zum Tränken herzugetragen, und ein paar Weiber waren gern bereit, die übervollen Euter der Kühe abzumelken. Straff und stramm hingen sie, steinhart und zum Platzen voll, so daß die Kühe ordentlich breitbeinig stehen mußten.

Nein, nein, beruhigte er den sorgenden Blick des jungen Burschen, es hatte keiner etwas geschadet; bei der einen Falbe, die erst vor zehn Wochen gekalbt hatte, war man besorgt gewesen, daß ihr die Milch ins Blut getreten sein möchte, sie hatte starke Hitze gehabt, aber alles gab sich wieder. Die Schweine hatten vor Hunger das ganze Stroh im Stalle mitsamt dem Mist gefressen, und das Hühnervolk stürzte nun wie toll auf das Körnerfutter.

Alles war in Ordnung. Und er, der Vorsteher, sorgte auch dafür, daß der Invalide das Vieh gehörig ab-

wartete und nichts beiseite brachte. Es war alles verschlossen bis auf die Ställe, und das Futter wurde wöchentlich zugeteilt. Übrigens war der alte Wackwitz eine zu dumme, ehrliche Haut. Man durfte ihm schon trauen.

Mit dem Begräbnis hielt man es natürlich, wie es der Verstorbene gewünscht hatte. Man gab dem Sohne keine Nachricht, und alles sollte schlicht und einfach werden gemäß dem Willen des Seligen. Aber der Kriegerverein ließ es sich nicht nehmen, dem Kameraden die drei Ehrensalven über das Grab zu feuern, und der Herr Rittergutsbesitzer in seiner Uniform als Rittmeister der Landwehrkavallerie, der Herr Baron von Nauslitz mit allen seinen Orden und der gnädige Herr Kammerherr von Naundörfel, auch zwei alte Krieger von 1870/71, gingen in der ersten Reihe des Trauergefolges. —

Bis dahin hatte der Gefangene gespannt zugehört, ohne recht zu begreifen, was er vernahm. Klang das nichts alles wie ein Märchen? Aber nun diese breitspurige Schilderung der Beerdigung!?

Sie erinnerte ihn an das Begräbnis des alten Gutsauszüglers Merz, der noch bei Leipzig mitgekämpft hatte und beinahe hundert Jahre alt geworden war. Er hatte damals als Schuljunge mit am Grabe gesungen. War es also doch wahr, daß ihm der Vater genommen war? Er konnte wohl nicht gut daran zweifeln. Auch in der Erzählung überzeugten ihn erst die Erdschollen, die den Sarg bedeckten, von der grausamen Trennung.

Er hörte wie aus weiter Ferne, wie ihm der Ortsvorsteher seine Teilnahme ausdrückte und ihm versicherte, daß er sein Erbe wohlbehalten vorfinden würde.

Dann verließ der große Mann in seinem dicken, pelzgefütterten Rock das Zimmer, von der Tür her wehte

noch einmal ein Strom freier, frischer Luft herein, dann war es wieder dumpf und öde wie sonst in dem Raum.

Wenn ihm recht war, ließ auch der Hauptmann einige Worte des Bedauerns verlauten, dann kam der Inspektor und führte ihn zur Zelle zurück.

Er trat ein. Der Schlüssel klirrte hinter ihm ins Schloß, — er war endlich allein. Endlich konnte er sich ungestört zurecht legen, was da eigentlich geschehen war.

Über den viereckigen grauen Himmelsausschnitt des kleinen Fensters rieselten langsam Schneeflocken herab. Er dachte an den Friedhof daheim, der sich hinter der schmucklosen Dorfkirche einen sanften Abhang hinunter erstreckte, von einer dicken Feldsteinmauer umfriedet. Dichte Brombeersträucher wuchsen an ihr entlang und bildeten mit ihren stachligen Ranken eine stärkere Schutzwehr als die lose geschichtete Mauer. Wohin mochte der Totenbettmeister wohl den Toten gebettet haben? Der alte Meixner, der die Buben schon mit einem drohenden Blicke seiner schielenden Augen aus dem Kirchhofe gescheucht hatte? Lag das frisch aufgeschüttete Grab in der Nähe der Sakristei, dort, wo schon die Mutter schlief, oder weiter unten am anderen Ende der Reihe, in dem neueren Teile nach der Mauer zu?

Nun, der Schnee fiel jetzt gewiß auch daheim und deckte alle Gräber, die alten und auch das neue, weich und warm ein.

Die frühe Dämmerung des Winternachmittags hüllte die Zelle allmählich in trübe Schatten, und vor der kleinen Scheibe drängten sich die Flocken immer dichter.

Da holten die Bauern zu Hause die Schellengeläute hervor, und die Gespanne klingelten dann gemächlich am Einnehmerhause vorüber. Noch von den Zeiten her, in denen das Wegegeld erhoben wurde, hatte es der Vater nie lassen können, aufzustehen und durch das Fenster zu

schauen, wenn das Geläute gerade vor dem Hause klang. Und die Stange in der Ecke, die den gestreiften Geldbeutel an der Spitze trug, schien nur darauf zu warten, durch das Klappfenster geschoben zu werden und mit dem Chausseedreier zurückzukehren.

Nun war die Einnehmerstube leer, die Stube, das ganze Haus und die ganze Welt.

Der Vater hatte seinen Jungen allein gelassen.

Wie einer von jenen grimmigen Werwölfen der Sage hatte er sich in seinen Bau zurückgezogen, um einsam zu sterben. Hatte er den Tod kommen sehen oder war er jählings von dem Sensenmann überrascht worden? Das würde niemand je erfahren. Aufrecht und mitten im Schaffen war er einen schönen Tod gestorben. Ein Ende, das herrlich zu dem ganzen Leben des Mannes stimmte.

Franz Vogt saß auf seinem Schemel in der dunklen Zelle und weinte dem Vater heiße Tränen nach.

Der arme Teufel hatte wahrhaftig Grund, sich über sein Schicksal zu beklagen. Erst nahm ihm der Tod den Freund und nun den Vater!

Sollte er denn immer einsam sein? — —

In den frostharten Wintertagen hatte Vogt den Regimentskameraden Wolf kaum je zu Gesicht bekommen. Beim Arbeitsdienst in der Küche, bei der Reinigung der Korridore oder bei den täglichen Spaziergängen im Hofe, einer hinter dem anderen, hatten sie einander ein paar Mal zugenickt. Aber sie waren nie nahe genug aneinander vorübergestreift, um auch nur ein einziges Wort tauschen zu können.

Nun löste ein unnatürlich frühes Tauwetter den grimmigen Frost ab. In den letzten Januartagen vollzog sich fast in einer Nacht die Umkehr, und plötzlich strahlte eine lachende Sonne von einem klaren, blauen Himmel herab auf die verwunderte, schläfrige Erde.

Die Festungsgefangenen begannen sogleich wieder ihr Tagewerk auf dem großen Exerzierplatz. Der Schnee mußte weggebracht werden, ehe das Schmelzwasser auf der mühsam geebneten Fläche Lachen und Höhlungen bildete. So nahte sich in der grauen Morgendämmerung wieder der kleine Trupp, die Gefangenen, alte Mäntel über den Sträflingskleidern, rings umgeben von den Schildwachen mit den geschulterten, scharfgeladenen Gewehren. Die Zellenluft hatte die Gesichter bleich und fahl gemacht. Sonst, in der guten Jahreszeit, konnten die Gefangenen, wenn sie so eifrig mit Schaufel und Karren hantierten, am Ende für eine Schar Erdarbeiter angesehen werden, jetzt glichen sie den deportierten Sträflingen, die in Sibirien aus den Salzbergwerken in das Tageslicht emporsteigen. Die Augen ertrugen den klaren Sonnenschein nur mit Mühe, aber die Lungen sogen die reine freie Winterluft inbrünstig ein.

Es war ein Wiedersehen nach einer langen Trennung, als Vogt und Wolf zuerst wieder miteinander flüsterten.

Der Bauer erzählte von dem Tode des Vaters, mit einem gewissen Stolze die außerordentlichen Umstände hervorhebend, unter denen der Greis in der selbstgewählten Einsamkeit sein Ende gefunden hatte.

„Ein ganzer Mann bis zuletzt!" erwiderte Wolf. Aber er konnte nicht einmal dem Freunde die Hand zum Troste drücken.

Darnach fing Vogt an, von dem Tage der Befreiung zu sprechen. Für ihn brach er nun bald an. Er wußte, daß jedes Wort dem Kameraden ins Herz schneiden mußte, dem unglücklichen Menschen, der noch jahrelang die Marter der Gefangenschaft tragen sollte, aber er konnte nicht anders. Die große Freude mußte sich in irgend eine Form kleiden, sie zersprengte ihm ja bereits

fast die Brust. Er zählte die Stunden und Minuten, die hinter ihm versanken, und vermochte in den Nächten kaum zu schlafen.

Und draußen schien es sich der Frühling in den Kopf gesetzt zu haben, diesen Tag der Freiheit zu verherrlichen. Wenn sich am Morgen das Tor öffnete, um die Gefangenen zur Arbeit zu entlassen, schritten sie in eine immer mildere und lauere Luft. Fast hatte man Lust, sich beim Arbeiten des Mantels zu entledigen, — falls es erlaubt gewesen wäre.

Vogt schritt mit erhobenem Haupte und mit leuchtenden Augen, er handhabte sein Schanzzeug mit fröhlichem Eifer und stemmte sich frisch gegen die Wucht des schwerbeladenen Schubkarrens.

War er nicht in wenigen Tagen frei?

Aber Wolf preßte die Lippen zusammen, und je heiterer die Sonne vom Himmel herabstrahlte, desto finsterer wurde seine Stirn. Seine Wangen fielen mehr und mehr ein, der Schweiß rann ihm bei der kleinsten Anstrengung in Strömen über das abgemagerte Gesicht. Er war dem Zusammenbrechen nahe. Nur seine Augen glühten in einem wilden Feuer.

„Das halt' ich nicht mehr aus," raunte er eines Morgens Vogt zu. „Ich gehe ja kaput dabei. Lieber brenne ich durch."

„Du bist verrückt!" erwiderte Vogt. „Siehst du nicht die Posten? Du kämst nicht hundert Schritt weit!"

Wolf sah sich um. In der Tat war die Aussicht aus diesem Kreis von Schildwachen zu entfliehen gering.

Aber er beharrte bei seinem Plan und versetzte: „Was tut's, wenn sie mich totschießen? Ist das nicht immer noch besser, als noch drei Jahre lang hier auszuhalten?"

Mit einem Male erschien ihm sein Vorhaben in

einem ganz neuen Lichte. Wenn ihm die Flucht mißlang, wenn er von der Kugel eines Postens fiel, war er dann nicht gleichsam ein Blutzeuge seiner Anschauungen? Mußte nicht dieser Opfertod der Sache der Revolution und der Freiheit neue Anhänger werben? Und war es nicht am Ende sogar besser so, als wenn er entkam und irgendwo im Auslande in einem kümmerlichen Leben geduldet wurde, stets in der Besorgnis, als lästiger Fremder abgeschoben zu werden?

Wenn er vorher um jeden Preis hatte frei werden wollen, so leuchtete ihm jetzt der Tod als das wünschenswertere Ziel. Nur wollte er nicht zum Krüppel geschossen werden.

Am folgenden Tage flüsterte er Vogt zu: „Wenn das nächste Mal Jäger auf Posten sind, dann versuch' ich's."

Vogt schüttelte mit einer heftig warnenden Gebärde den Kopf. Der Kamerad mußte reinweg den Verstand verloren haben. Es war ja ein Ding der Unmöglichkeit, aus der scharfen Bewachung zu entkommen. Und warum wollte Wolf gerade dann sein Heil versuchen, wenn Jäger auf Wache waren, die Truppe, die am sorgfältigsten im Schießen unterrichtet war? Das sah fast so aus, als ob er den Tod suchte.

Der gutmütige Bursche nahm sich vor, dem Kameraden recht eindringlich von seinem Plane abzuraten. Das durfte nicht sein, daß ein so braver Bursche in einem Verzweiflungsanfall gleichsam Selbstmord beging. Aber bald mußte es geschehen. In fünf Tagen war er selbst frei, bis dahin mußte ihm Wolf das Versprechen gegeben haben, von seiner Torheit abzustehen.

Er sah sich nach der Wache um. Man konnte an ihrer Uniform berechnen, wann die Jäger wieder an die Reihe des Postens kamen. Sieben Bataillone lösten sich

hintereinander täglich ab, die drei Leibgrenadierbataillone, drei von dem Füsilierregiment der Hauptstadt und das Jägerbataillon. Ein kleiner Füsilier stand zunächst. Die Seitengewehrtroddel war ganz gelb, also war er von der elften Kompagnie. Das war dumm. Dann zog schon am nächsten Tage das Jägerbataillon auf Wache.

Während er den schwerbeladenen Karren vor sich herschob, suchte er Wolf mit den Augen: der Kamerad hatte wie er seine Karre gefüllt. Er schritt dicht an ihm vorüber und winkte ihm mitzukommen. Aber Wolf zögerte absichtlich und schüttelte lächelnd den Kopf.

Bald darauf wurde eingerückt. Die Gefangenen lieferten ihr Gerät und ihre Karren in dem Schuppen ab. Vogt stand wartend in dem halbdunklen Raum, während die Voranstehenden abgefertigt wurden.

Plötzlich fühlte er, wie seine Hand mit einem heftigen Druck erfaßt wurde, und Wolf flüsterte ihm ins Ohr: „Leb' wohl, Genosse, und bleib' treu!“

Im Augenblick war der hagere, lange Mensch hinter ihm vorbeigeglitten, die Nachdrängenden schoben vorwärts. Es war unmöglich, ihm noch etwas zuzuraunen.

Beim Wegtreten im Gefängnishofe fing er noch einen Blick von Wolf auf. Der Kamerad schaute heiter und siegesfroh drein, wie einer, den keine Sorgen mehr drücken, der seine Zukunft klar vor sich liegen sieht.

Die Wache, die tags darauf beim Abmarsch nach dem Arbeitsplatz ins Gewehr trat, trug die grüne Jägeruniform. Ein Gefreiter war darunter, ein flotter Bursche mit einem sorgfältig gewichsten schwarzen Bärtchen und flinken Augen; auf der Brust hing ihm die Schützenauszeichnungsschnur. Er tat offenbar zum ersten Male diesen Dienst und musterte die Gefangenen mit einem neugierigen Blicke, wie etwa einer seltene, wilde Tiere be-

trachtet. Dann stellte er sich auf seinen Platz an der Seite des Zuges und marschierte strammen Schrittes zum Tor hinaus.

Über der weiten Fläche des Exerzierplatzes lag noch der Frühnebel. Aber die Sonne vertrieb die dampfenden Schwaden und schaute wärmend und unverhüllt auf die Erde herab.

Vogt sah sich besorgt nach Wolf um. Aber der Kamerad schien seinen Plan aufgegeben zu haben; er war emsig über seine Hacke geneigt und hielt sich nicht einmal nach dem Rande der Arbeitsstätte zu; mitten unter den anderen schaffte er.

In einer geringen Entfernung von den Gefangenen umstreiften die Wachtposten den Platz. Seitwärts ritt eine Stabsordonnanz einen schweren Braunen zu. Immer wieder mußte der Gaul einen kurzen, majestätischen Galopp hergeben, wie er beim Abreiten einer Paradeaufstellung beliebt ist.

Der Jägergefreite mit dem schwarzen Bärtchen hielt das Gewehr nachlässig auf der Schulter und sah angelegentlich hinüber. Es war auch gar zu langweilig immer zuzuschauen, wie die Gefangenen im Schmutze puddelten.

Plötzlich löste sich aus dem scharf abgegrenzten Kreise der Sträflinge eine hagere Gestalt los, — Wolf. In langen Sätzen floh er hinter dem Rücken des Gefreiten nach dem Walde zu.

Der Posten hatte seine Flucht gar nicht bemerkt. Erst der Zuruf des aufsichtführenden Feldwebels machte ihn aufmerksam. Nun riß er das Gewehr von der Schulter, machte sich schußfertig und rief sein erstes „Halt!"

Wolf rannte ohne Zaudern weiter.

Da geschah etwas, das die Aussichten des Flüchtlings bedeutend verbesserte: die Stabsordonnanz nebenan fühlte sich zur Mitverfolgung bewogen. Der Reiter setzte

seinen Braunen in starken Galopp und sprengte hinter dem Ausreißer her.

Wolf hörte die Hufschläge hinter sich und blickte sich flüchtig um. Der Reiter befand sich gerade zwischen dem Posten und ihm. Es waren nur noch ein paar Schritte bis zum Wald, bis dahin hatte ihn das Pferd nicht erreicht, und im Wald war er geborgen.

Mit einem Schlage war der verzweifelte Wunsch nach einem Märtyrertode in ihm ausgelöscht. Er wollte nicht mehr sterben, er wollte frei sein und leben. Da, in dem Wald, dem er sich in fliegender Eile näherte, war seine Freiheit verbürgt. Wie sollte ihn einer in dem dichten Gestrüpp der jungen Fichten finden? Er würde das Unterholz am Saume durchbrechen und sich jäh seitwärts wenden. Dann mochten sie immerhin auf den Wald schießen. Er würde am Boden hinkriechen, während die Kugeln über ihn wegpfiffen.

Von rückwärts schallte das zweite „Halt!" des Postens schärfer und dringender.

Ja, ruf' du nur!

Es waren nur noch wenige Schritte bis zum Wald. Ein kleiner Graben trennte das Gehölz von dem Platz, einen Meter etwa breit, mit Leichtigkeit zu überspringen.

Wolf nahm seinen Anlauf.

Er wußte, der Wald dehnte sich weit, bis zur Stadt, aus. Die ersten Häuser der Vorstadt lagen noch inmitten der Bäume. Arbeiter wohnten dort, Eisengießer und Formschmiede, Parteigenossen. Sie oder ein mitleidiges Weib gaben dem Flüchtling gewiß ein paar abgelegte Kleider, und dann gedachte er schon bis zur Grenze zu gelangen.

Von rückwärts das dritte drohende „Halt!"

Der Reiter schien das Vergebliche seines Bemühens

eingesehen zu haben, er hatte wohl sein Pferd pariert. Die Hufschläge klangen nicht mehr auf den Fersen.

Also nur noch der Graben!

Der Flüchtling sprang. Er meinte schon, den kräftigen Duft der Fichten zu atmen, da, ein wenig zur Linken, war eine Öffnung im Randgestrüpp, gerade recht zum Durchschlüpfen, dann war er gerettet.

— Da, mitten im Sprung, fuhr ihm ein Feuerstrahl durch das Genick. Er stürzte vornüber, mit dem Gesicht in das rettende Unterholz hinein, die Augen immer noch weit geöffnet, nach dem Lande der Freiheit ausschauend.

* * *

Wenige Wochen später hielt der dirigierende Arzt des hauptstädtischen Garnisonlazaretts in der medizinischen Gesellschaft unter Vorzeigung von Präparaten einen Vortrag „über einen interessanten Fall der Nahwirkung kleinkalibriger Geschosse.“



XVI.



Oberleutnant Reimers vertraute sich dem Oberst in einer erbetenen Unterredung an. Er sprach lange mit einer traurigen, hoffnungslosen Stimme und verschwieg nichts.

Im Grunde hatte er auch nichts zu verbergen. Die unbedachte Handlung, die für ihn von so grausamen Folgen gewesen war, gehörte zu den Sünden, die dem gesellschaftlichen Herkommen gemäß für durchaus erlaubt gelten. Nur vor sich selbst klagte er sich eines Treubruchs an Marie Falkenhein an, der er sich im Innersten schon verlobt hatte, als er in jener leichtsinnigen Laune sich hinreißen ließ.

Nachdem Reimers geendet hatte, saß der Oberst lange Zeit schweigend in seinem Stuhle. Er hielt den Kopf in die Hand gestützt und sah düster vor sich hin. Seiner Tochter war in der inhaltsschweren Aussprache mit keiner Silbe Erwähnung getan worden, aber aus jedem Wort, das der junge Offizier sprach, klang der Schmerz um ein heiß ersehntes, verlorenes Glück.

Mit einem Male brachen die schönen Zukunftspläne in sich zusammen, die auf einem so sicheren Grunde aufgebaut zu sein schienen. Es tat ihm bitter weh, diese freundlichen Bilder so unbarmherzig ausgelöscht zu sehen, und er wußte, daß seinem Kinde damit ein schweres Leid geschehen würde.

Endlich brach er das Schweigen.

„Mein armer Freund," sprach er, „wenn ich nur wüßte, was ich Ihnen zum Troste sagen soll! Denn irgend einen Vorwurf mag ich Ihnen gleich gar nicht machen. Sie haben genug an dem Mißgeschick zu tragen, das Sie sich in einem Augenblick der Sorglosigkeit zugezogen haben. Sie haben sich viel von Ihrem Anteil an menschlichem Glück verscherzt, Sie müssen als ehrenhafter Mann darauf verzichten, eine Familie zu gründen, — das sagten Sie selber, und das ist nun nicht zu ändern. Immerhin — seien Sie tapfer, beißen Sie die Zähne zusammen und überwinden Sie! Lassen Sie sich nicht unterkriegen! Sie haben Ihren schönen, stolzen Beruf, und Sie sind darin ein wirklich Berufener. Suchen Sie da Ihren Trost!"

Die vor innerer Bewegung zitternde Stimme brach ab.

Reimers flüsterte scheu: „Ich danke gehorsamst, Herr Oberst."

Darauf saßen die beiden Männer einander wiederum eine Weile stumm gegenüber.

„Nach diesem schweren Schlage," fuhr schließlich der Oberst ein wenig stockend und mühsam fort, „werden Sie vermutlich den Wunsch haben, lieber Reimers, sich möglichst bald ein wenig zu verändern, sich loszureißen. Ich schlage Ihnen deshalb vor, Sie machen im Winter Ihr Examen zur Kriegsakademie. Es ist ja kein Zweifel,

daß Sie es bestehen. Diese Arbeit wird Sie abhalten, allzusehr Ihren Gedanken nachzuhängen, und hernach Berlin und die Sommerkommandos, die neuen Verhältnisse, — alles wird Ihnen heilsam sein."

Die Stimme Falkenheins wurde immer leiser, und er schloß, die Augen hinter der stützenden Hand verbergend, kaum hörbar flüsternd: „Es ist ja dann sehr plausibel, daß Sie sich gesellschaftlich ein wenig zurückziehen. Auf besonders dringliche Fragen freilich müssen wir eine Notlüge erdenken. Ich meine, es ist das beste, wir sagen, Ihr altes Lungenleiden lege Ihnen erneute Schonung auf. — Sind Sie es einverstanden?"

Schluchzend stieß der Oberleutnant hervor: „Herr Oberst sind wie ein guter Vater!"

Er war aufgestanden und wollte sich schweigend entfernen.

Da schloß ihn Falkenhein plötzlich in seine Arme. Der reife, klare Mann mußte gewaltsam die Tränen hinunterschlucken.

„Ich habe Sie längst schon lieb wie einen Sohn, Reimers," sprach er. „Und daß nun auf einmal alles so ganz anders hat kommen müssen, als ich mir's dachte, das tut mir leid, furchtbar leid. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr!"

Reimers ging.

Der Oberst sah ihm nach, bis die Türvorhänge hinter ihm zusammenfielen.

Was war nun daran schuld, daß da einer gesenkten Hauptes und unglückbeladen von dannen ging, anstatt daß er strahlenden Auges als ein erhörter Bräutigam das Zimmer verließ? Was war daran schuld, daß das Glück zweier junger Menschenkinder in Scherben zerbrach?

Er saß vor seinem Schreibtische und ließ die Fäuste in ohnmächtigem Grimm auf die Platte niedersinken.

Er wußte nicht einmal, gegen wen oder gegen was sich sein Zorn richtete. Es war etwas Unbestimmtes und scheinbar Unvermeidliches, zugleich eine Verkehrtheit und eine Notwendigkeit der herrschenden Weltordnung, die die Schuld trug.

Dann fing er an nachzusinnen. Wie sollte er Mariechen diese schlimme Botschaft beibringen? Er hatte aus feinen, kaum merkbaren Kleinigkeiten die Überzeugung gewonnen, daß sie den unglücklichen jungen Offizier liebte. Es war ein zartes Einverständnis, wie ein unausgesprochenes Verlöbnis, zwischen ihnen gewesen. Wie sollte er ihr nun Reimers' plötzliche Zurückhaltung erklären? Diese Ausreden von dem Examen zur Kriegsakademie und von der schonungsbedürftigen Gesundheit waren doch nicht stichhaltig genug, um eine ehrliche Neigung mit einem Male gleichsam zu widerrufen. Er mußte sich vielmehr etwas ausdenken, das die Tochter ganz unerbittlich zwang, ein für allemal ihrem Liebestraum zu entsagen. Eine gründliche, wenn auch schmerzhafte Heilung war in diesem unseligen Falle das Beste.

Der Oberst legte sich einen wahren Feldzugsplan zurecht. Die Geschichte war umständlich genug, — aber wenn einem nichts Besseres einfiel, klang sie immerhin nicht ganz unwahrscheinlich.

Es gab da in der Verwandtschaft einen Vetter, Otto von Krewesmühlen, der im Fränkischen ein Majorat besaß. Der arme Teufel war Zeit seines Lebens mehr in Meran und Cannes als am roten Main gewesen, aber geheiratet hatte er trotzdem, um des Majorats willen. Unglücklicherweise eine Bekanntschaft von der Riviera, die sich auch nicht allein um des Vergnügens willen am Mittelmeer gesonnt hatte. Zwei Knaben wurden geboren, aber Otto von Krewesmühlen war nicht lange Zeit darnach gestorben. Der älteste Junge folgte ihm nach, im Majo-

rat und im Tode, und die Witwe und der zweite Sohn glichen zwei Flämmchen, die der Wind des Lebens nur noch aus Gnade und Barmherzigkeit flackern ließ.

Der Vetter mußte herhalten, um das arme Mariechen auf eine einigermaßen erträgliche Manier die junge Liebe vergessen zu machen. Es traf sich gut, daß sie den Briefwechsel mit der fränkischen Base zu führen hatte.

„Was ich dich fragen wollte, Mariechen," begann Falkenhein beim Abendtisch, -- „ach, ganz recht, hast du eigentlich von Tante Krewesmühlen wieder mal Nachricht bekommen?"

„Nein, Vater," antwortete das junge Mädchen, „seit dem letzten Briefe, den du kennst, nicht."

„Ich besinne mich gar nicht recht. Woher war der doch?"

„Aus Cannes, glaube ich. Es kann auch San Remo gewesen sein."

„Wieder von da unten her?"

„Ja, leider. Und Tante schrieb recht verzweifelt."

Jetzt war der gesuchte Anknüpfungspunkt gegeben. Aber die ganze so fein erdachte Geschichte erschien dem Oberst mit einem Male unsäglich albern und grausam zugleich. Trotzdem durfte er sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen.

„Das tut mir herzlich leid," fuhr er fort.

Seine Stimme klang ihm selbst tonlos, grell und blechern in das Ohr wie ein verstimmtes, mißtönendes Instrument. Aber er sprach weiter, gepreßt und gequält, indem er den Kragen krampfhaft mit den Fingern lockerte: „Es war doch eigentlich ein Verbrechen von Otto von Krewesmühlen, zu heiraten. Es ist ein ganzer Berg von Leid und Kummer, den er damit verschuldet hat. Er hätte besser und schöner gehandelt, wenn er auf das Glück der

Ehe verzichtete. Man fragt sich: war diese Ehe nicht viel eher ein Unglück?"

Er hielt inne. Mariechen schaute ihn nachdenklich an.

In dem hohen Speisezimmer war es ganz still. Der Oberst meinte, seine Worte müßten wie Trompetenschall von den Wänden widerhallen, und er dämpfte seine Rede zu einem Flüstern.

„Freilich gehört Kraft dazu, und Überwindung, da, wo man liebt, zu entsagen. Aber ein rechter Mann hat beides. Er ist gleich beklagenswert und achtenswert. Und denke dir, Mariechen, — liebes Mariechen, — einer unserer besten Freunde, — Oberleutnant Reimers, — dem geht es ganz so, — ganz so wie dem armen Otto Krewesmühlen, — aber er — entsagt, — der brave Mensch."

Falkenhein atmete auf. Gottlob! Der Henkerdienst war getan.

Er sah angstvoll zu Mariechen hinüber. Ihr Gesicht war weiß geworden, weiß wie das Tischtuch. Er fürchtete eine Ohnmacht. Aber nein, das Kind nahm sich zusammen. Die zitternde Hand legte die Gabel nieder, daß sie leise auf dem Teller klirrte, und sank matt auf den Tisch.

Die gefräßige Tante Amalie, die sich seit ihrer Erkrankung nie durch sonderliches Taktgefühl ausgezeichnet hatte, meinte zwischen zwei Bissen: „Das hab' ich mir schon längst gedacht. Er ist so lang und schmal, so aufgeschossen, und er aß viel zu wenig."

„Übrigens," sprach sie kauend und schlingend weiter, „ich habe eine Geschichte gelesen, da heiraten sie sich trotzdem. Und sie sterben natürlich alle beide, in derselben Stunde. Die Geschichte war sehr schön. Aber nichts für ein junges Mädchen, Mariechen. Sonst könntest du sie mal lesen. Sie war wirklich schön."

Falkenhein wünschte das Unglückswesen an das Ende der Welt.

Nun sagte sie auch noch: „Willst du denn auch krank werden, Mariechen? Du ißt ja gar nichts. So iß doch!"

Aber endlich war sie doch satt. Sie stand auf und lief zu ihren Leihbibliotheksbüchern.

Der Oberst trat leise zu seiner Tochter hin und strich ihr sanft über das schöne, hellblonde Haar. Mariechens Schultern begannen zu zucken, und plötzlich warf sie sich ihm bitterlich weinend an die Brust.

Der Vater war sich nicht recht klar, was er wohl am besten bei diesem Ausbruche tun sollte. Er wollte gar nicht erst mit deutlichen Worten an den Schmerz des Kindes rühren. Da fiel ihm ein Mittel ein, mit dem er Marie früher, als sie noch zur Schule ging, stets zur Ruhe gebracht hatte.

Wenn das mutterlose Kind irgend einen Kummer vom Herzen zu weinen hatte, dann nahm er sie in seine Arme, ein so großes Schulmädel sie auch war, und trug sie tröstend und schmeichelnd zusprechend im Zimmer auf und ab, bis das wilde Schluchzen endlich verstummte.

Nun war sie beinahe zwanzig Jahre alt, aber das alte Mittel verfing gleichwohl noch. Sie ließ sich willenlos in die Arme nehmen und lehnte das Antlitz an die Wange des Vaters. Dem Oberst liefen selbst die hellen Tränen in den Bart, und er flüsterte ihr immer nur leise zu: „Ja, weine nur, Mariechen! Immer weine nur, mein Kerlchen!"

Und wie sich vor Jahren die kleinen Schmerzen des Schulmädchens besänftigt hatten, so wurde auch jetzt der erste große Schmerz des jungen Weibes stiller. Der Oberst trug die Tochter behutsam in ihr Mädchenzimmer und legte sie auf ein Ruhebett nieder. Mit einer scheuen Gebärde drückte sie die Augen in die Kissen. Noch einmal

glitt ihr die Hand des Vaters tröstend über den Scheitel, dann ging er auf den Fußspitzen hinaus.

Die Zeit mußte hier die Ärztin sein, die die Wunde heilte und schloß.

Falkenhein horchte noch einen Augenblick an der Tür: Mariechen weinte noch immer fort in sich hinein. Aber eine Beruhigung glaubte er schöpfen zu dürfen. In diesem tränenreichen Schmerzensausbruch, so unbändig er auch gewesen war, lag doch noch ein Teil des Ungestüms eines Kindes. Die Schläge, die mitten ins Herz treffen, die ein ganzes Leben unerbittlich in Trümmer schlagen, werden anders empfangen und ertragen, mit einem schweigenden, starren Schmerz. Er hatte die Spuren eines solchen Schmerzes in Reimers' hoffnungslosen Augen gefunden, — für sein Kind durfte er eine Genesung hoffen.

Es wäre nur heilsam gewesen, Mariechen in eine andere Umgebung zu bringen. —

Wie jedes Jahr wurde er beim Aufgehen der Hühnerjagd zur Hofjagd befohlen. Beim Frühstück fragte ihn die alte Majestät: „Nun, Falkenhein, wie wär's? Der lange Friesen aus dem Ministerium kriegt die Niederlausitzer Brigade, wie wär's mit dem Abteilungschef?"

Der Oberst zögerte mit der Antwort.

„Ich weiß genug," sprach der alte Herr weiter. „Ich kenne Ihre Abneigung gegen alles, was nach Bureau riecht, wenn sich auch fünfzehnhundert andere alle zehn Finger darnach lecken."

„Majestät verzeihen allergnädigst," erwiderte Falkenhein, „ich gehe überall hin, wohin Majestät befehlen."

Der Fürst sah ihn prüfend an.

„Wirklich?" fragte er.

„Zu Befehl, Euer Majestät. Nur, ich bitte alleruntertänigst um Verzeihung, — nicht allzulange."

„Na, selbstverständlich, — bis Sie meine Artillerieleibbrigade kriegen.“

Die Majestät hatte gerade ein silbernes Becherchen voll Kornschnaps in der Hand.

„Prosit, Falkenhein!“ sagte sie. „Auf Wiedersehen bei mir zu Hause in der Residenz!“ —

Der Kriegsminister hatte natürlich ganz andere Pläne mit dieser Stellenbesetzung gehabt. Es war auch alles schon in die Wege geleitet, die Majestät hatte fast schon ihr Ja und Amen dazu gegeben, und der überglückliche Aspirant war schon unter der Hand benachrichtigt. Diese plötzliche Schwenkung war höchst fatal. Aber der liebenswürdige alte allerhöchste Herr gab so selten persönliche Wünsche zu erkennen, daß man diesem nicht gut widersprechen konnte, zumal, da sachliche Gründe gegen eine Ernennung des Obersten von Falkenhein zum Abteilungschef im Kriegsministerium nicht vorlagen.

Die Ernennung für den ersten Oktober stand nach dem Manöver im Militärwochenblatt.

Es gab sicherlich keinen Offizier im Osterländischen Feldartillerie-Regiment, von Hauptmann Güntz und Oberleutnant Reimers gar nicht zu reden, der Falkenhein nicht mit wirklichem Bedauern gehen sah. Die Reden beim Abschiedsessen im Kasino waren von einer ehrlichen Empfindung getragen und wirkten auch ohne große Worte, so daß die gewohnte ausgelassene Stimmung weit später als sonst bei solchen Gelegenheiten eintrat. Ganz durfte sie nie fehlen, darauf hielt auch Falkenhein. Er liebte keine Kopfhängerei. Kehrt doch der Soldat auch vom Begräbnis eines Kameraden mit einem fröhlichen Marsch zurück.

Aber die Gemüter gaben sich bald zufrieden. Es war im Militärleben der alltägliche Lauf der Dinge, daß einer ging. Wie sollte sonst Platz für die Hintermänner werden? Und auch ohne die Versetzung ins Kriegsmini-

sterium hätte es doch höchstens noch anderthalb bis zwei Jahre gedauert, dann bekam der Oberst eine Brigade, und das Regiment mußte sich auch darein finden.

Es war viel wichtiger für die Offiziere des Regiments zu wissen, wer als neuer Herr kam, als der alte ging.

Major Mohbrinck war mit der Führung des Regiments beauftragt, der bisherige Kommandeur der reitenden Abteilung im Leibartillerieregiment. Er war den Osterländern eine unbekannte Größe, denn er gehörte zu einem anderen Armeekorps; aber der Armeeklatsch wollte wissen, daß er in keinem günstigen Rufe stand.

Dann erhielt der kleine Dr. von Fröben von einem Kriegsschulkameraden, der bei der reitenden Abteilung stand, ein Telegramm. Es lautete: „Gesangbuch Nr. 521."

Nummer 521 des Gesangbuches war die Verdeutschung des ambrosianischen Lobgesangs und hob an: „Herr Gott, dich loben wir, Herr Gott, dir danken wir."

Nun, das war am Ende ein Leutnantswitz.

Schwerer wog es schon, daß Hauptmann von Wegstetten von seinem Schwager, dem Chef der ersten reitenden Batterie, einen Brief erhielt, der merkwürdigerweise auch mit ambrosianischen Zungen redete.

Der Schwager schrieb:

„Ich kann Dir sagen, wir zwei reitenden Batteriechefs danken unserm Herrgott kniefällig, daß wir diesen Mohbrinck los sind. Die Freude darüber erstickt sogar vollkommen mein schwägerliches Mitgefühl mit Dir, der Du nun diese Gottesgeißel von einem Kommandeur zu ertragen hast. Übrigens — Du kannst ruhig sein, wie ich es sein durfte. Wir sitzen ihm beide zu fest, dank unseren günstigen Beziehungen nach oberhalb. Mohbrinck sucht sich absolut wehrlose Opfer aus, um seine Befähigung zu dokumentieren. Er hält es näm-

lich für die vornehmste Friedensaufgabe eines Kommandeurs, „das Heer von unfähigen Elementen zu säubern.“ Im Vertrauen: er verdiente am ehesten, hinausgesäubert zu werden. Wie denn wissende Leute von ihm behaupten, er habe vom Fähnrich an Kameradschaft stets nur als das feste Zusammenhalten aller interpretiert: um einen Vordermann wegzubeißen. Wir von der Reitenden begleiten ihn mit dem innigsten Wunsche, ihn nie wiederzusehen, — es sei denn im wohlgebügelten Zylinderhut.

Und nun zu der einen großen Freude noch die zweite: zwei Tage nach der Abschiedsfeier für unsern teuren Kommandeur erfreute mich Deine liebe Schwester durch die Geburt eines wohlgestalten Mädels, so daß wir nun ein Pärchen haben. Die kleine Dame soll, Deine eheherrliche Genehmigung vorausgesetzt, das Patenkind Deiner lieben Frau sein. Mutter und Kind befinden sich u. s. w.“

Wegstetten faltete den Brief nachdenklich zusammen und steckte ihn wieder in das Kuvert.

Teufel, mußte das ein unangenehmer Patron sein, dieser Mohbrinck! Wenn der Schwager sogar über der Freude, den ekligen Kommandeur los zu werden, die Meldung von der Geburt einer Nichte an die zweite Stelle schob! —

Mohbrinck kam.

Er floß über von Liebenswürdigkeit und betonte in einem fort das „Glück, seine schwache Arbeitskraft, — allerdings unterstützt von so tadellosen Helfern, — einer so ausgezeichneten Truppe widmen zu dürfen.“

Die Rede, mit der er das Regiment begrüßte, hielt die Mitte zwischen einem theatralischen Erguß und einer Predigt. Sie war mit pomphaften Bildern geschmückt und enthielt zahlreiche Verherrlichungen der Dynastie.

Christliche Demut und Gottes Hilfe spielten eine große Rolle darin und wechselten mit grimmigen Vorstößen gegen den an den Stützen von Thron und Altar rüttelnden inneren Feind ab. Das Ganze nahm sich, von der giftigen, kreischenden Stimme des Majors vorgetragen, unbeschreiblich komisch aus.

Die wackeren Artilleristen bekamen ganz verwirrte Köpfe, lahme Kniee und steife Hälse, weil sie die lange und gedankenreiche Leistung im „Stillgestanden" anhören mußten.

Darnach ließ sich Major Mohbrinck das Offizierskorps des Regiments des näheren vorstellen.

Das mußte man sagen: er besaß eine gute Witterung für das Nützliche und zugleich Wohlfeile. Er hatte sich gründlich unterrichtet und bereits Auslese gehalten, bevor er in der Garnison eintraf.

Mit seinem Adjutanten Kauerhof schien er bereits ein Herz und eine Seele zu sein. Das machte: Frau Regimentsadjutant Marion Kauerhof war die geborene von Lüben, die Tochter des Vorstands der Abteilung für persönliche Angelegenheiten im Kriegsministerium.

Der Adjutant stellte ihm die Herren dem Dienstalter nach vor.

Zuerst kamen die beiden Majors daran. Lischke erhielt eine gemessene, höfliche Ansprache, Schrader wurde schon weit liebenswürdiger apostrophiert, — war doch der flotte Junggeselle auf den Hofbällen ein gesuchter Tänzer, der sogar oft von den Prinzessinnen zum Tanze befohlen wurde, man sagte, er erzähle den allerhöchsten Damen Geschichtchen, die sie sonst nicht zu hören bekämen.

Dann näherte sich der Stabshauptmann von Stuckardt dem gestrengen neuen Herrn. Er sah sich sehr kühl aufgenommen. Was sollte man noch Umstände mit jemand machen, der einem als ein prädestinierter toter Mann vom

Vorgänger überliefert war? Stuckardt trat geknickt zurück.

Träger, Gropphusen und Heuschkel erhielten neutrale Händedrücke, Gropphusen für alle Fälle, — weil er von Adel war, — einen etwas kräftigeren.

Kauerhof fuhr fort in der Vorstellung: „Und hier, Herr Major, der Chef der sechsten Batterie, Herr Hauptmann von Wegstetten."

Mohbrinck schürzte seine Lippen zu einer honigsüßen Grimasse. Denn Wegstetten hatte einen um sieben Ecken herum verwandten Onkel, eine richtige Berühmtheit, weniger infolge von Kriegstaten, als dadurch, daß er, achtundneunzig Jahre alt, der älteste Soldat der Armee und noch dazu ein verwaister Generaladjutant der hochseligen Majestät war. Im übrigen saß Onkel Ehrenfried, ausgetrocknet wie eine Mumie, nur noch mühsam im Rollstuhl aufrecht, und ein vernünftiges Gespräch war seit langen Jahren nicht mehr mit ihm zu führen. Aber der beinahe Hundertjährige verlieh noch dem Batteriechef von Wegstetten im Osterländischen Feldartillerie-Regiment ein außerordentliches Relief. Mochte nun die Mumie wirklich hundert Jahre alt werden oder sterben, in jedem Falle, bei dem Geburtstag oder beim Begräbnis, wurden die Verdienste derer von Wegstetten um das Herrscherhaus in eine geradezu bengalische Beleuchtung gerückt, deren Reflexe ein kluger Mann wie Mohbrinck nicht unbeachtet ließ.

Der kleine Wegstetten lächelte zufrieden unter seinem großen roten Schnauzbart. Vor dem Kommandeur brauchte ihm nicht bange zu sein.

„Hauptmann Madelung, der Chef der vierten Batterie," stellte Kauerhof weiter vor.

Mohbrinck geriet ganz außer dem Häuschen.

„Ah!" rief er. „Einer unserer ruhmbedeckten China-

krieger! Ich freue mich, ich freue mich, die Ehre zu haben."

Er drohte schalkhaft mit dem Finger: „Aber nun möchten Sie wohl nicht abermals gen Osten ziehen, mein verehrter Herr Hauptmann? Wie ich höre sind Sie eben erst einen äußerst glücklichen Herzensbund eingegangen."

Madelung verneigte sich; er hatte kurz vor dem Manöver das ältliche Hoffräulein geheiratet.

Mohbrinck fuhr fort: „Und wie ich weiter höre, mein sehr verehrter Herr Hauptmann, begegnen wir uns auch in einer privaten Neigung. Es ist mir von der christlichen Zucht zu Ohren gekommen, die Sie in Ihrem Hause eingeführt haben. Sehen Sie in mir einen aufrichtigen Gesinnungsgenossen, dem es eine unendliche Freude bereiten wird, Ihnen und Ihrer verehrten Frau Gemahlin auch bald persönlich recht nahe zu treten."

Madelung dachte: „Was für ein widerwärtiger Kerl! Und ein Schwätzer dazu!"

Aber er versicherte seinen herzlichen Dank für das ungemein liebenswürdige Interesse. Man mußte die Trümpfe nehmen, wie und von wem sie einem in die Hand gegeben wurden. Er hatte sich am Ende diese „christliche Zucht" in seinem Hause auch nicht träumen lassen. Seine Gattin hielt da täglich mit ihm, mit dem Hausburschen, dem Pferdewärter und dem Dienstmädchen, Morgen- und Abendandachten, die manchmal eine Stunde währten. Das war wirklich keine kurzweilige Geschichte. Die Burschen und das Mädchen fielen vor Müdigkeit beinahe von den Stühlen, denn sie mußten natürlich früh aufstehen und später zu Bett gehen, um alles in Ordnung zu halten, wie es der Hauptmann und die Gnädige verlangten, — wenn sie nicht der Teufel holen sollte. Und er, der Hausherr, entrüstete sich über die fürchterliche Zeitverschwendung.

Ganz abgesehen davon, daß er von den Postillenpredigten seiner Frau kein Wort glaubte.

Der jüngste Hauptmann des Regiments kam an die Reihe, — Güntz.

Major Mohbrinck legte das übliche liebenswürdige Lächeln an, und es kam scherzend von seinem Munde: „Ei, ei, der jüngste Hauptmann, und schon so dick?"

Güntz sah an sich hinunter. Nun ja, er gehörte nicht eben zu den Schlanken, aber sprang man einem mit diesem Gegenteil von einer Schmeichelei geradezu ins Gesicht?

Er hatte die größte Lust zu antworten: „Wenn ich meinen Dienst pflichtgemäß tue und tun kann, geht es Sie den Teufel an, Herr Major, ob ich einen etwas dickeren Bauch als der Normalmensch habe."

Major Schrader überhob ihn einer Antwort. Er klopfte ihm spaßhaft auf den Leib und versetzte: „Nun ja, hat sich ein Bäuchlein angemäst't, als wie der Doktor Luther. Aber das hindert ihn nicht, in dem Dreigestirn meiner Batteriechefs zu glänzen."

Mohbrinck wandte sich zu ihm und erwiderte süß: „Das wollte ich auch niemals gesagt haben, mein lieber Major. Ich kenne sehr wohl die Verdienste des Herrn Hauptmann Güntz."

Dabei tippte er an Güntz' kleinen roten Adler, seine eigene Brust war noch ordenfrei.

Güntz verneigte sich. Schrader aber legte seinem Schützling die Hand auf die Schulter und nickte ihm freundschaftlich zu. „Sei nur getrost!" war in dieser Gebärde ausgesprochen, „ich halte dir schon die Stange!"

Gleichwohl hatte es bei dieser Vorstellung eine Klarheit gegeben: dem neuen Kommandeur waren dicke Offiziere nicht sympathisch. Der klapperdürre Hauptmann Träger atmete auf. Nun konnte er seiner gewichtigen

Gattin, die beständig über seine würdelose Magerkeit spöttelte, mit einem stichhaltigen Beweis den Mund schließen. Einen Sündenbock mußte es in jedem Regiment unter den Batteriechefs geben, — das war nun unweigerlich der dicke Güntz. —

In der Armee erzählte es ein Artillerist dem anderen, daß das Osterländische Feldartillerie-Regiment unter Falkenheins Kommando eine wahre Mustertruppe geworden war. Es wäre daher am gescheitesten gewesen, wenn der Dienstbetrieb auch unter dem neuen Führer der alte geblieben wäre. Aber dann glaubte Mohbrinck möglicherweise als ein Offizier ohne militärische Eigenart, vielleicht sogar ohne Entschlußfähigkeit, zu erscheinen.

Die Regimentsbefehle brachten mit der Zeit eine Unmenge selbständiger Anordnungen. Meist lagen ihnen die früheren Hinweise Falkenheins zu Grunde, aber es war alles kleinlicher und umständlicher geworden. Die geringe Verfügungsfreiheit der Batteriechefs wurde durch diesen Kleinkram immer mehr eingeengt, und das Schlimmste war, daß diese Anordnungen alle auf eine möglichst gleichmäßige Zustutzung für die Besichtigungen hinstrebten. Die Ausbildung der Truppe wurde dadurch nicht allein mühevoller, auch die kriegsmäßige Erziehung trat ungebührlich hinter der Arbeit für diesen bloßen Schein zurück.

Mohbrinck schien die Launen und Liebhabereien des Brigadekommandeurs haargenau studiert zu haben. Er hatte sich vorgesetzt, der General sollte bei der Besichtigung an seinem Regiment kein Tittelchen auszusetzen haben, und wenn monatelang alles Wichtigere beiseite geschoben und nur auf einen kleinen Wunsch des gestrengen Brigadiers vorgedrillt werden mußte.

„Meine Herren, ich weiß, unser hochverehrter Herr Brigadekommandeur legt Wert auf dies und auf jenes,“

war seine immer wiederkehrende Redewendung bei den Offiziersbesprechungen.

Wenn aber einmal der General einer anderen Ansicht zuzuneigen anfing, hatte es Mohbrinck sofort erfahren.

Es hieß dann: „Meine Herren, es ist mir zu Ohren gekommen, daß der Herr General, unser hochverehrter Herr Brigadekommandeur, zur Zeit über dies und das andere Anschauungen hegt als früher.“

Er zog dabei ein sehr pfiffiges Gesicht, etwa als wollte er sagen: „Seht, wie klug ich bin, und wie gut ich vorsorge! Freut euch, daß ihr so 'nen Kommandeur habt!“

Aber in den Dienstbetrieb der Batterien fuhr eine nervöse Unsicherheit. Die Batteriechefs sollten auf allzu viele Einzelheiten und Kleinigkeiten Wert legen und kamen plötzlich mit der Ausbildungszeit kaum mehr aus. Nur so hervorragend tatkräftige und umsichtige Offiziere wie Wegstetten und Madelung vermochten beiden Anforderungen, den allgemeinen militärischen und den höchstpersönlichen des Regimentsführers und Brigadekommandeurs, gerecht zu werden. Gropphusen ließ seine Batterie laufen, wie es gerade ging, er war ohnehin wieder einmal in einer besonders tollen Periode, Träger und Heuschkel aber verloren ganz den Kopf und wußten nicht mehr, wo aus und wo ein. War denn durch den neuen Kommandeur die ganze Welt umgestürzt worden? Sie waren doch eben noch sehr brauchbare Batteriechefs gewesen! Ein Falkenhein hatte ihnen das jährlich ein paar Mal versichert!

Güntz bekam die Sache satt.

Auf die Art, wie es Mohbrinck verlangte, schnitt man bei der Besichtigung vor dem Brigadekommandeur, — aber auch nur gerade vor diesem einen, der zufällig

diese Stellung innehatte, — sicherlich glänzend ab, aber was so eine Batterie im Ernstfalle wert war, das mochte der Teufel wissen. Er für sein Teil machte nicht mehr mit. Er hatte die Aufgabe, brauchbare Soldaten für das Vaterland und für den König zu erziehen, nicht aber für den Major Mohbrinck und den Generalmajor Hausperg.

Mohbrinck, der beständig in den Batterien herumschnüffelte, wie ein Gespenst plötzlich an der unvorhergesehensten Stelle auftauchend, merkte es sofort, daß in der fünften Batterie nicht mehr nach seinem Rezept gewirtschaftet wurde.

Er stellte Güntz und fragte in seiner glatten Art: „Mein lieber Herr Hauptmann, ich hatte vor einiger Zeit einige Anordnungen erlassen, die Ihnen ja nicht unbekannt geblieben sind, nicht wahr?"

„Zu Befehl, Herr Major," antwortete Güntz, „sie sind mir bekannt."

„Und warum, möchte ich fragen, verehrtester Herr Hauptmann, — warum richtet man sich in Ihrer Batterie so wenig darnach?"

„Herr Major verzeihen, ich bin diesen Anordnungen nachgekommen, soweit es mir mit den Forderungen des Dienstes vereinbar schien, aber nach pflichtmäßigem Ermessen muß ich Herrn Major ganz gehorsamst zur Erwägung geben, ob nicht diese Anordnungen einem Passus der Allerhöchsten Einführungsordre zu unserem Exerzierreglement zuwiderlaufen."

Major Mohbrinck kniff die Lippen zusammen und wurde ganz blaß. Es blieb unklar, ob das vor gerechter Empörung geschah, weil ihm ein Untergebener zu widersprechen wagte, oder vor Entsetzen, weil ihm einer ein Zuwiderhandeln gegen eine Allerhöchste Ordre unterstellte.

„Wieso?" fragte er mühsam lächelnd. „Welchen

Passus meinen Sie, mein hochverehrter Herr Hauptmann Güntz?"

„Den Passus, demzufolge es untersagt ist, zur Erzielung gesteigerter äußerlicher Gleichmäßigkeit Zusätze zu dem Reglement zu erlassen."

Mohbrinck sprang beinahe in die Höhe.

„Aber habe ich denn das gewagt?" rief er. „Niemals wäre ich dieser Dreistigkeit fähig! Ich habe nichts anderes als zarte Direktiven, Hinweise gegeben, die ich für die Herren Batteriechefs in ihrem eigenen Interesse für nützlich hielt. Und natürlich, Sie haben das Recht, davon das abzulehnen, was Sie nicht verantworten zu können meinen. Es sind ja nur beiläufig an die Hand gegebene Hinweise, um Gotteswillen keine befehlenden Zusätze."

Nun schüttelte er Güntz sogar die Hand.

„Es ist sogar im höchsten Maße ehrend für Sie, mein werter Herr Hauptmann," schloß er, „daß Sie sich nicht blindlings meinen gutgemeinten Vorschlägen angeschlossen haben. Es verrät das ein selbständiges Denken, es gefällt mir von Ihnen, Herr Hauptmann Güntz!"

Er drückte Güntz nochmals die Hand und ging.

Am Stabsgebäude machte ein Fahrer eine etwas nachlässige Front vor ihm. Er schnauzte ihn fürchterlich an, so daß es über den Kasernenhof wegschallte. Plötzlich blickte er nach dem Faustriemen: Schieber rot, Kranz rot, — fünfte Batterie, Batterie Güntz.

Da brummte er dem armen Teufel drei Tage Mittelarrest auf. —

Hauptmann Güntz war ein Jahr Batteriechef. Die Probezeit war vorüber. Zugleich hatte er seine Pläne zur Rohrrücklauflafette so weit gefördert, daß er sie der rheinischen Waffenfabrik zu einem praktischen Versuche vorlegen zu können glaubte.

Nach einer ernsten Beratung mit Frau Kläre fügte

er seinem Begleitschreiben noch einen Schlußsatz hinzu. Er schrieb:

„Ich bitte Sie also, sehr geehrter Herr Kommerzienrat, meine Arbeiten einer recht eingehenden Prüfung zu unterziehen. Für den Fall, daß Sie meine Pläne als verwertbar anerkennen, will ich nicht zu bemerken verfehlen, daß ich Wert darauf legen würde, die eventuellen praktischen Versuche persönlich zu überwachen."

„Dickerchen," sagte Frau Kläre, „der letzte Satz ist ein geradezu fürchterliches Deutsch!"

Güntz saß vor dem Brief und schaute nachdenklich auf seine Unterschrift hinab, — „Güntz, Hauptmann und Batteriechef im Osterländischen Feldartillerie-Regiment Nr. 80."

„Weißt du, meine Kläre," versetzte er, „er ist mir auch höllisch schwer gefallen."

Die Antwort auf das Schreiben blieb lange aus, Kläre fand, ungebührlich lange. Aber der Gatte tröstete sie: „Denkst du denn, daß man etwas in einer Woche gründlich beurteilen kann, wozu ich viele Jahre gebraucht habe?"

Endlich kam der Brief mit dem Firmenaufdruck der Waffenfabrik.

Güntz war gerade dabei seinen Überrock mit der Hauslitewka zu vertauschen.

Er durchflog das Schreiben und las Kläre halblaut die wichtigsten Stichworte vor: „Pläne von zwei Ingenieuren als ungemein aussichtsreich bezeichnet, — Konstruktion selbstverständlich sobald als möglich in Angriff zu nehmen."

Dann folgte ein glänzendes Anerbieten für den Fall, daß Güntz geneigt sei, in eine leitende Stellung der Fabrik einzutreten. Im Vergleich zu der bescheidenen Haupt-

mannsgage zweiter Klasse war das angebotene Gehalt von fünfzehntausend Mark märchenhaft hoch.

Frau Kläre war eine ungemein praktische Natur und hatte oft über das miserable Einkommen der Offiziere gezetert, von dem noch dazu die vielen Standesausgaben abgingen, aber jetzt entfuhr es ihr doch: „Mein Gott, Dickerchen, ist denn das nicht viel zu viel?"

Güntz hatte ihren Ausruf gar nicht gehört. Er war dabei, seinen Überrock auszuziehen. Er hielt ihn lange in der Hand und strich immer wieder liebkosend über die Achselstücke. Endlich hing er ihn sorgfältig über eine Stuhllehne.

„Ich nehme natürlich an," sagte er, auf den Brief weisend, mit einer Stimme, die ganz ruhig sein sollte, in der aber eine tiefe Erregung widerklang. „Ich hoffe, so meinem Vaterlande und meinem König besser zu dienen, als in dem lieben, alten Rock da."

Kläre reichte ihm schweigend die Hand. Dann ging sie leise aus dem Zimmer. So etwas machte ein Mann am besten mit sich allein ab.

Der rheinische Kommerzienrat schien ein sehr mächtiger Herr zu sein.

Was sonst einen ungeheuren Aufwand von Zeit und Schreiberei erfordert hätte, erledigte sich unter seiner Fürsprache rasch und glatt. Hauptmann Güntz erhielt schon für Ostern den erbetenen Abschied.

Major Mohbrinck sprach bei dem Abschiedsdiner von dem herzlichen Bedauern, mit dem das Regiment einen so lieben Kameraden und einen Offizier von so glänzender Zukunft scheiden sehe, und von den Wünschen, mit denen das Offizierkorps ihn an die Stätte einer neuen, ausgezeichneten Tätigkeit begleite. Das kam ihm wirklich von Herzen. Wer konnte wissen, ob man nicht einmal als Oberstleutnant oder Oberst außer Dienst bei der

Waffenfabrik um ein Unterkommen in dem riesigen Betriebe vorstellig werden mußte? Einen Mann „in leitender Stellung" mußte man sich stets warm halten.

Güntz hatte alle wehmütigen Anwandlungen überwunden, als er von dem kleinen Bahnhofe der Garnison abreiste. Frau Kläre schluckte bereits im rheinisch-westfälischen Industriegebiet den Dampf der unzähligen Essen. Er war frei.

Einen einzigen, den er lieb hatte, ließ er zurück, — Reimers.

Er sah ihn vom Fenster aus auf dem winzigen Bahnsteig stehen und dem enteilenden Zuge nachschauen. Das hagere Gesicht mit den traurigen Augen wurde allmählich undeutlich, und schließlich erkannte er kaum noch die schlanke, ein wenig vornübergeneigte Gestalt.

Er nahm sein Tuch und winkte zum letzten Male. Der Freund sah es wohl nicht, er stand unbeweglich.

Nun lief der Zug um eine Felsecke, der Wagen schwankte ein wenig, und der kleine Bahnhof war verschwunden.

Güntz setzte sich seufzend in seiner Ecke zurecht. Er hatte dem Freunde auch keinen Trost geben können, nur einen guten Rat: arbeite!

* * *

Der kleine Dr. von Fröben bereitete sich gleich Oberleutnant Reimers auf das Examen zur Kriegsakademie vor.

„Man kann ja nur durchfallen," pflegte er zur Entschuldigung zu sagen, wenn er wegen seiner Vermessenheit geneckt wurde.

Besonders wenn er seine Kenntnisse mit denen des Kameraden Reimers verglich, wollte ihm selber seine Meldung zur Prüfung als eine bodenlose Frechheit erscheinen.

Und dieser Reimers studierte immerfort, mit einem nie erlahmenden, fast fieberhaften Eifer.

„Bester Reimers," meinte der kleine Doktor, „es gibt ja schließlich auf der Kriegsakademie gar nichts mehr, was Sie noch lernen könnten, wenn Sie so fortochsen. Stop, stop, my dear!"

Mit dem Kameraden zusammen hatte er einen Kursus im Russischen.

Das war eine verteufelte Sprache. Er hatte sich doch auf dem Pennal durch Demosthenes und Äschylos durchgefressen, und wie der stolze Doktortitel bewies, hatte er sogar die Pandekten mit Erfolg attackiert, — aber dieses Russisch! Schon die Buchstaben verhöhnten einen, — es waren nämlich allemal nicht diejenigen aus dem griechischen Alphabet, denen sie so ähnlich sahen.

„Ich geb's auf," seufzte Fröben. Er beschaute sich kopfschüttelnd die ersten Seiten seiner sauberen Grammatik und hörte staunend zu, wie sich Reimers flott mit dem Lehrer unterhielt.

„Nikolai Wladimirowitsch," sagte er, „warum jagen Sie den Oberleutnant nicht fort? — Er weiß ja alles."

„Plaît-il, monsieur le baron?" fragte der Professor.

„Ich meine: spricht der Oberleutnant nicht wie ein Wasserfall? Comme une chute d'eau? N'est-ce pas?"

Der Russe, ein alter Herr mit einem langen weißen Patriarchenbart, nickte seinem ausgezeichneten Schüler herzlich zu.

Und Reimers lächelte aus Höflichkeit ein wenig. —

Sein Erfolg machte ihm keine Freude. Er trieb seine Studien nicht mehr mit der inbrünstigen Hingabe, die ihn ehemals beseelt hatte. Nur das starke Pflichtgefühl, das ihm ganz und gar in Fleisch und Blut übergegangen

war, stachelte ihn noch an, sich ihnen zu widmen. Im Grunde fragte er sich oft: „Wozu nur das alles?"

Eigentlich bestand ja kein greifbares Hindernis, das sich ihm in den Weg hätte stellen können, — trotz allem, was ihn betroffen hatte, war er sehr wohl imstande, sich eine glänzende militärische Laufbahn zu erschließen. Aber er wurde des dumpfen Gefühls nicht ledig, daß es doch eine vergebliche Mühe war, der er sich da unterzog.

Gewiß, es bereitete ihm einen kleinen Triumph, die Schwierigkeiten der fremdartigen Sprache überwunden zu haben, und er befaßte sich nach dem Russischen bereits mit einer zweiten slavischen Sprache, mit dem Polnischen, aber er vermochte nicht recht daran zu glauben, daß er jemals Gebrauch von seinen Kenntnissen machen würde.

Zuweilen verspürte er die größte Lust, die Bücher zuzuklappen und in die Ecke zu werfen, und es erschien ihm als das Wünschenswerteste und Köstlichste auf der ganzen Welt, alles zu vergessen, nichts mehr zu wissen, Ruhe zu haben.

Dann wieder, nach den Augenblicken der mutlosesten Niedergeschlagenheit, erfaßte ihn von neuem der alte schöne Rausch, die Begeisterung für das wundervolle deutsche Heer, dem anzugehören sein Heiligtum und sein Stolz war. Augen voll Hingerissenheit starrten auf die Seiten der Generalstabswerke hinab, und zum soundsovielten Male begleitete er die Armeen auf ihren Siegeswegen.

Mit einem Male hielt er inne.

War das Heer von heutzutage, dessen Glied er war, denn noch die alte ruhmgekrönte Armee?

Güntz hatte ihm jene Zusammenstellung von Gründen, die Rechtfertigungsschrift seines Abschieds, eingehändigt, die er einstmals vor dem Duell mit Landsberg niedergeschrieben hatte. Es war nicht nötig gewesen, etwas hinzuzufügen oder zu streichen.

„Lies mit Verstand, mein Junge," hatte er dabei mit seiner ehrlichen Stimme gesprochen, „aber bleib dabei immer eingedenk, daß das alles höchst subjektive Ansichten eines einzelnen sind, die durchaus nicht Anspruch auf Allgemeingültigkeit erheben!"

Vordem hatte sich Reimers wohl gewünscht, die Ansichten des Freundes schwarz auf weiß vor sich zu haben, um sie ebenso, schwarz auf weiß, Punkt für Punkt, zu widerlegen, glänzend zu widerlegen. Es war wie eine wahre Gier in ihm gewesen, zu Worte zu kommen, sobald der Freund sich nur klipp und klar ausgesprochen hätte, so, daß man ihn packen konnte, und daran hatte er nie einen Zweifel gehegt, daß Güntz ganz und gar von seiner, Reimers', Meinung überzeugt werden mußte.

Nun hielt er Güntz' Meinung greifbar und deutlich in den Händen. Aber wohin war sein früherer Mut geraten? Da war nirgends mehr der ungestüme Drang vorhanden, vorwärts zu stürmen und die Beweisgründe des Gegners, einen nach dem andern, einzureißen und über den Haufen zu rennen wie Feldschanzen und Schützenlinien in einer fröhlichen Offensivschlacht. O ja, es ließ sich noch vieles gegen den Freund vorbringen, aber er hatte das Gefühl, daß er sich auf eine vorsichtige Verteidigung beschränken mußte, wenn es sich nicht gar um ein Gefecht zur Deckung des Rückzugs handelte.

Er verglich Güntz' Ausführungen mit den Auszügen aus den Unterhaltungen mit Falkenhein, die er während seiner kurzen Adjutantenzeit niedergeschrieben hatte. Es stimmte vieles zusammen, und diese Übereinstimmung bestürzte ihn. Es waren zwei grundverschiedene Männer, deren Urteile da zusammenliefen, beide ausgezeichnet durch Klarheit des Blicks und gründliche Kenntnis der Verhältnisse und legitimiert durch eine Vergangenheit, die jede Voreingenommenheit ausschloß. Der eine, ein erprobter,

glänzend begabter Führer, eng verwachsen mit den Überlieferungen der alten sicheren Zeit, wies nur mit überlegener Ironie auf die Schäden des Systems hin, als auf nicht allzu tief gehende Fehler einzelner Glieder, ohne doch an der Gesundheit des gesamten Körpers zu zweifeln, der andere, ein tüchtiger Offizier, dessen Verdienste trotz der Jugend nicht zu verkennen waren, sah mit dem unbefangenen Blick seiner nüchternen Natur die Grundlagen des Gebäudes angefault und das ganze System vor einem unvermeidlichen Zusammenbruche, wenn nicht eine Umgestaltung von Grund aus vorgenommen wurde.

Hatten sie aber nun nicht beide recht? Der eine mit seiner leichten Unruhe, der andere mit seiner schweren Sorge?

Reimers konnte sich den Zweifeln der beiden Männer nicht verschließen. Höchstens vermochte er Güntz zu erwidern, daß diese Übelstände nicht in dem Maße vorhanden seien, wie es der Freund behauptete.

Dieses Hinneigen zum äußeren Prunk zum Beispiel war ein allgemeines Zeichen der Zeit, nicht nur in Deutschland.

In Frankreich ritten die Kavalleriedivisionen eine Attacke gegen die Tribüne, auf der der Präsident neben dem Zar saß. War das nicht noch theatralischer, als wenn im deutschen Manöver unmögliche Reiterevolutionen in Szene gesetzt wurden?

Aber diesem Trost stand wieder die alte Erfahrungsweisheit entgegen, daß ein besiegtes Volk die unerhörtesten Anstrengungen macht, die Scharte auszuwetzen. Die Opferfreudigkeit Preußens im Jahre 1813 war fast ohne Beispiel in der Weltgeschichte, und doch verrichtete die empfindliche, so hart niedergeworfene französische Nation gewiß eine ähnlich emsige und durch ihre jahrzehntelange Ausdauer um so rührendere Arbeit.

Frankreich hatte außerdem den Vorteil für sich, daß tatsächlich ein Teil des französischen Volkes infolge einer künstlich genährten Erbitterung für einen Krieg mit dem östlichen Nachbar sich begeisterte. In Deutschland aber kannte niemand mehr den „Erbfeind" von 1870. Man hatte keinen Grund mehr zum Groll, nachdem die letzte Auseinandersetzung so glücklich verlaufen war. Man fühlte sich mit Frankreich in dem Fortschreiten der Wissenschaften und in den Ausstrahlungen der Kunst eng verwandt. Deutschland hatte Frankreich gleichsam untergefaßt und marschierte nun Arm in Arm mit ihm an der Spitze der Zivilisation.

Und man wollte Frieden haben.

Der Deutsche war nicht gerade unkriegerisch geworden, aber infolge seiner germanischen Gründlichkeit und Nüchternheit war er am tiefsten von der Notwendigkeit und Nützlichkeit des einzig Vernünftigen, des Friedens, durchdrungen. Nachdem die Gefahr der Revanche von Westen her einigermaßen verblaßt war, war jeder Krieg in Deutschland unpopulär, — ausgenommen etwa der gegen England, der als Seekrieg die Masse der Bevölkerung weniger unmittelbar beunruhigen würde, — und jedermann in Deutschland hatte das Gefühl, daß kriegerische Verwickelungen nie durch den unwiderstehlichen impulsiven Ausbruch einer Volksstimmung heraufbeschworen werden konnten, sondern nur durch politisches oder dynastisches Ungeschick.

Dahin, als einen Mangel an kriegerischer Begeisterung, verstand Reimers den Mangel an Patriotismus, den Güntz als das schwerste innere Gebrechen des Heeressystems bezeichnete.

Er hatte sich nie sonderlich um Reichstag und politische Parteiungen gekümmert, — der Offizier sollte sich ja von jeder politischen Betätigung fernhalten —, daher lag

es ihm fern, den Einflüssen der revolutionären Parteipolitik ein so großes Gewicht beizumessen, wie es der Freund tat.

Der Schaden war ohnedies groß genug. War nicht ein Heer, das ohne Begeisterung in den Kampf ging, schon vor der Schlacht geschlagen? —

Und die Gedankenreihen, die er an die weiteren Bedenken des Obersten und des Freundes anknüpfte, liefen alle zu einem ähnlichen Schlusse aus! Es kam ihm vor, als stünden sie wie riesige warnende Wegweiser an der Straße, auf der die deutsche Armee marschierte, und alle, alle trugen den einen verhängnisvollen Namen auf der ausgestreckten, weißen Hand — Jena.

Er sah im Geiste die Schlacht sich vollziehen. Das Heer des großen Friedrich war zur Stelle und hatte keine der bewährten Formeln zu Hause vergessen. Die alten ruhmreichen Regimenter warteten auf neue Lorbeeren. Die Warnungen des unglücklichen Feldzuges in der Champagne hatte man leichtfertig abgeschüttelt, und wieder kommandierte der Herzog von Braunschweig, der Besiegte von Valmy, aber auch der erfolggekrönte Führer der läppischen Expedition gegen Holland. Den Preußen war es leer im Magen und im Herzen. Sie waren ins Feld gerückt, weil es ihnen ihr König — im allerverkehrtesten Augenblick — befohlen hatte. Und ihnen gegenüber die Franzosen! An der Spitze der Mann, der das Genie Friedrichs des Großen geerbt hatte, die Untergenerale nicht weniger talentlos als die preußischen, einen taktischen Fehler nach dem anderen begehend, aber mit dem frischen Unverstand des Dilettanten drauflosstürmend, die Soldaten nicht weniger hungernd und frierend als ihre Gegner, aber satt und warm durch ihren jungen Ruhm von Italien und von Austerlitz und von der hinreißenden Begeisterung der alten Revolutionsheere getragen, trotzdem —

ein seltsam widerspruchsvolles Schauspiel! — einer der rücksichtslosesten Gewaltherrscher sie ganz nach seiner Willkür lenkte.

Bei Auerstedt und Vierzehnheiligen nahmen die Dinge ihren naturnotwendigen Verlauf, und das ganze Unheil wurde in dem Namen Jena zusammengefaßt.

Das düstere Wort verfolgte Reimers wie ein Gespenst. Es war da, wenn er sich zu seinen Büchern setzte, und wenn die helle Sonne die stattlichen Reihen der exerzierenden Batterien mit ihrem mutigen Glanze bestrahlte, fiel es als ein dunkler Schatten auf seine Zuversicht.

Nirgends konnte er dem quälenden, schrecklichen Gedanken entgehen.

Unwillkürlich zog es ihn zuweilen nach der Waisenhausstraße. Dort, bei den Güntz' und bei Falkenhein, unter diesen klaren, sicheren Menschen, hätte er vielleicht auch jetzt Beruhigung gefunden, — aber in die Güntzsche Villa war ein Steuerrat vom Hauptzollamt eingezogen, die Wohnung Falkenheins hatte Major Mohbrinck, der neue Kommandeur, übernommen. Die jungen Leutnants erzählten, er lauere hinter dem wilden Wein der Laube, um diejenigen zu ertappen, die ohne Urlaub und natürlich in Zivil nach der Residenz zu fahren sich erdreisteten.

Die alten Freunde waren weit weg, und wenn Reimers sich genau prüfte, mußte er sich eingestehen, daß er darüber nicht trauern konnte. Es war ihm gerade recht so. Die schöne, innige Gemeinschaft zwischen jenen lieben Menschen und ihm war schon vorher leise und allmählich zerrissen.

Dabei bedrückte ihn der Gedanke an Marie Falkenhein noch am wenigsten. Nachdem er den ersten, herbsten Schmerz über sein Unglück verwunden hatte, gedachte er ihrer seltsamerweise mit keinem Gefühle einer verzweifelnden Sehnsucht, eher mit einem Gefühl der Scham. Das

junge Mädchen war nicht dasjenige, zum Leben unmittelbar Notwendige, das ihm von da an gebrach.

Das lag in einem ganz anderen Felde.

Und um dessentwillen war er froh, daß Falkenhein und Güntz die Garnison verlassen hatten. Es sollte keiner mit zusehen, wie der Leitstern, nach dem er all seine Jahre hindurch gelaufen war, verbleichend unterging, — es sollte keiner dabei sein, wie sein ganzes Leben Schiffbruch litt. — —

Das Osterländische Feldartillerie-Regiment war im Begriffe, nach dem Truppenübungsplatz abzumarschieren, um die Schießübungen abzuhalten.

Ein paar Tage vor dem Aufbruch befahl Reimers dem Burschen, den Koffer zu bringen. Er wollte sich überzeugen, ob das alte wackere Stück, das ihn noch überall hin begleitet hatte, in der gehörigen Ordnung war.

Es war nichts daran auszusetzen.

„Soll ich die Zettel abkratzen?“ fragte der Bursche. „Vielleicht kann man dann den Koffer mit Lederlack ein bißchen auffrischen.“

Es klebten eine Menge Hotelschilder und Begleitzettel auf dem Koffer, allein die Reise nach Ägypten lieferte eine schreiend buntfarbige Auslese.

Reimers stand in Gedanken versunken.

Plötzlich erblickte er den wartenden Burschen.

„Ja, natürlich,“ sagte er, „sehen Sie zu, daß Sie das Zeug herunterbringen.“ —

Er hatte an seine Rückkehr von diesem langen Urlaub nach dem Süden gedacht.

Welche frische Kraft hatte er damals in seinen Gliedern gespürt! Mit welchem Jubel hatte er den Fuß auf die Mauer des Strandquais im Hamburger Hafen gesetzt, auf das erste Stückchen deutschen Bodens nach einem lan-

gen Jahre in der Fremde! Er wäre dem ersten Kanonier vom Regiment, der ihm begegnete, am liebsten um den Hals gefallen, und er hatte die Zeit gar nicht erwarten können, in der er den schlichten Rock wieder anlegen durfte, der ihn das herrlichste Ehrenkleid der Welt dünkte, und in dem er zum ersten Male wieder den alten, lieben, langweiligen Dienst tun sollte.

Zu diesem trüben Ende also war der so hochgemute Anfang ausgelaufen?

Er erinnerte sich, daß ihn schon damals, mitten im Jubel der Heimkehr, eine schlimme Ahnung geängstigt hatte, ein Traumgesicht, das nun grausam verwirklicht vor ihm stand.

Während des Besuchs bei der leidenden Frau von Gropphusen hatte ihn die ahnende Angst überfallen. Er sah das Zimmer wieder vor sich, das von den verhängten Fenstern ein düsteres Licht empfing und von Trauer und Hoffnungslosigkeit angefüllt schien. Die kranke Frau lag matt auf dem breiten Ruhebett unter dem Bilde des „blauen Knaben". Sie zog die seidene Decke mit ihren schönen, blassen Händen bis zum Kinn herauf und schaute ihn mit ihren wunderbar traurigen Augen lange an. —

Plötzlich wußte er, warum er an Marie Falkenhein nur mit dieser sanften Resignation zu denken vermochte, mit diesem milden Schmerze, der ihm selbst als der Trauer um eine wahrhafte Neigung unebenbürtig erschienen war, — er hatte niemals aufgehört, Hanna Gropphusen zu lieben.

Die Liebe zu ihr war in ihm lebendig gewesen wie eine jener Opferflammen, die köstlich duftend in weitbauchigen Räucherschalen brennen und die man zudeckt, um an der Kostbarkeit des Gewürzes zu sparen. Aber wenn der Deckel wieder emporgehoben wird, lodert die

Glut ungezüngelt empor und will mit ihren blauen Zungen den Himmel küssen.

Waren seine Augen mit Blindheit geschlagen gewesen? Was hatte ihn geblendet, daß er so in die Irre gegangen war? Und wenn er wachend ein Tor war, die Sehnsucht seiner Träume hätte ihn von seiner Torheit heilen müssen.

Nun packte ihn die Leidenschaft mit den Krallen eines hitzigen Fiebers. Seine Seele war frei von jeder anderen Empfindung. Die Begeisterung für das Vaterland, für seinen Stand war daraus geschwunden. Sein ganzes Gefühlsleben war widerstandslos dieser Liebe preisgegeben, und es wurde von ihr mit der Gewalt eines Sturmwindes fortgerissen.

Er lebte einzig noch in dem Gedanken an Hanna Gropphusen.

Wie lange war es doch her, daß er sie zum letzten Male gesehen hatte!

Er mußte weit zurückgehen und gelangte bis zum Anfang des verflossenen Winters. Da war sie auf einem der ersten Bälle des Kasinos die Schönste gewesen. Ihr Antlitz strahlte in verlockendem Liebreiz, ein schwarzes Flitterkleid war wie ein dünner, glitzernder Schleier um ihre schlanke Wohlgestalt gegossen und ließ die weiße Zartheit ihrer Schultern und Arme frei. Sie trug die Krone der Schönheit, und alle huldigten ihr als einer Herrscherin. Und wie er müßig in dem entferntesten Zimmer gesessen hatte, ein grämlicher Zuschauer des bunten Treibens, da war sie auf ihn zugeschritten, leuchtend und wie eine Glückbringerin, sie hatte mit ihm gesprochen, wenige Worte nur und gleichgültige Dinge, mit einer hastigen, aufgeregten Stimme, aber in ihren Augen war wieder jener Ausdruck einer unbedingten Hingebung gewesen, der ihn

damals im Frühling, bei den Heimwegen vom Spielplatz, selig gemacht hatte.

Er hatte, die Schultern von seinem Mißgeschick gebeugt, vor ihr gestanden und hatte nicht gewagt, die Augen zu ihr zu erheben.

Seit jenem Balle war Frau von Gropphusen den ganzen Winter über verschwunden gewesen, zu den Eltern verreist. Der Klatsch trug es von Ohr zu Ohr, nach einer fürchterlichen Szene mit ihrem Gatten. Und in diesem Falle standen merkwürdigerweise selbst die Damen auf der Seite ihrer schönen Geschlechtsgenossin. Denn Gropphusen trieb es immer toller. Es konnte gar nicht fehlen, daß in allerkürzester Frist gegen ihn ein ehrengerichtliches Verfahren wegen seiner schmutzigen Skandalgeschichten eingeleitet wurde.

Vor wenigen Tagen war dann die beklagenswerte Frau zurückgekehrt, wohl um einen letzten, mühsamen Schein ihrer Ehe aufrecht zu erhalten. Gropphusen selbst verließ ja zu den Schießübungen die Garnison, sie war dann wenigstens wieder einmal dagewesen. Aber sie ging nicht aus, und es hatte sie noch niemand zu Gesicht bekommen.

Reimers wurde von einer wütenden Ungeduld verzehrt, die geliebte Frau zu sehen. Er hatte zu viel Zeit versäumt, um nun noch zu zaudern.

Dann wieder warf ihn ein fürchterlicher Zweifel in eine dumpfe Untätigkeit zurück. Wie konnte er daran denken, sich Hanna Gropphusen zu nähern? Er, der Gezeichnete, der Verdammte!

Da log er sich tausendmal vor und schrie es sich insgeheim zu, daß es alle Stimmen übertönte: — er begehrte ja nichts, er wollte ja nichts anderes als nur in ihrer tröstlichen Nähe sein dürfen.

Er zersann sich den Kopf nach einem schicklichen Vorwande, um sie zu besuchen. Es gab keinen.

Er richtete seine Gänge am Tage so ein, daß er unauffällig an der Gropphusenschen Villa vorüberkam. Am Morgen stand Hannas Zimmer stets weit offen. Der Wind zauste die zartroten seidenen Vorhänge auseinander, und Reimers meinte zuweilen den schlichten Mahagonirahmen des englischen Stiches zu erblicken. In dem Raume daneben aber blieben die Jalousien bis tief in den Tag hinein herabgelassen; dort vergaß sie wohl noch auf einen glücklichen Augenblick des Schlafs ihr uneingestandenes Leid.

An den Nachmittagen hatte dann das Bild gewechselt. Die zartroten Vorhänge waren dicht zusammengezogen, aber nebenan sah man zwischen maisgelben Gardinen eine helle, gelblich getönte Wand, und manchmal baumelte ein schneeweißes Eisbärenfell den dicken Kopf zum Fenster hinaus.

Und in den Nächten endlich spaltete ein rötlicher Lichtstrahl, zwischen den Fransen der Vorhänge hindurchschimmernd, das dunkle Fenster des schmalen Zimmers, eine ruhig brennende, unermüdliche Flamme, die oft erst vor der Morgendämmerung erlosch.

Reimers umschlich das Haus stundenlang, festgehalten von der törichten Hoffnung, die Geliebte zu erblicken. Vielleicht trat sie an das Fenster, um einen Atemzug von der reinen Nachtluft zu trinken, um die heiße Stirn in dem frischen Winde zu kühlen, oder um die tränenmüden Augen durch einen Blick zu dem sternenprangenden Himmel zu erquicken.

Er wartete stets vergebens.

Aber Hannas Gatten sah er eines Nachts zurückkehren in sein flottes, graues Zivil gekleidet, den modischen Überzieher über dem Arm, den Kehrreim eines Gassen-

bauers trällernd. Gropphusen gähnte laut, als er das Haustor aufschloß. Dann wurde es am entgegengesetzten Ende der Wohnung hell, einen Augenblick nur, und der abenteuerliche Schwelger war in Schlaf gesunken.

Reimers trug sich mit unsinnigen Plänen, und eine rasende Eifersucht trieb ihn immer mehr voran.

Hieß es nicht der Geliebten den besten Dienst erweisen, wenn er sie von diesem Manne befreite?

Er hatte an dem Fall Güntz-Landsberg gesehen, wie leicht es war, ein Duell zu provozieren. Gropphusen gegenüber, der eine spitze Zunge führte und keine malitiöse Bemerkung unterdrücken konnte, noch tausendmal leichter, als gegenüber dem ruhigen, ehrlichen Güntz. Freilich war Gropphusen ein ausgezeichneter Pistolenschütze, und wenn sich auch Reimers in seiner tollen Leidenschaft nichts sehnlicher wünschte, als für Hanna sterben zu dürfen, so kam es doch darauf an, mindestens gleichzeitig den Gegner unschädlich zu machen.

Er besaß einen kleinen Revolver, eine überaus exakte Waffe, die er da unten in Südafrika als letzten Notbehelf stets in der Joppentasche getragen hatte. Damit begann er nach der Scheibe zu schießen, und er freute sich über jeden Schuß, der das Mittelschwarz traf. Zuweilen wollte es ihn dünken, als hätte er nicht das Zentrum der Scheibe, sondern eines der dunklen, kecken Augen Gropphusens durchbohrt.

Dann wieder erschien ihm dieses Verfahren als zu ungewiß. War es nicht einfacher und weit sicherer, Gropphusen aufzulauern, wenn er wieder einmal von einem seiner nächtlichen Ausflüge heimkehrte? Er würde ihn stellen und niederschießen: „Da hast du deinen Lohn, Lump!“ Und für ihn selber blieb ja dann noch immer eine Kugel übrig.

Aber am Morgen des Ausmarsches nach dem

Truppenübungsplatz fehlte Hauptmann von Gropphusen, der Chef der zweiten Batterie.

Major Lischke schickte seinen Adjutanten nach der Gropphusenschen Villa und ließ die gnädige Frau um Auskunft bitten. Der Leutnant kam mit der Meldung zurück. Hauptmann von Gropphusen sei am vergangenen Abend, wie schon oft, nach der Residenz gefahren und bisher nicht zurückgekehrt.

Lischke brummte: „Der Liederjahn hat natürlich den Frühzug verpaßt. Er hätte aber wenigstens telegraphieren können."

Natürlich konnte man auf Gropphusen nicht warten. Oberleutnant Frommelt übernahm die Batterie, und das Regiment setzte sich in Marsch.

Auch im ersten Marschquartier stellte sich der Vermißte nicht ein, und nun kam auch die Aufklärung aus der Residenz. Der Klub, dem Gropphusen angehörte, war von der Polizei aufgehoben worden. Gerüchte von perversen und verbrecherischen Ausschweifungen gingen von Mund zu Mund. Einem Teil der Mitglieder, darunter Gropphusen, war es geglückt, zu entkommen, ein anderer Teil saß im gerichtlichen Gewahrsam.

Daraufhin erließ das Regiment einen Steckbrief, in dem alle „Behörden pp. angewiesen wurden, auf den unten näher beschriebenen, der Fahnenflucht dringend verdächtigen Hauptmann und Batteriechef im Osterländischen Feldartillerie-Regiment Nr. 80 Arthur Jost von Gropphusen zu fahnden und ihn im Betretungsfalle u. s. f." Das war natürlich nur eine Formsache, denn Gropphusen hatte sicherlich längst das Reichsgebiet verlassen.

Oberleutnant Frommelt wurde mit der Führung der Batterie beauftragt, und weil Leutnant Weißenhagen, der andere Offizier des Truppenteils, zur Übernahme der

Baracken und Ställe nach dem Truppenübungsplatz vorausgereist war, wurde Oberleutnant Reimers noch während des Marsches der zweiten Batterie bis auf weiteres zugeteilt.

Reimers hatte aufgeatmet, als ihm das Gerücht von Gropphusens Verschwinden zu Ohren gekommen war. Gleich einer Binde fiel es ihm von den Augen, auf wie ungeheuerliche Abwege ihn seine Leidenschaft beinahe geführt hätte.

Nach dieser klärenden Erfahrung fühlte er sich freier. Er war glücklich darüber, daß die geliebte Frau durch diese günstige Wendung von ihrem Peiniger befreit war, und er freute sich, durch die Abwechslung der Marschtage der Umgebung entrückt zu werden, in der seine Gedanken so von Grund aus verwirrt worden waren.

Und zuletzt glimmte eine schwache Hoffnung in ihm auf: — vielleicht fand er dort auf dem Truppenübungsplatz, wo die Tüchtigkeit des Heeres auf die schärfste Friedensprobe gestellt wurde, einen Teil seines alten Glaubens an die untadelige Herrlichkeit der deutschen Armee wieder.

Er grüßte die flachere Landschaft mit frohen Augen. Die ebene Fläche kam ihm wie ein Meer vor, dessen aufgeregte Wogen zur Ruhe gekommen sind und das selbst in seiner glatten Stille Ruhe um sich verbreitet.

Die Batterie überschritt einen Fluß, eines von jenen unscheinbaren Gewässern der Ebene, die träge zwischen ihren sandigen Ufern hinschleichen und unter ihrer harmlosen Oberfläche tiefe Löcher und gefährliche Rinnen verbergen.

Von rückwärts trabte ein Zug Husaren heran. Sie waren offenbar in einer Aufklärungsübung begriffen. Die Brücke war als zerstört angenommen, so suchten sie eine passende Stelle zum Übergang über den Fluß. Der Offizier trieb zuerst sein Pferd in das Wasser. Das Tier ver-

sank sofort bis über den Kopf, aber es begann zu schwimmen und hatte bald das jenseitige Ufer erreicht. Die Husaren folgten schneidig und rasch. Am anderen Ufer ging der Trab weiter, der Zug hinterließ eine nasse Spur auf dem hellen Sande des Bodens. Der Offizier galoppierte näher an die marschierende Batterie heran.

Reimers erkannte einen Kriegsschulkameraden.

„Ottensen, du?" rief er. „Was für ein Zufall!"

„Nicht wahr?" erwiderte der Husar. „Nur schade, hab' keine Zeit. Kerls müssen aufklären lernen."

Sie wechselten einen Händedruck, und der Kavallerist gab seinem Halbblüter die Sporen. Er verschwand in einer gelben Sandsäule.

Kurz darauf begegnete die Batterie den Husaren zum zweiten Male. Die Reiter waren am Saum eines alten Fichtenbestandes abgesessen. Die Mannschaften und die Sättel zeigten noch nasse Spuren vom Durchschwimmen des Flusses, aber die Pferde waren in der Sonne bereits wieder trocken geworden. Ein Husar nach dem andern mußte die Klettereisen anschnallen, einen Stamm erklettern und oben vom Wipfel aus mit dem Glase Ausschau halten.

Der Leutnant examinierte sie, indem er sich nach der Karte orientierte.

„Lange nicht gesehen, Reimers!" lachte er, als die Batterie vorübermarschierte. „Sieh mal, Kerls klettern wie Affen!"

Reimers nickte dem lustigen Kameraden fröhlich zu. Es war in der Tat eine Lust, den flinken Husaren zuzusehen.

„Weißt Du," sagte Ottensen, „ich reite noch 'n bißchen mit."

Er fragte Oberleutnant Frommelt „gehorsamst Erlaubnis" und hieß einen Unterwachmeister die Husaren

zurückzuführen. Dann schloß er sich der Batterie an, immer munter in seiner drollig abkürzenden Art plaudernd und ab und zu einmal mit seinem Gaul den Straßengraben nehmend.

Er saß prachtvoll auf seinem ausrangierten Steepler, mit seinem mageren, geschmeidigen Körper das Bild eines echten Reiteroffiziers.

Reimers sah ihm mit ehrlichem Vergnügen und mit einer aufrichtigen Bewunderung zu.

„Ihr Husaren seid doch schneidige Kerls!“ sagte er.

Ottensen lächelte geschmeichelt und versetzte: „Na, macht sich.“

„Klettert sogar auf Bäume!“ fuhr der Artillerist fort.

„Jawohl!“ erwiderte Ottensen. „Bäume, Getreidefeimen, Kirchtürme, Hausdächer, Telegraphenstangen, was Teufel sonst noch, — hervorragende Felsgruppen, — na ja. Letztere gibts in hiesiger Gegend schon nicht mehr.“

„Dafür aber im Manöver.“

Der Husar ließ sein Einglas fallen und zog ein erstauntes Gesicht.

„Manöver, Verehrtester?“ fragte er. „Nee, da geht man sicherer.“

„Wieso? Sicherer?“

„Verabredet Rendezvous mit Kamerad von Gegenpartei, womöglich mit gleichzeitiger Frühstücksgelegenheit. Ergibt die feinsten Meldungen.“

Der kleine Husar fing plötzlich laut zu lachen an.

„Reimers! Verehrtester!“ rief er. „Zieh' doch nicht so 'ne Trauerparadenmiene! Hast du nicht gewußt? Nicht? Na, danke!“

Reimers fragte: „Ja, was hat denn aber das Manöver dann noch für Zweck?“

„Zweck? Sehr viel!“ versetzte Ottensen.

„Zweck des Manövers ist doch aber die möglichste Annäherung an kriegsmäßige Verhältnisse.“

„Zweck is Unsinn!“ meinte der Husar. „Du bist doch noch ganz der alte Federfuchser, Haarspalter von Anklam. Zweck des Manövers ist todsicheres Zusammentreffen der beiden feindlichen Parteien, nicht Aufklärungsübung für jugendliche Kavallerieleutnants. Zweck wird bombensicher erreicht durch gegenseitige Aussprache. — Jawoll, war auch mal so 'n unschuldiger Knabe wie du, Bester. Werd's nie vergessen. Meine erste Offizierspatrouille, auf Wort ohne Rendezvous. Ich reite los, bis es dunkel wird. Kein böser Feind zu sehen. Was ich zu hören bekam! 'ne ganze Winterfelddienstübung futsch, zwei Regimenter Infanterie mit ellenlangen Bahntransporten, vier Batterien, vier Schwadronen! Und alles fröhlich aneinander vorbeimarschiert, 'ne gute halbe Stunde Zwischenraum! Kein Schuß gefallen! Danke, nie wieder!“

An einem Seitenwege verabschiedete sich Ottensen. Aus der Ferne winkte er noch einmal mit seiner tadellos behandschuhten Rechten.

Reimers ritt schweigsam weiter.

Am Horizont tauchten die weißen Mauern der Baracken und Ställe und der Wasserturm des Truppenübungsplatzes auf.

Es war ein böses Andenken, das ihm der Kriegsschulkamerad zuletzt mit auf den Weg gegeben hatte, ein neuer Beweis für ihn, wie sehr im Heere auf den glatten Schein hingearbeitet wurde. Wie sollte er jetzt nicht hell auflachen, wenn ihm einer von kriegsmäßigen Verhältnissen im Manöver sprach? Ein abgekartetes Spiel wurde da getrieben, damit nur ja kein Mißklang die wohlvorbereitete Harmonie der Vorstellung störte.

Und es war jammerschade, was für schönes Offi-

ziersmaterial durch dieses gefahrvolle System entwertet wurde. Ottensen war sicherlich kein genialer Soldat, auch kein Muster eines militärischen Erziehers, aber ein leidlicher Kopf, ein schneidiger Reiter, ein furchtloser Draufgänger und, von einer angeborenen Findigkeit unterstützt, das vorbestimmte Ideal eines Patrouillenführers. Und doch konnte es nicht ausbleiben, daß diese prächtigen Eigenschaften dem äußern Schein zuliebe und aus Mangel an Übung verkümmerten. Ein guter Reiteroffizier weniger, das war am Ende nicht schlimm. Aber hatte Ottensen nicht wie von einem allgemein üblichen Gebrauch gesprochen? Es gewann beinahe den Anschein, als ob diese rein äußerliche, unkriegerische Zustutzung von der Armee zu einer Art Grundsatz erhoben worden sei. — —

Der erste Tag auf dem Truppenübungsplatz wurde durch das Einrichten in den Quartieren vollauf in Anspruch genommen. Am Abend um sechs Uhr fand die Tafel statt. Die meisten Offiziere waren von dem Laufen, Ändern und Anordnen redlich erschöpft und zogen sich gleich nach der Aufhebung des Tisches in ihre Stuben zurück, um erst noch ein Stündchen zu schlafen, ehe sie den Abendschoppen zu sich nahmen.

Reimers verließ das Lager durch das rückwärtige Tor und ging langsam am Saume des Waldes nach den Zielen zu.

Die Sonne war am Untergehen und lastete mit dem unteren Rande ihrer rötlichen Scheibe beinahe schon auf der dunklen Wipfellinie des Forstes. Die Heide blühte und leuchtete in dem Strahlenschimmer mit einem farbensatten Rot.

Von den Zielen her kamen ihm Mannschaften mit Schanzzeug auf den Schultern entgegen. Hinter ihnen her mühte sich ein Brettwagen mühsam durch den Sand.

Auch die Drillichröcke der Soldaten erschienen in der abendlichen Beleuchtung rot gefärbt.

Der berittene Kommandoführer saß ab und meldete vorschriftsmäßig: „Zielbaukommando auf dem Marsch ins Barackenlager. Ein Unteroffizier, vier Gefreite, zweiundzwanzig Kanoniere und Fahrer."

Reimers nickte. Er hatte gar nicht gehört, was der schwarzbärtige Mensch gesagt hatte. Er kehrte sich um und sah hinter dem kleinen Trupp her, wie er sich langsam nach dem Lager zu bewegte. Die Kanoniere sangen gedehnt und schleppend ein altes Lied:

Drei Lilien, drei Lilien, die pflanzt' ich auf mein Grab, siehstewohl,
Da kam ein stolzer Reiter und brach sie ab,
Da kam ein stolzer Reiter und brach sie ab.

O Reitersmann, o Reitersmann, laß doch die Lilien stehn, siehstewohl,
Sie soll'n ja mein feins Liebchen noch einmal sehn,
Sie soll'n ja mein feins Liebchen noch einmal sehn.

Und sterbe ich noch heute, so bin ich morgen tot, siehstewohl,
Dann begraben mich die Leute ums Morgenrot,
Dann begraben mich die Leute ums Morgenrot.

Ein paar pfiffen die zweite Stimme dazu. Durch die Entfernung gedämpft klang es ganz hübsch, und die Sentimentalität der Melodie schien zu der Dämmerungsstimmung zu gehören, die allgemach die Heide einhüllte.

Reimers schritt weiter.

Ein gelbsandiger Querweg durchschnitt das rotblühende Erikafeld. Achtlos schlug er ihn ein. Es war die Straße, die ehemals aus dem Forst nach dem in Trümmer geschossenen Dorf geführt hatte. Jetzt hatte sie

keinen Zweck mehr, und man ließ sie verfallen. Die Ränder bröckelten ab und füllten zu beiden Seiten die Gräben aus, und das karge Gras, das im Schußbereich an die Stelle des Heidegestrüpps trat, schickte sich an, die Fahrbahn mit seinen dürftigen Halmen in Besitz zu nehmen.

Der einsame Wanderer näherte sich der verwüsteten Stätte.

Die Sonne hatte sich hinter dem Walde verborgen, und ein kühler Schauer, der Vorbote der Nacht, strich über die Ebene.

Grob behauene Steine waren von den verfallenen Feldmauern herabgestürzt und versperrten den Weg. An anderen Stellen waren die plumpen Einfriedigungen von den Granaten verschont geblieben, ein zäher Lehm hielt die Steine zusammen. Fette Henne und Taubenweizen wucherte darauf.

Im Dorfe selbst drohten die Häuserruinen mit ihren grämlich geneigten Giebeln auf den zerwühlten Weg herab. Die Straße führte gradlinig zwischen den Gehöften durch und verlief am Horizont in einer Schneise.

Gerade trat die Sonne in die Lücke zwischen den beiden Waldmauern, eine tieferglühende Scheibe, die alles mit ihrem roten Licht übergoß.

Reimers trat durch einen Flur auf den Hof des stattlichsten Besitztums. Ein herabgeworfener Essenkopf lag inmitten eines Beetes, das von wild emporschießendem Buchsbaum eingerahmt war. An der Hauswand breitete ein Rosenstrauch seine Zweige aus. Die ehemals hundertfältig gefüllten Centifolien waren verwildert und glichen mit ihren wenigen zarten Blütenblättern und ihren gelben Stempeln großen Heckenrosen.

Alles war in das rote Licht der Abendsonne getaucht. Durch die leeren Fensterhöhlungen meinte Reimers in eine Feuersbrunst zu sehen. Die weißen Rosen schimmerten

rötlich, und eine Lache, vom letzten Gewittergusse herrührend, glänzte wie frischvergossenes Blut.

Der verwüstete Garten, die kahlen Fensterhöhlen, die rauchgeschwärzten Mauern, die Feuersbrunst am Himmel und die rote Lache am Boden, — das war das Bild des Krieges, der die Menschen unter blühenden Rosen hinstreckte, so daß sie mit ihrem Blut die Wurzeln tränkten.

Es fehlte nichts als das Wabern der Flammen und das Prasseln des stürzenden Gebälks, das Geschrei der Kämpfenden und das Ächzen der Sterbenden.

Da tauchte die Sonne unter dem Horizont hinunter, und der öde Hof versank in schwarzen Schatten.

Reimers stolperte durch den schuttbedeckten Flur und über die geborstene Schwelle auf die Dorfstraße hinaus und wanderte nach dem Lager zurück.

Vorher war alles in ein Rot getaucht gewesen, das an Feuer und Blut gemahnte, jetzt hüllte ein leises Grau die Gegend in einen allmählich immer dunklere Falten schlagenden Mantel ein.

Er schritt mit nach innen gerichteten Augen durch die hereinbrechende Finsternis.

Das Bild des zerstörten Gehöftes hatte seine südafrikanischen Erlebnisse wieder aufgeweckt.

Er sah, wie hinter den fliehenden Reitertrupps die behäbigen Farmen aufflammten. Die Männer schüttelten die Fäuste nach rückwärts und schickten ingrimmige und zugleich kindliche Gebete zu einem patriarchalischen Gott, auf den sie sich allzu vertrauensvoll verlassen hatten. Aber sie hielten nicht stand und flohen immer weiter, von der unwiderstehlichen Panik jener unglücklichsten Kriegszeit nach Cronjes Gefangennahme fortgefegt. Die Werke von Pretoria, die Millionen gekostet hatten, wurden nicht einmal des Widerstandes einer Viertelstunde für wert er-

achtet. Es schien, als ob der Sturmwind des Schreckens die Boeren bis über die Grenze ihres Landes wehen würde.

Nur zuweilen taten sich ein paar kühne Burschen mit einigen Ausländern zusammen, um an einem Passe, an einer Furt einen kurzen Widerstand zu leisten.

Das waren die einzigen Erlebnisse auf diesem unaufhörlichen Rückzuge, deren er sich mit einer gewissen Genugtuung erinnern durfte.

Er hatte wie die anderen im hohen Grase oder hinter einem Felsblock gelegen und seinen Mann aufs Korn genommen. Und neben ihm war ab und zu ein Halm von einer Kugel geknickt worden oder die Steinsplitter spritzten ihm vor den Augen.

Das waren ehrliche, frische Scharmützel gewesen, und er hatte sich kein Gewissen daraus gemacht, dem Engländer so viel als möglich zu schaden. Er wußte nicht, ob er einen Gegner getötet oder auch nur verwundet hatte. Es war wohl möglich. Aber brachte nicht der Krieg diese Notwendigkeit mit sich?

Zuletzt freilich hatte er ein Erlebnis, das sich mit einem Male schwer auf seine Seele legte.

Nahe der portugiesischen Grenze war das, auf einer weiten Grasebene, ähnlich der Heide des Truppenübungsplatzes. Man schickte sich an, auf das neutrale Gebiet überzutreten, um der englischen Gefangenschaft zu entgehen. Eine tiefe Flußrinne lag nur noch vor den verfolgenden Lancers, flach und träge breitete sich auf ihrem Grunde der sommerliche Rest des Gewässers aus.

Der englische Offizier ritt sorglos hinein, ein zarter, blutjunger Bursche. Den Karabiner hatte er an den Sattel gehängt und sorglos schwippte er eine Gerte durch die Luft auf seine hellgrauen, ledernen Reitgamaschen. Er war auf Sprechweite nahe, seine Mannschaft trottete weit hinter ihm.

Da parierte einer der Ausländer, ein hagerer Ire, seinen abgetriebenen Gaul. Mit einem wilden Ausdruck des Hasses hob er sein Gewehr. Er zielte und schoß. Der Engländer fiel schwer auf den Rücken seines Pferdes zurück und plumpte in das seichte Wasser.

Der Ire geriet im Fortgaloppieren an Reimers' Seite. Der zerlumpte Rock und das braungegerbte Gesicht verrieten einen erprobten Parteigänger.

„Ein guter Schuß, Kamerad!" sagte er.

Reimers sah ihn von der Seite an und erwiderte nichts.

Der andere wurde verlegen und fuhr hastig fort: „Verdammt, Herr! Vor dreißig Jahren saß mein Vater in der Grafschaft Waterford auf einem Pachtgut, das seinesgleichen suchte. Er ist in Philadelphia gestorben und hatte nichts als ein zerrissenes Hemd auf dem Leibe, und die Knochen durchbohrten ihm fast die Haut. Das sind alte Schulden, die ich da bezahlt habe."

Reimers konnte nicht anders, er nickte nun zustimmend. Der Mann war einer der vielen Fenier, die in die Reihen der Boeren eingetreten waren, von dem seit Jahrhunderten vererbten wütenden Hasse des Irländers gegen den Engländer beseelt; von seinem Standpunkt aus hatte er recht gehabt. Man war im Felde, und warum war der feindliche Offizier sorglos wie ein Knabe vorgeritten?

Trotzdem erfüllte die Tat den Deutschen mit einem unbestimmten Grauen.

Und plötzlich, in dieser nächtlichen Stunde auf der blühenden Heide, angesichts der undeutlich in der Nacht verschwimmenden Dorfruinen, in der Erinnerung an das ausgetrocknete Flußbett an der Grenze der Transvaalrepublik, ging ihm das Schreckliche des Krieges klar und bestimmt auf: Menschen, die sich rasenden Tieren gleich

anfielen und zu töten suchten, Blut und Feuer, Tod und Verwüstung.

Tausend Gedanken durchkreuzten sein Gehirn. Wer war schuld daran, daß es diese uralten Schrecknisse noch gab, daß sie sogar durch Gesetze geschützt waren? Wer wollte noch den Krieg? Waren es die Völker, von Rassen- und Nationalitätenhaß gegeneinander gehetzt? Waren es ruhmsüchtige Fürsten? Ehrgeizige, habgierige Diplomaten? Geheime, aber um so mächtigere Unterströmungen wie jesuitische Umtriebe? Kriegslustige Generale, die ihre Existenzberechtigung nachweisen wollten? Wer wagte es angesichts dieser Schrecken noch, die Verantwortung für ein so ungeheures Verbrechen an der Menschheit auf sich zu nehmen?

Diese Erwägungen erschreckten ihn, und er scheute sich, ihnen bis auf den Grund nachzudenken. Er geriet dabei auf Folgerungen, vor denen er sich in seinem Innersten entsetzte, weil sie ihm von Jugend an als verabscheuenswürdig und verbrecherisch vorgemalt worden waren. Furchtsam wandte er sich von ihnen ab.

Eines stand ihm jedenfalls bestimmt und scharf umrissen vor Augen: der Krieg, der nun einmal im Leben der Völker eine Notwendigkeit zu sein schien, heischte ganze, stahlharte Männer. Menschen, die, wie er, im Innersten gebrochen waren, waren unnütz, untauglich und verloren für den Offiziersberuf. Ein Soldat ohne die frische, überzeugte Begeisterung für seinen Beruf stellte nichts als eine hohle, säbelrasselnde Figur vor.

Es dünkte ihn, er wäre ein solches Zerrbild eines Offiziers, eine Karikatur, wie er sie von je verabscheut hatte. Eine überlegt melancholische Abart des gänzlich gedankenlosen Typus vielleicht.

Was aber hatte er darnach noch auf der Welt zu suchen? — —

Am nächsten Morgen kam Oberleutnant Frommelt, der interimistische Führer der zweiten Batterie, vor dem Abrücken eilig auf Reimers zu.

„Bester Reimers," sprach er, „ich muß Sie um einen großen Gefallen bitten. Sie müssen heute gleich nach dem Dienst nach Hause, nach der Garnison fahren. Wissen Sie, irgendwo in Gropphusens Wohnung treibt sich noch das Strafbuch der Batterie herum, und ein paar notwendige Meldungen dazu. Der Wachtmeister hatte sie ihm am Abend vor dem Abmarsch hingeschickt, und jetzt brauchen wir die Sachen. Ja? Wollen Sie so gut sein?"

Reimers antwortete: „Aber selbstverständlich, lieber Frommelt."

Und der in seiner neuen Würde ganz zappelige Batterieführer fuhr fort: „Wissen Sie, ich würde ja Weißenhagen als jüngsten Batterieoffizier geschickt haben, aber Sie kennen ihn ja: er ist manchmal ein bißchen tolpatschig, und ich traue ihm nicht die erforderliche Delikatesse zu, mit einer Dame über Dinge zu verhandeln, die mit dem eben durch die Lappen gegangenen Herrn Gemahl in sehr engem Zusammenhang stehen."

„Das wird also nötig sein?" fragte Reimers.

„Ich denke wohl. Bis jetzt sind die Dinger nicht zu finden gewesen. Sie müssen die Bücher eben beschreiben, — Sie kennen ja den gebräuchlichen Einband, — und dann muß tüchtig gesucht werden."

„Schön, ich werde also fahren."

Reimers sah dem Schulschießen, bei dem übrigens der tolpatschige Leutnant Weißenhagen eine recht gute Leistung lieferte, tief in Gedanken versunken zu. Bei jedem Schusse zuckte er im Sattel zusammen, und als die Batterie einen Stellungswechsel vornahm, vergaß er ganz, seinen

Gaul anzutreiben. Aber der brave Braune trabte von selbst an.

Der Reiter klopfte ihm lobend den Hals und richtete sich straff auf. Die Freude, die ihn anfangs gleichsam betäubt hatte, ließ ihn froh und stolz um sich blicken.

Ganz zuletzt, noch kurz vor dem Ende des ganzen Mißgeschicks, lächelte ihm noch einmal das Glück, — er würde Hanna Gropphusen wiedersehen. —

Es war Mittagszeit, als er in der Garnison ankam.

Alle die braven Spießbürger saßen jetzt am gedeckten Tische. Die Straßen waren fast menschenleer, und die kleine Villenkolonie des Offiziersviertels schien ganz und gar ausgestorben zu sein. Der schottische Schäferhund der Frau Regimentsadjutant Kauerhof räkelte sich faul im Schatten. Er hob den Kopf, als er Sporen klirren hörte.

Die Gropphusensche Villa lag mit ihren herabgelassenen Rollläden wie schlafend da, aber Hannas Zimmer war nur von den zartroten Gardinen verhüllt.

Reimers durchschritt den Vorgarten und trat in den Flur ein. Die Tür fiel hinter ihm wieder ins Schloß.

Einen Augenblick zauderte er.

Er horchte, — nirgends wurde ein Geräusch laut.

Dann läutete er.

Die elektrische Glocke schrillte in die tiefe Stille hinein. Aber alles blieb ruhig. Er vernahm nur das Klopfen seines Blutes.

Er schellte zum zweiten Male, — und wiederum blieb es lautlos still.

War denn die unglückliche Frau etwa zu ihren Eltern zurückgekehrt? War der Haushalt schon aufgelöst?

Da ging innen eine Tür, und leichte Schritte näherten sich. Eine Sicherheitskette wurde abgenommen und ein Schloß geschlossen.

Hanna Gropphusen trat auf die Schwelle, einen müden Ausdruck in dem blassen Gesicht, in ein lose herabfließendes Gewand von dünner weißer Seide gekleidet. Es war, als ob ihre Schultern nichts Schwereres, Festeres zu tragen vermöchten als dieses zarte, luftige Gewebe. Ihr schmaler Kopf war ein wenig nach hinten geneigt, er schien die Last des Haares nicht mehr halten zu können.

Ihre Augen taten die erstaunte Frage: „Was willst du hier?" Und sie trat unschlüssig einen Schritt zurück.

„Ich komme in dienstlichem Auftrag," stotterte Reimers.

Da öffnete Hanna die Tür und ließ ihn eintreten. Mit einer leichten Gebärde der Hand hieß sie ihn folgen. Ihr geräuschloses Schreiten ging ihm voran und führte ihn in das kleine Zimmer.

Sie setzte sich auf den Rand des Ruhebetts und deutete auf einen Stuhl.

„Ich bitte," sagte sie leise dabei.

Reimers blieb stehen und sah auf die geliebte Frau hinab. Endlich war er ihr nahe. Er sah die Ersehnte und hörte ihre Stimme.

Nun hob sie die Augen zu ihm auf, fragend, warum er nicht niedersitze.

Und ihre Blicke begegneten, grüßten und küßten einander, in einer ersten scheuen Berührung der Liebe.

Der Mann warf sich vor der Frau nieder, bedeckte ihre Füße, ihr Gewand, ihre Hände, ihre Kniee mit Küssen und schluchzte ihr das erlösende Bekenntnis seiner Liebe zu, immer wieder, unaufhörlich: „Ich liebe dich, ich habe dich lieb. Ich liebe dich, ich habe dich lieb."

Hanna ließ ihn gewähren. Ein namenloses Glücksgefühl legte sich lähmend über sie, Tränen strömten ihr die Wangen herab, und wie aus weiter Ferne vernahm sie

diesen tröstlichen Laut der Liebe: „Ich liebe dich, ich habe dich lieb."

Sie nickte glückselig und liebreich zu ihm hinab, ihre stahlblauen Augen schimmerten dunkel und tröstlich wie der Nachthimmel.

„Hanna, ich habe dich lieb. Und immer, immer hab' ich dich geliebt. Nur dich, Hanna, nur dich!"

Ihre schöne Hand goß ihm Kühlung auf die heiße Stirn.

„Ich weiß," flüsterte sie.

Und er beteuerte: „Auch als ich um Marie Falkenhein warb, warst du's, die ich liebte. Du, nur du! Hanna, glaubst du das?"

Sie nickte: „Ich weiß."

Mit einem Male erstarrten ihre Mienen, und an die Stelle der überschwänglichen Seligkeit trat ein harter, bitterer Ausdruck.

„Ich weiß auch," fuhr sie leise fort, „warum du von Marie Falkenhein gelassen hast."

Das hastige Wort traf Reimers wie ein Schlag. Er prallte zurück und strebte von ihr loszukommen. Aber die schlanken Finger hielten seine Hand krampfhaft fest, daß sie schmerzte.

„Du?" stieß er hervor. „Wie kann das sein?"

Hanna war ruhig geblieben. Sie strich ihm zärtlich über das Haar.

„Wie kann das sein?" wiederholte sie. „Du Liebster! Wenn eine Frau etwas will, dann erreicht sie es auch. Und ich wollte den Grund wissen, damals, und ich weiß ihn."

In bitterer Scham brach der Mann zusammen. Er küßte den Saum ihres Gewandes und wollte zur Tür.

„Verzeih'! Verzeih'!"

Aber die schönen Hände ließen ihn nicht frei, und ganz nahe an seinem Ohr raunte eine zitternde, gepreßte

Stimme: „Bleib', du Liebster! Denn wir gehören zusammen. Ich bin, was du bist. Wir sind verdammt, eines wie das andere. Bleib'!"

Reimers schaute sprachlos zu ihr auf, die Augen zu einer entsetzten Frage weit aufgerissen.

Hanna Gropphusen stand auf. Alle Müdigkeit war von ihren Schultern gefallen, hochaufgerichtet stand sie da, eine düstere Hoheit im Antlitz.

Sie wies nach rückwärts, nach dem Teile der Wohnung, in dem einst ihr Gatte gehaust hatte.

„Durch den da," sprach sie anklagend, „bin ich zertreten. Er hat mein Leben zertrümmert, daß ich bin, — was ich bin."

Sie blickte zu dem knieenden Manne nieder, und plötzlich wich der wilde Haß und die starre Strenge aus ihren Zügen.

„Und jetzt," — fuhr sie milde fort, „wie es sich jetzt gefügt hat, könnte ich ihn fast segnen, daß er's getan hat."

Eine herbe, ironische Bitterkeit mischte sich in ihre Stimme: „Übrigens hat er als galanter Mann Abschied von mir genommen. Er ist in Paris, will ganz Maler werden."

Dann aber floß von neuem die Klage von den Lippen, eine jahrelang auf dem Herzen getragene Beichte, die sie mit einer erhabenen Offenheit ablegte.

„Siehst du, Lieber," sprach sie, „als er mich damals zur Frau nahm, da war es wie ein Taumel über mich gekommen. Wir lebten in einem immerwährenden tollen Rausche. Die Stunden, in denen wir nicht beieinander waren, verwünschten wir, und es gab damals nichts, um das er mich vergebens gebeten hätte. Er setzte meine Sohle auf seinen gebeugten Nacken und hieß mich Königin, Göttin. Und ich schenkte ihm meine Schönheit."

Sie trug das Haupt wie eine Herrscherin, und ein strahlendes Lächeln des Stolzes schürzte ihre Lippen.

„Ich war eine Verschwenderin," fuhr sie fort, „hüllenlos habe ich vor ihm getanzt, und da unten im Garten ließ er ein Zelt bauen. Die Menschen haben niemals gewußt, wozu das Leinengerüst diente. Da habe ich nackend auf seiner irischen Goldfuchsstute „Lady Godiva" gesessen. Und er sank weinend auf die Kniee und betete mich an. Er wünschte sich tausend Augen, um die doppelte Schönheit zu trinken, meine und die des edlen Tieres, und er gelobte nicht zu murren, wenn seine Augen mit Nacht geschlagen würden, nachdem er uns gesehen hatte."

Sie hielt einen Augenblick inne. Die ewige Macht der Schönheit leuchtete als eine unsichtbare Krone um ihre Stirn.

Dann neigte sie den Kopf, und ihre Rede klang gedämpft.

„Das alles hab' ich ihm geschenkt. Ich war nicht geizig. Darnach aber kamen die Tage, in denen ich meine Freigebigkeit bereute. Ich litt, als er sich von mir wandte, aber Eifersucht kannte ich nicht. Vielleicht war es meine Schuld, daß ich nicht sogleich meinen ganzen Stolz wiederfand. Aber durch meine Liebe hatte er mich gelehrt, daß es schmerzlich ist, die Liebe zu missen."

Sie schwieg.

Ihre Züge erstarrten, und in ihre glatte Stirn grub sich eine tiefe Furche.

„Und dann," sprach sie weiter, — „dann war der Augenblick der schrecklichen Erkenntnis da. Ich weiß nicht, wie ich mich gebärdet habe. Ich war wie von einem Blitzstrahl erschlagen, ich war zertrümmert. Ich wollte fort von ihm. Aber das gaben sie daheim nicht zu, und ich — ich konnte ihnen ja nicht sagen, was er mir getan hatte. Willenlos habe ich mit mir tun lassen, was manmich

hieß. Ich lag wie eine Tote ohne Bewegung und ohne Empfindung, und dann wieder tobte ich und mußte ängstlich bewacht werden. Und er — er krönte seine Tat dadurch, daß er sich mir von neuem näherte. Ich war ihm eine Andere, Begehrenswertere geworden. Aber ich spie ihm ins Gesicht. Er bettelte und flehte, kriechend und auf den Knieen. Ich schlug ihm in die Augen und trat mit dem Fuße nach ihm."

Sie führte die krampfhaft geballten Fäuste an die Stirn und schüttelte sie wider einen Unsichtbaren. In ihren Augen blitzte der glühende Haß, und ihr Atem ging keuchend.

Nun löste sich die unnatürliche gespannte Haltung. Sie glitt sacht auf das Ruhebett und beugte sich zu dem Geliebten hinab, der sein Antlitz in der Seide ihres Gewandes barg.

„Liebster," flüsterte sie mit unendlich sanfter Stimme, „damals, gerade als ich von meinem Wahnsinn genesen war, kamst du zurück. Als ich dich wiedersah, hier in diesem Zimmer, da ahnte ich, daß wir zusammen gehörten, und ich meinte, du könntest nicht anders fühlen als ich."

Reimers blickte zu ihr auf und ergriff zaghaft ihre Hand.

„Jetzt weiß ich," sprach er, „daß ich dich schon damals liebte, und ich wußte, daß wir ein Schicksal haben würden. Aber ich wehrte mich dagegen, weil ich mich vor deinem Unglück fürchtete."

Hanna schüttelte leicht den Kopf.

„Lieber," bat sie, „sprich nicht von Unglück! Liebe ich dich nicht, und liebst du mich nicht? Sind wir nicht glücklich?"

Und sie neigte ihre Lippen zu seinem Munde und küßte ihn lange.

„Ich wußte ja nicht ein und aus in meinen schlim-

men Zweifeln," fuhr sie fort. „Was konnte ich dir sein? Unrein und zertreten! Aber es war nur eine große Sehnsucht in mir, — du solltest mich lieb haben. Und was war der trunkene Rausch meiner Mädchentorheit gegen das Glück, als ich gewiß wurde, daß du mich liebtest? Damals, Liebster, hätte es nichts gegeben, worum du mich vergebens gebeten hättest. O, wie war ich glücklich!"

Sie lächelte sanft vor sich hin, in eine zarte Erinnerung versunken. Reimers fühlte, wie ihre leichte Hand schmeichelnd sein Haar liebkoste. Er ergriff diese schöne Hand und berührte sie ehrfurchtsvoll mit seinen Lippen.

„Ja, wie war ich glücklich!" wiederholte Hanna mit einem Seufzer. „Hinterdrein freilich blieb mir der Sturz aus meinen seligen Himmeln nicht erspart. Da lernte ich die Eifersucht kennen, und ich habe Marie Falkenhein gehaßt, aus vollem Herzensgrunde gehaßt. Siehst du, Lieber, das tut sehr weh, wenn man ertragen muß, wie der Geliebte über einen wegschaut nach einer anderen. Besinnst du dich noch auf den Abend, als ihr zu Kläres Geburtstag in Falkenheins Laube saßt? Da war ich nicht mehr da für dich. Ich hätte vor dir knieen mögen und dich bitten mögen: siehst du mich denn nicht mehr? Aber du hattest nur Augen für Mariechen, und als ich in die Nacht hineinfuhr, standet ihr nebeneinander an der Brüstung, wie ein Brautpaar. Das Glück leuchtete aus euren Augen. Auch aus deinen, Liebster!"

Reimers küßte die Hand der angebeteten Frau.

„Verzeih'!" schluchzte er. „Verzeih', du Liebste, Ärmste! Es zog ja meine Augen zu dir hin, aber ich wendete sie gewaltsam zu Mariechen. Jetzt weiß ich, daß ich auch damals nur dich liebte. Im Traume und selbst im Halbwachen, wenn ich mich gehen ließ, warst du es nur, nach der ich mich sehnte. Liebste, Ärmste, verzeih'!"

Hanna schüttelte leise den Kopf und sah ihn liebreich in die flehenden Augen.

„Sei gut!“ flüsterte sie. „Es war ja auch unrecht von mir, und ich verwand es ja auch. In der Nacht, nachdem ich euch so gesehen hatte, hab' ich's mit mir ausgetragen. Ich hab' eingesehen, daß es häßlicher Egoismus von mir war, dir dein Glück zu mißgönnen, und daß ich dich ganz anders, selbstloser, lieben müßte. Aber, das darfst du mir glauben, schwer ist es mir gefallen. Von da an gewann ich Mariechen Falkenhein lieb; es war, als ob ich du wäre, ich trug ein ganz unsinniges Verlangen nach ihr, heißer wahrscheinlich als du jemals. Was du klug und liebenswert an meinem Denken und Reden fandest, das hätte ich ihr eingeben mögen, und was mir von meiner Schönheit geblieben war, das hätte ich ihr schenken mögen, und vor allem hätte ich ihr das Feuer meiner großen Liebe in die Adern gießen mögen, damit du ganz beglückt und entzückt würdest. Ich selbst hätte dir die Braut geschmückt und zugeführt, und ich hätte gewacht, daß nichts Profanes euch Glückliche weckte.“

Inniger umschlangen die Arme der Frau den Hals des Geliebten, und ihre Worte jagten sich hastiger.

„Mit einem Male war alles anders, verwandelt, und ich war es nicht weniger. Ich konnte nicht traurig sein, wenn ich Mariechens verweinte Augen sah. Ich ahnte, daß etwas Schreckliches geschehen war, aber ich tappte im Finstern, bis ich aus dem guten Andreae die Wahrheit herauslockte. Da hab' ich geweint vor Schmerz, weil dein Lebensglück zerstört war, und ich habe geweint vor Freude, weil du nun ganz mein geworden warst. Nun bist du doch mein?“

Reimers riß die angebetete Frau stürmisch an sich.

Sie schmiegte sich erschauernd in seine Arme.

Ihre Lippen boten sich den seinen und sie flüsterte

ihm zu: „Und wenn dich heute nicht ein Zufall zu mir geführt hätte, — dann hätte ich zu dir gehen müssen. So sehr liebe ich dich."

* * *

Am Spätnachmittage schellte Frau von Gropphusen der Kammerzofe.

Das Mädchen war von dem gewährten Ausgange noch nicht zurückgekehrt. Auf das zweite Glockenzeichen eilte der Diener aus dem Stalle herzu. Erstaunt blieb er auf der Schwelle stehen. Die Gnädige hatte ihr Haar gelöst und stand im Sonnenschein wie in einem goldenen Mantel da.

„Betti ist noch nicht da?" fragte sie.

„Nein, gnädige Frau."

„Nun, das tut nichts. Satteln Sie „Lady Godiva" für mich."

„Zu Befehl. Aber gnädige Frau mögen bedenken, daß „Lady Godiva" schon drei Tage nicht geritten ist, nur bewegt. Sie wird unruhig sein."

Frau von Gropphusen lächelte und antwortete: „Seien Sie unbesorgt! Ich werde mit ihr fertig."

„Soll ich gnädige Frau begleiten?"

„Nein, ich reite allein."

Lässig steckte sie vor dem Spiegel das Haar auf. Ihre blassen Wangen waren leise gerötet, und ihre Lippen schimmerten feucht und purpurn.

Sie schlüpfte in ihr Reitkleid und nestelte das Hütchen fest. Als die Hufe der Fuchsstute auf dem Pflaster klirrten, war sie gerade bereit.

Die Zofe begegnete ihr an der Tür des Vorgartens und erging sich in wortreichen Entschuldigungen.

Frau von Gropphusen erwiderte leichthin: „Schon gut, schon gut."

„Lady Godiva" trat ungeduldig hin und her. Sie schnaubte freudig, als ihr die Hand der Gebieterin die weichen Nüstern streichelte.

Der Diener hob die gnädige Frau in den Sattel.

„Nehmen gnädige Frau lieber heute etwas mehr Trense!" mahnte er.

Hanna Gropphusen nickte.

Die Stute bäumte sich, als ihr die Reiterin nicht sogleich den Kopf freigab. Endlich durfte sie antraben, und sie zeigte in ihren koketten Gängen die ganze Grazie ihres edlen Blutes.

Die wunderschöne Frau auf ihrem Rücken aber glich einer Braut, die dem Geliebten entgegeneilt. —

Hanna Gropphusen schlug den Weg nach dem großen Regimentsexerzierplatz ein. „Lady Godiva" wieherte hellauf, als sie die bekannte Straße entlang trabte. Die gelinde Steigung, die sie dabei zu nehmen hatte, machte ihrer lange zurückgedämmten Ungeduld nichts aus.

Der Platz, ein großes Rechteck, lag auf einer Hochebene. Im Tale unten stockte die heiße Luft, hier oben wehte ein leichter Wind und strich der Reiterin mit linden, schmeichelnden Fingern die blonden Haarsträhne von der leuchtenden Stirn.

Auf dem dürftigen Rasen des flachen Planes gab Hanna Gropphusen der Stute den Kopf frei, und das Tier trug sie in einem flüchtigen gleichmäßigen Galopp bis zum anderen Ende des Platzes.

Ein schmaler Wirtschaftssteg führte daran entlang. Die trägen Bauerngespanne zogen darauf die schwerbeladenen Erntewagen nach der Chaussee. Die kleine Straße führte immer geradeaus bis zum Rande der Hochfläche, in deren Kalkstein sich an dieser Stelle tiefe, steilwandige Steinbrüche eingenagt hatten. Für den Fall, daß ja ein-

mal ein Ackergaul einen Koller bekam, war der Weg mit einem derben Balken gesperrt.

Für eine totsichere Springerin wie „Lady Godiva" war der Balken ein lächerliches Hindernis. Sie nahm es in einem herrlichen, gestreckten Sprunge.

Nach dem Landen gab ihr Hanna Gropphusen ein wenig Gerte zu fühlen.

Die Stute legte die Ohren zurück und verstärkte das Tempo. In einiger Entfernung winkte ein zweites Hindernis, eine Weißdornhecke. Es sah wie eine Hürde aus.

„Lady Godiva" schien mit den Hufen kaum den Boden zu berühren. Goldigschimmernd schwammen Mähne und Schweif in der weichen Abendluft. Aus dem reifen Getreide schreckte ein Wachtelpaar empor.

Nun hob sich die Stute auf den Hinterfüßen zum Sprunge.

Mit einem Male schien sie eine jähe Wendung machen zu wollen. Hinter dem Weißdorn gähnte ein Abgrund.

Aber der Sturm der Bewegung riß sie fort, und eine feste Faust hielt ihr den Kopf geradeaus. — —

Als sich in der Frühe des nächsten Morgens die Steinbrecher an ihre Arbeitsstätte begaben, fanden sie auf der Sohle des Bruches eine tote Frau und ein totes Pferd.

Äußere Verletzungen waren nirgends, weder an der Frau noch an dem Tiere, wahrzunehmen. Die Gewalt des Sturzes mußte die beiden getötet haben. Die Fuchsstute schien entsetzt ins Leere zu starren, die Augen der Frau — oder es war wohl ein Mädchen — waren geschlossen, und ihre schmalen, feinen Hände hielten die Zügel noch fest.

Der Bruchmeister schickte einen jungen Burschen zum Ortsvorsteher, die anderen Arbeiter standen in einem stummen Kreise um die Verunglückten herum.

„Leite," sagte der Bruchmeister schließlich, „es is

ganz kloar, hie kann keens mehr helfen. Macht drum daß mer an unse Arbeet kumm'!"

Ein hagerer, bärtiger Mann widersprach: „Aber es geheert sich, daß mer vorher fier das oarme Frauenzimmer ä Voaterunser bäten."

Denn die Steinbrecher sind fromm; sie stehen stets mit einem Fuß im Grabe, herabrollende Steine, stürzende Wände und zu früh explodierende Sprengpatronen bedrohen ihr Leben, und der Staub des Kalksteins legt sich ihnen auf die Lungen, daß sie früh sterben.

Der Bärtige zog den Hut und betete. Und alle beteten entblößten Hauptes mit.

Nach dem „Erlöse uns von dem Übel" schob er noch ein Bitte ein: „Und gib der oarmen Frau, die de dahier einen schrecklichen schnellen Tod gestorben is, deine ewige Seligkeit. Ja, das tu, o Herr! Denn dein is das Reich, und die Macht und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Oamen."

Ein einziger war schon an seine Arbeit gegangen, ein Greis, der mit zitternden Knieen einen Karren voll Steingeröll vor sich herschob. Er war selbst dem Tode zu nahe, um in dem Anblick der Toten etwas Außerordentliches zu erblicken.

Als er die anderen beten sah, setzte er seine Last nieder.

Sein welker, zahnloser Mund stammelte die Worte mühsam hervor.

„W— was bät't 'r denn," sprach er, „d— daß 'r unser Herrgott d—de ewige Seligkeit schenkt? S—seht se doch an! J—is 'r nich d—de ewige S—seligkeit o of'n Gesichte g—geschrieb'n?"

* *
*

Reimers langte auf dem Truppenübungsplatze wieder an, als die Kameraden zum Mittagstisch im Kasino waren.

Erst beim Aussteigen aus dem Krümperwagen besann er sich auf Frommelts Auftrag Ein klein wenig erschrak er doch über diese Pflichtvernachlässigung. Aber kamen solche Kleinigkeiten noch in Betracht? Er mußte nur darüber lächeln, daß er überhaupt daran gedacht hatte.

In seinem Barackenzimmer warf er sich auf das harte Feldbett. Es war dumpf in der kahlen Stube, trotzdem das Fenster weit offen stand. Die getünchten Wände schienen näher zusammenzurücken, und er meinte ersticken zu müssen.

Müde schloß er die Augen. Da verschwand die quälende Vision, und er hatte das befreiende, erlösende Gefühl, als sei er über den Raum hinausgewachsen und fliehe und zerfließe in der unbegrenzten Weite des Weltalls.

Vor dem Fenster ritt die Forstschutzpatrouille vorbei. Der Mann hatte es sich auf dem Gaul bequem gemacht, so daß die lose herabhängenden Bügel mit den Sporen zusammenklangen. Im Näherkommen hörte man das Knarren des Sattelzeugs. Allgemach verhallten die Geräusche wieder. Nur das metallische Aneinanderklingen war noch lange vernehmbar.

Vielleicht war der helle Ton auch nur die Vorspiegelung einer Sinnestäuschung.

Dann kamen Stimmen vom Kasino her, die helle Krähstimme Wegstettens und der behäbige Baß des Majors Lischke.

Der kleine Hauptmann entrüstete sich über das Essen.

„Nein, nein, Herr Major," zankte er, „die Kasinoverwaltung setzt uns einen Saufraß vor, dabei bleibt's. Dieser erste Gang — Ochsenfleisch mit Bouillonkartoffeln! Pö! Es war altes mageres Kuhfleisch, zäh wie Sohlenleder! Und Bouillon? — Wasser mit Liebig und Maggi!"

„Aber, lieber Wegstetten," begütigte Lischke, „bedenken Sie die Transportschwierigkeiten! Zwei Stunden per Achse, und zu teuer soll's doch auch nicht sein."

Wegstettens Widerrede verklang im Hausflur.

Reimers richtete sich schnell vom Bett auf. Er hatte Sorge, daß Frommelt ihn aufsuchen möchte und daß er dann noch irgend eine Notlüge erfinden müßte.

Er nahm seinen kleinen Revolver aus dem Schubfach und sah nach der Walze. Sie war mit fünf Patronen geladen. Er war schon oft dabei gewesen, die Waffe zu entladen. „Wozu?" hatte er dann stets gedacht, „wer weiß, wann man sie einmal brauchen kann?" Und die Sicherung war ja verläßlich.

Er eilte die Treppe der Offiziersbaracke hinunter und lief hastig die Lagergasse entlang zum Tore. Die Schildwache versah sich um diese Stunde keiner Ehrenerweisung. Mit offenem Munde schaute sie hinter ihm drein. Dann schritt sie auf ihren Platz neben dem Schilderhaus und holte das versäumte Präsentieren ernsthaft nach, denn so wollte es die Vorschrift.

Ein Stück vom Lager entfernt mäßigte Reimers seine Eile. Schließlich ging er ganz langsam.

Seine Schritte waren tastend, wie ins Leere tappend. Er hörte sich nicht auf dem Boden auftreten, und seine Augen waren starr voraus ins Weite gerichtet wie die eines Nachtwandelnden. Alles schien ihm weit fortgerückt zu sein, der sandige Weg, auf dem er schritt, und der dunkle Wald und die blühende Heide zu den Seiten. Und seltsam leicht war es ihm, als ob er schwebe und fliege.

Über die Ruinen des verwüsteten Dorfes sank die Nacht herab.

Reimers fand sich mühsam in den Trümmerhaufen der Dorfstraße zurecht und gelangte strauchelnd durch den

Flur des stattlichen Hauses in den Hofraum, in dem er am Tage vorher geweilt hatte.

Die weißen Rosen des Strauches an der Hauswand leuchteten noch ein wenig in der Finsternis. Er bog den hochwuchernden Buchsbaum zur Seite und setzte sich auf das brandmürbe Mauerwerk des herabgefallenen Essenkopfes.

Irgendwo in einer Mauerlücke der Ruinen schrie ein Käuzchen. Der Ruf klang ganz in der Nähe.

Reimers lächelte. Der Altweiberaberglaube sagte: wo ein Kauz schreit, da wird bald ein Toter sein. Diesmal behielten die alten Weiber recht.

Er stützte den Kopf in die Hand und sann.

Mit einer verwirrenden Schnelligkeit glitten allerlei Bilder aus seinem Leben an ihm vorüber, aus dem unklaren, kindischen Drange der Knabenzeit, aus der Begeisterung des Jünglingsstrebens, aus dem hochgemuten Stolze des Mannesalters und aus der letzten Zeit der schlimmen Zweifel.

Es war ihm, als ob er bereits über die Irrungen des Erdentreibens hinaus in ein klareres Licht erhoben sei.

Die ungestümen, über das Ziel hinausschießenden Gedankenfolgen, die ihn am Tage vorher verwirrt hatten, blieben seinem ruhigen Erwägen erspart. Was half es, sich gegen die Übermacht einer unerbittlichen Notwendigkeit anzustemmen? Gewiß, der Krieg war eines der furchtbarsten Schrecknisse, die jemals über die Erde verhängt worden waren, und der war der neue Heiland, der die Welt von diesem Übel erlöste. Aber wann kam dieser Messias?

Bis dahin galt es vorzusorgen.

Die Völker brachen fast unter der Last der Rüstungen zusammen, aber keines wollte den Anfang damit machen, die drückende Bürde abzuwerfen. Und das deutsche Volk,

das sich der Weltgeschichte eigens als Probiergegenstand dargeboten zu haben schien, das sich sein Schicksal so wechselvoll und widerspruchsvoll gestaltet hatte, wie kein anderes Volk, — das deutsche Volk, das zugleich so großdenkend und so kleinlich, so stolz erhaben und so würdelos, so urkräftig und so schwächlich sein konnte, das Kulturwerte ohnegleichen geschaffen hatte und sich doch niemals seines Wertes bewußt wurde, das von allen gehaßt und trotzdem immer in sich uneins war, — das deutsche Volk hatte am wenigsten Grund, den Anfang zu machen.

Es mußte, seufzend wie die anderen Nationen, seine Zuversicht auf ein starkes Heer setzen.

Aber nun kam das Erdrückende: — das war heute nicht mehr jenes deutsche Heer, das sich einstmals in einem ruhmvollen Kriege die widerwillige Bewunderung der ganzen Welt erzwungen hatte.

Reimers nahm einen schmerzlichen Abschied von diesen heißgeliebten, teuren Kämpfern, den so schlichten Helden einer so gewaltigen Zeit. Er begleitete die deutschen Truppen noch einmal auf ihrem Siegeslaufe. Jeder Name klang ihm liebevertraut ins Ohr: Saarbrücken, diese Plänkeleien, denen noch der Ernst des Krieges fehlte, die sich wie lustige, übermütige Neckereien ausnahmen, Weißenburg und Wörth, wo die Bayern mit den Norddeutschen die Waffenbrüderschaft schlossen, Spicheren, wo sich ein leichtes Nachhutsgefecht zu einer Schlacht auswuchs, Metz, das dem Feinde die eine der beiden Feldarmeen kostete und das unzählige deutsche Mütter weinen machte, Beaumont, das Vorspiel zu der Riesentragödie von Sedan, endlich Paris und die verbissenen Raufereien der alterprobten Krieger mit der jungen Begeisterung der republikanischen Entsatzheere bei Orleans, Beaune la Rolande, Le Mans, St. Quentin und an der Lisaine. Er sah die Armee lorbeerbekränzt aus dem Feldzuge zurück-

kehren, und darnach hob jene stille, unermüdliche Tätigkeit an, die auf dem Erworbenen nicht ausruhte, sondern weiter baute, um das Erworbene zu schützen und festzuhalten.

Dann schaute er auf die Gegenwart und mehr noch auf die Zukunft.

Jetzt war noch ein gut Teil jener bescheidenen, stillen Hingabe an die Pflicht im Heere lebendig, aber verdrängte nicht mit jedem Tage das neuzeitliche, hohle, geräuschvolle Gleißen und Prunken die gute, alte Art, die sich ihrer Kraft ohne große Worte bewußt war? An die Stelle der auf solche Mittel stolz verzichtenden früheren Schlichtheit traten Tändeleien und Äußerlichkeiten. Und das in einer Zeit, die sich durch solche Torheiten weniger als irgendeine gefangen nehmen ließ!

Und je weiter die Armee auf dieser Bahn vorschritt, desto mächtiger wuchs in ihren eigenen Reihen das Verderben heran. Die unaufhaltsam um sich greifende sozialistische Gesinnung der Mannschaften und die wachsende Unlust zum Dienste vollendeten von innen aus die Zerstörung, die von außen bereits an dem festen Gefüge des Heeres rüttelte. Mit blinden Augen ging dieses Heer, dem die überzeugte Begeisterung für einen Kampf mehr und mehr mangelte, das immer weniger zum Kriege, immer mehr zur Parade erzogen wurde, seinem Verderben entgegen. In der Ferne loderten bereits die Flammen der Vernichtung, dröhnte schon der Zusammenbruch, — die Erben der Sieger von Sedan marschierten stracks darauf los, steif, mit durchgedrückten Knieen, im feierlichen Parademarsch, — die Wegweiser an der Heerstraße wiesen nach Jena.

Reimers stöhnte in seinem ingrimmigen Schmerze.

War denn nirgends Rettung?

Er blickte empor und starrte in die schwarze Nacht.

Rings um ihn war Finsternis. Der wolkenverhangene Himmel hob sich eine geringe Spur heller von den dunklen

Mauern ab, und nur die blühenden weißen Rosen belebten die tiefe Trostlosigkeit der Nacht mit helleren Farbenflecken.

Ein leiser Wind strich über die öde Stätte hin. Er trug den Duft der blühenden Heide und die harzige Würze des Nadelwaldes auf seinen Flügeln.

Und von den Schollen des Gartenbeetes stieg ein anderer Geruch auf, der sich mit dem Wehen des Windes mischte, ein herber Geruch der Kraft, der Geruch des Bodens, der heimatlichen Erde.

Er goß eine starke Zuversicht in das verzweifelnde Herz des einsamen Mannes und richtete seinen gesunkenen Mut auf.

Die heimatliche Erde war die niemals absterbende Wurzel, aus der das deutsche Volk sich immer von neuem verjüngte. Dank der Liebe zur heimatlichen Erde konnte es niemals untergehen.

Das war ja die immerwährende unbewußte Sehnsucht des Volkes, die die Arbeiter an den Feiertagen aus den Riesenstädten herauslockte, so daß das Grün der Wiesen und Wälder von den bunten Sommerkleidern der Frauen und Kinder mit farbigen Tupfen gesprenkelt wurde, die Sehnsucht, die die kleinen Leute trieb, ein paar Geviertfuß Landes zu erwerben, um nur auf eigenem Boden zu stehen und Früchte zu bauen, die an Wohlgeschmack alle gekaufte Nahrung himmelweit überragten, — die große lebendige Liebe zur heimatlichen Erde.

Und mit einem Male hatte Reimers ein Traumgesicht.

Er sah von einem erhabenen Standpunkte aus auf die Erde hinab. Deutschland lag unter ihm, als ob er aus der Gondel eines Ballons hinabschaute, in den wohlbekannten Umrissen, die die Karten der Atlanten angaben, — und trotzdem meinte er jedes Dach der Städte und jeden Baum der Wälder zu unterscheiden. Alles Land trug

frucht, Moore, Watten und Heiden waren in fruchtbare Felder oder in stattliche Forsten verwandelt, aber die riesigen Breiten des Großgrundbesitzes waren verschwunden. Vom Haff bis zu den Vogesen, von den Marschen Schleswigs bis zu den bayrischen Alpen reihte sich ein Bauerngut an das andere. Die Städte wuchsen nicht mehr an, denn ein neues, glücklicheres Geschlecht bebaute den Boden, ein starkes Geschlecht, von dem aus ein Strom der Kraft erneuernd in die Städte flutete, ein freies Geschlecht, das sein Vaterland mit einer geläuterten, freiwilligen und bewußten Liebe liebte. Und die Sonne strahlte heiter und mütterlich über diesem Lande des Friedens und des Glückes.

Das freundliche Bild versank, und wiederum starrten seine Augen in das Dunkel.

Von fern her, aus dem Barackenlager, wehte der Nachtwind die Töne des Zapfenstreiches heran. Er lauschte gedankenlos. Die Entfernung dämpfte die helle Fanfare, und der feierliche, verhallende Schluß erstickte gleichsam in der tiefen Melancholie der Finsternis.

Zapfenstreich — das hieß zur Ruhe gehen.

Er dachte an die blasse schöne Frau, die er liebte, die ihn den seligen Überschwang des Lebens noch einmal vor dem Sterben hatte kosten lassen.

War sie wohl auch schon zur Ruhe gegangen? — —

Die kleine Waffe gab einen schwachen Knall.

Nur das Käuzchen flatterte aus seinem Mauerloche auf.

Es strich mit ängstlichen Flügelschlägen über das verwüstete Dorf hin und stieß seinen klagenden Schrei aus.



XVII.

„Liebe des Vaterlands,
Liebe des freien Manns —"
(Nationalhymne.)

Franz Vogt hatte sich den Tag seiner Entlassung aus dem Festungsgefängnis auf den Anfang des Februar ausgerechnet. Er wünschte sich dazu eine klare Sonne am strahlenden, blauen Winterhimmel, einen derben Frost und knirschenden Schnee auf der Erde.

Wirklich fügte sich alles nach seinem Wollen. Der kecke Vorfrühling, der den Festungsgefangenen auf dem großen Exerzierplatz bei der Arbeit bereits warm gemacht hatte, wurde in einer einzigen Nacht wieder von dem legitimen Winter verdrängt. Der Schnee knirschte unter den Sohlen, der Hauch gefror im Augenblick und behängte den Bart mit Eiszapfen, und an dem blauen Himmel strahlte eine schöne, klare Sonne.

Aber als sich die schweren Tore des Gefängnisses öffneten, streifte Vogt die winterliche Pracht mit keinem Blicke. Er dachte an Wolf, den sie bei seinem Fluchtversuch niedergeschossen hatten. Er selbst hatte den Toten, dessen Schädel von dem Geschoß gleichsam auseinandergesprengt war, mit aufgehoben.

Nun, vielleicht war dieses rasche Ende das beste für den Kameraden gewesen. Er war nun der verhaßten, langen und unerträglichen Gefangenschaft ledig, er war ganz frei. —

Vogt wurde von einem Sergeanten nach der Garnison zurückgebracht. Fast zwei Monate hätte er noch

nachzudienen gehabt, — denn die fünf Monate der Haft kamen nicht auf die Dienstzeit in Anrechnung, — aber da der Vater gestorben war, mußte er wohl oder übel entlassen werden, damit das herrenlose Gut daheim nicht verwahrloste.

Es dauerte ein paar Tage, bis die Förmlichkeiten erfüllt waren. Man wußte in der Batterie nicht recht, was man in dieser Zeit mit ihm anfangen sollte. Es hatte wenig Zweck, ihn im Frontdienst zu verwenden, zur Zeit der Batteriebesichtigung war er ja doch längst entlassen. So haspelten sich für ihn die Tage langsam zwischen Kammerdienst, Wachestehen und ein paar Mal Exerzieren herunter.

Der Kanonier Vogt tat ordentlich und gehorsam alles, was ihm geheißen wurde. Aber das geschah nicht mehr mit der freien, offenen Bereitwilligkeit, die ihn früher zu einem so guten Soldaten gemacht hatte. Der frische, treuherzige Bursche war durch seine Strafe in einen finsteren, verschlossenen Menschen verwandelt worden.

Die Kameraden seines Jahrgangs waren längst in alle Winde zerstreut. Gustav Weise war der einzige, der noch davon ausgehalten hatte. Er trug seine Unteroffizierstressen mit Würde und begegnete Vogt mit einer verschämten, gönnerhaften Vertraulichkeit. Aber der Kanonier verhielt sich ablehnend und durchaus respektvoll gegen ihn, wie es sich einem Vorgesetzten gegenüber schickte.

Eines Abends sagte Käppchen, der Schreiber, der in dem raschen Wechsel der Batteriechargen der allein Beständige zu sein schien: „Vogt, Ihre Papiere sind eingetroffen. Morgen können Sie gehen."

Vogt antwortete: „Zu Befehl, Herr Unteroffizier."

Er war allein in Stube IX, als er am Entlassungs-

morgen seinen Zivilanzug anlegte. Die Batterie war zum Gesamtfußexerzieren auf dem Exerzierplatz. Er nahm sich Zeit beim Umkleiden. Was hatte er auch zu versäumen? Draußen wartete niemand auf ihn, gleichwie ihn hier nichts und niemand festhielt. Er stand ganz allein in der großen Welt. Wohin er auch kam, es gab keine Augen, die sich freuten, und von wo er ging, er hörte kein freundliches Wort des Abschieds hinter sich.

Von der Tür aus umfaßte er die kahle Kasernenstube noch einmal mit einem Blicke. Einmal hatten ihm diese grauen Wände so etwas wie eine Heimat bedeutet, damals, als der treue Klitzing sein Schranknachbar gewesen war. Aber das war längst vorbei.

Er schritt die Treppe hinunter und ging zum hinteren Tore hinaus. Auf dem Hofe war die Batterie vom Exerzieren wieder eingerückt. Hauptmann von Wegstetten stand vor der Front und redete mit seiner hellen Stimme von dem, was noch nicht geklappt hatte und was er besser gemacht wissen wollte.

Vogt zog seinen Hut, und der Batteriechef legte flüchtig die Hand an den Mützenschirm. Der Gruß sah beinahe verlegen aus.

Es war auch eine verkehrte Welt. Wegstettens Augen blieben zufällig auf Gustav Weise haften, der als rechter Flügelunteroffizier des ersten Zuges eingeteilt war. Es wäre unrecht gewesen über ihn zu klagen. Weise tat seine Pflicht sehr brav. Aber der Hauptmann hätte doch lieber an seiner Stelle einen Unteroffizier Vogt gesehen.

Vor Weise stand Oberleutnant Brettschneider als Führer des ersten Zuges. Es hatte den Anschein, als wollte er mit seinem steifen Hals und mit seinem hocherhobenen Kopf den ungeheuren Abstand andeuten, der ihn von den Mannschaften trennte. Zwischen dem

Offizier und seinen Untergebenen bestand aber auch nicht der geringste Zusammenhang.

Und wiederum blickte der Batteriechef finster drein. Es konnte einer auf Kriegsakademie in Taktik und Kriegsgeschichte ganz außerordentlich geglänzt haben, und er war doch kein Frontoffizier von wirklichem Nutzen, geschweige denn ein brauchbarer Erzieher der Mannschaften zu militärischer Tüchtigkeit und zu überzeugtem Patriotismus. —

Als Vogt auf dem Bahnhof ankam, war der Zug, den er hatte benutzen wollen, bereits abgefahren.

Nun, das machte nichts aus. Er wartete eben auf den nächsten.

Der trübe Februartag neigte sich seinem Ende zu, als er die Landstraße nach dem Heimatdorfe hinaufschritt. Ohne Freude sah er die vertrauten Einzelheiten der Gegend aus dem Nebel hervortreten. Er streifte die Äcker neben der Chaussee mit flüchtigen, mürrischen Blicken, und als jenseits des Flusses die Burg der Kreisstadt auftauchte, von dem bewaldeten Tal eingerahmt und im verschwommenen Dunste noch gewaltiger und stattlicher herüberprunkend als im klaren Lichte, schaute er kaum zur Seite.

Vor dem Einnehmerhaus stand er einen Augenblick still. Die verstaubten Fenster blickten ihn tot und fremd an, und die verschlossene Tür über der abgetretenen Sandsteinschwelle schien ihn zurückzuweisen.

Die kleine Seitenpforte im Hoftor war nur angelehnt. Franz Vogt betrat sein väterliches Erbe.

Gerade schlürfte der alte Maurerinvalid Wackwitz mit seinem Holzbein über den Hof, einen Eimer gedämpfter Kartoffeln tragend.

„Hier hat niemand nischt zu suchen!“ fuhr er den Eindringling an.

Dann erkannte er den „jungen Herrn Vogt“. Er führte ihn sogleich in den Stall und wies ihm in seiner täppischen, geschwätzigen Art das gute, glatte Aussehen der Kühe und das weiße, appetitliche Fett der Schweine. Aber den sollte man auch noch finden, der sich solche Mühe mit dem Vieh gab wie er! Und sparsam war er dabei mit dem Futter umgegangen, trotzdem der Gemeindevorstand nicht gerade reichlich zugemessen hatte!

Vogt hörte gedankenlos zu. Er nickte zu allem, was der redselige Alte sagte. Es war auch richtig, — die Tiere sahen wohlgehalten aus.

Er klopfte der Rotschecke, die hochtragend in ihrem Stande lag und ihm behaglich wiederkäuend den Kopf zukehrte, leicht die straffe Lende.

Aber er wurde ein Unbehagen nicht los. Er schob mit dem Fuße ein Stück Streu von der Stallgasse und vermied ängstlich die Düngerspuren auf dem Pflaster des Hofes.

Auf dem Gemeindeamt ließ er sich die Schlüssel zum Hause aushändigen. Eine dumpfe, kalte Luft schlug ihm im Flur entgegen, und aus jeder Stube drang derselbe, eingesperrte, erkältende Hauch. Ein dicker Staub lag überall auf Dielen und Möbeln.

In den Zimmern war kein Stück des Hausrats vom Platze bewegt worden, und kein Bild hing einen Zoll anders an der Wand, aber es schien Vogt, als seien die Stuben leer und die Wände kahl. Er schauerte vor Frost und in dem Gefühl seiner Verlassenheit.

Vorn in der früheren Dienststube stand der schlichte Lehnstuhl des Vaters eng an den Tisch herangerückt, und unter die Schmalseite war der Schemel geschoben, auf dem der Sohn gewöhnlich dem Vater gegenüber gehockt hatte. Es sah nicht anders aus, als ob die beiden nur einmal über die Felder gegangen wären und im Augen-

blick zurückkehren würden. Aber das Gefühl, zu Hause zu sein, wollte sich auch hier nicht einstellen.

Franz Vogt sah sich traurig um. Es war alles wie früher. Das kleine Schiebfenster klapperte immer noch, wenn der Wind an den Scheiben rüttelte, und in der Ecke lehnte die Stange mit dem rotweißgestreiften Geldbeutel. Aber der Vater lag auf dem Friedhofe unter den hochaufgeschichteten lehmigen Schollen seines frischen Grabes, und er, der Sohn, stand in dem väterlichen Hause als ein Fremdgewordener.

Langsam ließ er sich in den Lehnstuhl nieder. Es kam ihm wie eine Anmaßung vor, und es war doch nichts als ein rechtmäßiges Inbesitznehmen.

Er saß lange, den Kopf in die Hand gestützt. Draußen war der Abend herabgesunken, und an den vorüberknarrenden Lastwagen baumelten kleine, trüb brennende Laternen zwischen den Vorderrädern. Manchmal trug auch das Sattelpferd das matte, schaukelnde Licht am Kummet.

Das Brüllen des Viehs schreckte ihn aus seinem Grübeln auf.

Er hatte den alten Invaliden mit einem guten Trinkgeld abgelohnt. Denn er wollte es ebenso wie der Vater halten, alle Arbeit selbst verrichten.

Er gab den Tieren das Futter, das noch vom Mittag bereit stand. Für ihn selbst indessen war keine Rinde Brot, kein bißchen Butter im Hause. Er machte sich in der Dunkelheit auf den Weg ins Dorf und konnte von Glück sagen, daß der Bäcker seinen Laden noch nicht geschlossen hatte und daß ihm ein Nachbar ein Stückchen Butter abließ.

Und als er sich, todmüde von den wechselnden Eindrücken des Tages, zur Ruhe legen wollte, fehlten die Laken auf dem Lager. Er hatte keine Lust, noch in dem

Wäschespind herumzukramen und kroch mißmutig unter die rauhe Wolldecke.

Am Morgen hörte er abermals das unzufriedene Murren der Kühe.

Er sprang vom Bett auf und nahm sich kaum Zeit zum Waschen. Es galt, tüchtig zu schaffen, und dieses Plagen und Mühen währte ohne Unterlaß vom frühesten Morgen bis zur Nacht. Kaum daß er des Mittags im Dorfwirtshaus eine rasche warme Mahlzeit halten konnte.

Er ließ es nicht an sich fehlen und war unverdrossen bei seinen Verrichtungen.

War das nun aber der Zustand, nach dem er sich als Soldat so oft zurückgesehnt hatte? Dieses Hasten und atemlose Mühen, dieses Eilen von einem zum anderen ohne Verschnaufen und ohne Erholen?

Er lächelte bitter vor sich hin und schaute aus matten, unfrohen Augen drein.

Wie früher machte ihn sein Tagewerk müde, und seine Schultern fühlten die ganze, drückende Last der Arbeit, aber die Freude an der Arbeit, die ihn sonst aufgerichtet hatte, die ihm die schwere Bürde auf dem Rücken erleichtert hatte, dieser wunderbare Trost für alle Mühe und Plage, — die Freude an der Arbeit war ihm nicht zurückgekehrt.

Die Bestellzeit der Sommersaat kam heran. Wenn die jungen Lindenblätter als zarte braune Kölbchen an den Zweigen anzusetzen begannen, wurde das Sommergetreide gesät. Vorher jedoch mußten die Felder, die im Winter in rauher Furche gelegen hatten, gepflügt und geeggt werden.

Franz Vogt spannte die beiden falben Kühe ein, die Rotschecke blieb im Stall.

Das winterliche Wetter behauptete in diesem Jahre besonders hartnäckig das Feld. Wenn er hinter dem Pflug

herschritt peitschten ihm Hagelschauer ins Gesicht, und eisige Winde fauchten ihm durch alles Überzeug und durch die gestrickte Wolljacke bis auf die Haut. Er kehrte dem Sturme den Rücken zu, um Atem zu schöpfen, und barg das Gesicht hinter dem schützend vorgehaltenen Arm. Mehr als einmal führte er sein Gespann von der unterbrochenen Arbeit weg in den wärmenden Stall.

Dann versäumte er keine Sorge für die Tiere, und die beiden Falben standen bald zufrieden in dem lauen Stalldunst, mit den Füßen in der reichlichen Streu scharrend und behaglich brummend.

Er selbst aber hockte vor dem kalten Herde und suchte den glimmenden Torf zu einer hellen Flamme anzublasen. Er warf den regennassen Friesrock über eine Stuhllehne und wartete frierend, daß das Feuer brennen und wärmen sollte. Dabei ertappte er sich zuweilen auf dem Gedanken, daß es das Beste wäre, den ganzen Kram, Haus und Feld, zu verkaufen und in die Stadt zu wandern. Lebte er nicht hier wie ein reines Arbeitstier? Ja, schlechter noch? Er hatte seit seiner Entlassung nicht einen einzigen Ruhetag gehabt, nicht einen zwischen all den Werktagen, an denen er sich abgerackert hatte, daß ihm alle Knochen wie zerschlagen waren! Wolf hatte ihm erzählt, wie leicht jeder arme Teufel in der Stadt fortkam, wenn er nur einen einigermaßen offenen Kopf hatte, wie frei und unabhängig man da war, — um viel mehr erst einer mit ein paar tausend Talern in der Tasche!

Und gerade traf es sich günstig, daß der Rittergutsbesitzer auf die Felder ein gar nicht unebenes Gebot getan hatte. Sie wurden zur „Abrundung" gebraucht.

War es nicht das Gescheiteste, diese Gelegenheit beim Schopfe zu fassen?

Das Allermindeste war jedenfalls daß man sich die Sache einmal gehörig durch den Kopf gehen ließ.

Vielleicht gab der Rittergutsbesitzer desto mehr, je zaudernder und unwilliger man sich stellte? —

Endlich schlug die Witterung um. Man konnte nun an das Säen denken.

Etwas wie die Ahnung einer kommenden wärmeren Zeit milderte die Morgenfrische, als Franz Vogt zum Viehfüttern über den Hof schritt. Der östliche Horizont war hell gefärbt, die klare, glänzende Sonne, die dahinter im Aufgehen war, schickte die Ausläufer ihrer Strahlen, gut Wetter kündend, voraus.

Der junge Bauer warf noch einen Blick in den Stall zurück auf die Rotschecke, deren Füße den mächtigen Leib kaum mehr tragen zu können schienen. Aber nein, vierzehn Tage währte es noch, bis es zum Kalben kam.

Zum ersten Male verspürte er wieder eine leise Spur der Freude und Befriedigung. Diese Rotschecke war ein Prachttier. Riesenkälber pflegte sie zur Welt zu bringen, und putzige dazu, die ganz besonders drollige Sprünge machten und immer wunderschön gezeichnet waren. Es tat einem fast leid, wenn der Metzger sie abholte.

Die beiden Falben brüllten freudig, als sie aus dem Stalle trotteten. Es war, als ob sie den Sommer mit all dem Grünfutter in der milderen Luft witterten. Er schirrte sie ins Joch vor den kleinen Brettwagen.

Dann holte er den Sack Saatweizen vom Boden. Er hatte sich das Getreide längst bereit gestellt, und vertauscht war der Sack auch nicht, — trotzdem band er den Bund auf, um sich zu überzeugen. Er griff tief mit der Hand in die Körnerflut hinein und ließ sie zwischen den losen Fingern hindurchrinnen. Voll und gewichtig lagen ihm die Körner in der Handfläche.

Und abermals machte ihm eine leise Freude das Herz höher schlagen. Er sah die Saat grünen, wachsen und reifen. Starke Halme wogten dicht aneinander, und wenn

der Sommerwind das Feld streichelte, neigten sich schwere Ähren unter seinem Wehen.

Mit einem hellen Blicke schaute er sich um: Haus und Stall waren wohl verwahrt, die Egge lag noch draußen auf dem Acker, — er war bereit. So trieb er sein Kuhgespann munter an.

Das Feld lag unterhalb des Dorfes am Abhang. Er mußte die Straße ein kleines Stück abwärts fahren. Jenseits des Flusses tauchten die Türme des Markgrafenschlosses im Morgendunst auf. Waren sie über Nacht gewachsen, daß sie so schön und stattlich herüberglänzten? Die höchste Spitze ragte bereits in den goldenen Schimmer des anbrechenden Tages hinein.

Am Acker machten die beiden Falben von selbst halt.

Franz Vogt lächelte. Jawohl, das mußte dem Rittergutsbesitzer ein Dorn im Auge sein! Schmal war der Acker, aber er streckte sich wie ein langer Arm mitten in die Breite des Rübenfeldes hinein, es teilend und kräftig der Übermacht standhaltend die ihn nicht erdrücken und verschlingen konnte. Ein prachtvoller, fruchtbarer Boden war es, ein Boden, der die Düngung eigentlich gar nicht nötig hatte, die ihm dargebracht wurde.

Der Stolz des Bauern wurde in dem jungen Menschen wach. O nein, so einfach, wie es sich der Rittergutsbesitzer dachte, lief die Sache mit dem Verkauf nicht ab. Es konnte noch eine gute Weile dauern, bis das Riesenfeld da „abgerundet" war.

Franz Vogt band das Saattuch um und schüttete einen Teil des Saatweizens hinein. Die beiden Kühe standen wiederkäuend am Wegrand.

Er wandte sich nach dem Acker.

Die Sonne ging strahlend darüber auf. Die schwarze Erde lag zum Empfangen bereit, und aus den Furchen stieg ein leichter Dampf auf, der den kräftigen Geruch des

Bodens ausströmte, ein Rauchopfer, das die Erde der treuen mütterlichen Sonne zum Beginn eines neuen Jahres der Fruchtbarkeit darbrachte.

Die nie ermüdende Kraft der Erde war in diesen flüchtigen Dunst eingeschlossen, und sie goß von ihrer Frühlingssegenfülle Stärke und Mut in die Menschen.

Da zwang ein überströmendes Gefühl den jungen Bauer auf die Kniee, und er berührte die Erde mit scheuen, zagenden Händen, — wie ein Heiligtum.

Er hatte die Heimat wiedergefunden.

Dem riesigen Nachbarfelde näherte sich ein Trupp der Rittergutsarbeiter, Sachsengänger, fremdes Volk aus Galizien. Die Weiber hatten farbige Kopftücher umgetan und trugen hohe Stulpenstiefel an den Füßen.

Hintereinander trabend wie eine Herde Sklaven, mürrisch und halb noch im Schlafe, betraten sie das Feld. Hinterdrein schritt der Inspektor.

„Avanti, avanti!" rief er.

Er hielt es vielleicht für polnisch.

Und die landfremden Leute machten sich an die Arbeit. Sie hatten die Köpfe müde gesenkt, und ihre Bewegungen glichen der Verrichtung einer Maschine.

Franz Vogt aber schritt aufrechten Hauptes der Sonne entgegen und streute, weit ausholend, den Samen in die Furchen seines Ackers.

Ende.

Kahlenberg, Hans v. Die unechten Randows. 6. Tauf. Geh. M. 2.50, geb. . . . . M. 3.50
Kipling, Rudyard. Das neue Dschungelbuch. 14. bis 16. Tauf. In Ganzleinwand geb. mit Goldschnitt „ 5.—
— Kim. Ein Roman aus dem gegenwärtigen Indien. 9.—11. Tausend . . . . „ 4.—
— Kim. Liebhaberausgabe mit Originalillustrationen. Elegant gebunden . . . . „ 6.—
— Lange Latte und Genossen. 7. u. 8. Tausend . . . „ 4.—
Elegant gebunden . . . . „ 5.50
— Lieder aus dem Biwack. Kartoniert . . . . „ 2.50
Krieglstein, Eugen. Aus dem Lande der Verdammnis. Illustrierte Erzählungen. Geh. M. 4.—, geb. . . . „ 5.—
— Zwischen Weiß und Gelb. Neue Erzählungen aus dem Lande der Verdammnis. Illustriert, 2. Aufl. Geh. M. 4.—, geb. . . . . „ 5.—
Kuhls, Karl. Das Monopol. Sozialer Roman aus dem russischen Volksleben. Geh. M. 4.—, geb. . . . „ 5.—
Kyber, Manfred. Meister Mathias. Drama . . . . „ 1.—
— Der Schmied vom Eiland. Gedichte. Geh. M. 3.—, geb. „ 4.—
L'Arronge. Bis zum Wahnsinn. Roman . . . . . „ 3.—
Elegant gebunden . . . . „ 4.—
Lothar, Rudolph. Die Fahrt ins Blaue. Roman . . „ 3.50
Elegant gebunden . . . . „ 4.50
Menz, Ada. Wir höheren Töchter. Roman . . . . „ 3.50
Gebunden . . . . „ 4.50
Münzer, Kurt. Abenteuer der Seele. Geh. M. 3.50, geb. „ 4.50
— Schweigende Bettler. Roman. Geh. M. 3.50, geb. „ 4.50
— Der Strandläufer. Roman. Geh. M. 2.50, geb. . . „ 3.50
Ohorn, Anton. Die Brüder von St. Bernhard. Drama. 9. Auflage Geh. M. 2.—, geb. . . . . „ 3.—
— Der Abt von St. Bernhard. 2. Auflage . . . . . „ 2.—
Elegant gebunden . . . . „ 3.—
Philippi, Felix. Pariser Schattenspiel. 2 Bände . . à „ 3.—
Elegant gebunden. 2. Auflage . . . . à „ 4.—
Reuter, Otto. Hero Omkens Ausfahrt. Roman . . . „ 4.—
Elegant gebunden . . . . „ 5.—
Sandt, Emil. (Verfasser von „Cavete".) Im Äther. Das Testament eines Einsamen. Roman . . . . „ 4.—
Elegant gebunden . . . . „ 5.50
Sello, Erich. Erntetag. Gebunden . . . . „ 4.—
Sittenberger, Hans. Der geheilte Vitus. Roman . „ 3.50
Elegant gebunden . . . . „ 4.50
Strobl, Karl Hans. Der brennende Berg. Roman . . „ 4.—
Elegant gebunden . . . . „ 5.—
— Romantische Reise im Orient. Reich illustr. . . . „ 5.—
Elegant gebunden . . . . „ 6.—
Wallace, Alfred Russel. Des Menschen Stellung im Weltall. 3. Auflage . . . . „ 8.—
Elegant gebunden . . . . „ 10.—

Setzmaschinensatz und Druck der Berliner Buch- und Kunstdruckerei, G. m. b. H. Berlin—Zossen.